Phil. Uo
246d

Herbart

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

J. F. Herbart's
kleinere philosophische Schriften.

Zweiter Band.

J. F. Herbart's
kleinere
philosophische Schriften
und
Abhandlungen,
nebst dessen
wissenschaftlichem Nachlasse.

Herausgegeben
von
Gustav Hartenstein.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1842.

84. D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Ueber den grössten Theil der in diesem zweiten Bande enthaltenen Schriften und Abhandlungen, von welchen die Mehrzahl bis jetzt noch ungedruckt war, werden mit Beziehung auf das schon in der Einleitung zum ersten Bande Gesagte, wenige kurze Bemerkungen genügen; nur bei einigen scheinen einige erläuternde Zusätze nicht ganz überflüssig zu seyn. Zu den letzteren gehören sogleich die beiden im Jahre 1814 gehaltenen Reden *über den freiwilligen Gehorsam als Grundzug ächten Bürgersinnes in Monarchien*, und *über Fichte's Ansicht der Weltgeschichte.* (No. I. und III.) Beide wurden zu einer Zeit gehalten, wo es eben gelungen war, das Joch einer drückenden Fremdherrschaft von Deutschland abzuschütteln, und wo die Hoffnungen einer neuen bessern Zeit selbst von dem Gefühle der Erschöpfung, welches der harte Druck und die Anstrengungen des Kampfes zurückgelassen hatten, sich nicht wollten hemmen lassen. Dass nun Herbart, den der Glanz der Napoleonischen Macht niemals geblendet hatte, den Befreiungskampf, den Kampf um die nationale Selbstständigkeit mit inniger Theilnahme begleitete, dafür legen diese kurzen Reden Zeugniss ab. Auch die Hoffnungen Deutschlands theilte er; er theilte sie in dem Grade, als er die schlichten und ehrlichen Gesinnungen des Rechts, der Billigkeit, der aufrichtigen Eintracht, des wahren, rückhaltslosen Gemeingeistes sowohl bei denen, die an der Spitze der Staaten stehen, als bei dem Volke voraussetzen zu dürfen glaubte. Aber zu-

gleich war er gerechter gegen die Nation, als namentlich Fichte gewesen war, der jene Zeit der Erniedrigung das *Zeitalter vollendeter Sündhaftigkeit* genannt hatte; denn er erkannte es als unmöglich, dass dieselbe Generation, die solche Beweise des Heldenmuths geben konnte, wie sie das deutsche Volk eben jetzt gegeben hatte, ein paar Jahre zuvor so tief sollte gesunken gewesen seyn, als Fichte gemeint hatte. (Vgl. besonders S. 39 flg. d. Bds.) — Herbart muss damals (im Jahre 1814 oder 1815) die Absicht gehabt haben, diese beiden Reden drucken zu lassen; wenigstens findet sich in seinem Nachlasse der Anfang zu einer Reihe politischer Briefe an einen Freund, welche auf sie Bezug nehmen, und sie wahrscheinlich begleiten sollten. Es liegt jedoch nur ein Fragment davon vor, welches sich grösstentheils mit einer Analyse und Kritik der politischen Grundgedanken des Hobbes und Spinoza beschäftigt. Es vollständig abdrucken zu lassen, schien es mir nicht wichtig genug; indessen mögen doch ein paar Stellen daraus hier noch Platz finden, weil sie für die Art, wie Herbart die damaligen Zeitverhältnisse auffasste, bezeichnend sind:

Wünschen Sie vielleicht, dass wir uns jetzt, ohne bei älteren Meinungen zu verweilen, gleich mit dem Heutigen, mit dem Vaterlande und seiner Zukunft beschäftigen? Zwar, Sie wissen zu gut, wie das Heutige durch das Vergangene bedingt ist, und wie wenig man hoffen darf, selbst die Ansichten der Gegenwart richtig zu bestimmen, wenn man nicht die Vorstellungsarten früherer Zeiten zu Rathe gezogen hat. Und besonders darum, weil wir nie so kräftig, nie so lebendig uns das früher Gedachte selbst zu erzeugen vermögen, als es damals gedacht wurde, da es, als Product seiner Zeit, den Geist und das Gemüth ausgezeichneter Männer ganz ausfüllte: darum habe ich mich an Hobbes, an Spinoza gewendet, um bei ihnen die Puncte zu finden, wider die wir uns stemmen können, um unsere eigene bessere Ueberzeugung leichter zur Klarheit zu bringen.

Immerhin aber lassen Sie uns jetzt gleich unsre neueste Zeit ins Auge fassen. Wir können ja nachher auch wieder zu jenen Männern zurückkehren und alsdann auch noch an-

derwärts in der Vorzeit uns umsehn. — Den Standpunct, der mir unter allen der *erste,* wenn auch nicht gerade der wichtigste für diese Betrachtung scheint, kennen Sie nun schon: es ist der des *Rechts.*

Wie viel Grosses auch in Napoleon's Unternehmungen lag oder zu liegen schien: sie waren geschändet durch den Stempel der Unwahrheit und des Unrechts. Wie viel dereinst Wohlthätiges, das irgend einmal daraus kommen sollte, sich Mancher träumen mochte: es war vorherzusehn, dass auf lange Zeiten hinaus Misstrauen, Erwartung neuer Gewalt und Willkühr allen Einrichtungen ankleben müsse, die keinen edlern Ursprung hatten. Die Ordnung wird besser durch das Alter; denn sie gewinnt an Zuverlässigkeit. Was Gewalt erschuf, das kann Gewalt vernichten; und in ihre neuen Satzungen kommt nicht eher die wahre und volle Kraft des Rechts, als bis alle Wünsche schweigen und vergessen werden, die das frühere Recht wieder erwecken möchten. Die erfochtenen Siege sind gross und herrlich von manchen Seiten; aber ihr Schönstes ist, dass sie uns Offenheit und Recht zurückgegeben haben. . . . Die grossen Mächte haben einmal ganz einfach gethan, was sich gebührt; sie haben, so weit es anging, jedem das Seine gegeben. Das ist preiswürdiger als alle Politik der Cabinette; und vor dieser Betrachtung muss jede Frage nach dem Nutzen verstummen.

Es ist aber auch nützlich, und zwar das allernützlichste, was geschehen konnte; denn es bringt einen Grad von Treu und Glauben zurück, der als Grundlage aller europäischen Verhältnisse unschätzbar werden kann. Dass diese Fürstenthümer, diese kleinen Freistaaten wieder hervortraten, und dass wir darüber erstaunen mussten, anstatt es höchst *natürlich* zu finden: das zeigt den erfreulichsten Contrast zwischen dem Ehemals und Jetzt. Und wenn die nämlichen kleinen Staaten noch zehn Jahre lang ungekränkt bestehen, — jetzt nachdem das traurige Beispiel ihrer möglichen Vernichtung einmal vorhanden ist, — dann werde ich vielleicht daran glauben, dass eine neue, bessere Epoche für die europäische Geschichte begonnen habe.

Uebrigens, wenn jene Zwei†), mit denen wir uns vorhin beschäfftigten, um ihren Rath wären gefragt worden, was würden sie wohl angegeben haben? Spinoza hätte der Consequenz gemäss sagen müssen, dass jene Fürsten und Städte,

†) Hobbes und Spinoza.

die sich selbst nicht herstellen *konnten*, auch kein *Recht* zur politischen Existenz mehr hatten; ja genau genommen, dass sie niemals eins besessen haben, noch erlangen können, indem sie die *Macht* nicht haben, sich wider den Angriff eines grösseren Staates zu behaupten. Hobbes würde ihnen das Recht nicht streitig machen, aber ihnen zugleich die Weisung geben, sich dem Mächtigern zu unterwerfen, indem der allgemeine Krieg, den nur eine unwiderstehliche Gewalt dämpfen könne, sie sonst unfehlbar erdrücken werde. Und noch heute wird man Leute in Deutschland finden, die das für wahre Weisheit halten!

Wenn aber Philosophen solche Begriffe hegten, die doch ihnen wahrlich keinen Vortheil bringen konnten, darf man sich wundern, wenn in den Cabinetten die nämlichen Grundsätze herrschen? Kann es befremden, wenn wir auch jetzo nicht *alles* das Unrecht wieder gut machen sehen, was der glücklichen Katastrophe vorherging? Napoleon verstand die Kunst, Mitschuldige in seine Verbrechen hineinzuziehen, — hinein zu *zwingen*. Er verstand es, alle Verhältnisse so zu verwirren, dass manche Knoten, die er schürzte, nur mit der höchsten Vorsicht würden gelöst werden können, wenn nicht schon die Berührung derselben mit dringender Gefahr öffentlicher Unruhen verbunden seyn sollte. Wenn nun jetzt die höchsten Häupter in den Puncten das alte Recht wieder herstellen, wo es unverwickelt ist: dürfen wir beurtheilen, was es sie kosten würde, wenn sie dasselbe in allen Puncten gleichmässig zurückführen wollten? Vielleicht möchten dazu Gewaltschritte nöthig seyn, die man streng genommen unbefugt finden würde. — Ich wenigstens bin weit entfernt, so etwas auf meinem Standpuncte beurtheilen zu wollen. Dennoch, ich gestehe es, thun die Ueberreste des Rheinbundes meinen Augen weh; und keine Rücksicht auf grössere politische Einheit, kein Widerwille gegen die alte, hundertfach zerstückelte Charte von Deutschland hilft mir verschmerzen, dass so viele alte, rechtmässige Besitzungen ohne billigen Ersatz verschwunden sind. Zwar viel Unzweckmässiges lag in der alten Länderverteilung; vieles, das die Vertheidigung erschwerte und in sofern dem Unheil, das über Deutschland hereingebrochen ist, die Bahn geebnet hat. Napoleon's Auge durfte nur die Charte von dem westlichen Deutschland betrachten, so war sie für ihn eine Einladungscharte! Aber Sie selbst haben an die Unmöglichkeit erinnert, dieses Uebel ganz zu heben....

Nach einigen Zusätzen, die sich wieder auf die Lehre des Hobbes und Spinoza beziehen und namentlich die Verwechselung der theoretischen Betrachtung und der ethischen Beurtheilung, welche jenen Lehren zu Grunde liegt, auseinandersetzen, schliesst jenes Fragment noch mit folgenden Worten:

Wie sehn denn die neuesten Weltbegebenheiten aus, wenn wir sie bloss aus dem theoretischen Standpuncte, bloss als psychologische Phänomene betrachten? — Höchst einfach! Im Partheiengewühl der französischen Revolution hatte sich ein junger Mann an den Anblick eines Streits gewöhnt, den er für den Streit Aller gegen Alle, und wiederum als solchen für den natürlichen Zustand der Menschen hielt. Er strebte auf der militärischen Laufbahn fort, um im allgemeinen Streite der Stärkste zu werden; und er wurde es. — Die Völker, nach ihrer gewohnten Weise, duldeten ihn lange, besonders weil sie in frühern Kriegen des Streites müde geworden waren. Endlich sahen sie, dass es Ernst würde mit den Rechtsbegriffen des Mannes, der sein Recht in seiner Macht fand; darauf machten sie auch Ernst; und weil sie im Grunde doch mächtiger waren als er, so wurde er geschlagen und verjagt.

In dieser höchst begreiflichen Geschichte findet sich, wie Sie sehn, nichts von einer besondern Verschlimmerung der Völker *vor* dem Kampfe, nichts von besonderer, plötzlicher Veredelung *in* demselben. Wozu sollte das auch dienen? Ist die Sache nicht ohnedies verständlich? Dass die Völker in einer starken Spannung sich befunden haben, — proportional der spannenden Kraft, — das liegt allerdings in meiner Erzählung. Dass auch die moralischen Gesinnungen, dass jede Art von Selbstverleugnung dabei in ganz vorzüglicher Lebhaftigkeit hervortreten mussten, versteht sich als natürliche Folge von selbst.

Nur Eins kann ich, wenn Sie wollen, noch ausdrücklich bemerken, obgleich es sich eben auch von selbst versteht, wie das vorige. Ehe der entscheidende Kampf begann, waren die Nationen, die schon lange gelitten hatten, sehr unzufrieden mit sich selbst. Sie wunderten sich, wo doch ihre alte Tapferkeit möge geblieben seyn; sie begriffen nicht, wie sie doch die entehrende Schmach so lange zu tragen im Stande wären. Die Schriftsteller, als die öffentlichen Redner, zogen aus dem Mittelalter allerlei alte Bilder her-

vor, würdige Bilder der Vorfahren, zur Beschämung der Enkel. Das Hülfsmittel war von zweideutiger Wirkung; es spornte zwar, aber es machte zugleich muthlos, denn wer wird etwas wagen, der unter einem entschieden kraftlosen und versunkenen Geschlechte zu leben glaubt? Glücklicherweise entsprang aus Noth und Grimm der Sieg; und die Völker erkannten wieder sich selbst.

Sie haben schon aus einer der beiliegenden Reden meine Ueberzeugung ersehen, dass die Schlechtigkeit, in welche vor dem letzen Kampfe dic Deutschen sollen versunken gewesen seyn, in wiefern sie als etwas Besonderes und ungewöhnlich Schlimmes betrachtet wird, auf Täuschungen mancherlei Art hinauskommt. Das erste, was ich darüber zu sagen habe, ist, dass niemals eine Generation sich herausnehmen sollte, die nächstvorhergehende, von der sie abstammt, und von der sie gebildet worden, hart anzuklagen. Die Verletzung der Pietät, welche darin liegt, ist schrecklich; und die Einbildung, man könne sich plötzlich losreissen von dem Stamme auf dem man gewachsen, man könne dessen Natur ausstossen, und sich beliebig mit einer neuen begaben, ist baare Thorheit. Waren die nächsten Vorfahren in den Grundzügen verdorben, so können wir nicht viel besser seyn; sind wir stolz auf unsre Thaten, so ist die Kraft und die Gesinnung derer, die uns bildeten, der gute Grund gewesen, aus dem solche Thaten kamen.

Nur obenhin und vorläufig lassen Sie uns für jetzt die Puncte der Klage betrachten, welche gegen die Zeit unserer Väter kann geführt werden. Weiterhin findet sich wohl noch Gelegenheit, in eins und das andre tiefer hineinzugehn.

„Jeder ging seinen Weg, und betrieb sein Geschäfft; „dafür begehrte er Schutz vom Staate, den er so wohlfeil „als möglich zu erkaufen wünschte; übrigens waren die Men„schen nicht sowohl *Bürger*, als *Unterthanen*; sie begehr„ten es auch in der Regel nicht anders, denn sie hatten „nicht Lust sich für das Allgemeine aufzuopfern, sie poli„tisirten nur zum Zeitvertreibe.“

Dies ist bei weitem die stärkste Klage, die ich über die nächste Vergangenheit zu führen weiss, besonders in Hinsicht dessen, was zunächst liegt, der langen Nachgiebigkeit, die unsre Selbstständigkeit in die höchste Gefahr brachte. Freilich, wäre *Bürgersinn* in Deutschland gewesen, so hätte es dahin nicht kommen können. Aber *unsre Staatsverfassungen wollten keinen Bürgersinn.* Erinnern Sie sich doch

der langsamen, mühseligen Erhebung des dritten Standes unter dem Drucke des Lehnsystems; gedenken Sie der Zünfte und Corporationen aller Art, dieser *kleinen* geselligen Mittelpuncte, in denen zuerst der Geist der Verbrüderung unter den Menschen keimte; sehn Sie nach, wie wenig diesen Anfängen eines Gemeinwesens gestattet wurde, weiter fortzuschreiten, enger zu verschmelzen, wie fremdartig sie überall dem System der Landesregierung blieben, von der sie nur *geduldet*, in die sie niemals wahrhaft verarbeitet wurden; bedenken Sie die fortwährende, alt hergebrachte Trennung des Adels vom Bürgerstande, vermöge deren eigentlich nur der Adel sammt dem Landesherrn den Staat zu bilden schien; — und nun sagen Sie mir: wann war es besser? und wann *konnte* es besser seyn? — Möglich, dass in irgend einer vergangenen Zeit die Ritter mit ihren Knappen Deutschland schneller vor allen Unbilden geschützt hätten. Aber wenn Sie damit zufrieden sind, dass eine besondre Menschenklasse vorhanden sey, welche den Dienst der Tapferkeit leiste, so dürfen wir ja nur bis zum siebenjährigen Kriege zurückgehn; dort finden wir eine höchst tapfere Armee; deren Geist offenbar auch heute noch nicht erstorben ist, obgleich eine vorübergehende Zeit, die auf keine Weise ein *Zeitalter* heissen kann, zwischen heute und dem siebenjährigen Kriege in der Mitte steht, in welcher jener Geist keinen Körper zu haben schien. — Das was Sie wollen, und was ich auch wünsche, eine wahre National-Kraft, die ihr eigner Schutz sey, das liegt zwar in den Deutschen, aber keine Periode der deutschen Geschichte zeigt es fertig zum Gebrauch, denn nirgends hat die Spaltung der Provinzen, und die noch weit schlimmere Spaltung der Stände, es zu *einer* wahren bürgerlichen Einigung kommen lassen. — Und haben denn die neuesten Begebenheiten in dieser Hinsicht etwas bedeutendes geändert? Gewiss nicht mehr, als was die neuerlich so verrufene Aufklärung seit langer Zeit vorbereitet hatte. Man *weiss* nun ziemlich allgemein, dass es kein Ruhm ist für die verschiedenen Stände, wenn sie möglichst weit aus einander treten. Aber die Praxis in unsern Staaten, der Geist der Geschäfftsführung, wird noch lange dabei stehn bleiben, dass, dem *Buchstaben* †) des Platon

†) Diese Erinnerung an den Unterschied zwischen dem Buchstaben und dem Geiste der platonischen Lehre kann zugleich als Commentar zu der Berufung auf das τὰ αὑτοῦ πράττειν als die „gute Sache“ (S. 272 d. Bds.) dienen.

vollkommen gemäss, Jeder das Seine thun soll, ohne sich um die andern zu kümmern; woraus folgt, dass Jeder nur Privatangelegenheiten kennt, das Oeffentliche und Allgemeine aber als *Privatsache der Herrscher und der Minister* behandelt wird, — ein Zustand der Dinge, bei dem wir uns lange leidlich wohl befunden haben, und vielleicht wieder auf Jahrhunderte wohl befinden können, wenn nicht noch einmal eine französische Revolution ausbricht, und wenn die *grande pensée* der Franzosen entweder nach und nach einschläft, oder in ihrer Thorheit erkannt wird.

Hiermit schliesst das ganze Fragment; dass Herbart nicht ganz falsch prophezeit hatte, lehrt die Thatsache, dass die Entwickelung der deutschen Nationalkraft seit jener Zeit nicht gar schnell vorwärtsgeschritten ist und dass selbst das *Bewusstseyn* der Möglichkeit einer solchen Nationalkraft erst durch erneuete Drohungen von der Seite her, auf welche Herbart hinweist, einen Stoss erhalten musste, um sich wenigstens auszusprechen.

Die der Zeitfolge nach zwischen diese beiden Reden fallenden *Bemerkungen über einen pädagogischen Aufsatz* sind auch ohne diesen Aufsatz, auf den sie sich beziehen, vollkommen verständlich; so flüchtig und schnell hingeworfen sie sind, zeigen sie doch, wie viel Herbart selbst einem sehr einseitigen und unzweckmässigen Vorschlage abzugewinnen im Stande war und wie bereitwillig er die Haltbarkeit eines Gedankens von der Gesinnung unterschied, die ihn erzeugt hatte.

Rücksichtlich der Schrift: *über meinen Streit mit der Modephilosophie dieser Zeit* genügt es auf Bd. I S. LXXXIV flg. zu verweisen. Die darauf folgende Rede *über den Hang des Menschen zum Wunderbaren* behandelt dasselbe Thema, welches Herbart in der *zweiten* Ausgabe des *Lehrbuchs zur Einleitung in die Philosophie* (§. 132 Anmerk. S. 216 — 222), wenn auch in einem andern Zusammenhange, darum aber nicht mit geringerem Nachdrucke als hier ausgeführt hat. Da jene Anmerkung in den folgenden Ausgaben weggeblieben ist, weil sie Herbart nicht mehr für nöthig hielt,

so kann diese Rede als Ersatz für dieselbe betrachtet werden; sie ist wenigstens nicht für die überflüssig, die nicht begreifen können, wie die allerunumschränkteste Freiheit der wissenschaftlichen Forschung mit der religiösen Ehrfurcht vor dem, was sich nicht in eine wissenschaftliche Construction vollständig auflösen lässt, vereinigt seyn könne.

Die zwei darauf folgenden Schriften sind schon früher gedruckt gewesen. Die Veranlassung und der Zweck der *Gespräche über das Böse* ist Bd. I S. LXXXVI kurz angegeben worden. Diese Gespräche scheinen wenigstens mir zu den Schriften Herbart's zu gehören, deren Bau kunstvoller ist, als es beim ersten Anblick scheint; sie erfordern bei den mannigfaltigen Verschlingungen des Dialogs ein aufmerksames Studium, um die Resultate bestimmt hervortreten zu lassen. Was in dieser Hinsicht ein Vorzug des Dialogs als solchen ist, ist gleichwohl ein Hinderniss der Wirkung auf den Leser, zumal da die Resultate nur negativ sind und der Schluss der Schrift, der für eine andere Ansicht von dem Ursprunge des Bösen nur kurze Andeutungen enthält, sehr wichtiger Ergänzungen bedarf. — Das *pädagogische Gutachten über Schul-Klassen und deren Umwandlung* (vgl. Bd. I S. XXXIV) wird dagegen jedem denkenden Schulmanne leicht zugänglich seyn. Die Veranlassung desselben war, wie schon der Titel lehrt, eine Schrift des bekannten Sprachforschers *Graff*, der damals als k. preussischer Regierungsrath zu Arnsberg in Westphalen lebte, unter dem Titel: *Die für die Einführung eines erziehenden Unterrichts nothwendige Umwandlung der Schulen. Allen die den Durchbruch einer bessern Zeit befördern können und wollen, zur Beherzigung vorgelegt.* Die erste Ausgabe, dem Könige von Preussen gewidmet, wurde 1817 auf Kosten der Regierung in Arnsberg gedruckt, die zweite erschien 1818 mit einer Dedication an den Minister von Altenstein. Der Aufforderung Graff's an Herbart, über die von ihm gemachten Vorschläge seine Meinung zu

äussern, (*Hall. A. LZ.* 1818 Juni No. 153,) geschieht gleich im Eingange dieses *pädagogischen Gutachtens* Erwähnung, durch welches Herbart jener Aufforderung Genüge leistete. Wahrscheinlich gleichzeitig hatte Herbart für die *Leipziger Literatur-Zeitung* folgende kurze, erst im J. 1819 (März No. 72) abgedruckte Anzeige der Graff'schen Schrift geschrieben:

In der Zueignung an den Hrn. Minister von Altenstein unterzeichnet sich der Vf. als k. preuss. Regierungsrath zu Arnsberg. .. Den lebendigen Eifer, mit welchem das Buch geschrieben ist, verräth schon der Titel; .. etwas weit Seltneres, das eben darum in dieser Zeit des schwachen Lichts bei vieler Wärme desto mehr Auszeichnung verdient, findet man beim Lesen, nämlich einen Reichthum von Gedanken und einen Vorschlag, der, soviel Rec. sich erinnert, neu, aber gewiss sehr einfach und natürlich, wenn auch übrigens manchem Zweifel unterworfen ist. Da das ganze Werk nur 88 S. und einen Bogen Vorrede enthält, so wird leicht jeder denkende Pädagog es sich anschaffen und durchlesen können, und hierzu es zu empfehlen wird besser seyn, als einen Auszug daraus zu machen. Denn der Hauptgedanke des Vf's, entblösst vom Zusammenhange der Gründe und der weitern Entwickelung, würde als ein Paradoxon erscheinen, wollte aber Rec. ausführlich Gründe und Gegengründe abwägen, so müsste er ein kleines Buch schreiben, dergleichen sich diese Blätter nicht wollen einverleiben lassen. †)

Die vier folgenden Schriften, von denen die drei letzten (No. IX — XI) hier zuerst gedruckt erscheinen, beziehen sich sämmtlich auf die praktische Philosophie, namentlich auf die Politik. Die Veranlassung der ersten: *Ueber die gute Sache. Gegen Herrn Prof. Stef-*

†) Uebrigens vergleiche man über den Inhalt der Graff'schen Schrift das *Schulblatt für die Provinz Brandenburg*, herausgeg. von *O. Schulz* VII. Jahrg. 1842. 2tes Heft in dem Aufsatze: *Graff als Pädagog* von *K. Bormann.* S. 174—188. Wie wenig Herbart gesonnen war, bei dem Geschäfte der Erziehung das praktisch Ausführbare aus dem Auge zu setzen, lehrt diese Schrift um so deutlicher, je wichtiger ihm die Gründe gegen die pädagogische Zweckmässigkeit des Klassensystems auf Schulen erschienen.

fens†), giebt Herbart selbst im Eingange derselben an. Wäre es jedoch nur die Opposition gegen eine, das Factum verschiedener philosophischer Richtungen damals, wie in andrer Weise auch später, ignorirende Prätension, was den Inhalt dieser Schrift bestimmt, so würde ich den Wiederabdruck derselben gern unterlassen haben; wie es denn überhaupt weder mein Wunsch, noch meine Schuld ist, wenn diese Sammlung die Erinnerung an frühere Misshelligkeiten vielleicht hie und da wieder erwecken sollte, die allerdings ohne Verlust für die Wissenschaft in Vergessenheit gerathen können; allein auch diese Schrift, obwohl zunächst nur eine Streitschrift, hat in der Feststellung der Fragepuncte, der Sonderung der Begriffe, und der positiven Aufstellung mehr als eines durchgreifenden und fruchtbaren Gedankens einen allgemein wissenschaftlichen Werth. Namentlich stemmt sich Herbart auch hier sehr entschieden gegen jede unklare Vermischung verschiedenartiger Begriffe und Begriffsreihen, welche fast unwillkührlich zu Irrthümern und Einseitigkeiten führt. In Beziehung auf die Lehre vom Staate verräth sich diese Einseitigkeit und Unklarheit unter andern auch dadurch, dass sie den Staat *bloss* als Naturgewächs, bewusstlose Vegetation als den wahren Ausdruck seines Lebensprocesses betrachtet. Dieser Einseitigkeit liegt gleichwohl etwas Wahres zu Grunde; aber selbst als *blosses Naturproduct* kann der Staat nicht verstanden werden ohne Rücksicht auf die *Willen*, die ihn constituiren und in ihm wirken; und die *Idee* des Staates liegt so hoch über dem Begriff eines *blossen* Naturgewächses, dass die Vermischung beider Begriffe es weder zu einer rein durchgeführten theoretischen Untersuchung über die *Natur* des Staates, noch zu einer

†) Die Schrift von Steffens hatte den Titel: *Die gute Sache von Henrich Steffens. Eine Aufforderung zu sagen, was sie sey, an alle, die es zu wissen meinen, veranlasst durch des Verfassers letzte Begegnisse in Berlin.* (Leipzig im März 1819.)

würdigen ethischen Bestimmung der *Idee* desselben kommen lässt. Uebrigens mag die Schrift selbst den Leser überzeugen, dass es Herbart nicht bloss darum zu thun war, zu zeigen, dass jene Uebertragung naturphilosophischer Unklarheiten auf den Staat *falsch* sey, sondern dass die praktischen Consequenzen derselben ihm noch weit mehr am Herzen lagen.

Die *erste Vorlesung über praktische Philosophie* habe ich vorzüglich desshalb mit abdrucken lassen, weil sie mir, abgesehen von der Veranlassung, bei welcher sie wider Herbart's sonstige Gewohnheit aufgezeichnet wurde, durch die grosse Einfachheit, mit welcher sie zu den allerersten Elementaruntersuchungen der praktischen Philosophie hinführt, ganz besonders ausgezeichnet erscheint. Von den beiden Reden aber *über Menschenkenntniss in ihrem Verhältniss zu den politischen Meinungen* und *über einige Beziehungen zwischen Psychologie und Staatswissenschaft* bietet namentlich die letztere einen so reinlichen und leichtfasslichen Umriss der Analogie zwischen Psychologie und der theoretischen Untersuchung über die Natur des Staates dar, dass sie als eine sehr schätzbare Erläuterung, und theilweise selbst als Ergänzung desjenigen betrachtet werden kann, was über diesen wichtigen Gegenstand in der Einleitung zum II. Bande der *Psychologie als Wissenschaft* gesagt worden ist. Der Handschrift nach, in welcher die Jahrszahl nicht angegeben ist, scheint übrigens diese Rede ohngefähr in dieselbe Zeit gesetzt werden zu müssen, wie die vorhergehende.

Ueber die beiden folgenden Abhandlungen *de attentionis mensura* und *über die Möglichkeit und Nothwendigkeit Mathematik auf Psychologie anzuwenden* kann die blosse Verweisung auf Bd. I S. LXXVIII genügen.

Die beiden sich an die letztere Schrift der Zeitfolge nach anschliessenden Abhandlungen *über die verschiedenen Hauptansichten der Naturphilosophie* und *über die allgemeinsten Verhältnisse der Natur*, können ebenfalls dazu beitragen, auf die Ergebnisse der Metaphysik

für die Auffassung der Natur wenigstens im Allgemeinen einiges Licht zu werfen, indem Manches, was Herbart in seinen ausführlichen Werken dem eignen Nachdenken des Lesers überlassen hat, hier, wo es sich um eine zwar immer von der Wissenschaft getragene, aber doch mehr populäre Darstellung handelte, ausgesprochen, und das in der Untersuchung selbst oft durch ziemlich weite Distanzen Getrennte auf eine solche Weise zusammengerückt ist, dass es sich in seinen gegenseitigen Beziehungen leichter auffassen lässt. Einen dritten, Bd. I, S. LXXV miterwähnten Vortrag über einen verwandten Gegenstand, nämlich die *Versuche und Betrachtungen über den Gegensatz der beiden Elektricitäten,* mit abdrucken zu lassen, schien mir überflüssig, da er ausser einer genaueren Beschreibung der Instrumente, deren sich Herbart bei seinen Versuchen über Elektricität bedient hat, nichts enthält, was nicht im II. Bande der Metaphysik (§ 400 — 412, S. 531 — 587) auseinandergesetzt wäre.

Die Schrift, in welcher die Rede *über die Unmöglichkeit, persönliches Vertrauen im Staate durch künstliche Formen entbehrlich zu machen,* zuerst erschienen ist, ist schon Bd. I S. LXXV genannt worden. Sie steht dort S. 95 — 127. Von den Arbeiten Herbart's, die sich auf Politik beziehen, dürfte sie am leichtesten missverstanden werden können; daher sie am meisten darauf Anspruch machen darf, nicht für sich und isolirt beurtheilt zu werden. Selbst auf die damaligen Zeitumstände und auf die Veranlassung, bei welcher sie gehalten worden ist, wird man Rücksicht nehmen müssen, um nicht die Form des Ausdrucks mit der Sache zu verwechseln.

Auf diese kleineren Abhandlungen folgt nun eine grössere, leider nicht vollendete Schrift, nämlich die schon Bd. I S. LXXXVII erwähnten *Briefe über die Anwendung der Psychologie auf die Pädagogik.* Die Handschrift selbst, welche, so weit sie ausgearbeitet war, ohne die geringste Veränderung konnte abgedruckt

werden, hat keinen Titel; ich habe die obige Aufschrift desshalb gewählt, weil sie mir für den Kenner des Systems die Tendenz der ganzen Untersuchung am kürzesten zu bezeichnen schien. Herbart selbst spricht sich darüber sogleich im 1. Briefe †) (S. 520) aus; noch deutlicher bezeichnet sie folgender Gedanke, den ich aus einem andern Theile seines Nachlasses entlehne:

Psychologische Pädagogik ist rein theoretisch, und da sie das Erziehen bloss als eine Thatsache ihrer Möglichkeit nach erklärt, so macht sie jedes schlechte Verfahren und sein Wirken eben so begreiflich, als das rechte. Da sie nun den Unterschied des Rechten und Verkehrten eigentlich ignorirt: so ist sie jedem brauchbar, damit er sein Thun im Spiegel sehe. So kann er auch das hypothetisch Zweckmässige beurtheilen. Er mag nun seine Zwecke bestimmen, wie er will; hintennach mag er unter vielem Thunlichen das Beste erwählen. Psychologische Pädagogik ist demnach gar nicht *reformatorisch;* sie ist bloss *aufklärend.*

Dass diese grosse und wichtige Aufgabe einer theoretischen Untersuchung über die *Naturbedingungen der Erziehung,* welche in ein Gebiet führt, dessen Umfang und Tiefe bis auf Herbart die Pädagogik und die Psychologie kaum geahnet haben, auch hier nur zum allerkleinsten Theile gelöst, ja dass ihre Lösung eigentlich mehr vorbereitet als geleistet ist, benimmt dem Werthe dessen, was vorliegt, Nichts. Der ganze Plan der Schrift ist offenbar zu weitläuftig angelegt, als dass sich bei dem Mangel aller Andeutungen über den fernern Verlauf der Untersuchung aus dem, was vorliegt, ein sicherer Schluss auf das, was noch folgen sollte, machen liesse; auch bricht sie gerade da ab, wo die praktischen Resultate der vorhergehenden Erörterungen allmählig hervorgetreten seyn würden; indessen selbst derjenige, der der tieferen psychologischen Begründung nachzugehen nicht vermag, wird sich, trotz des Man-

†) Der Freund, welchen Herbart in diesen Briefen anredet, ist jedenfalls Hr. Prof. *Griepenkerl* in Braunschweig.

gels eines befriedigenden Abschlusses, durch viele feine und treffende Bemerkungen, welche die vielseitige Erfahrung eines geübten Beobachters verrathen, belehrt und zum Misstrauen in die Art und Weise angeregt finden, in welcher man die Frage nach den Bedingungen der Bildsamkeit des Zöglings bald beantwortet, bald — umgeht. Uebrigens ist dieses Fragment auch desshalb interessant, weil es in den Beilagen zu den spätern Briefen die ersten Versuche der Rechnungen über freisteigende Vorstellungen enthält, welche mit der gereifteren Ausführung desselben Gegenstandes in den *psychologischen Untersuchungen* (Heft II, S. 35—171) vergleichen zu können, dem Sachkenner nicht unwichtig seyn wird.

Der darauf folgende kürzere Aufsatz, dessen Ueberschrift: *über das Verhältniss des Idealismus zur Pädagogik*, ebenfalls von mir herrührt, hatte ursprünglich eine äussere Veranlassung, nämlich die ausführliche Recension des II. Bandes der *allgemeinen Metaphysik* in der *Hallischen Literatur-Zeitung* (1831, August, No. 141 — 145), welche bekanntlich Hrn. Prof. *Brandis* zum Verfasser hatte. Je mehr Werth Herbart auf diese Beurtheilung legte, desto wichtiger scheint es ihm gewesen zu seyn, die Missverständnisse, von welchen sie in einigen sehr wesentlichen Puncten nicht freizusprechen ist, aufzuklären. Er wollte dies in Form eines offenen Sendschreibens an Hrn. Prof. *Brandis* thun, welches aber nicht einmal vollendet, vielweniger herausgegeben worden ist. Es liegen zwei Anfänge desselben vor, ein kürzerer und ein längerer; der letztere, mit einigen Auslassungen hier abgedruckte, enthält eine Reihe von Erörterungen, deren Bedeutung von der Veranlassung, in Folge deren sie niedergeschrieben wurden, ganz unabhängig ist, und deren *End*absicht ich durch die obige Ueberschrift am passendsten bezeichnen zu können glaubte. Ausserdem ist dieser Aufsatz in meinen Augen desshalb sehr wichtig, weil sich Herbart meines Wissens nirgend in dem ganzen

Umfange seiner Schriften über das Verhältniss der Zurechnung zur allmähligen Ausbildung und Umbildung der Ichheit so geflissentlich ausgesprochen hat, als am Ende desselben. Warum er übrigens die Verständigung über jene Recension gerade von der Seite einer Kritik des Idealismus in seinem Verhältniss zur Erziehung einzuleiten suchte, erhellt aus einigen Stellen in dem, hier nicht mit abgedruckten ersten Entwurf, die ich noch anführen will:

Zuerst bitte ich Sie, zu bemerken, dass einige Stellen Ihrer Recension den Anschein haben, mir einen Idealismus zu leihen, der mir durchaus fremd ist. Es scheint mir nicht nöthig, Ihre einzelnen Ausdrücke so pünctlich, wie wenn ich darüber streiten wollte, durchzugehn; sondern es wird genügen, dass ich nochmals mich zu einer gänzlich realistischen Ansicht bekenne. †) . . . Sie wissen, dass ich weit entfernt bin, diesen meinen Realismus als ein Axiom hinzustellen. Das Ich des Idealismus war gerade der erste Gegenstand meiner selbstständigen Untersuchungen. Die Unmöglichkeit dieses Ich war deren erstes Ergebniss. Völliges Aufgeben des gesammten Idealismus, als einer in jeder Gestalt unrichtigen Ansicht, war die unvermeidliche Folge. So entstand auf rein theoretischem Wege mein Realismus. — Gesetzt nun, über diesen Punct sey ich von Ihnen missverstanden worden, so darf ich mich nicht wundern, wenn meine ganze Metaphysik in Ihren Augen ein überaus künstliches, aber auch überaus verworrenes Ansehn bekam. Dass bei Ihnen das Fichte'sche Ich sehr viel mehr gilt, als bei mir, schliesse ich aus vielen Stellen Ihrer Recension, die zuweilen, wenn dadurch meine Meinung sollte bezeichnet werden, mir nur verständlich wurden, indem ich geradezu anstatt des Wortes *Ich*, den Ausdruck die *Seele* setzte. u. s. w.

Den Beschluss dieses Bandes machen endlich das Antrittsprogramm in Göttingen, die *Commentatio de principio logico exclusi medii inter contradictoria non negligendo*, so wie die von Herbart dort den 26. October 1833 gehaltene Antrittsrede. Die letztere habe ich

†) Hier folgt eine kurze Angabe der Hauptgedanken der Metaphysik, deren Wiederholung hier unnöthig ist.

schon desshalb nicht weglassen wollen, weil Herbart über die Art, wie er die Geschichte der Philosophie betrachtete, und wie er den Eindruck, den das Schauspiel eines immer erneuerten Kampfes der Systeme und Meinungen auf jedes unbefangene Auge machen muss und, trotz aller Versicherungen von dem dialektischen Processe des Weltgeistes, auch wirklich macht, zu mildern suchte, sich hier ausführlicher ausspricht, als er dies anderwärts gethan hat.

Leipzig, im October 1842.

G. Hartenstein.

Inhaltsanzeige.

[Die mit * bezeichneten Aufsätze erscheinen hier zum erstenmal gedruckt]

*I. Ueber den freiwilligen Gehorsam als Grundzug ächten Bürgersinnes in Monarchien. 18. Januar 1814 S. 1

*II. Bemerkungen über einen pädagogischen Aufsatz. Juni 1814 - 15

*III. Ueber Fichte's Ansicht der Weltgeschichte. 3. August 1814 - 29

IV. Ueber meinen Streit mit der Modephilosophie dieser Zeit. Auf Veranlassung zweier Recensionen in der Jenaischen Literaturzeitung. 1814 - 45

*V. Ueber den Hang des Menschen zum Wunderbaren. 3. August 1817 - 99

VI. Gespräche über das Böse. 1817 - 115

Vorrede - 117

Erstes Gespräch - 120

Zweites Gespräch - 153

VII. Pädagogisches Gutachten über Schul-Klassen und deren Umwandlung nach der Idee des Herrn Regierungsrath Graff. Auf dessen öffentliches Verlangen bekannt gemacht. 1818 - 207

VIII. Ueber die gute Sache. Gegen Herrn Professor Steffens. 1819 - 262

*IX. Erste Vorlesung über die praktische Philosophie. Im Sommer 1819 - 297

*X. Ueber Menschenkenntniss in ihrem Verhältniss zu den politischen Meinungen. 3. Aug. 1821 - 311

*XI. Ueber einige Beziehungen zwischen Psychologie und Staatswissenschaft - 331

XII. De attentionis mensura causisque primariis. 1822 S. 353
Cap. I. Praemonenda - 360
1. In omne systema virium oppositarum, qualiscunque sint generis, discrimen cadit staticae et mechanicae - 360
2. Eiusmodi vires adesse in mente, experientia docet - 362
3. Ipsae perceptiones seu ideae oppositae virium naturam induunt; neque de ficticiis illis, quae vulgo feruntur, facultatibus animi (e. c. memoria, imaginatione, intellectu, etc.), ullo modo est cogitandum - 363
4. Formulae fundamentales, quibus nititur statica et mechanica mentis - 364
Cap. II. De attentionis causis primariis - 369
5. Eorum, quae de attentione docet experientia, expositio - 369
6. De calculo instituendo, quantitatibus constantibus ita sumtis, ut solutionibus finitis uti liceat - 372
7. De calculo tum expediendo, cum eius initium a seriebus infinitis capiendum fuit - 392
8. De calculi subsidiis, si in aequatione proposita valor numeri β fuerit vel magnus vel parvus - 402
9. De attentionis mensura - 403
Cap. III. De iis attentionis phaenomenis, quorum ratio ex causis primariis reddi nequit - 406
10. De reproductione in universum - 406
11. Attentio quomodo pendet a cogitationibus reproductis - 408
12. De voluntatis vi in sustinenda attentione - 410
XIII. Ueber die Möglichkeit und Nothwendigkeit, Mathematik auf Psychologie anzuwenden. 18. April 1822 - 417
Vorwort - 419
Abhandlung - 422
Anmerkungen - 441
*XIV. Ueber die verschiedenen Hauptansichten der Naturphilosophie. 24. April 1823 - 459
*XV. Ueber die allgemeinsten Verhältnisse der Natur. 3. August 1828 - 479

XVI. Ueber die Unmöglichkeit, persönliches Vertrauen im Staate durch künstliche Formen entbehrlich zu machen. 18. Januar 1831 S. 497
*XVII. Briefe über die Anwendung der Psychologie auf die Pädagogik. Unvollendet - 517
*XVIII. Ueber das Verhältniss des Idealismus zur Pädagogik - 695
XIX. De principio logico exclusi medii inter contradictoria non negligendo. 1833 - 721
*XX Oratio ad capessendam in Academia Georgia Augusta professionem philosophiae ordinariam habita. 26. October 1833 - 739

I.

Ueber den freiwilligen Gehorsam als Grundzug ächten Bürgersinnes in Monarchien.

Rede gehalten im grossen öffentlichen Hörsaal der Universität zu Königsberg am Krönungstage den 18. Januar 1814.

Während einer Reihe von Jahren, die wir seit kurzem erst mit frohem Herzen als abgelaufen und von uns gewichen bezeichnen, konnten wir dem Krönungsfeste des Preussischen Monarchen nur dadurch eine heitere Seite abgewinnen, dass wir, die Lage des Staates bei Seite setzend, der Wohlthaten unseres gütigen Königs gedachten, welchem keine Zeit zu schwer und zu peinlich geschienen hat, um den Musen neue Tempel zu bauen, um auch uns durch neue Zeichen seiner Gnade zu ermuntern und zu unterstützen. Allein wie anders ist es heute! Wie wenig dürfen wir jetzo suchen nach solchen Betrachtungen, welche der Würde des heutigen Tages angemessen, und zugleich für uns erfreulich, ja in unser Aller Herzen lebendig seyen! Denn gewiss, wir Alle haben diese Betrachtungen mitgebracht in diese Versammlung; und es bleibt nur übrig laut auszusprechen, was Alle bei sich selber dachten. Die erhabenen und verehrten Anwesenden würden mir nicht erlauben, aus irgend einem Gebiete ungemeiner und schwieriger Wissenschaft einen Gegenstand in Ihre Mitte zu stellen; wohl niemals ungelegener als heute, als in diesen ersten Tagen dieses so hoffnungsreich beginnenden Jahres, würde die Vermessenheit kommen, etwas Neues lehren, abhandeln, und an diesem Platze verkündigen zu wollen. Nein! Ihre Nachsicht ist mir gewiss, wenn ich heute nur Altes wiederhole, nur oft Gedachtes hervorrufe, wenn ich der längst vorhandenen Sehnsucht aller guten und aufgeklärten Bürger aller Europäischen Staaten einige schwache Worte zu geben suche. Dagegen aber werde ich einer andern Nachsicht bedürfen, falls es mir nicht gelingen sollte, den rechten und wahren Ausdruck zu treffen für die Gesinnungen, mit denen jetzo jeder Patriot sich dem wieder auflebenden Vaterlande inniger denn

jemals zuvor anschliesst. Und auf diesen Fall sey es im voraus betheuert, dass meine Rede nichts anderes meint, als was die Edeln, die tapferen Männer empfanden, die dem Rufe des Königs, nicht zögernd, nicht voraneilend, sondern pünktlich und augenblicklich folgend, gehorchten, um, geführt von dem Vater des Vaterlandes, seinen Sinn, der zugleich ihr eigener war, durch die Kraft ihres Arms und ihres Muthes zu vollführen, und so den theuren Deutschen Boden zu retten von Noth und Schmach und fremder Sitte, fremder Gewalt und Sprache. Diese Männer leisteten Gehorsam unserem gekrönten Oberhaupte; doch einen Gehorsam, der keines Zwanges bedurfte, der von dem freien Willen selber eingegeben wurde. Ja, diesmal haben König und Volk, es haben Volk und König gemeinschaftlich gehandelt. Lassen Sie uns verweilen in dem Anblick dieser herrlichen, seltenen, von uns erlebten Erscheinung! Lassen Sie uns eingehn, eindringen und ganz vertiefen und versenken in den Gedanken: *freiwilliger Gehorsam, als Grundzug des ächten Bürgersinnes in Monarchien.*

Umsonst würde man sichs verbergen wollen, dass in unserm Europa durchgängig der Bürger zugleich Unterthan ist; dass er aber das Gehorchen nicht darf als eine Last empfinden, falls er im vollen Sinne ein guter Bürger seyn soll! Europa ist vertheilt unter mehrere grosse Völkerschaften, die einander das Gleichgewicht zu halten bestimmt sind, und deren jedes schon zu diesem Zwecke seine Kraft in Einen Mittelpunct vereinigen, Einem herrschenden Willen zur kräftigen Führung übergeben muss. Spaltet sich irgendwo die Gewalt, — wird das Gespaltene von Neuem gespalten, und so fort, — so entsteht eine gefährliche Schwäche, deren Folgen wir Deutschen nur allzuwohl empfunden haben. Wo einmal eine Nation sich in einer Mehrzahl von politischen Körpern gestaltete, da liegt das grosse Problem vor Augen, die Einheit wenigstens in Hinsicht der Vertheidigung wider den äussern Feind herzustellen; ein Problem, das ohne Zweifel in diesem Augenblicke die Häupter der Deutschen Staaten aufs lebhafteste beschäfftigt. — Ueberdies aber ist die monarchische Form in den Sitten, Gewohn-

heiten, Einrichtungen der allermeisten Europäischen Völkerschaften aufs vollkommenste bevestigt; und endlich haben einsichtsvolle Politiker stets geglaubt, dass die Einheit der Verwaltung, deren Schwierigkeit mit der Ausdehnung des Bodens wächst, bei grösseren Staaten nur unter der Bedingung der Einheit des Oberhauptes könne erreicht werden. Wollten wir denn etwa lieber, mit Rousseau, dass es nur kleine Staaten gebe? Wollten wir das veste Land in zahllose kleine Länderchen zerstückt, durch zahllose Gränzen zerschnitten, an jeder Gränze die nachbarliche Eifersucht erwacht, überall kleine Kriege mit republikanischer Erbitterung geführt, überall die kleinen Völkerschaften auf gegenseitige Vernichtung bedacht, wollten wir die Bündnisse und die Fehden in ewiger Verwirrung wechseln sehen, und sollte die äussere Politik so bunt, so zusammengesetzt ausfallen, dass kein Volk sich mehr in sein eignes Interesse zu finden wüsste? — Wir freuen uns wohl, wenn bei der mässigen und leicht zu übersehenden Anzahl von Staaten und Mächten in Europa, nach langer Erfahrung das Interesse einer jeden Macht klar genug an den Tag kommt, wenn das nun hoffentlich wieder erscheinende Gleichgewicht sich auf eine veste Basis begründen lässt; wenn endlich die Grösse der Staaten ihnen soviel Stabilität verleiht, dass sie auch nach heftigen Erschütterungen dennoch bestehen, und in ihr früheres Daseyn zurückkehren. Eben darum nun muss auch der monarchische Geist unserer Regierungen uns willkommen seyn, denn in ihm liegt eine Kraft der Selbsterhaltung nicht bloss für den Thron, sondern auch für das Volk; dessen Stärke durch diesen Thron nicht bloss dargestellt, sondern auch zusammengehalten wird. Oder was anderes verknüpft in diesem Augenblicke von neuem die Ostfriesen mit den Ostpreussen, — was anderes, als der geliebte Name des nämlichen Königs, und das Vertrauen, dass die alte Herrschaft auch die alten Segnungen wieder bringen werde?

Allein neben der Thatsache, dass Europa durch die Eigenthümlichkeit der Nationen, die es bewohnen, zu monarchischen Verfassungen bestimmt ist, dass also auch unter den Pflichten jedes einzelnen Bürgers zuerst der Gehorsam

hervortritt: neben dieser Thatsache steht eine andere, von den neuesten Begebenheiten uns ebenfalls lebhaft vergegenwärtigte, diese nämlich: dass die Kraft der Staaten erst dann in ihrer Grösse sichtbar und wirksam wird, wann der eigne freie Wille der Bürger dem Befehl des Monarchen entgegenkommt; ja dass erst in diesem Falle das Würdige, das Erhabene des bürgerlichen Verhältnisses kann empfunden werden; dass nun erst die Vernunft sich in der Wirklichkeit wiedererkennt, während sie in einem blossen, blinden, knechtischen Gehorsam höchstens die traurige Nothwendigkeit eines finsteren Zeitalters zu erkennen vermöchte. Und in Wahrheit! Es ist nicht genug, dass eine Sache geschehe, es kommt auch darauf an, wie sie geschehe. Es reicht nicht hin, *dass* der Staat bestehe, und *dass* seine Bürger gehorchen; vielmehr das Edle und Schöne jenes Bestehens und dieses Gehorchens liegt in der Tiefe der Herzen, in den menschlichen Gefühlen *der* sämmtlichen Einzelnen, welche das Vaterland bewohnen, welche es lieben und beschützen. Dieses Edle und Schöne, diesen ächten Gehalt und Werth eines Staats, suchen wir vergeblich da, wo eine Monarchie zur Despotie ausgeartet ist. Das Vertrauen zwischen der Regierung und dem Bürger muss gegenseitig seyn, oder die Zusammenwirkung der Kräfte bleibt aus, und der theils offenbare, theils geheime Kampf der Gewalt und der List vernichtet nach und nach jede alte gute Gewohnheit, erdrückt im Entstehen jede neue herzliche Regung, worin der ächte Bürgergeist sich offenbaren, und dem Ganzen sich anschliessen möchte. Wie erquickend, wie angenehm muss uns in dieser Hinsicht die, dem vertraulichen Tone sich nähernde, Sprache klingen, die seit einiger Zeit von den Thronen herab zu den Völkern geredet wird! Gewiss, diese Sprache hat mit gefochten in diesem heiligen Kriege.

Dennoch vernimmt man wohl hie und da eine zweifelnde Stimme, ob auch der schöne Einklang zwischen den Völkern und ihren Häuptern dauerhafter als ein Blitzstrahl seyn werde, der die Nacht erhellt, um die Finsterniss schwärzer zu malen? Ob nicht der Moment der Begeisterung gar

bald dem Schmerzensgefühle so vieler Opfer, die gebracht sind, weichen müsse; und ob nicht die Begierde, das Verlorne wieder zu gewinnen, von allen Seiten offenbar und heimlich zugreifend, neuen Zwist, mindestens neue Spannung zwischen den verschiedenen Staaten, Ständen und Menschenklassen hervorbringen werde? — Kann je eine solche Sorge unsre Seele berühren: so sind es nicht politische Prophezeihungen, wodurch sie sich verscheuchen lässt; sondern sie muss sich auflösen in ein ernstes Nachdenken über die Beweggründe zum fortdauernden freiwilligen Gehorsam, welche Beweggründe, wofern nur Jeder sie bei sich selbst erwägt, dann auch Alle mit Allen eng verbunden erhalten werden; dergestalt, dass sich das neu begonnene Heil des Vaterlandes vollende. Und wenn nicht Jeder seine eignen Gedanken ausarbeiten und ausbessern, seine eignen Gesinnungen klären und läutern will; wenn statt dessen die Einzelnen sich erlauben, von ihrem Misstrauen gegen die die Uebrigen auszugehn, und darauf ihre Handlungsweise zu berechnen, — dann freilich kann das öffentliche Wohl nicht gedeihen.

Damit die Beweggründe zum freiwilligen Gehorsam besser einleuchten, ist es nöthig, den Staat aus einem doppelten Gesichtspuncte zu betrachten. Denn ich bin überzeugt, dass es zwei ganz verschiedene Ansichten des bürgerlichen Vereins giebt, deren jede in ihrem Ursprunge richtig und nothwendig ist, jede aber auch, getrennt von der andern, wahrhaft gefährlich, und insbesondre für die Gesinnung des freiwilligen Gehorsams zerstörend werden kann. Die erste Ansicht ist die natürliche eines jeden Geschäfftsmannes auf seinem Posten, sie ist eine monarchische, aber eine so rein und bloss monarchische, dass sie in ihrer Uebertreibung leicht jeden Geschäfftsmann in seinem Kreise zu einem kleinen Despoten umbilden möchte, daher sie denn auch, nach dem Zeugniss der Geschichte, den Völkern beschwerlich wird, wofern sie sich bei den obersten Lenkern der Staatsgeschäffte allein und ausschliessend gelten macht. Ich meine nichts anderes als den, im Grunde ganz unvermeidlichen Gedanken, dass die Geschäffte müssen durchgeführt, und

auf dem kürzesten Wege beseitigt werden; dass man sie nur aufhalte und erschwere, wenn man den Meinungen Anderer, den Wünschen der Menge, ein nachsichtiges Ohr gönne; dass es nöthig sey, durchzugreifen, um von der Stelle zu kommen, Opfer zu erzwingen, um seinen Zweck zu erreichen; die Gehülfen in maschinenmässige Arbeiter zu verwandeln, damit ihre Leistungen pünctlich und planmässig ausfallen; dass endlich *der Staat ein System von Geschäfften* sey, worin der Geschäfftsführer nicht mehrere seyn dürfen, als der Dienst erfordert, und keiner mehr wissen müsse, als in sein Fach gehört, indem nicht am Wissen, sondern am Handeln gelegen sey, und zwar gerade an demjenigen Handeln, welches die Geschäffte zu Ende bringt, wovon man alles andere Handeln und Wissen und Denken und Wünschen so weit als möglich zu entfernen habe, weil es nur Störungen drohe, und zum wenigsten Zerstreuung mit sich führe.

Die zweite Ansicht ist die minder natürliche, nicht eines jeden Bürgers, sondern nur dessen, der über die Sorge für sich und die Seinigen, über sein Gewerbe und seinen Gewinn sich erhebend, es wagt, ein allgemeines Interesse in sich aufzunehmen, und sich *den Staat als ein System freier Willen* zu denken. Diesem gemäss hat das, was im Staate geschieht, keinen andern Werth, als insofern es dem allgemeinen Wunsche entspricht, und allgemeinen Bedürfnissen abhilft; den höchsten Werth aber erlangt der Staat selbst, indem er als ein lebendiger Gegenstand der allgemeinen Liebe, von Allen und durch Alle besorgt, gepflegt, geschützt wird; daher es denn darauf ankommt, dass er nicht möglichst wenige, wie vorhin, sondern recht viele Gedanken und Wünsche beschäfftige, die, wenn sie zusammenkommen, sich immerhin unter einander erhitzen mögen, wofern sie nur, nach menschlicher Art, durch Irrthum zur Wahrheit, durch Streit zur Eintracht führen. In solchem Falle werden die Opfer, die der Staat kostet, gern gebracht, denn sie kommen dem Theuersten und Besten zu Gute; das Aufgeopferte aber wird leicht wieder gewonnen, denn der frische Muth belebt den Fleiss, und der Geist ist erfindungsreich, wenn

er nicht vom Zwange gebeugt, nicht durch unerwartetes Eingreifen gebieterischer Ansprüche misstrauisch gemacht und verfinstert wird.

Man sieht leicht, dass diese zweite Ansicht, einseitig gefasst, republikanisch wird, und dass sie in ihrer Uebertreibung sogar zur Anarchie führen kann. Wem die Geschäffte bloss als Beschäfftigungen erscheinen, als Reizmittel für den Patriotismus derer, die daran Theil nehmen: der ist nicht mehr weit davon entfernt, sie bald auch als Spiele zu betrachten, woran allerlei Meinungen sich versuchen, und worin die Leidenschaften sich entflammen mögen. Wer den Staat für ein Werk *bloss* des freien Willens hält, der verkennt die Nothwendigkeit, die das Menschengeschlecht zum Arbeiten und zum Dienen zwingt; eine Nothwendigkeit, welche mächtig genug ist, um selbst in den Republiken die bei weitem grössere Zahl der Individuen zwar nicht von der leidenden, aber wohl von der thätigen und absichtlichen Theilnahme am Staate zurückzuhalten, sie in den Werkstätten anzustellen, sie in die Häuser einzuschliessen, ihnen auf dem Felde und im Walde ihr Werk anzuweisen. Und eben darum kann die zweite Ansicht nur in einer Begeisterung vestgehalten werden, während die erstere, die Geschäffts-Ansicht, vom kalten Verstande ausgeht und empfohlen wird.

Dass aber die eine wie die andre, mit strenger Einseitigkeit behauptet, den freiwilligen Gehorsam tödten müsse, liegt klar am Tage. Nach der ersteren verurtheilt der Geschäfftsmann alles um sich her zum Gehorsam, — nämlich zu einem dumpfen, schweigenden, gedankenlosen Gehorsam, der endlich, wie sich versteht, auch ein kraftloser und wenig brauchbarer Gehorsam wird, weil die Kräfte der Menschen von ihren Gedanken ausgehn, und von ihrem Willen gelenkt werden.

Nach der zweiten Ansicht wird der Gehorsam nicht viel weiter reichen, als die Ueberzeugung von der Zweckmässigkeit der öffentlich angeordneten Maassregeln, und als die einmal vorhandenen guten Sitten; es wird also eigentlich an die Stelle des Gehorsams die öffentliche Meinung treten,

welche in allem, wo sie als fehlerhafte oder schwankende Meinung sich von der wahren Einsicht entfernt, die Ausführung des Besseren hemmt, oder mindestens erschwert und verzögert. Bedarf schon die erstere Ansicht einer höheren Weisheit, wodurch sie gemildert werde, so ist eine solche viel nöthiger noch bei der zweiten, um mit ihr so viel Mässigung und Strenge, so viel Ordnung und Rechtlichkeit zu verknüpfen, dass nicht der eigne Wille in Ungebundenheit, die Freiheit nicht in Frechheit ausarte; dass in dem System der Geschäffte, welches wirklich einen Hauptbestandtheil des Staates, obgleich nicht den Staat selbst ganz und gar, ausmacht, keine Stockung eintrete, sondern alles gehörig und vollständig besorgt werde, was mit den öffentlichen Angelegenheiten näher oder entfernter in Verbindung steht.

Unleugbar jedoch sind beide Ansichten im Wesentlichen richtig; sie lassen sich mit einander verbinden; ja, sie sind verbunden in jeder guten Monarchie sowohl wie in jeder guten Republik. Oder wo ist diejenige Monarchie, in welcher der Gedanke nicht berücksichtigt würde, dass der Staat durch den Gesammtwillen seiner Bürger bestehe? Dass man also die einmal vorhandene Theilung der Güter, die Gränzen des Eigenthums, in derjenigen Gestalt aufrechthalten müsse, worin sie vermöge einer alten und allgemeinen Anerkennung einmal bestehen? Dass man die Sprache, die Sitten und Gewohnheiten, die Form der Religionsübung, dass man die öffentliche Meinung mit Achtung behandeln müsse, und selbst im Falle wirklicher Fehler sie nur mit zarter Schonung zum Bessern lenken dürfe? Giebt es ja eine Monarchie, wo dergleichen minder genau bedacht wird, so muss man sie wohl in einer solchen Gegend suchen, die nur kurz zuvor ein revolutionärer Sturm verheerte; wo mit der Regierung zugleich das Volk und seine Sitte, den Respect eingebüsst hat, der ihm zukommt; wo man es nicht scheut, auf *hundert* Neuerungen, die einander schon verdrängt haben, *noch eine* folgen zu lassen, die das Vorige abermals umstosse.

Aber freilich lässt sich nicht verkennen, dass es ein

Mehr oder Weniger giebt in dem Grade der Rücksicht, welche in verschiedenen Ländern dem allgemeinen Wunsche, der öffentlichen Meinung, zu Gute kommt. Einige Regierungen scheinen keine andre Bestimmung zu kennen, als nur das ins Werk zu richten, und überall durchzuführen, wozu der Grundgedanke in der herrschenden Neigung der Nation gegeben ist. Andre Regierungen sind gleichsam Aristokratien des Verstandes, geschützt durch den monarchischen Scepter; die hellsten Köpfe sind um den Thron versammelt; die grosse Zahl der Unwissenden wird zu einem leidenden Gehorsam genöthigt. Der Vorwurf dieser Nöthigung trifft das Zeitalter, und mittelbar diejenigen aus der früheren Generation, welche für höhere allgemeine Bildung hätten sorgen können und sollen. Wenn gleichwohl das *Volk* sehr empfindlich ist gegen jede Kränkung seiner Sitten, und gegen die Geringschätzung der öffentlichen Meinung; wenn das Freiwillige des Gehorsams sogleich einen Stoss erleidet, indem ein ungewohntes Durchgreifen die Geschäffte nachdrücklicher betreibt: so lasst uns umher schauen unter der Menge, und nachsehen, ob irgendwo ein besserer Mittelpunct der Einsichten sich zeige, oder ob nicht vielmehr die öffentliche Meinung sich selbst um die Achtung gebracht hat, die sie zurückwünscht, ob nicht in ihren Aeusserungen ein Mangel an Würde liegen möge, wovon die Folgen nicht ausbleiben können. Zwar giebt es anderwärts sehr schätzbare Einrichtungen, durch welche die Stimme des Volks, in eine edle Sprache übersetzt, in den anständigsten Vortrag gefasst, ein neues Gewicht erlangt. Allein wo dergleichen nicht hergebracht ist, da sollte gerade aus demjenigen Bestandtheile des Bürgersinnes, welcher als eigner, freier Wille empfunden wird, die höchste Sorgfalt hervorgehn, dass niemals die öffentliche Stimme wie ein rohes Geplauder klinge, sondern dass an allen Orten, wo man nur glauben könnte, etwas von ihr zu vernehmen, *nur* das Ueberdachte, und das wahrhaft Patriotische, ausgesprochen werde.

Was aber endlich uns am nachdrücklichsten überzeugen kann, dass wir mitten im monarchischen Lande noch in

einer freien Luft leben, und uns zu einem freiwilligen Gehorsam entschliessen können: das ist der Umstand, dass bei aller Einheit der Macht dennoch das System der Geschäffte aus mehrern von einander unabhängigen Systemen zusammengesetzt ist, deren jedes seine eignen, aus der Natur der Sache geschöpften Regeln zu befolgen angewiesen und berechtigt ist. So beruhet die Verwaltung des Rechts auf dem Gesetze, und auf dem Gewissen der Richter. So wird die Religion geübt nach den Grundsätzen der Kirche, und nach den Gefühlen und Ueberzeugungen der Menschen. So haben die Wissenschaften ihre Pfleger, die nicht scheuen dürfen, in ruhigen und angemessenen Worten ihre Einsichten auszudrücken, ja selbst ihre Meinungen der öffentlichen Prüfung zu unterwerfen. Wie sollte es denn schwer werden, die Gesinnung eines freiwilligen Gehorsams uns in das innerste Herz einzuprägen? Der Vernunft muss man überall gehorchen; für die lose Willkühr ist in keiner bürgerlichen Ordnung Raum. Wo nun irgend eine Regierung auch nur den guten Willen zeigt, das Vernünftige durchgängig zur Richtschnur aller Geschäffte zu nehmen, da möchte sie immerhin in einzelnen Fällen auf menschliche Weise irren; alsdann würde ihr menschliche Nachsicht zukommen; aber der Respect und die Treue würden ihr stets unverloren seyn müssen. —

Den bekanntesten aller Wahrheiten durch wiederholte Anerkennung zu Zeiten eine Art der Huldigung zu widmen, wird in der Kirche für nützlich, ja für nothwendig erachtet. Warum sollte in bürgerlichen Dingen nicht dasselbe Statt finden? Desshalb wird diese ehrwürdige Versammlung es nicht missbilligen, wenn an diesem feierlichen Tage auch dasjenige zur Sprache kam, was Jedermann weiss, was Niemand vergisst noch bezweifelt. So dürfte ich auch die niemals ruhenden Wünsche für das Wohlseyn unseres allerhöchsten Monarchen, und unseres gnädigsten Kronprinzen, — ich dürfte diese Wünsche nur mit den einfachsten Worten bezeichnen; sie würden dennoch in allen Herzen wiederklingen, sie würden unsre Hoffnung von der Dauer der Preussischen Krone ins Unabsehliche hinaustragen. Aber

an dem heutigen Tage besitzt unsere Akademie noch etwas Anderes, etwas Besseres zur Krönungsfeier und zum Preise unseres erhabensten Königes. Sie besitzt die Erinnerung an jene braven jungen Männer, die in unserer Mitte den Studien oblagen, die, als von oben der Ruf erging, uns verliessen, und eilends sich in jene Reihen mischten, wo man die Zuversicht des Sieges hatte, weil man den Tod fürs Vaterland mehr suchte als scheute. Die Erinnerung an diese unsre akademischen Mitbürger, die mit der angespanntesten Thatkraft ihre Liebe für König und Vaterland bewährt haben, wird auf immer in den Herzen aller derer, welche zu dieser Universität sich rechnen, und welche überhaupt dieser Pflegerin der Wissenschaften hold und gewogen sind, als ein theures Kleinod aufbehalten werden. Aber zu früh ists noch, zum Lobe jener Braven reden zu wollen. Nicht nur sind unsre Nachrichten von ihren Thaten und Schicksalen noch unvollständig, sondern auch das grosse Werk bedarf noch fortwährender Anstrengungen; *wir sind noch nicht ganz am Ende!*

an dem heutigen Tage besitzt unsere Akademie noch etwas Anderes, etwas Besseres zur Krönungsfeier und zum Preise unseres erhabensten Königes. Sie besitzt die Erinnerung an jene braven jungen Männer, die in unserer Mitte den Studien oblagen, die, als von oben der Ruf erging, uns verliessen, und eilends sich in jene Reihen mischten, wo man die Zuversicht des Sieges hatte, weil man den Tod fürs Vaterland mehr suchte als scheute. Die Erinnerung an diese unsre akademischen Mitbürger, die mit der angespanntesten Thatkraft ihre Liebe für König und Vaterland bewährt haben, wird auf immer in den Herzen aller derer, welche zu dieser Universität sich rechnen, und welche überhaupt dieser Pflegerin der Wissenschaften hold und gewogen sind, als ein theures Kleinod aufbehalten werden. Aber zu früh ists noch, zum Lobe jener Braven reden zu wollen. Nicht nur sind unsre Nachrichten von ihren Thaten und Schicksalen noch unvollständig, sondern auch das grosse Werk bedarf noch fortwährender Anstrengungen; *wir sind noch nicht ganz am Ende!*

II.

Bemerkungen über einen pädagogischen Aufsatz.

Vorgelesen in der pädagogischen Societät im Juni 1814.

Eine ganz kurze Inhaltsanzeige des vor mir liegenden Aufsatzes könnte so lauten: Hr. Pr. Z. dringt auf Vereinfachung des Unterrichts; um sie zu erreichen, will er in den Schulen nur eine alte Sprache, gleichviel welche, zulassen: ihr und dem Religions-Unterrichte soll weit mehr Zeit als bisher gewidmet werden; die meisten andern Studien sollen durch Lesen betrieben werden, wozu die Lehrer Anleitung geben. — Auf diese trockene Anzeige hin könnte man sagen, der Hauptgedanke sey bekannt, — denn wie Viele haben schon gegen die zu grosse Menge der Lehrgegenstände geeifert! — Die vorgeschlagenen Mittel aber, um die verlangte Vereinfachung auszuführen, könnte man paradox und wenig anwendbar finden. — Allein es sind nicht sowohl die Vorschläge, als die Gesinnungen, welche mir jenen Aufsatz werth gemacht haben; daher beziehen sich meine Bemerkungen oft auf die einzelnen nachdrucksvollen Wendungen, deren sich Hr. Pr. Z. bedient hat; und zu diesen werde ich zurückgehn müssen, um die Puncte anzugeben, woran meine Randglossen sich lehnen.

Allseitiges, oder vielmehr vielseitiges Wissen, — denn *eine* Totalität bildet nicht einmal das menschliche Wissen, vielweniger das was die Schulen mittheilen, — ist in der That der Zweck des Schulunterrichts. Nämlich es ist der nächste, der unmittelbare Zweck. Die Schule kann nicht ganz Bildungsanstalt seyn, am wenigsten für die Individuen; sie hat von der Summe der Kräfte, die den Menschen zu bilden im Stande sind, nur einen bestimmten Theil, eine besondre Classe inne, und das sind die Wissenschaften. Was die Welt, das Beispiel, der Umgang, die Familie, und vor allem andern die eigne stille Wirksamkeit eines in sich

selbst arbeitenden Gemüthes beitragen, das hat die Schule nicht in ihrer Gewalt. Sie thut alles mögliche, wenn sie diejenige bildende Kraft, die in den Wissenschaften liegt, gehörig in Bewegung setzt. Und da die Individuen von verschiedenen Seiten her empfänglich sind, die Schule aber Vielen die Gelegenheit zur Bildung bereiten muss, so ist auch ihr Unterricht nicht so zu deuten, als ob in gleichem Grade Alles für Alle wäre.

Der Werth des guten Schülers liegt in der That *zum Theil* in der Vielseitigkeit der Bildung, die er annimmt. Aber die Güte einer Schule zeigt sich nicht bloss in der Vielseitigkeit, die Allen gemein ist, sondern eben so sehr in der Verschiedenheit der eigenthümlichen Vorzüge, durch welche die aus ihr hervorgehenden Schüler einer vor dem andern ausgezeichnet sind. Die Schule des Sokrates bildet den Platon, den Xenophon, den Aristipp, den Antisthenes. — Wie gross der Werth des vielseitigen Wissens sey? — lässt sich das angeben? Dieser Werth ist höchst veränderlich; er bestimmt sich nach dem, was sich jeder aus seinem Wissen macht.

Dass die Seele den Gegenstand des Wissens lieb gewinne, seinen Werth, seine Beziehungen, seinen Zusammenhang verstehe; dass Fertigkeit und Kunst in das Wissen hineinkommen, oder besser, aus ihm entspringen müsse, ist gewiss die Hauptsache. Und hier gebe ich zu, dass der Schulunterricht sehr leicht durch die Mannigfaltigkeit, die er umfassen muss, das einmal irgendwo haftende Interesse wieder losreisst; ich gebe zu, dass er oft dem Schüler die Musse zu rauben in Gefahr ist, die das eigne Verarbeiten erfordert hätte. Ich gebe nicht bloss zu, sondern es war stets der wesentliche Inhalt meiner pädagogischen Lehre, dass man diese Zerstreuung des Gemüths auf alle Weise verhindern müsse. Daraus aber habe ich niemals den in meinen Augen übereilten Schluss ziehen können, dass man die Menge des Lehrstoffs bedeutend vermindern könne und solle. Sondern, dass man jede Methode, welche überflüssige Zeit verbraucht, die dem Schüler zur eignen freien Beschäfftigung hätte bleiben können, schon darum als etwas

Fehlerhaftes ansehn muss; dass ferner die Oekonomie mit der Zeit vorzüglich durch die grösst-mögliche Intensität des Interesse zu erreichen ist, welches der Unterricht erregt, indem das gern Gelernte sehr schnell gelernt und tief gefasst wird; dass endlich die Fugen, in denen das menschliche Wissen zusammenhängt, aufs genaueste müssen untersucht werden, damit der Lehrer im Stande sey, jedes einmal erregte Interesse sogleich nach allen Richtungen fortwirken zu lassen, damit er mit diesem Interesse, wie mit dem eigentlichen Capital, das er erworben, wuchern könne, und damit er die Störungen möglichst vermeide, wodurch dieses Capital würde vermindert werden.

Die Besorgniss, der Mensch werde wie ein Sklave zum Dienste der Wissenschaften verkauft, wird wohl manchmal demjenigen einfallen, der die Wirkung der Strenge überlegt, womit das Gelernte dem Schüler wieder abgefordert wird, wenn statt das Interesse zu erregen, bloss auf ein prunkvolles Examen gearbeitet wird. Ich ehre diese Besorgniss; und ich finde, dass sie auch bei dem besten, selbst bei einem allzueinfachen Schulplane noch immer bleibt. Hier nämlich hängt alles von den Lehrern ab. Sind diese mechanische Arbeiter; so drücken sie den Geist der Jugend unfehlbar um so mehr, je grössere Amtstreue sie in ihrem Berufe beweisen wollen. Der Lehrer muss Geist haben, um den Gedanken des Schülers freie Bewegung geben zu können. Ich erinnere in dieser Hinsicht des Beispiels wegen bloss an historische Vorträge. Nichts drückt so sehr, als zugezählte Thatsachen, die auswendig gelernt werden sollen; nichts belebt die jugendliche Phantasie so sehr, als eine gute historische Erzählung. Ich habe Erfahrungen der Art in meinem didaktischen Institute jede Woche vor Augen.

Die Frage, ob die Mittel, um Gelehrte zu bilden, auch psychologisch richtig seyen, ist eine sehr schätzbare, aber auch eine sehr verführerische Frage. Es ist gerade diese, die von allen geistlosen Erziehern vergessen, von allen anmassenden Erziehungsreformatoren hingegen nach ihrer Individualität vorschnell beantwortet wird; indem sie meinen,

alle jugendliche Naturen seyen eben das, wofür sie selbst sich halten, mit eben solchen geistigen Bedürfnissen, eben solchen Beschränkungen u. s. w. Darum, weil jeder frisch weg die andern nach sich beurtheilt, bilden so viele sich ein, sie wüssten die Pädagogik zu lehren, und brauchten sie nicht mehr zu lernen. Ich für mein Theil habe seit zwanzig Jahren Metaphysik und Mathematik, und daneben Selbstbeobachtungen, Erfahrungen und Versuche aufgeboten, um von wahrer psychologischer Einsicht nur die Grundlage zu finden. Und die Triebfeder dieser nicht eben mühelosen Untersuchungen war und ist hauptsächlich meine Ueberzeugung, dass ein grosser Theil der ungeheuren Lücken in unserm pädagogischen Wissen vom Mangel der Psychologie herrührt, und dass wir erst diese Wissenschaft haben, ja zuvor noch das Blendwerk, das heut zu Tage Psychologie heisst, fortschaffen müssen, ehe wir nur von einer einzigen Lehrstunde mit einiger Sicherheit bestimmen können, was darin recht gemacht, was verfehlt sey. Sind gleich die Fehler, die in Einer Stunde können begangen werden, an sich unbedeutend, so häufen sie sich doch an, bis ins Ungeheure, wenn sie mit jeder neuen Lehrstunde sich wiederholen.

Einheit im Mannigfaltigen; höchste Einheit aller untergeordneten Einheiten, — das ist seit bald dreissig Jahren das Losungswort Aller geworden, die sich irgend einmal mit Philosophie befasst haben. Reinhold suchte die höchste Einheit in einem einzigen Grundsatze des gesammten philosophischen Wissens; er pries mit Begeisterung diesen Grundsatz als das Eine was Noth sey. Man glaubte ihm die Forderung; aber man verschmähte seinen aufgestellten Grundsatz. Fichte fand eine viel kräftigere Einheit in dem Ich. Nun meinte man, vollende sich das grosse Kantische Werk; denn nun lasse sich die ganze Kantische Philosophie, — und wie vieles sonst noch! — in dem Ich concentriren. Aber die Physik ging nicht bequem hinein: — da erfand Schelling die Naturphilosophie, und mit ihr sein Absolutes. Und nun — nun sank das öffentliche Zutrauen zu der Phi-

losophie mit schnellen Schritten immer tiefer, denn nun wurden die Künsteleien, womit Alles in die neue Einheit sollte gepresst werden, immer seltsamer. Das eigentliche philosophische Denken ist bei der Gelegenheit gänzlich aus der Mode gekommen; die Meisten, die von Philosophie reden, haben ihre Logik vergessen, welches soviel ist, als ob einer über den Genius einer gewissen Sprache reden wollte, der ihre Declinationen und Conjugationen nicht recht inne hätte. Auch giebt es heut zu Tage berühmte Schriftsteller, die keine Philosophie mehr wollen, sondern statt derselben, Religion und Mathematik und Kunst. Unglücklicherweise sind alle diese, an sich sehr schätzbaren Dinge nicht Philosophie. — — Eben das Streben nach der höchsten Einheit nun, was der Ruin der Philosophie gewesen ist, wird das wohlthätiger auf die Pädagogik wirken? Wird man hier weniger Künsteleien als dort anwenden, um das Viele, was seiner Natur nach aussereinander bleiben muss, in einander zu pressen? Vielmehr, es wird sich zeigen, dass die Bemühung, Alles auf Eine Spitze zu stellen, dem Erzieher eben so schädlich werden muss, als auf der andern Seite das Zerreissen und Zerstückeln desjenigen, was wirklich zusammenhängt, ihm geworden ist. Philosophie und Erziehung bedürfen durchaus, dass man jedes in der Natur der Gegenstände liegende Band anerkenne, und für soviel, aber für nichts mehr gelten lasse, als was und für wieviel es wirklich gelten kann. Und wieviel das sey, dies muss für jede Art von Verbindung, bei jeder einzelnen Lehre, bei jeder vorkommenden Gelegenheit insbesondre erforscht werden; man kann nicht im Allgemeinen entscheiden, wieviel und Was alles in Einem Puncte vereinigt seyn solle. — Einer Vergleichung mit der Mathematik kann ich mich hier nicht erwehren. Wie glücklich vor andern Wissenschaften ist doch diese bearbeitet worden. Alle Mathematik strebt nach möglichster Allgemeinheit ihrer Lehrsätze, so wie Philosophie und Pädagogik nach möglichster Einheit im Mannigfaltigen. Aber wann hat man nöthig gehabt, den Mathematikern eines ganzen Zeitalters oder auch nur einer ganzen

Nation in Beziehung auf die ganze Wissenschaft zuzurufen: nehmt Euch in Acht die Allgemeinheit zu übertreiben! Zwar einzelne Versehen der Art sind vorgegangen, aber man kommt gleich davon zurück, man prüft genau, ob die Beweise eines Satzes auch im Stande sind, ihn für alle Fälle, die unter einer gewissen Formel enthalten sind, mit Sicherheit zu erhärten, und man weiss, dass, wenn zu wenig Allgemeinheit einen *Mangel* des Wissens ausmacht, in der übertriebenen Allgemeinheit etwas viel Aergeres, nämlich *falsche Lehrsätze* zum Vorschein kommen.

Hr. Pr. Z. verlangt, dass schon der junge Mensch irgend etwas mit besonderer Liebe ergreifen solle. Wenn ich statt dessen sagte, mit besonderem Interesse: so würde ich scheinen, nur das schwächere Wort an die Stelle des stärkeren, nachdrucksvolleren zu setzen. Aber ich gestehe, dass mir die rechte Gemessenheit des Ausdrucks dasmal in dem schwächeren Worte zu liegen scheint. Mit unendlicher Fülle der Liebe mag das Kind seine Eltern, mag der Jüngling sein Vaterland umfassen; aber den Wissenschaften gehört eine ruhigere Neigung; eine solche, die stets geduldig bleibe; die Liebe aber ist ungeduldig; eine solche, die den Werth eines gegebenen Mannigfaltigen unpartheiisch schätzt; die Liebe aber ist partheiisch; eine solche Neigung endlich wollen die Wissenschaften, die sich in ihrem Fortschreiten nicht durch irgend eine Vorliebe aufhalten lasse, denn der Werth des Wissens beruht wirklich in sehr vielen Fällen gerade auf seiner Menge, die beisammen seyn muss, weil das vereinzelte unbrauchbar seyn würde. Man denke an vereinzelte philologische oder historische Notizen, an vereinzelte mathematische Lehrsätze u. s. w. — Endlich der Mensch muss sich immer als den Herrn und Gebieter seiner Kenntnisse, in deren Mitte er steht, fühlen; verhält er sich aber zu irgend einem Theile seines Wissens, wie der Verliebte zu seiner Schönen, so wird er Schwärmer oder Pedant.

Und wozu soll nun ferner die *besondere* Liebe dienen? Darauf hat Hr. Z. deutlich genug geantwortet. Dazu, dass

die Gegenstände des Wissens bleibend gefasst werden, und dass sich der Mensch unter ihnen orientire. Die Vielheit, sagt Hr. Z., bringt Verwirrung. — Und wie nun, wenn ich erwiederte, die Einfachheit bringt Erschöpfung? — Ich brauche nicht in die Tiefe der speculativen Psychologie hineinzugehn, ich brauche nur an die gemeinsten aller Erfahrungen mich zu wenden, um daran zu erinnern, dass jeder, auch der angenehmste Gegenstand, uns nur eine Zeit lang beschäfftigen kann, und dass alles, was zu lange dauert, uns verleidet wird. Eine Predigt von anderthalb Stunden soll wohl auch dem Religiösen, ein Schauspiel von fünf Stunden soll wohl auch dem Kunstliebhaber anfangen lästig zu werden; dem gewöhnlichen Menschen aber wird durch *solche* Dauer sowohl Predigt als Schauspiel zuwider. Vollends die jugendlichen, vollends die kindlichen Seelen — sie verlangen Abwechslung. Einerlei Interesse, und wäre es das höchste, kann ihr Gemüth nicht ausfüllen. Es giebt also hier ein Zuwenig eben sowohl als ein Zuviel. Es giebt in der Mitte einen vortheilhaftesten Punct, den man suchen muss.

Dazu kommt, dass die *besondre* Liebe sich gerade bei den besten Köpfen am spätesten zu entscheiden pflegt. So lange ich akademischer Lehrer bin, in einem Dutzend von Jahren, habe ich bei den vorzüglichsten unter den Studirenden, bei Menschen von zwanzig Jahren und darüber, immer die Mühe bemerkt, die es sie kostete, sich von einer Menge von Gegenständen, die sie noch zu umfassen wünschten, *loszumachen*. Dagegen kenne ich einseitige Gelehrte, die, gesättigt von den Beschäfftigungen ihres Faches, nun anfingen sich an Kleinigkeiten hinzugeben, auch wohl an Kleinlichkeiten, z. E. Bienenzucht, Stadtneuigkeiten, Klubbs u. dgl. Die Liebe zu den Wissenschaften scheint eben dann recht gesund, wenn sie vielseitig ist. Der Anblick des innigen Zusammenhangs aller Wissenschaften, und der Unterstützungen, die sie gegenseitig einander leisten, verstärkt den Reiz einer jeden.

Daher dringt meine Forderung an Schüler und Schulen

nicht auf besondre Liebe, sondern auf gleichschwebend-vielseitiges Interesse. Aber ich vereinige mich sogleich mit Hrn. Z., sobald statt des Interesse ein blosses Lernen, Arbeiten, Aufsagen, Schreibbücher-Vollmachen, Uebersetzungen Anfertigen, u. s. w. eintritt. Ich vereinige mich sogleich mit Hrn. Z., sobald ich irgendwo den maschinenmässigen Fleiss von Lehrern und Schülern gewahr werde, die einander quälen, nur damit die einen und andern sagen können, sie haben ihre Schuldigkeit gethan. Auf diese Weise thun die Lehrer wirklich *nicht* ihre Schuldigkeit; ihre Geschäffte sind nicht von der Art, dass sie sich abfertigen und beseitigen lassen. Wo nicht der durchgehends *frohe* Fleiss der Schüler verkündigt, dass sie *gern* arbeiten, da ist nicht geschehen, was geschehen sollte; und wenn auch Examina und Abiturientenprüfungen die allerprächtigsten Resultate lieferten.

Aber noch ein Wort über die vorzüglichsten, die zartesten Naturen unter den Schülern. Diese haben immer gewisse geheime Ruhepuncte ihres Fühlens und Denkens, sie haben eine Heimath in ihrem Innern, aus der in viel späteren Jahren erst dasjenige hervorzugehn pflegt, was sie eigentlich werden und wirken. Ein Unterricht nun, der diesen Punct gar nicht, auch nicht mittelbar berührt, thut ihnen Gewalt an, und sie sind für ihn schlechte Schüler. Was ist nun hiebei zu thun? Vor allen Dingen kommt es darauf an, diese Ruhepuncte und gleichsam Schwerpuncte, oder auch diese Axen, worum das Gemüth sich dreht, zu entdecken, um sie beachten und berücksichtigen zu können. Aber nur der vielseitige Unterricht kann sie entdecken. Denn diese Ruhepuncte sind so verschieden als das Genie, was in ihnen wohnt, verschieden ist. Bald sind sie religiös, bald ästhetisch, bald speculativ, bald ökonomisch, bald militärisch, bald, — doch wer kann alles aufzählen? Nur die vielseitig bildende Schule wird eben dieser Forderung genügen können, um derenwillen der einfache Unterricht verlangt wurde, — der Forderung nämlich, die innere Heimath der Gemüther gehörig zu respectiren.

So mannigfach nun aber die wirklichen Ruhepuncte der verschiedenen Gemüther, so einfach ist derjenige, der ihrer aller Ruhepunct seyn sollte, — die Religion. Aber hier scheint mir Hr. Pr. Z. zu einem falschen Schlusse verleitet zu seyn. Er sagt: es werde dem Religions-Unterricht ein viel zu geringer Platz, — das soll doch wohl heissen: viel zu wenig Zeit? — auf Schulen angewiesen; er werde wie eine Nebenwissenschaft behandelt. Aber es folgt nicht, dass man dasjenige, dem man weniger Zeit anweist, für eine Nebenwissenschaft halte, und als solche behandelt sehn wolle. Wie, wenn jemand den verschiedenen Geräthen und Besitzthümern, die sich in einem Hause befinden, die Grösse des Platzes nach ihrem Werthe bestimmen wollte? Wie viel Raum müsste alsdann wohl das Geschmeide einnehmen. Aber die edeln Steine würden sich weigern so viel Platz auszufüllen; es ist einmal ihre Art, dass ihre ganze Kostbarkeit sich in einem sehr kleinen Raume concentrirt. — Nicht anders kann ich von der Religion urtheilen. Ich weiss, und erkenne es an, dass dieselbe den tiefsten Grund und einen der frühesten Anfänge der menschlichen und schon der kindlichen Bildung ausmachen muss, ohne den alles andre eitel ist. Ich sage dieses nicht erst heute; ich habe es in der ersten meiner pädagogischen Schriften gesagt; und zwar wenn ich nicht irre, deutlich und nachdrücklich genug. Aber mir wird angst vor einem Religions-Unterricht, der sich in eine Menge von eigentlichen Lehrstunden ausdehnt. Eben so angst, wie vor einer weitläuftigen Glaubensformel, welche in vielen Artikeln die Art und Weise vorschreibt, wie das Herz des Menschen sich dem Höchsten nähern soll. Und schon seit geraumer Zeit ist mir angst vor den heut zu Tage modernen Empfehlungen der Religion, die ganz offenbar das Unglück und die Trübsale der letztverflossenen Jahre zum Ursprunge haben. Ueber diese Trübsale scheint man alles zu vergessen, was Menschenkenntniss, Geschichte der Kirchen und Geschichte der Philosophie gemeinschaftlich lehren. Dass nämlich jede Himmelsleiter mit genau abgezählten Sprossen, die man methodisch eine nach der

andern besteigen soll, untauglich ist, um das universelle Bedürfniss der Religion zu befriedigen. Dass die wahrhaft Religiösen oftmals äusserst wenige Glaubensartikel haben, und dass diejenigen, welche aufs schärfste untersuchten, aussagen: was man von der Religion wissen, folglich im eigentlichen Sinne lehren und lernen könne, das ziehe sich aufs allerengste in einige sehr einfache Unterstützungsgründe eines vernünftigen Glaubens zusammen. Dies ist auch mein Resultat, wiewohl die sogenannte Naturphilosophie dieser Zeit etwas anderes lehrt. — Daher ist meine Meinung, dass den jüngern Kindern ein mässig ausführlicher Unterricht zu Hülfe kommen müsse, um den rechten Begriff von Gott zu fassen, und ihn in der Natur aufsuchen zu lernen; den heranwachsenden Jünglingen, (deren Unterricht in der christlichen Lehre zwar vorzugsweise den Predigern jeder Confession zusteht,) auf der Schule einige Kenntnisse der kirchlichen Einrichtungen und der verschiedenen Dogmen müssen mitgetheilt werden; dass es aber ausserdem nicht sowohl einen ausführlichen Unterricht, als vielmehr Andachtsübungen im christlichen Geiste geben solle, unter denen die sonntäglichen Predigten, wenn sie gut und für die Jugend verständlich sind, die vornehmsten seyn werden. Die intensive Trefflichkeit des Unterrichts muss aber in allen Religionsstunden der intensiven Wichtigkeit des Gegenstandes entsprechen; und daher ist die Frage, wie gut und eingreifend auf irgend einer Schule der Religions-Unterricht ertheilt werde, wie vollkommen vorbereitet der Lehrer in jeder Stunde erscheine, nicht eine Nebenfrage, sondern eine Hauptfrage bei der Würdigung einer solchen Schule. Man mag auch hiezu diejenigen Stunden wählen, in denen die Schüler am besten aufgelegt sind; man mag einen harmonischen Gesang mitwirken lassen; man mag jede kleinste Unordnung, die in solchen Stunden vorfällt, zehnfach strenger rügen, als in andern Lectionen. Soviel über diesen Punct, welchen zu erschöpfen mir hier nicht einfallen kann.

Von der Unausführbarkeit des Gedankens, nur Eine der alten Sprachen lernen zu lassen, von der gänzlichen Unmög-

lichkeit, durch Philologie das Studium aller andern Wissenschaften, besonders der Mathematik und Naturwissenschaft mit zu besorgen, ist schon neulich gesprochen worden. Mathematik und alte Sprachen werden immer die beiden Hauptstämme des Unterrichts bleiben müssen. An jene schliessen sich grossentheils die Naturwissenschaften, an diese grossentheils Geschichte und die ganze Geschmacksbildung an.

Auch über das vorgeschlagene Selbststudium aus Büchern haben wir uns neulich ziemlich lange unterhalten. Die Gründe, um derenwillen sich Hr. Z. für Lectüre statt des mündlichen Unterrichts erklärt, sind die nämlichen, an sich sehr achtungswerthen und gewichtvollen, die oben für die Vereinfachung des Unterrichts angeführt wurden. Die Sklaverei der Aufmerksamkeit, welche dem zuhörenden Schüler sechs Stunden lang angemuthet wird, soll aufhören; die Freiheit im Nehmen und Weglegen des Buchs nach Lust und Laune empfiehlt das Lesen und Selbst-Studiren. Dies letztre erkannten wir schon neulich als gültig an für einzelne Subjecte; und gewiss wird auch der mündliche Unterricht für die übrigbleibenden um so zweckmässiger ausfallen, wenn aus den obern Classen, bei denen dies allein anwendbar ist, diejenigen Schüler abgesondert sind, welche für jene zu weit vorgeschritten oder ihnen an freier Selbstthätigkeit überlegen, lieber lesen wollen als hören. Aber dies abgerechnet: so bleiben zwei andre Antworten, welche Hrn. Pr. Z. Vorschlag zwar nicht aufheben, aber einschränken. Erstlich muss der mündliche Unterricht so beschaffen seyn, dass er die Aufmerksamkeit der Schüler nicht peinlich anstrengt, (ausser auf Augenblicke bei besonders schweren Gegenständen); und vorzüglich darf er nie ohne unmittelbares Interesse, nie ohne natürlichen Zusammenhang seyn, auch in der Regel nicht in fortlaufender Rede, gleich dem akademischen Vortrage bestehn, sondern er muss die Schüler selbst auffordern mitzusprechen, wodurch auch ihrem zufälligen Gedankengange einige Freiheit gegeben wird. Zweitens: die Disciplin der Aufmerksamkeit hat selbst einen grossen Werth. Von unsern Studirenden müssen wir doch verlangen, dass

sie eine Stunde nach der andern hören und verstehen; wir würden unsre Curse sonst nicht zu Ende bringen; und wir können nur denen nützen, die uns eine Stunde lang mit hinreichend biegsamer Aufmerksamkeit zu folgen vermögen. Wie aber würden endlich selbst die Bücher gelesen werden, wenn jemandes Aufmerksamkeit so spröde wäre, dass er auch ein gutgeschriebenes Buch alle halbe Stunde aus der Hand legen müsste?

III.

Ueber Fichte's Ansicht der Weltgeschichte.

Rede gehalten in der öffentlichen Sitzung der Deutschen Gesellschaft am Geburtstage des Königs den 3. August 1814.

die eine Stunde nach der andern hören und verstehen; wir würden unsere Dinge sonst nicht zu Ende bringen; und wir können nur denen nützen, die uns eine Stunde lang mit hinreichend biegsamer Aufmerksamkeit zu folgen vermögen. Wie aber würden endlich selbst die Bücher gelesen werden, wenn jemandes Aufmerksamkeit so spröde wäre, dass er auch ein geistgeschriebenes Buch alle halbe Stunde aus der Hand legen müsste?

Hohe, verehrteste Anwesende!

Wenn für die grosse Familie, die wir den Preussischen Staat nennen, alle die übrigen Tage des Jahres minder festlich sind, als der Eine, welcher dem Könige das Leben gab, und dem Vaterlande den König schenkte: so überstrahlt wiederum dieser heutige, des Königs Geburtstag im ersten Jahre des schwer errungenen Triumphs über den gefährlichsten Feind, die sämmtlichen vergangenen mit nie gesehenem Glanze, mit zuvor nicht geahndeter Schönheit. Ob auf dem Throne auch das Glück, und die wahre Heiterkeit sich einfinde, wer darf das heute fragen? wer darf zweifeln, ob der König diesen Tag freudig begrüsst, und ob ihn dieser Tag mit verjüngter Lebens-Wonne beschenkt habe? Heut ist die Preussische Krone keine Last, sie schwebet leicht über dem Haupte des Herrschers; denn verscheucht sind ihre Sorgen, geblieben ist ihre Pracht, vermehrt ihre Herrlichkeit und Majestät. Wenn wir in den vorigen Jahren Glückwünsche darbrachten, so waren es Wünsche gemischt mit trüben Gedanken, es war eine Sehnsucht verbunden mit der Hoffnung auf eine ferne Zukunft. Aber die Zukunft ist nun Gegenwart; die Wünsche sind mehr als erfüllt; das Glück ist erreicht; und mit Zuversicht sagen wir uns, dass unser König sich glücklich *fühle.* Wie sollte er nicht? Er sieht aus dem Muthe seiner tapfern Preussen die allgemeine Freude erwachsen; er besitzt die Macht, nach seinem Herzen den Seinigen wohlzuthun; und in den Jubel seiner Unterthanen mischen sich die Ehrenbezeugungen auch der andern Europäischen Nationen.

Wie viele sind der Betrachtungen, zu denen wir heute uns angetrieben fühlen! Wie vieles schwebt auf der Zunge,

das nur durch die Sorge, das laute Wort darüber möchte minder bescheiden seyn, zurückgehalten wird! Die seltene Einigkeit, wie der Monarchen so der Heerführer, wie wundervoll wird nach Jahrhunderten die Geschichte sie nennen! Der Grund dieser Einigkeit, tief in den Herzen der Männer, wie ist er so ehrwürdig! Andre Könige, herrschsüchtige Regenten, arglistige Minister, was alles noch würden sie haben erreichen wollen, das den Frieden verzögert, entkräftet, verdorben, das den Völkerhass gesteigert, zu neuen Kriegen die Waffen geschmiedet, und der Wuth einer endlosen, zerstörenden, nur sich selbst wiedergebärenden Rachsucht ganze kommende Geschlechter Preis gegeben, ganze künftige Jahrhunderte als Opfer hingeschleudert hätte! — Wie sehr mussten wir besorgen, die ungeheuren Aufgaben für die Unterhandlungen aller Völker von Europa möchten kaum einer Lösung fähig seyn! Und wie leicht erscheint jetzt diese Lösung, und wie natürlich ist diese Leichtigkeit, da man, verschmähend die gewohnten Ränke, die gespannten Forderungen der gemeinen, verworfenen Staatsklugheit, sich ganz einfach des Rechts befleissigt, das Jeden heisst zu dem alten Seinigen wiederkehren. Wer kann dies alles betrachten, ohne in tiefer Ehrfurcht der Persönlichkeit auch unseres erhabenen Monarchen zu gedenken, die das Gute reif werden lässt, was die Gewalt der Waffen nur vorbereitet hatte.

Doch hier ist ein Heiligthum, dessen Schwelle wir nicht überschreiten dürfen. In dem Könige den Menschen hochachten, das darf ohne Zweifel die stille Brust des Bürgers; und das erhebt sie, ja! das macht sie kräftig zur Erfüllung der bürgerlichen Pflichten. Aber den Mann zu loben, dessen Sitz der Thron ist, und dessen Schmuck die Königskrone, — das wäre zu kühn für diesen Platz und für diese Rede. Etwas Anderes muss ich suchen, höchstgeehrte Anwesende, zur Unterhaltung für diese Stunde. Bitten muss ich Sie, herabzusteigen von jenem erhabenen Puncte in die niedrige, flachere Gegend, wo es mir möglich ist, vesten Fuss zu fassen. Auch trübere Bilder sind dem heutigen Tage nicht fremd, denn die nächste Vergangenheit war voll Trauer, das heutige Licht hat einen schwarzen Hintergrund.

Und nicht jene Felder allein, die in der Sprache des Kriegers die Betten der Ehre heissen, bedeckten sich mit den Tausenden der gefallenen Opfer; nicht Schwerdter und Kugeln allein brachten den Tod, sondern auch der giftige Dunst der Seuchen; der den Krieges-Schaaren langsam folgt, und über den Städten sich lagert, dann in den Krankenhäusern sich vestsetzt, und von da zu den Wohnungen hineinzieht, aus denen Hülfe kam und Pflege für die Kranken, eine mühsame Wohlthat, mit dem schlimmsten Lohne vergolten. Gönnen Sie mir, höchstgeehrte Anwesende, zu gedenken eines Mannes, den mit vielen Deutschen auch ich als Lehrer achte, und dessen Tod mitten hineinfiel zwischen die Triumphe der Preussen. *Fichte* starb an dem Fieber, das seine liebende Gattin ihm brachte, selbst angesteckt im Lazareth! Fichte war ein deutschgesinnter Mann; er hat Worte der Kraft und der Begeisterung geredet zu der Deutschen Nation, damals in unserer Hauptstadt, als dieselbe vom Kriegsgeräusche der Franzosen wiederhallte, und es dulden musste. Stark war der Mann nicht bloss im Denken, sondern auch im Fühlen; tief in seinem Gemüthe sammelte sich, was die Schmach der Deutschen Bitteres hatte; für ihn war's ein Stoff, über den er herrschte, den er formte, dem er das Gepräge seines forschenden Geistes aufzwang, sich selbst mit Gewalt erhebend über das Zeitalter, und sich anstemmend wider den Druck, den er litt von anders denkenden Menschen. Schon vor jenem heillosen Tage, der in den Preussischen, ja in den Deutschen Jahrbüchern schwarz gezeichnet ist, vor der Schlacht bei Jena, in der Zeit der dumpfen Schwüle, die dem beinahe vernichtenden Schlage voranging, hatte Fichte die ganze Vorempfindung des Wetters, das heranziehn sollte; damals sprach er aus, die Welt sey in Sünde versunken; er nannte diese Zeit mit dem entsetzlichen Namen des *Zeitalters vollendeter Sündhaftigkeit.* In seinem Munde aber war das nicht eine Wehklage, nicht ein Ausbruch des zügellosen Schmerzes, nicht eine leichtsinnig gewagte Beschuldigung: es war eine ernstliche Behauptung, ohne Uebertreibung in den Worten; es war ein wesentliches Glied, eingefügt in die Lehre von dem

höchsten Plane, nach welchem die Schicksale der Menschengattung erfolgen; und hervorgegangen aus der Vergleichung aller Zeiten, aus der Ueberschauung der Weltgeschichte.

Folgendermassen erschien Fichte'n der Lauf des gesammten Menschenlebens auf Erden:

Ursprünglich, in den vorhistorischen Zeiten, war die Menschheit, diese Erscheinung des göttlichen Wesens, in goldner Reinheit geleitet durch die Vernunft, die nicht wie jetzo, denkend und überlegend, sondern von selbst, unfehlbar, als Instinct, sicher und gleichmäsig wirkte. So jedoch verhielt es sich nicht mit allen Menschengeschlechtern; nur der edelste der ursprünglichen Stämme, das Normalvolk*), genoss des angegebenen Vorzuges; andre, scheue, erdgeborne Wilde standen gegenüber, unfähig, durch sich selbst irgend einen Grad von Bildung zu erlangen. Irgend einmal kamen diese mit jenen in Berührung; irgend ein Ereigniss**) vertrieb das Normalvolk aus seinen Sitzen; zerstreut durch die Lande der Wildheit, mussten die Abkömmlinge des edeln Stammes in dem fremden Boden Wurzel fassen, wie sie konnten; verschiedene Umstände brachten hierin verschiedene Bestimmungen; das Allgemeine war, dass die Wilden unterworfen wurden, dass Staaten entstanden, die meist schon der Form nach despotisch waren, und dadurch ihren Ursprung, die Herrschaft Eines Völkerstammes über den andern, verriethen***); ferner, dass überall die Schreckbilder falscher Religionen, die menschenfeindlichen Gottheiten****), zur Bändigung der rohen Geschlechter dienten, und sich in dem Glauben, in der Ehrfurcht derselben bevestigten; mit einem Worte, dass die Vernunft, zuvor ein sanfter Instinct, jetzo als äusserlich-gebietende Auctorität ihre Herrschaft auf Erden ausübte*****). Das Beste, was in dieser Lage der Dinge werden konnte, wurde durch die Römer; wenn gleich dieselben mehr noch denn andre Völker, als blindes und bewusstloses Werkzeug dem höchsten

*) Fichte's Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters, S. 289.
**) a. a. O. S. 292.
) S. 386. *) S. 111. *****) S. 18.

Weltplane dienten*). Ihre Regierung verbreitete zuerst über die ganze cultivirte Welt einen, wenigstens in der Form, rechtlichen Zustand; bürgerliche Freiheit, Theil am Rechte für alle Freigebornen, Rechtsspruch nach einem Gesetze, Finanz-Verwaltung nach Grundsätzen, Sorge für den Unterhalt der Regierten, mildere Sitten, Achtung für die Gebräuche, die Religionen und die Denkart aller Völker; — wobei man freilich von den Verstössen, die im Einzelnen gegen diese Grundsätze begangen wurden, hinwegsehen muss. Kaum aber war dieser höchste Punct der alten Cultur erreicht: so begann eine neue Entwickelung. Die wahre Religion des Normalvolks ging, in der Gestalt des Christenthums, aus ihrem, der Geschichte verborgenen Sitze, der sie bisher im Dunkeln aufbewahrt hatte, wundervoll hervor ans helle Licht; sie verbreitete sich fast ungestört durch das Reich der Cultur. Allein man glaube ja nicht, dass diese Religion ihre ganze Wirkung schnell geoffenbaret habe: im Gegentheil, (so lautet Fichte's Behauptung) noch bis auf den heutigen Tag ist niemals das Christenthum in seiner Lauterkeit und seinem wahren Wesen zur allgemeinen, zur öffentlichen Existenz, gediehen**). Die ächte Lehre desselben findet sich im Evangelium des Apostel Johannes; andre weichen von ihr ab in wesentlichen Puncten***). Paulus insbesondre, wollte nicht Unrecht haben, vormals Jude gewesen zu seyn; er mischte in seinen Vortrag widerstreitende Bestandtheile; in seiner Darstellung erschien das Christenthum als ein neuer, eben jetzt *willkührlich*****) von Gott eingegangener Vertrag, und die Religion als ein Gegenstand des räsonnirenden Verstandes, wodurch in der Folge mancherlei kirchliche Secten, jede räsonnirend nach ihrer Art, hervorgerufen wurden. Gegen diese Secten ward endlich das heroische Mittel angewendet, alles Selbstdenken zu verbieten, und die Unfehlbarkeit kirchlicher Satzungen zu behaupten. Die Reformation, indem sie einzig und allein dem *geschriebenen* Worte die Unfehlbarkeit beilegte, gründete hiemit die Herrschaft des Buchstabens, an der wir noch

*) a. a. O. S. 403. **) S. 411. ***) S. 210 u. s. w. ****) S. 222.

heute leiden. Und an diesen Punct knüpft sich nun die Schilderung des jetzigen, durchaus sündhaften Zeitalters. Man will denken, und die alten Götzen sind gestürzt, die Furcht vor ihnen ist verschwunden. Aber es fehlt am wahren Wissen, die Menschengattung hat noch nicht sich selbst als den untheilbaren Ausfluss der einigen Gottheit erkannt. Daher glaubt Jeder ein abgesondertes Daseyn zu haben; daher Egoismus, Leerheit des Herzens bei der Flachheit des Wissens; Verachtung alles Unbegreiflichen, und hiemit auch des wahrhaft Göttlichen. Aber das Christenthum, unsichtbar in seinen geheimen Wirkungen, arbeitet fortwährend, um sich eine neue, bessere Zeit zu bereiten. Es steht bevor das Zeitalter des wahren Wissens, nach jenen dreien das vierte; ihm wird folgen das Weltalter der wahren und höchsten Kunst, kraft deren die Menschheit rückkehren soll in ihren Anfangspunct, mitbringend die Freiheit, als die Frucht ihres langen Laufes, ihrer beschwerlichen Irrfahrt. Denn mit freier Thätigkeit sich zu dem zu erheben, was sie ursprünglich ohne ihr Wissen und Wollen schon gewesen, darin besteht ihr Heil und letztes Ziel.

Ist es mir gelungen, in diesen kurzen Worten eine verständliche Rechenschaft zu geben von Fichte's Ansichten der Weltgeschichte: so muss ich doch darauf gefasst seyn, dass man verwundert frage, wie denn die alte, bekannte Meinung von einem goldnen Zeitalter hinter uns und vor uns, verbunden mit dem natürlichen Verdrusse eines Jeden über seine Zeit, deren Beschwerden er für die grössten hält, weil sie *ihn* eben drücken, — wie doch dies längst widerlegte Vorurtheil einen so grossen Denker nicht nur habe ergreifen, sondern gar ihm neue Ausschmückungen abgewinnen können; durch die Hypothese vom Normalvolke, durch die gewagte Unterscheidung einer Johanneischen und Paulinischen Religionslehre; endlich gar durch Weissagungen künftiger Zeitalter für Wissenschaft und Kunst! In der That, soll ich dies alles *rechtfertigen*, — so muss ich verstummen. Zur *Entschuldigung* mag dienen, dass von jeher die Philosophen sich erlaubten, Meinungen zu hegen neben ihrem Wissen; und jenen die Ausdehnung zu geben, welche diesem

versagt war. Hiebei wurden die Gränzen des Meinens und des Wissens selten genau genug bewacht; selten die leicht verführenden Täuschungen abgehalten, deren Ursprung in der oft allzugrossen Aehnlichkeit liegt, zwischen den gewagtesten Vermuthungen und den geprüftesten Lehrsätzen, als wären jene nur verlorne Familienglieder vom Stamme der letztern. Der Kern des Fichte'schen Systems ist strenger Idealismus; dieser lässt sich rechtfertigen, zwar nicht als Wahrheit, aber doch als ein nothwendiger Durchgang für den Denker. Nach dem Idealismus giebt es eine Welt nur im Wissen; das Wissen aber ist Daseyn, Aeusserung, vollkommenes Abbild der allerhöchsten Kraft und einzigen Realität*). Jener heilige Spruch: *in Ihm leben, weben und sind wir*, der das Verhältniss zwischen Gott und den Menschen anzeigen soll, lässt sich so äusserst leicht auf das vom Idealisten angenommene Verhältniss zwischen dem einzigen reinen Ich und jedem empirischen Ich übertragen, dass nichts natürlicher war, als die Art, wie Fichte die Religionslehre seiner Philosophie nicht anzupassen, sondern diese durch jene, und jene durch diese, nur besser zu verstehen glaubte. Verschmelzen nun hiemit solche Eindrücke, wie jene vor zehn Jahren von uns erlebte Zeit sie bei jedem lebendig fühlenden Deutschen machen musste, so kann beinahe keine andre Ansicht erzeugt werden, als jene unseres Fichte. Von Gott stammt die Menschheit; jetzt sind wir alle hinabgesunken in die tiefste Erniedrigung; aber noch lebt in unsrer Brust der göttliche Funke; zurück zu Ihm, dem Urquell unseres Daseyns, strebt unsre Sehnsucht; verheissen ist die Rückkehr, mit der Bedingung, dass sie unser eignes Werk seyn soll. Die freie Kraft soll kommen in die göttliche Reinheit. Wenn eine solche Vorstellungsart begeistert, ist das ein Wunder? Nicht erfunden ist sie von Fichte; aber wiedergefunden mitten im Kreise des Idealismus, und deshalb hineingewebt in das System.

Aber heute, — würde wohl heute noch Fichte wiederholen wollen, wir lebten im Weltalter der vollendeten Sünd-

*) a. a. O. S. 282.

haftigkeit? Würde er sagen, wir seyen plötzlich eingetreten in die vierte Zeit, in jene verheissene Zeit der Wissenschaft? Oder würde er einräumen, die That sey der Wissenschaft vorgesprungen, und alle Zeitordnung falle in einander? „Mit uns gehet, mehr als mit irgend einem Zeitalter, seit„dem es eine Weltgeschichte gab, die Zeit Riesenschritte." So sprach Fichte drei Jahre später, indem er die Deutsche Nation anredete*). Und heute, würde er nicht heute die Riesenschritte in den Adlerflug verwandelt glauben? Würde er vielleicht in Lobgesänge ausbrechen, eben so hoch die jetzigen Menschen erhebend, als er vor zehn Jahren gerade die nämlichen Menschen, und mit ihnen auch die edeln Todten, die sich im heiligen Kampfe geopfert haben, tief in die Eigensucht hinabgesunken, und lediglich mit ihrem einzelnen Daseyn und Wohlseyn beschäfftigt glaubte? Würde er sich überwunden finden, und bewogen zum Widerruf? — Leider! alle diese Vermuthungen sind unnütz! Wir können seine Augen nicht mehr öffnen, dass sie theilnehmen an dem schönen Lichte des heutigen Tages. Seine *irdischen* Augen sind geschlossen, und was seinen Geist jetzo beschäfftigt, das geht über all unser Denken und Ahnden. Aber damals, als er das Zeitalter anklagte, als er jene finstern Gestalten sah, welcher Riese stand damals zwischen ihm und der goldnen Sonne, die seitdem die Schatten verjagt hat? Die Jahrszahl wird uns erinnern; vor zehn Jahren war's, als Fichte die Welt mit beschleunigtem Sturze schon des Abgrundes unterstem Boden genahet dachte. — Napoleon war's, dessen Schatten damals Europa verhüllte. Napoleon Bonaparte stieg aufwärts, mit grausenvoller Eile, wie kein Despot der Vorzeit. Darum schien eben so schnell, und eben so unaufhaltsam, die Welt in den Schlund der Hölle hinunterzufahren. Und nicht nur das Wirkliche schien zusammenzubrechen; selbst die veste, unbewegliche Vergangenheit schien ergriffen vom allgemeinen Ruin; selbst das schon Geschehene, schon Vollbrachte, was keine Macht mehr ändern kann, das sah man unkenntlich, und entstellt, und

*) Reden an die Deutsche Nation, S. 16.

Gespenstern gleich umherwankend. Welche Gestalten die Geschichte bestimmt gezeichnet hatte, diese verzerrten sich. Wunderliche Reden wurden vernommen von der Aufklärung, die man Aufklärerei nannte; Zweifel über Zweifel, ja Klagen über Klagen erhoben sich wider die Wohlthaten der Reformation. Sogar das Andenken des vielbewunderten Königs, der die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts verherrlicht hatte, ward belastet mit Vorwürfen ohne Maass; ja das neunzehnte Jahrhundert, in seinen jüngsten Jahren, vermass sich, vergessend aller frommen Ehrfurcht, gegen jenes, von dem es gezeugt und geboren war, Schmähungen auszustossen, dagegen aber das Mittelalter zu preisen, gleich dem Kinde, das seinem Vater die Ehre entzieht, die es dem Urgrossvater und dessen Ahnherrn anzubieten wagt. — War es denn Fichte allein, der also verkehrt sehend der nächsten Vorwelt und der Gegenwart unverdiente Kränkungen zufügte? O nein! es giebt Namen genug, die wir in dieser Hinsicht nennen könnten neben dem seinigen. Alle waren unzufrieden mit Allen; jeder wollte den Grund des Unheils wissen; jeder wusste irgend Einen, oder irgend Etwas zu finden, dem er die Last aufzubürden kein Bedenken trug. Als der Despot hart war ohne Schonung, da waren es auch die Urtheile der Deutschen über andre Deutsche. — Vieles Unrecht ist geschehn, viele böse Worte sind schmerzlich empfunden; doch die Verblendung war allgemein, sie war mehr ein Unglück als eine Schuld. Der Urheber der Verblendung ist besiegt, entwichen, eingeschlossen, und bewacht; andre, neue, edle, heilbringende Kräfte sind in Bewegung; jetzt wird die gute Besinnung wiederkehren; und manches Gespenst, das uns schreckte, wird bald nur noch der Gegenstand eines fröhlichen Lachens seyn können.

Jenes Zeitalter, in welchem *Kant* und *Lessing* aufklärten, hat allerdings auch hin und wieder Meinungen in Umlauf gesetzt, die nicht unmittelbar dazu dienen konnten, die Verbindungen der Menschen im Staate und in der Kirche vester zu knüpfen. Aber diese Meinungen *erfüllten* nicht das Zeitalter; man zweifelte nur, man fragte und forschte. Das freilich frommte nicht der Klasse von Menschen, die immerdar in Fichte's zweitem Zeitalter stehen bleiben, in dem der äusser-

lich gebietenden Auctorität; diesen Menschen, die keiner eignen Ueberzeugung, keines eignen Geistesschwunges fähig sind, fehlte etwas, als die *ihnen* nöthige Zucht für eine Zeitlang schwächer wirkte; sie versanken in Nachahmung fremder Thorheiten, sie verehrten eine egoistische Klugheit als wahre Weisheit, und mochten lieber in Umgangscirkeln glänzen, als um das Wohl der Staaten sich bekümmern. Wären *sie* die Hauptpersonen gewesen, die Träger und Darsteller ihrer Zeit; wäre daneben nicht Religion und Bürgersinn, zwar gereinigt und veredelt, doch auch treulich aufbewahrt geblieben, wohl bestehend alle Feuerproben der freien Untersuchung: nimmermehr hätte alsdann die, *scheinbar plötzliche*, Sinnesänderung eintreten können, die jetzt so rühmliche Werke vollbracht hat. Frömmigkeit und Gemeingeist und Heldenmuth, sind das Kinder eines öffentlichen Unheils, Erzeugnisse eines verderblichen Despotismus? Man vergleiche Frankreich und Spanien mit Deutschland, und nur zu bald wird sich die Antwort finden. Das Unglück dient nur, die Kräfte anzustrengen und zu offenbaren; aber, soll der Bogen gespannt werden, so muss er zuerst da seyn, und sind die Kräfte in Spannung gesetzt worden, so sind sie unfehlbar *vorhanden gewesen*. Die neueste Zeit ist das vollgültige Zeugniss für die nächstvergangenen Jahrzehende.

Fichte aber glaubte die wahre Wissenschaft ergriffen zu haben, darum dauerte ihm das Zeitalter der Untersuchung und des Zweifels zu lange. Er scheint vergessen zu haben, dass, nachdem Er mit aller Freimüthigkeit über Johanneisches und Paulinisches Christenthum hatte reden dürfen, nun auch für uns eine Zeit kommen müsse, um seine Ansichten und Lehrsätze eben so freimüthig zu prüfen. Die Untersuchungsperiode ist noch lange nicht abgelaufen, die veste Wissenschaft noch nicht erschienen; wir müssen *in dieser Hinsicht* noch lange in Fichte's drittem Zeitalter verharren. Dabei wollen wir es gern erkennen, dass die ausländische Frivolität, diese Erzfeindin aller Forschung wie alles Glaubens und Fühlens, verjagt durch unsre neuesten Schicksale und Thaten, einem würdevollen Ernste Platz gemacht hat, der Hoffnung giebt, es werde sich ein reiner Eifer fürs Wahre und Gute

jetzt viel weiter und leichter denn zuvor ausbreiten. Die verflossene Zeit bedurfte, erwärmt zu werden für Religion und Tugend. Wann ist je eine Zeit gewesen, die nicht dasselbe Bedürfniss gehabt hätte? Aber die Jahre des Drucks und des Unmuths, der Schmach und der Vorwürfe Aller wider Alle, diese Jahre mochten trefflich taugen zu strafenden Reden über eingerissene Uebel: sie taugten gleichwohl sehr wenig, um schwere Fragen zur Entscheidung zu bringen, sie konnten über die Bestimmung des Menschengeschlechts, über die Weltgeschichte und ihren Plan fast nur unrichtige Vorstellungen erzeugen. Die Wissenschaft verlangt einen ungetrübten Blick, eine heitere Musse, ein Vergessen der augenblicklichen Leiden; sie gewinnt nicht, wenn auf den schwarzen Punct die Aufmerksamkeit sich heftet.

Wir wollen Fichten nicht fragen, welches Ereigniss das gewesen sey, durch welches sein Normalvolk, aus dem ursprünglichen goldnen Frieden einer nicht denkenden Vernunft, und aus den Wohnungen des Friedens aufgeschreckt, fortgetrieben, über die Lande der Wildheit sich verbreitet, und wie dort die gedankenlose, blinde Vernunft in eine despotisch herrschende verwandelt worden? Wir wollen ebensowenig fragen, welches neue Ereigniss zur rechten Stunde die uralte Religion des Normalvolks aus einem unbekannten, verborgenen Zufluchtsorte hervorgerufen; noch wie dieses höchst planvolle Erscheinen des Christenthums, (denn das eben soll jene Religion des Normalvolks seyn,) mit der höchst zweckwidrigen, gleich Anfangs vorgeblich erfolgten Paulinischen Verderbniss desselben zusammenstimme? — Es ist offenbar, dass jedes Eintreten jeder von den Fichte'schen Perioden ein Wunder kosten muss, sowohl wie die ursprüngliche Spaltung der Einen Urvernunft in eine Mehrheit von Individuen nur für ein Wunder gelten kann, und zwar für das unbegreiflichste von allen. Wir wollen diese Wunder für jetzt nicht näher beleuchten, obgleich alle Wunder, die von Philosophen verkündigt werden, höchst verdächtiger Natur sind, — wir wollen nur erinnern, dass dergleichen ausser den Gränzen der Wissenschaft liegt, denn wer sich wundert, ist in sofern kein Wissender. — Aber wenn wir nun ferner vernehmen, dass diese Zusammen-

stellung von Ereignissen ohne innern Zusammenhang, ohne begreifliches Hervortreten des Späteren aus dem Früheren, keinesweges für eine Reihe von Wundern will genommen seyn, sondern für die Darstellung des einigen, einfachen, allen Wechsel regierenden und versöhnenden Gesetzes: dann müssen wir beinahe uns verwundern, wie doch das Erzeugniss einiger unmuthsvollen Jahre für eine klare Anschauung aller Zeiten, und für eine Nachweisung des Ewig-Guten in dem Laufe der zeitlichen Irrsale konnte gehalten werden! Fichte's Lehre ist originell in ihren Tiefen; aber sie erscheint hier als eine Verfeinerung der Indischen Emanationen, oder noch mehr als eine idealistische Uebersetzung von Spinoza's Pantheismus. Man versichert uns, es gebe in dem Unendlichen und Ewigen ein Gesetz, vermöge dessen aus ihm, oder in ihm die Erscheinung alles Endlichen, in der Gottheit die Erscheinung der Menschen entstehn müsse, — und wir sollen das glauben! Viel religiöser war der alte Glaube an Gott, der nach seinem Bilde und nach seinem gütigen *Rathschlusse* Menschen machte; des Wissens aber ist in jener Lehre nicht mehr als in dieser. Man tröstet uns über die Sündhaftigkeit dieser Zeit, als über einen nothwendigen Durchgang zur freien Wiederherstellung unseres ursprünglichen Seyns; und wir begreifen weder, worin denn die Vortrefflichkeit dieses ursprünglichen Seyns bestanden habe, noch was damit gewonnen werde, dass wir, ausgestossen von diesem Seyn, anstatt in ihm zu bleiben, nun erst mühsam zu ihm zurückkehren sollen; — wir fragen nach dem *Werthe* der, durch die irdische Laufbahn zu erringenden Freiheit, und man bleibt uns die Antwort schuldig! Des Trostes lag weit mehr in der alten Ansicht des Erdenlebens als einer *Schule* für den unsterblichen Geist, nicht für die Gattung, sondern für jeden einzelnen Menschen, deren keiner dem andern aufgeopfert zu seyn schien, wie hier, wo frühere Generationen in Sünde versinken, damit spätere zur Wissenschaft und Kunst gelangen. — Ganz anders lauten die Lehren der Geschichte, und, ich glaube hinzusetzen zu müssen, der Philosophie. Die Geschichte zuvörderst, nicht verhehlend, sondern deutlich nachweisend alle die krummen Wege, welche das Menschengeschlecht bald

rasch durchlaufen, bald träge durchkrochen hat, redet gar nicht von einem Weltplan, nach welchem Alles von jeher hätte geradeaus, oder doch in einer und derselben gesetzmässigen krummen Linie gehn müssen; desto klärer und nachdrücklicher aber zeigt die Geschichte uns immer dieselben Menschen, mit gleichen Bedürfnissen, mit ähnlichen Leidenschaften, nur mit begreiflichen Abänderungen durch Lebensart, Kenntnisse, absichtliche Ausbildung. Eine psychologische Einheit und Gesetzmässigkeit kommt hier zum Vorschein, sie kommt von selbst und ohne Zwang entgegen der Philosophie, die eben die nämliche Gesetzmässigkeit, mit geringer nnd langsamer Abänderung durch angehäufte Vorstellungen und Einsichten, durch vermehrte und verminderte Irrthümer und Leidenschaften nothwendig findet. Daher geschieht wenig Neues unter der Sonne; und die Neuheit der Ereignisse wird sich im Laufe der Jahrhunderte fortwährend vermindern, weil immer mehr und mehr die möglichen Arten des Zusammenstosses der Menschen unter einander sich erschöpfen müssen. Scheint uns etwas Neues zu begegnen, so verräth dies nur, dass unsre Weltgeschichte noch jung ist. In dem Alten, Gleichförmigen, das mit einigen Verbesserungen sich während eines unabsehlichen Laufes von Jahrtausenden stets wiederholen wird, darin liegt das Wesen der Menschheit, und darin sind die Mitgaben der Gottheit zu suchen. Vermöge der göttlichen Ordnung tritt der Mensch hülflos in die Welt, aber bildsam durch Sprache, Familie, gegenseitiges Bedürfniss, gesammelte Erfahrung, erfundene Künste, vorhandene Wissenschaft, Werke des Genies aus der gesammten Vorzeit, die, je länger sie wird, desto gleichförmiger auf die Nachwelt wirken muss. Immer reifer wird die Menschheit, stets fortlebend unter der gleichen Sonne auf der gleichen Erde. Die heilsam wirkenden Kräfte, durch welche sie reift, sind stets die nämlichen, und stets geschäfftig, wiewohl am mindesten beachtet. Die wechselnden Schicksale der Menschheit sind, was die Berge auf der Oberfläche der Erde. Jene zeigen so wenig Regelmässigkeit als diese, und man bemüht sich umsonst, eine solche hineinzudenken. Aber der Erdball im Ganzen ist wohlgerundet, und die Menschengeschichte, je

älter sie wird, kann nicht verfehlen die gerade Linie immer deutlicher und reiner zu zeichnen, welche sie, nach psychologischen Gesetzen, unter den von der Gottheit ursprünglich geordneten Bedingungen durchlaufen muss.

Bei der Ueberzeugung nun, dass die Menschheit in ihrem Kern und ihrer Grundanlage wohl gemacht sey, und dass ihr das Wesentliche der irdischen Vorbildung für eine künftige höhere Stufe des Daseyns, niemals und in keinem Zeitalter mangele, — können wir den Weltplan entbehren, der die früheren Geschlechter absichtlich opfert für die kommenden; wir brauchen vor keiner Sündhaftigkeit zu erschrecken, die den Charakter eines ganzen Hauptabschnittes der Menschengeschichte bestimmen sollte; wir fragen nicht mehr nach der Würde einer Vernunft, die blindlings wirkt, und einer Freiheit, die durch Verbrechen sich ausbildet. Aber in dem Kreise der ewigen Wohlthaten, die vom höchsten Throne ausflossen, liegt auch die Kraft des Menschen, dem Drucke zu widerstehen, der Misshandlung zu wehren, nach einem tiefen Falle sich noch über den vorigen Standpunct zu erheben, und dem fremden Räuber, der unsern geliebten väterlichen Herd entweihte, sein schändliches Handwerk zu verleiden. Diese Kraft war unser Schutz und Heil; sie hat uns befreit. Unser König hat sie geleitet bis ans Ziel; unsre Wohlfahrt ist nun gesichert! Der Friede der Staaten wird auch den Krieg der Meinungen besänftigen. Die Eintracht, die Mutter des Grossen und Guten, wird uns beistehn im Denken und im Handeln; wir werden lernen uns verstehen, und gemeinsam arbeiten; wir werden dauernde Werke vollbringen, und sie aufrichten als Denkmale dem schwer errungenen Frieden von aussen und von innen. So wenigstens, hohe und sehr geehrte Anwesende, lassen Sie uns hoffen; denn nur die edelste der Hoffnungen ist die würdige Begleiterin für die Gebete, die Gelübde, welche wir heute der künftig ungetrübten Heiterkeit unseres erhabenen Monarchen, welche wir dem Vaterlande widmen, dem Wohnsitze der tapfern Preussen, und auch jenem grössern Vaterlande, der Heimath der biedern, ernsten, jetzo neu verbrüderten Deutschen.

IV.

Ueber meinen Streit mit der Modephilosophie dieser Zeit.

Auf Veranlassung zweier Recensionen in der Jenaischen Literaturzeitung.

1814.

IV.

Ueber meinen Streit mit der Mode-philosophie dieser Zeit.

Auf Veranlassung zweier Recensionen in der Jenaischen Litteraturzeitung.

1814.

Giebt es auch, möchte Jemand fragen beim Anblick des Titels dieser kleinen Schrift, giebt es heut zu Tage eine Modephilosophie? da doch das Philosophiren selbst mehr und mehr aus der Mode zu kommen scheint? da nach allem Andern eher, als nach *Wahrheit um der Wahrheit willen*, gefragt zu werden pflegt? — Und ich erwiedere: erst ganz kürzlich noch begegnete mir die leibhafte Modephilosophie in der Jenaischen Recension meines Lehrbuchs zur Einleitung in die Philosophie*). Was aus den verschiedenen Schulen dieser Zeit sich zusammenhorchen lässt, floss aus ihrem Munde, eine Quintessenz aus allen den Irrthümern, die ich von jeher in meinem Nachdenken aufs sorgfältigste zu vermeiden gesucht habe. Mit diesen wollte sie mich widerlegen; und sie erinnerte mich dadurch, dass nicht sowohl sie gegen mich, als ich gegen sie, obwohl ohne mich gerade viel um sie zu bekümmern, gesprochen hatte.

Dass sie nun gegen mich, ihren Angreifer, sich vertheidigt, ist ihr nicht zu verdenken; da sie aber dieses durch das Organ der vielgelesenen Jenaischen Literaturzeitung thut, so hat sie in dieser Zeit, wo wenig Bücher gekauft, und desto mehr Zeitungen gelesen werden, einen nicht zu berechnenden Vortheil über mich; worauf ich, nach dem Urtheile einiger verständiger Männer, schon früher etwas aufmerksamer hätte seyn sollen.

Man erinnert sich in meiner Umgebung bei dieser Gelegenheit an eine frühere Recension in der nämlichen Zeitung**), die schon vor drei Jahren unternahm, meine allgemeine Pädagogik — zu vernichten. Ein etwas seltsames

*) J. A. L. Z. August 1814. No. 149.
**) J. A. L. Z. October 1811. No. 234.

Unternehmen, denn das Buch war damals schon sechs Jahr alt, und unter den deutschen Pädagogen ziemlich bekannt geworden. Ohnehin beschäfftigt mit psychologischen Rechnungen, überhörte ich damals die Stimmen, welche mir riethen, zu antworten; ich liess es bei einigen Zeilen im *Königsberger Archiv für Philosophie* u. s. w.*) bewenden. Das Wesentliche dieser Zeilen lag in der Frage: „welches ist die Philosophie des Recensenten?" Dieselbe schien mir schon damals ein wenig nach Macbeth's Hexenküche zu schmecken. Jetzt will man zwischen den beiden erwähnten Recensionen eine Art von Familienähnlichkeit bemerken. Dergleichen kann sehr täuschen, besonders da alle Modephilosophen Geistesverwandte sind. Um so eher aber passt es sich, beide in Eine Erwiederung zusammenzufassen, und meine alte mit der neuen Schuld zugleich zu bezahlen.

Ungeübt in der Polemik, wie ich es bin, sollte ich billig die Muse anrufen, welche zu dieser edeln Kunst begeistert. Sie würde mich lehren, von den Personen und den Motiven meine Argumente herzunehmen, während ich jetzt nur an den Sachen mich werde halten wollen. Sie würde mich antreiben, auch die älteren Verdienste der Jenaischen Literaturzeitung um mich nach Gebühr zu preisen. Es ist deren eine lange Reihe; ich habe, glaube ich, den Recensenten an dieser Zeitung schon viele rothe Tinte gekostet; leider, ohne die geringste Belehrung für mich! Ob wohl Fichte und Bouterweck, nebst einigen andern würdigen Männern, denen man ähnliche Zurechtweisungen hat angedeihen lassen, mehr auf solchem Wege gelernt haben? — Natürlich ist es übrigens, dass ein Redacteur einer gelehrten Zeitung, wenn er die Philosophie nur aus ihrem Erscheinen auf dem literarischen Markte kennt, die Polemik für das Wesentliche an derselben, und seine Zeitung für sehr philosophisch hält, weil seine Gehülfen die Kunst zu beissen mit vielem Anstande auszuüben wissen. Ich, meines Orts, vergebe hiermit die ältern Sünden, die vor jener Recension meiner Pädagogik gegen mich begangen wurden; die Proben aber, welche ich

*) Drittes Stück, 1812. [Vgl. Bd. I, No. XIV S. 405 fg.]

jetzo von dem Zustande der Jenaischen Literaturzeitung in philosophischer Rücksicht ans Licht ziehen werde, können vielleicht zu Veranlassungen dienen, den Zustand des heutigen Philosophirens überhaupt zu überdenken. Ich fürchte, derselbe ist so beschaffen, dass das neunzehnte Jahrhundert, wenn es fortfährt wie es anfing, mit dem von ihm geschmäheten achtzehnten niemals den Beinamen des philosophischen Jahrhunderts wird theilen müssen.

Da nun der Streit zwischen dem Recensenten und mir die Nebensache, der Streit aber zwischen der Modephilosophie und mir die Hauptsache ist, worüber ich jetzo schreiben will: so wird es nöthig seyn, die streitigen Gegenstände erst unabhängig von jenen Recensionen zu betrachten, alsdann den Geist der Modephilosophie mit einigen Zügen kennbar zu machen, und darnach erst aus den Recensionen die wichtigern Puncte herauszuheben.

Zuvörderst also eine kurze, *möglichst populäre**), Angabe einiger Grundgedanken aus meinem Philosophiren, die man fürs erste immerhin als etwas bloss Historisch-Mitgetheiltes wird betrachten können.

Der Mensch hält seine äusseren und inneren Anschauungen für Erkenntnisse dessen, was ausser ihm und in ihm ist. Aber diese Anschauungen sind zunächst für nichts anderes als für Ereignisse in ihm selber zu halten. Dass sie nicht Erkenntnisse seyn können, verräth sich bei genauer Betrachtung des vermeintlich durch sie Erkannten. Die Materie und das Ich, der Wechsel der Dinge und der Wechsel der Vorstellungen, lösen sich bei sorgfältiger Zergliederung der Begriffe, die wir von ihnen haben, in Ungereimtheiten auf; unser Denken der Materie, des Ich, u. s. w. widerspricht sich selbst. Es versteht sich, dass hier von dem gemeinen Denken, wie es dem nicht philosophirenden Menschen natürlich ist, geredet wird. Es ist ferner zu bemerken, dass die Widersprüche nicht liegen in dem eigentlichen Actus des

*) Ich muss verbitten, dass jemals ein Kritiker die folgenden Zeilen als eine *genaue* Aussage meiner Grundsätze betrachte. So kurze Andeutungen können keinen wissenschaftlichen Werth haben.

Denkens, sondern in dem, *was* dadurch *gedacht*, und vermeintlich *erkannt* wird; woraus zu schliessen ist, dass weder das Ich noch die Materie, noch der innere und äussere Wechsel, als solches, wofür es nach den gemeinen Begriffen gehalten wird, wirklich existire; und umgekehrt, dass dasjenige Reale, welches vielleicht hinter dem Ich, hinter der Materie u. s. w. als Grund desselben liegt, auf keinen Fall etwas solches seyn könne, wofür die gemeinen Begriffe es ausgeben. Hingegen in wiefern das Anschauen und Denken Ereignisse sind, die sich wirklich zutragen, in so fern liegt in ihnen nichts widersprechendes; die Gesetze, nach denen sie sich in der Seele zutragen, lassen sich in der Psychologie erkennen; es lässt sich einsehn, dass unser ursprüngliches Vorstellen kein wahres Erkennen werden konnte, und dass die erste vermeinte Erkenntniss sich als etwas Verkehrtes und Irriges werde verrathen müssen, sobald der, welcher sie hat, sie seiner eigenen Reflexion unterwirft. Der Mensch ist zum Irrthum bestimmt; aber zu einem solchen Irrthum, den er selbst finden und berichtigen kann. Das Finden ist der Anfang des Philosophirens, das Berichtigen das erste Hauptgeschäfft der Philosophie als Wissenschaft. Wer die Widersprüche in unserer ursprünglichen vermeinten Kenntniss nicht vollständig kennt, der hat keinen vollständigen Anfang des Philosophirens gemacht. Einem solchen ist es natürlich, einen Theil der gemeinen Irrthümer mit in seine Philosophie zu verweben. Hier nun vermehren sie sich, sie erzeugen neue Irrthümer ohne Ende, vermöge des immer weiter fortschreitenden Denkens. Es verwickeln sich mit ihnen die moralischen Gefühle der Menschen. Diese letztern leiden, ihrem psychologisch erkennbaren Ursprunge gemäss, ohnehin an Dunkelheit, obschon nicht an innerer Unrichtigkeit. Durch ihre Verknüpfung mit den, aus der ersten vermeinten Erkenntniss herstammenden Irrthümern, wird das zweite Hauptgeschäfft der Philosophie noch erschwert; dieses nämlich, die moralischen *Gefühle* zurückzuführen auf die einfachsten moralischen *Urtheile*, von denen, in Verbindung mit andern Nebenvorstellungen, die eben genannten Gefühle erregt werden; und alsdann die moralischen Urtheile, gehörig zusam-

mengefasst, anzuwenden auf die im Leben vorkommenden Angelegenheiten zum Thun und Lassen. Soll dies zweite Geschäfft der Philosophie wissenschaftlich vollbracht werden, so darf man es nicht trennen von dem, ihm in den meisten Hinsichten gleichartigen, die ursprünglichen, die völlig klaren und einfachen Urtheile über Schönes und Hässliches, im weitesten Sinne dieser Worte, mit möglichster Vollständigkeit aufzuzählen; und alsdann ihre Anwendung auf zusammengesetzte Gegenstände der Natur und Kunst im Allgemeinen zu bezeichnen. Mit andern Worten: die praktische Philosophie ist ein Theil der Aesthetik. Nur nicht ein untergeordneter Theil, sondern den andern Theilen der nämlichen Wissenschaft coordinirt. Die Scheidewand nun, welche man hier zu ziehen pflegt, so dass die Aesthetik zur theoretischen Philosophie gezogen, und dort mit der Metaphysik in Gesellschaft gebracht wird, rührt theils daher, dass die Aesthetik, als Wissenschaft, noch in der Kindheit ist, indem man sie aus allerlei Reflexionen über Natur und Kunst zusammen webt, ohne an ihre einfachen Principien zu denken; theils stützt sich die besagte Scheidewand auf die Behauptung der transscendentalen Freiheit des Willens. Eine Behauptung, die erstlich theoretisch falsch und ungereimt, und verwebt mit gemeinen, dem moralischen Bewusstseyn sich unterschiebenden Erschleichungen, — zweitens ausser aller Verbindung mit sittlichen Gesetzen, und völlig unnütz und müssig für die Principien der praktischen Philosophie, — drittens aber praktisch schädlich ist, indem sie die Anwendung der sittlichen Gesetze auf menschliche Handlungen, weit gefehlt dieselben zu vermitteln, vielmehr in allen Puncten undenkbar und unmöglich macht, besonders indem sie die Hoffnung auf moralische *Besserung* der Einzelnen, und des gesammten Menschengeschlechts, von Grund aus zerstört.

Ueber den letztern Punct werde ich tiefer unten Gelegenheit haben, mehr zu sagen. Für jetzt genüge das Vorgetragene zur Angabe des Streitigen; denn über logische Gegenstände werde ich mich wenig einlassen; diese verschwinden neben dem Wichtigern, was vorliegt.

Jetzt also kommen wir auf den Geist der Modephilosophie.

Dieser ist schon in seinem Ursprung dem wahren Geiste der Wissenschaft entgegengesetzt. Er entspringt nicht aus unmittelbarer Reflexion auf den Zustand unsrer vermeinten Erkenntniss, sondern aus dem Lesen und Hören dessen, was früher von Andern über unsre Erkenntniss ist gesagt worden. Daher ist in der Regel jede spätere Modephilosophie schlechter, jemehr die Masse der Lesereien anwächst. Die Modephilosophie ist ein Auswuchs jener Thätigkeit, die, richtig geleitet, gute Literatoren bildet. Wenn Leute, die zu solchen getaugt hätten, sich vertiefen in den Platon, in Spinoza, in Fichte, wenn sie sich brüsten, um mehr zu seyn als andre arme Bücherwürmer, wenn ihre Eitelkeit zunimmt in dem Maasse, wie sie die dort geschöpften Begriffe weiter umher tragen können in allerlei Gebieten der Künste und der positiven Wissenschaften, wenn sie vor eingebildetem Wissen immer unfähiger werden, die ursprünglichen Mängel und Schwächen aller menschlichen Erkenntniss wahrzunehmen, — wenn vollends irgend ein Anlass sie auf den höchsten Gipfel alles menschlichen Dünkels hinaufträgt, dorthin, wo man die Gottheit unmittelbar anzuschauen träumt: dann erzeugt sich das hohle, flatternde, kecke, plauderhafte Wesen von schlüpfrig-glänzendem Ansehen, was ich Modephilosophie nenne. Ich brauche kaum zu sagen, dass der Modephilosoph, aller flatternden Lebendigkeit ungeachtet, niemals aus dem Kreise dessen herauskommt, was er gehört und gelesen hat. Im Gegentheil, seine eigentliche Wohnung ist im Schwerpuncte aller gegenwärtig in Umlauf gesetzten Meinungen. Während Jacobi und Schelling mit einander streiten, liegt das wahre Absolute des Modephilosophen zwischen beiden Lehren irgendwo in der Mitte. Werden Platon und Spinoza zu einer gewissen Zeit beide gleich sehr empfohlen, so wird die absolute Substanz des einen angefüllt von den Ideen des andern, und die Trümmer des Platonismus, auf einander gehäuft, dünken dem Modephilosophen ein bequemes Haus. Wie glücklich für denselben, dass in dieser Zeit Herr Schelling selbst sich die Mühe genommen hat, das Amalgamirungs-Geschäfft der verschiedensten Systeme besorgen zu helfen. Es ist nun zwar nicht Mode, Schellingianer zu seyn; ein solcher Name

lautet nicht fein; dennoch aber ist die Schellingische Lehre die Hauptgrundlage aller heutigen Modephilosophie; denn sie hat die grossen Vorzüge, in ihren Begriffen möglichst unbestimmt, von aller Methode möglichst weit entfernt, an originellen Gedanken äusserst arm, an zusammengemischtem fremden Gute sehr reich, dabei anwendbar auf Alles in der Welt zu seyn, und die ausgedehnteste Erlaubniss zum Plaudern ohne Gedanken zu geben, die noch je ein philosophisches System gegeben hat. Sagt man aber dem Modephilosophen, dass weder bei Schelling noch Jacobi, weder bei Fichte noch bei Kant, die Wahrheit zu finden, dass sie auch aus den Vorstellungsarten aller dieser Männer nicht zusammenzusetzen sey; sagt man ihm, (was der Erfolg, nämlich die *heutige* Verwirrung aller Philosophie, diejenigen lehren kann, die es mir nicht glauben wollen,) dass schon der erste Anstoss, den Hume's sehr seichter Skepticismus der ganzen neuen Deutschen Philosophie gegeben, dieselbe in ihrer Richtung verdorben habe; dass einzig in der kurzen, und historisch dunkeln, Periode von Thales bis auf Aristoteles, ein *rein* philosophisches, den *ursprünglichen* Aufgaben der Wissenschaft angemessenes, Streben nach Wahrheit zu bemerken sey, dass diese, weder durch kirchliche Rücksichten beschränkte*), noch durch psychologische Irrthümer geblendete Zeit *zwar nicht ausschliessend verehrt*, aber *zuerst beachtet* werden müsse, wenn einmal von fremden Systemen zu unsrer Belehrung solle Gebrauch gemacht werden: dann sagt man jenem unerhörte und unbegreifliche Dinge; und es kann nicht fehlen, dass, wie zahm er sich auch Anfangs stelle, er dennoch allmählig in Unwillen und Eifer gerathe, und mit Declamationen endige.

Ob mir die jetzt vorzunehmende Beleuchtung der beiden vorerwähnten Recensionen viel oder wenig Gelegenheit anbieten werde, die bisherigen allgemeinen Bemerkungen weiter auszuführen, wird sich von selbst ergeben.

*) Die Kirche ist eine unschätzbare Wohlthat für den Menschen; — nur nicht in Hinsicht der Speculation. Dieser frommt einzig die völlige Unbefangenheit des Mathematikers; aber keinerlei Bestreben, *für* oder *wider* eine Sache zu reden.

Gleich die Ueberschrift der Recension meines Lehrbuchs zur Einleitung in die Philosophie, zeigt zwei Verstösse gegen das Schickliche. Zusammengestellt, und in Vergleichung gebracht in Einer Collectiv-Recension, wird mein Buch mit Herrn Hofrath Bouterweck's Lehrbuch der philosophischen Wissenschaften. Gewiss bin ich da in sehr gute Gesellschaft geführt; aber von wem? von einem Recensenten! Was will der Mann? will er die Spur des collegialischen Verhältnisses, welche zwischen Herrn Hofrath Bouterweck und mir noch übrig seyn möchte, muthwillig antasten; will er zwischen uns eine Bitterkeit aufzuregen suchen, dergleichen da zu entstehen pflegt, wo zwei nahestehende Personen öffentlich mit einander verglichen werden? Oder weiss er nicht, was ein Recensent, und vollends ein Redacteur einer Literaturzeitung doch wissen sollte, dass ich während mehr als sechs Jahren neben Herrn Hofrath B. in Göttingen Philosophie gelehrt habe? — Ferner, wo der Vergleichungspunct zwischen einer *Einleitung* in die Philosophie und einer Darstellung *der philosophischen Wissenschaften* zu finden sey, würde schwerlich Jemand errathen; denn dass eine Wissenschaft und die Einleitung zu dieser Wissenschaft zweierlei sind, weiss Jeder, dessen Begriffe nicht in völliger Verwirrung durch einander laufen. Aber diesmal liegt der Vergleichungspunct wirklich vor den Füssen: *das erste Wort in den beiden Titeln* ist das nämliche; es heisst: *Lehrbuch.* Hätte nun der Rec. die beiden Bücher *als Lehrbücher* mit einander verglichen, so wäre eine Spur von Besonnenheit anzutreffen. Und wirklich finden sich *ein paar Zeilen* in der Recension des meinigen, die eine Erinnerung an mein Buch *als an ein Lehrbuch* enthalten, und noch obendrein als ein Lehrbuch *zur Einleitung* in die Philosophie. Sie lauten so: „wir halten ein solches dialektisches Verfahren für angehende philosophische Zöglinge sehr nützlich zur Weckung und Uebung ihres Verstandes; aber für sehr unzureichend, um die angeregten Schwierigkeiten zu beseitigen.“ Von dieser Stelle unterschreibe ich nicht nur den Anfang, sondern auch das Ende. Die Beseitigung der Schwierigkeiten gehört in das System, nicht in die Einleitung.

Die Recension selbst beginnt mit einer Unwahrheit, die mir eine Unbesonnenheit aufbürdet. Ich wolle, so wird erzählt, meiner Sache gewiss, *durch diese Einleitung sie gegen alle Missverständnisse sicher stellen —!* Doch wohl nicht gegen die Missverständnisse des Recensenten? Der meinige berichtet gleich hinterher, und dies mit voller Wahrheit, dass ich von der öffentlichen Kritik nicht viel Brauchbares *erwartet* habe. Missverständnisse in Menge habe ich erwartet; aber kein so arges, als ob durch die Einleitung auch nur diese Einleitung selbst, vollends als ob dadurch die Theorie von den Störungen und Selbsterhaltungen, vom intelligibeln Raume, u. s. w. gegen falsche Auslegungen hätte gesichert werden sollen. Damit ein philosophisches Buch verstanden werde, vollends ein gedrängt geschriebenes Lehrbuch, das von der Heerstrasse abweicht, muss der Leser einen Grad von Aufmerksamkeit anwenden, den kein Modephilosoph in seiner Gewalt hat.

Wir kommen näher zur Sache; zunächst zur Definition der Philosophie, die bekanntlich selbst als etwas äusserst schwieriges anzusehen ist, und die bei jedem Philosophen von dem Ganzen seiner Ueberzeugungen abhängt. Darüber streiten heisst in der Regel, über das ganze System streiten. Ich habe sie kurz so gefasst: Philosophie ist Bearbeitung der Begriffe. Hier erwartete ich Anfechtungen von allen Seiten. Die einen mussten bemerken, dass dadurch die Mathematik nicht ausgeschlossen ist, (welches auch meiner Absicht gemäss nicht geschehen sollte;) die andern konnten den Ausdruck: *Bearbeitung*, viel zu unbestimmt finden, (obgleich die Art der Bearbeitung erst bei jedem Theile der Philosophie insbesondere zu bestimmen ist;) am ersten aber, vermuthete ich, würden mir die *sehr Lebendigen* unserer Zeit entgegen stürmen mit dem Vorwurfe der *Leblosigkeit;* denn man ist neuerlich gewohnt, die Begriffe todt, und Ideen dagegen lebendig nennen zu hören. Mein Recensent nun gehört wirklich zu den Sehr-Lebendigen, auch hat er den erwähnten Vorwurf, — der erstaunlich bequem ist, indem er schmähet statt zu widerlegen, — weiterhin gar nicht gespart. Diesmal aber begnügt er sich mit einer Parenthese. „Nicht

sowohl die Begriffe, als die von ihnen unabhängigen Gegenstände, worauf jene sich beziehen, interessiren die Philosophie; und eine Hauptfrage ist, in wiefern lassen sich diese durch jene bestimmt erkennen?" Diese Stelle war ohne Zweifel ursprünglich mit rother Tinte geschrieben; denn in solchem Tone corrigirt man Schüler. Wenn denn nur der Unterricht brauchbar wäre! Aber die Rede war gar nicht von dem, was die Philosophie interessire, sondern was sie sey. Auch werden zwei ganze Haupttheile der Philosophie, nämlich die Logik und die praktische Philosophie, geradezu damit verdorben, wenn sie sich unmittelbar für, von den Begriffen unabhängige, Gegenstände interessiren. Es ist hundertmal gesagt, dass die reine Logik vom Inhalte der Begriffe, also noch vielmehr von dem Realen, was dadurch mag erkannt werden, abstrahire; und eben so oft, dass die Moral sich mit dem beschäfftige, was seyn solle, unbekümmert fürs erste um das, was sey. Wenn es hie und da Personen giebt, die das nicht fassen können, so muss man deren individuelle Beschränktheit beklagen, nicht aber darum die Philosophie in eine Definition einschliessen, die zu eng seyn würde. Auch selbst die Metaphysik, die allerdings alle ihre Untersuchungen in Beziehung auf das Reale anstellt, thut dieses nicht aus besonderm Interesse dafür, — welches Interesse diejenigen Individuen, die damit behaftet sind, in der Regel untüchtig macht, das weite Gebiet der abstractesten Begriffe auch nur zu berühren, das zum Behuf metaphysischer Einsichten ganz nothwendig muss durchwandert werden, — sondern die Beziehung auf das Reale liegt hier ursprünglich in den vorliegenden Problemen, welche aus der ersten *vermeinten Erkenntniss eines Realen* hervorgehn. Die ganze Parenthese des Kritikers ist daher nur ein Symptom von Schwächlichkeit der Modephilosophie, die nicht mehr stehen kann, wenn sie nicht den vesten Boden des Realen unter ihren Füssen zu fühlen — sich einbildet. Uebrigens ist es eine bekannte Sache, dass wir *durch unsre Vorstellungen* erkennen, falls es ja eine Erkenntniss für uns giebt; und dass wir durch alles Philosophiren unmittelbar nur *unsre Vorstellungen* bearbeiten. Wer, dieses vergessend, sich

gleich in das Reale stürzt, der fällt in den alten Sumpf, aus welchem Kant mit Mühe seinen Zeitgenossen herauszuhelfen suchte; und einem solchen ziemt es am allerwenigsten, an Andern die Abweichung von Kant zu tadeln. Unser erstes, grösstes Interesse, unsre Hauptangelegenheit im Philosophiren ist das Zurechtstellen unserer eignen Gedanken; wie viel Erkenntniss des Realen wir damit erreichen, das findet sich am Ende, als Lohn für gewissenhafte Vollführung derjenigen Geschäffte, die uns zunächst aufgegeben waren. Wer es anders haben will, dem lohnt Irrthum statt der Wahrheit.

In der zweiten Parenthese tritt der Recensent abermals als Lehrer auf für, ich weiss nicht welche, Schüler. Er unterweiset sie — ich weiss nicht zu welchem Zwecke — in dem, was *man gewöhnlich* Metaphysik nenne, und was *nach Andern* also heisse; und nun wundert er sich, dass damit meine Definition dieser Wissenschaft nicht stimmen wolle. Er vermisst bei mir die wichtige Frage, woher das Reale der Begriffe stamme, desgleichen den Beweis für meine Bestimmung der Metaphysik. Und wo vermisst er dies alles? Er, der meinem Buche von Anfang bis zu Ende auf dem Fusse folgt? — In dem *ersten* Capitel des *ersten* Abschnitts der *Einleitung* in die Philosophie. Er vermisst dieses trotz meinem ausdrücklichen Zusatze: „die Thatsache, dass widersprechende Begriffe im Gegebenen ihren Sitz haben, wird *tiefer unten* ausführlich nachgewiesen werden.“

Jetzo können wir die Eintheilung nach Parenthesen des Recensenten fallen lassen. Denn nachdem er mit Hülfe derselben das erste Capitel kritisirt hat, „können wir,“ sagt er, „zur Würdigung der einzelnen Theile fortschreiten.“ Wer in der That etwas würdigen *kann*, der pflegt sonst in Recensionen den *Bericht* vor der Würdigung voranzuschicken; und in diesem Puncte muss ich auch vom gegenwärtigen Recensenten rühmen, dass die Ausführung nicht so schlimm ist, als die Ankündigung. Er stellt zuvörderst drei verschiedene Bestimmungen aus meinem Buche zusammen, die das Wesen der Logik betreffen, mit der Bemerkung, er könne sie nicht vereinigen. Ich begreife, dass es einen Augenblick schwierig scheinen kann, dieselben in einander aufzulösen; Erläuterung

darüber gebe ich um so lieber, weil ich auf den §. 34 in meinem Buche einiges Gewicht lege.

Nach demselben sollen in der Logik diejenigen Formen der möglichen Verknüpfungen des *Gedachten* nachgewiesen werden, welche das Gedachte selbst nach seiner Beschaffenheit zulässt. Diese Bestimmung hat zur Absicht, die Fragen nach dem denkenden Seelenvermögen abzuschneiden, welche man sonst hierbei zu erheben pflegt, und welche die Folge haben, dass die logischen Regeln als Aeusserungen gewisser, im menschlichen Verstande nun einmal liegender, vielleicht von höherer Macht willkührlich in uns hineingepflanzter, Gesetze erscheinen, die bei andern Vernunftwesen wohl auch anders seyn könnten. Dem gemäss wäre die ganze Logik nur die Aufstellung eines psychologischen Phänomens. Aber die Logik schreibt vielmehr vor, wie das Denken gehen sollte, als wie es wirklich geht, dies zeigt sich bei allen übereilten Schlüssen, und schon bei falschen Eintheilungen und Erklärungen, mit einem Worte, bei einer Menge von Irrthümern, die vollkommen psychologisch möglich, obgleich logisch unerlaubt sind. Auf die Psychologie wirkt es ferner sehr schädlich, wenn die Logik für eine Art von Naturwissenschaft des Verstandes gehalten wird. Die Vermögen der Begriffe, Urtheile und Schlüsse, sind eben so viele mythologische Personen, die man erdichtet hat, wie das Alterthum die Götter des Donners, des Windes, des Regenbogens erdichtete; nach dem ganz seichten Schlusse: wir haben Begriffe, also ein Vermögen der Begriffe; gleichwie: es giebt Regenbogen, also eine himmlische Kraft, welche dergleichen hervorbringt. Da nun die Logik über psychologische Fragen nicht die geringste unmittelbare Belehrung geben kann: so war die Bemerkung nöthig, dass alle logischen Vorschriften, von der Reflexion auf den Actus des Denkens unabhängig, sich bloss auf das Gedachte beziehen, und aus dessen Betrachtung unmittelbar entspringen. Man denke den Cirkel und das Viereck zusammen; desgleichen das Weisse und Nicht-Weisse; man wird in diesen und ähnlichen Beispielen *unmittelbar*, und ohne von dem Denken als einer Thätigkeit in uns das Mindeste zu wissen, *finden*, dass jene Entgegengesetzten sich

ausschliessen; man wird mit ursprünglicher Evidenz, wie bei Axiomen, dasjenige richtig finden, was die Logik von conträren und contradictorischen Gegensätzen allgemein ausspricht. Aber nachdem das, was zu finden war, einmal gefunden ist, nachdem die Logik existirt und gelehrt wird, erleichtert sie alle diejenigen Reflexionen, aus denen sie sich selbst erheben musste. Die allgemeinen Formen, in welchen das Gedachte zusammen passt, sind nun bekannt; mit ihrer Hülfe kann man weit geläufiger, als vor deren Aufstellung, dasjenige Gedachte auseinander setzen, was sich aufhebt, oder auch nur verschieden ist, — man kann *Klarheit* in die Begriffe bringen, wo die Gefahr der Verwechselung drohte, — man kann bequemer das Auseinandergesetzte zugleich zusammenhalten, — *Deutlichkeit* in den Inhalt der Begriffe bringen, die, obschon in ihre Merkmale zerlegt, doch auch zugleich, als aus denselben bestehend, betrachtet werden. Nun ist ferner alles Denken klarer und deutlicher Begriffe schon ein Urtheilen, und rückwärts, das Urtheilen drückt das Entstehen klarer und deutlicher Begriffe aus; indem es immer in einem Gegensetzen oder Verbinden besteht. Das Schliessen aber ist ein vermitteltes Urtheilen, und fällt in so fern selbst in das Urtheilen, das heisst, in das Aufklären und Verdeutlichen der Begriffe hinein. Alles dieses richtet sich nach der Möglichkeit — nicht des Denkens, die bei der Unaufgelegtheit und beim Mangel an Uebung sehr beschränkt ist, daher auch die Meisten nur *nach*-denken, was Andre *vor*dachten: — sondern nach der Möglichkeit *verknüpft zu werden*, sich die Verknüpfung gefallen zu lassen, die im *Gedachten* ihren Sitz hat. In logischer Hinsicht ist es völlig einerlei, wie weit zu irgend einer Zeit dasjenige Wissen, was im Denken gefunden *werden* kann, schon gefunden, und unter wie viele Menschen es verbreitet ist, die es nun wirklich *denken*.

Dies ist nun die Hauptbestimmung, dass die Logik die möglichen Verknüpfungen des Gedachten allgemein bezeichne. Soll ich aber dem Anfänger die *erste* Nachricht geben, was für eine Art des Philosophirens ihn die Logik lehren werde: so wähle ich die davon abgeleitete, aber leichter verständliche Bestimmung: sie helfe, Begriffe sondern, und gesonderte

als Merkmale zu Begriffen zusammenhalten; oder, klar und deutlich denken. Ist endlich die Rede vom fortschreitenden Räsonnement, von Principien und Methoden: so ist hier der Ort, von der Logik zu sagen, sie sey die allgemeinste Methodenlehre.

Und an eben diesem Orte macht der Recensent, ich weiss nicht nach welcher Logik, folgenden Schluss: Wenn man die Beschaffenheit des Gedachten berücksichtigen muss, und jedes besondere Wissen seine eigene Methode fordert, so ist die Logik als allgemeine Methode eben so unzureichend als überflüssig (soll wohl heissen: eben so überflüssig als unzureichend,) und als besondere Methode behandelt (?) fällt sie mit den besondern Wissenschaften zusammen. — Wie? Das Einmaleins ist unzureichend in der Astronomie: darum ist es überflüssig? — Die Logik vermag nicht, widersprechende metaphysische Grundbegriffe aufzulösen (weil solche Widersprüche, die man nicht geradezu verwerfen kann, etwas Specielles sind, das die Logik nichts angeht,): darum ist die Logik in der Metaphysik überflüssig?? — Wer hat je geschlossen: Wasser ist unzureichend zur menschlichen Nahrung, also ist es überflüssig? — Die Logik giebt allgemeine Methoden; diese müssen überall befolgt werden, weil sie sich auf die *allgemeinen* Eigenschaften des Gedachten, aus *allen* Klassen des Denkbaren, beziehen; weil sie überall die Verknüpfung des Gedachten in gewisse Gränzen einschliessen. Damit aber reicht man nicht aus. Die besondern Eigenthümlichkeiten *gewisser* Probleme fordern *noch überdies* besondere Methoden. Und *diese* besondern Methoden fallen in die besondern Wissenschaften; sie würden in der Logik, die allgemein brauchbar seyn muss, sich schlecht ausnehmen. Gerade die besondern Methoden aber sind das Vernachlässigte, darum sieht es in der praktischen Philosophie und Metaphysik so übel aus. Die einzige Mathematik ist voll von besondern Methoden, welche *neben* dem allgemeinen, was die Logik fordert, zur Anwendung kommen. Sollen etwa diese Rechnungs-Methoden mit in die Logik aufgenommen werden; damit alles, was nur Methode heissen mag, fein beisammen sey?

Doch schon zu lange verweile ich bei einerlei Schwachheit. Der Recensent will wissen, von welcher Wissenschaft die Logik abstrahirt sey, um darnach ihren Gebrauch beim realen Erkennen zu bestimmen. Hier mag Fichte einigen Antheil an seinem Irrthum haben, den die Vorliebe für seine Wisseuschaftslehre verleitete, auch die, ein paar tausend Jahre ältere, Logik davon abhängig machen zu wollen. Er ermahnt mich, meiner hohen Achtung gegen das Griechische Alterthum getreu, aus der Logik eine allgemeine Wahrheits- und Wissenschaftslehre zu machen; und vergisst, dass meine hohe und *besondere* Achtung sich auf dasjenige Alterthum beschränkt, was noch keine ausgearbeitete Logik hatte, auf das zwischen Thales und Aristoteles. Er tadelt, dass ich auf andre Lehrbücher verweise, wo ich mich in der Logik zu kurz gefasst habe; — und ich würde wünschen, noch mehr auslassen zu können, das Andre besser gesagt hätten als ich; auch wüsste ich eben nicht, wo ich mich zu kurz gefasst hätte. Die Principien der Identität, vom zureichenden Grunde, vom ausschliessenden Dritten, werde ich niemals in die Logik aufnehmen, wo nicht als Antiquität, die der mündliche Vortrag dem Lehrbuche nachbringt. Meine Grundsätze in den Lehren von Urtheilen und Schlüssen sind, so viel ich sehe, noch von Niemanden gehörig durchdacht worden; die flüchtigen Bemerkungen des Rec. darüber verdienen keine Rücksicht.

Der Recensent geht jetzt über zum dritten Abschnitt meiner Einleitung, der Einleitung in die Aesthetik. Er geht dazu über — nicht anders, als hätten zwei Bücher neben ihm gelegen, eins über die Logik, das andre über die Aesthetik; und als wäre er nun fertig mit dem ersten, legte es bei Seite, und käme jetzt zu der neuen Arbeit am zweiten. Dass der zu kritisirende Verfasser wohl etwas dabei gedacht haben könne, wie die verschiedenen Theile seines Buchs zusammengefügt werden müssten, welches Verhältniss unter ihrer Grösse herrschen solle, ob eine plötzliche, und gerade eine *solche* Abwechselung der Gemüthslagen, wie aus dem Studium des Buches hervorgehn wird, wenn man es wirklich studirt, nun auch die rechte und wünschenswerthe sey: — das alles fällt meinem Recensenten nicht ein. Pädagogischer

Geist scheint diesem Manne nicht beizuwohnen, sonst würde er wohl ein Lehrbuch *als ein Lehrbuch* beurtheilt haben, zudem da dieses hier einen Gegenstand betrifft, der mehr als alles andre, was auf Universitäten gelehrt wird, pädagogische Rücksichten erfordert, und zwar Rücksichten dieser Art *im Grossen*, denn man will durch die Einleitung in die Philosophie die Zuhörer den herrschenden Meinungen des Zeitalters *entweder* zuführen *oder* dagegen sichern. Wenigstens habe *ich* einen solchen, reiflich und nach meinem besten Wissen und Gewissen überlegten Willen. Der ganze Ton meiner Einleitung arbeitet wider die modernen Schwärmereien, von denen ich überzeugt bin, dass sie das Gift des Zeitalters sind, die einzelnen Lehren aber sind so gestellt und gewählt, dass dadurch das Verstehen dessen möglich wird, was jenen Schwärmereien Vernünftiges zum Grunde liegt. Das Mehr oder Weniger in jedem Paragraphen ist auf lange Uebung, auf vielfältig abgeänderte Versuche im mündlichen Vortrage gegründet, vollends also die Länge jedes Capitels und jedes Abschnitts. Logik, Metaphysik, und Aesthetik sind drei Dinge; diese lassen sich sechsfach versetzen; welche von diesen Versetzungen für das Lehrbuch die rechte sey, leuchtet nicht unmittelbar ein. Man könnte ganz füglich die Logik ans Ende hinstellen, denn obgleich sie den *Wissenschaften*, Aesthetik und Metaphysik, voran gehen muss, da diese in systematischem Gange einherschreiten, so gilt doch dies keinesweges von der Einleitung; indem die unvermeidliche Trockenheit der Logik für den Anfänger fast noch zurückschreckender ist, denn die Schwierigkeiten der Metaphysik. Solche Dinge hat der Recensent mit seinem Autor zu überlegen, wenn sein Recensiren zu etwas nützen soll. Und wie gern würde ich einem verständigen Beurtheiler über jede der zahlreichen Rücksichten, die ich bei meinem Buche stillschweigend genommen, Rede gestanden haben! Wie viel hätte ich auf gegebene Veranlassung zu sagen gehabt über die rechte *Gymnastik des Geistes*, welche der erste akademische Unterricht in der Philosophie beabsichtigen muss! Wie vieles *über die Nothwendigkeit, das philosophische Studium auf den Schulen vorzubereiten;* dagegen

jetzo die Unvorbereiteten grossentheils meine Einleitung zu hoch finden, die doch nicht niedriger gestellt werden kann, weil sie auch den besser Ausgebildeten genügen muss, und besonders, weil sonst zwischen ihr und den nachfolgenden systematischen Vorträgen ein Sprung seyn würde.

Mein Modephilosoph, wie gesagt, geht über zur Aesthetik. Ihm begegnet in meinem Buche die genaue Angabe, wie die allgemeine Aesthetik sich von den Kunstlehren unterscheide, denen sie nothwendig vorangehn muss, wenn der Vorrath von gelegentlichen Reflexionen über schöne Natur und Kunst, der bisher, versetzt mit einer Dosis falscher Metaphysik aus irgend welchen Systemen, unsre Aesthetiken ausfüllte, auf dasjenige soll zurückgeführt werden, was eigentlich das Gefallende und Missfallende an Kunst- und Natur-Werken ausmacht. Aber solche Genauigkeit ist heut zu Tage nicht Mode. Man nimmt das Schöne lieber massenweise; ja man will darin, als in einem uns rings umfangenden Elemente, — *leben* können. Gewiss ein glückliches Leben! nur kein philosophisches Denken. — Mein Recensent, nachdem er die Vorwürfe der Leb- und Gehaltlosigkeit, ohne erläuternden Zusatz, ausgespendet, erzählt weiter von dem, was Er nicht begreife. Er fügt auch gleich die Ursachen hinzu, die ihn hinderten, etwas zu begreifen. Er hat nämlich selbst eine Art von Aesthetik und Sittenlehre; diese nun will er nicht einen Augenblick von sich thun; er stellt sie mir vielmehr mitten in den Weg, und denkt mich aufzuhalten durch Dinge, an denen ich vor vielen Jahren, wohlwissend warum? vorbeigegangen bin. Was fängt man an mit einem Kritiker, der auch nicht einen Augenblick sich nur zum Versuch auf den Standpunct seines Autors versetzen will? — „Rec. begreift nicht, aus welchem Grunde der Verfasser von ästhetischen Ideen spricht, da nicht eine Idee als solche, sondern nur ihre Darstellung und Verwirklichung ästhetisch ist.“ — Hier ist die Frage, was das *Wort*, *ästhetisch*, heissen solle. Wird einmal der Recensent ein Buch schreiben, so rede Er *seine* Sprache; für jetzt rede ich die meinige; wenig abweichend von der allgemeinen, wenigstens in diesem Puncte, denn man hört überall von *schönen Ideen*, und von der

Idee des Schönen. Das Schöne aber ist eine Art des Aesthetischen, welches als Gattung, Schönes und Hässliches unter sich fasst; auch ist, nach meiner Logik, allemal der Name der Gattung wohl angebracht bei den Arten derselben. — „Rec. begreift nicht, wie man lehren könne, aus welchen Elementen eine schöne Hymne, oder ein Lust- und Trauer-Spiel zusammenzusetzen sey.“ — Zuvörderst habe ich Niemanden lehren wollen, Hymnen, Lust- und Trauer-Spiele zu verfertigen; so wenig als ich unternehme, Jemanden die Tugend zu lehren. Nichts desto weniger ist an dem einen und dem andern ein nützlicher Unterricht gar wohl anzubringen; und wie sich die sämmtlichen Grundzüge der Tugend aufzählen lassen, (ohne welche Aufzählung eine wissenschaftliche Sittenlehre unmöglich wäre,) so wird auch der Aesthetiker, der *nichts* von den Elementen der genannten Kunstwerke angeben kann, am besten thun, von seinem Wissen zu schweigen. *Alle* Elemente derselben wird heutiges Tages auch der Beste nicht finden — weil wir noch keine Poetik haben. Aber von einem Concert oder einer Symphonie lassen sich die *harmonischen* Elemente *alle*, *vollständig* angeben; — darum, weil in diesem Fache die allgemeine Aesthetik ihre Schuldigkeit gethan hat. Und wie die Lehren der Harmonie dem Musiker helfen, ein guter Componist zu werden, obgleich sie ihm nicht vorschreiben, aus welchen Intervallen und Accorden er *diese bestimmte* Sonate und *jenes bestimmte* Concert zusammensetzen soll, — eben so sollen alle Theile der allgemeinen Aesthetik allen Fächern der Künste vorarbeiten. Das ist wenigstens die Idee, nach deren Ausführung in der Aesthetik muss gestrebt werden. Und diese Idee würde man kennen und begreifen, wenn diejenigen, die da lernen wollen über Shakespeare und Dante reden, sich zuvor bei irgend einem Capellmeister oder Organisten in die Lehre gäben, um hier an dem Beispiele der Musik zu *erfahren*, wie sich allgemeine Aesthetik und Kunst zu einander verhalten. Doch ich schreibe unbegreifliche Dinge für die Sehr-Lebendigen dieser Zeit!

Und wie viel unbegreiflicher, ja wie viel schrecklicher und sündlicher muss für den, der nicht scharf nachdenkt,

die Ketzerei lauten: die ganze praktische Philosophie, also Moral, Naturrecht, reines Staats- und Völker-Recht, seyen Theile der Aesthetik, derselben Wissenschaft, die auch von Opern und Komödien handelt. Hätte mein Recensent, der einmal von Allem Nichts begreift, sich hierüber etwas lebendiger geäussert, hätte er ermahnt und gewarnt, wie Männer von Charakter zu thun pflegen, wenn ihnen etwas, ihrer Meinung nach, sittenverderbliches in den Weg kommt: — wahrlich! ich hätte mich durch solchen Eifer lieber zum Streit heraus fordern lassen, als ich mich jetzt mit der vor mir ausgebreiteten Flachheit bemühe. Ziemlich kalt meldet mein Recensent, ich habe das sittliche Urtheil mit dem ästhetischen verwechselt; dieses letztere gehe auf die angemessene und gefällige Darstellung, jenes auf die Gesinnungen und den Willen; nicht alles Sittliche, als solches, sey ästhetisch. Ich sehe mich wieder nach den Schülern um, denen das vordocirt wird. Leute, die eine Literaturzeitung lesen, pflegen das Alles oft gehört zu haben; denn es wird in der That gemeinhin so gesagt. Niemand aber, und allerwenigstens *ich*, sagt oder räumt ein, was nun weiter folgt: *man könne nach meiner Voraussetzung jede wahre Erkenntniss, sie sey philosophisch, historisch oder mathematisch, auch ein ästhetisches Element nennen.* Nein! eine so wahnwitzige Voraussetzung ist mir nicht eingefallen. Vielmehr ist für diese Plauderei des Recensenten auch nicht der entfernteste Anlass in meinem Buche zu finden. Das Aesthetische, wie ich schon im §. 8. gesagt habe, beruht auf Urtheilen des Beifalls und Missfallens, ohne alle Rücksicht auf die Realität des Vorgestellten. Wahre Erkenntniss und ästhetisches Urtheil, sind zwei so völlig verschiedene Dinge, wie eine chemische Analyse und ein Moment poetischer Begeisterung. Dass diese zwei, die Erkenntniss und das Geschmacksurtheil, einander in allen neuern Systemen viel zu nahe gerückt, ja dass sie in einander gepfropft sind, dies gerade ist der allererste, und einer von den wichtigsten Puncten meiner Klage gegen die heutige Unphilosophie. Darauf eben beruht die ganze moderne Religions-Schwärmerei, dass man in einer Art von Entzückung sich einbildet, zu *erkennen* und zu *verehren* in

Einem ungetheilten Act der Vernunft; dass man die Idee von Gott für die unmittelbare Anschauung des höchsten Wesens nimmt, und hierauf einen unbegränzten Dünkel vermeinter Einsichten gründet.

„Wozu diese Vermengung?“ so rufen diesmal der Recensent und ich, mit Einem Munde. „Wozu ferner“, fährt er allein fort, „die hehre Sittlichkeit in ein Spiel mit Verhältnissen der — ziemlich schlecht bezeichneten — ästhetischen Elemente verwandeln?“ Gewiss, die Sittlichkeit in ein Spiel verwandeln, wäre ein eben so sündliches als thörichtes Unterfangen. Das Spiel kommt in meinem Buche nicht vor. *Verhältnisse der ästhetischen Elemente* kommen ebenfalls daselbst nicht vor; dagegen steht im Anfange des §. 79. der *Hauptsatz* der ganzen Aesthetik: dass *alle einfachen ästhetischen Elemente selbst Verhältnisse seyn müssen*, nämlich Verhältnisse, deren einzelne Glieder, für sich allein genommen, keinen ästhetischen Werth haben. Dieser Satz, der nicht bloss für die Aesthetik, sondern auch für deren Verhältniss zur Metaphysik, die durchgreifendste Entscheidung abgiebt, und in Hinsicht dessen ich auf meine praktische Philosophie verwiesen habe, welche zu vergleichen die Schuldigkeit des Recensenten war, — steht in meiner Einleitung so gerade an der Spitze dessen, was über die Sittenlehre soll gesagt werden, dass es scheint, als habe der Recensent, der ihn wirklich übersah, nicht recht lesen können, — ein Umstand, über den ich mich zu wundern längst verlernt habe, denn er ist schon manchmal meinen Herren Beurtheilern begegnet.

Nach solchen Proben der alleräussersten Nachlässigkeit, womit dieser Theil der Recension hingeschleudert ist, bekümmere ich mich nun nicht weiter um das, was dem Rec. in meinen Ansichten der Aesthetik neu oder alltäglich vorkommt, oder was für ihn gar veraltet ist, weil es in der modernsten Literatur nicht also zu lauten pflegt. Kommt einmal ein Mann, der im Stande ist, meine Grundsätze der praktischen Philosophie mit Einsicht zu bestreiten: diesem werde ich über jede feinste Bestimmung der Begriffe Rede stehn, denn ich weiss, wozu jedes so und nicht anders gestellt

wurde; es findet sich in meiner Darstellung jener Wissenschaft nichts auf gut Glück hingeworfenes. Etwas „*ziemlich schlechtes*“ kann demnach in derselben kaum vorkommen, sondern nur, entweder, grosse Verkehrtheit, oder, reine Wahrheit; auf allen Fall aber, entschiedene und völlig ausgearbeitete Ueberzeugung; von der ich nur bedaure, dass sie, verglichen mit Kant, Fichte, Schleiermacher, *gar zu neu* ist, und mir meinen Wunsch, mich an diese würdigen Männer anzuschliessen, nicht gewähren will; da unterdessen zu der Ehre, etwas Neues zu sagen, allgemeine Metaphysik und Psychologie mir Wege genug eröffnen.

Bevor ich jetzt meinem Recensenten weiter nachfolge, der im Begriff ist, zur Einleitung in die Metaphysik hinüber zu gehn oder zu springen, erlaube man mir einen Augenblick vom Nichtsthun auszuruhn, indem ich mich mit der Sache selbst beschäfftige. Nach meiner philosophischen Ueberzeugung zerfällt nicht bloss die Wissenschaft in drei völlig verschiedenartige Theile, Logik, Metaphysik, Aesthetik; sondern eben so verschiedenartig sind auch die Geistesrichtungen, die man beim Philosophiren willkührlich entweder einzeln, oder in Verbindung, zu verfolgen in seiner Gewalt haben muss. Denn wer unabsichtlich, und gleichsam gezwungen, aus der einen in die andere verfällt, der weiss nicht mehr was er thut, und verunreinigt jede der genannten Wissenschaften durch die andern, woraus längst die grössten Irrthümer auf allen Seiten entstanden sind. Es erhebt sich nun die Frage: soll die Einleitung, oder die Vorübung zur Philosophie, jene drei Geistesrichtungen gleich Anfangs sondern, oder soll sie die natürliche Verbindung unter ihnen noch schonen; und dem unwillkührlichen Zuge des menschlichen Geistes nachgeben; der abwechselnd, wie es kömmt, seine Gedanken ordnet, sie mit Lob und Tadel begleitet, sich in die Natur der Dinge vertieft? Ich hielt in frühern Jahren das Natürlichste für das Beste; nachmals hat es mir zweckmässiger geschienen, die Uebung gleich darauf einzurichten, dass sie die nöthige Enthaltsamkeit herbeiführe, welche der Pfuscherei aus einem Fach ins andere entgegen steht. Dem zufolge habe ich meinen anfänglichen Plan, nach

welchem eine grossentheils historische Einleitung alle Theile zusammenhielt, wieder aufgegeben, und das Verschiedenartige getrennt. Und deshalb kann jetzt die Einleitung erscheinen als ein Aggregat mehrerer Einleitungen, vorzüglich weil die letzte Verbindung des Mannigfaltigen zu dem Zwecke der allgemeinen Geistesbildung nicht genug sichtbar ist. In diesem Puncte bin ich mit meiner eignen Arbeit wenig zufrieden; es ist aber darum schwer hierin etwas zu bessern, weil Alles dem vorgeschriebenen Zeitmaasse halbjähriger Vorträge sich anpassen muss; und noch mehr darum, weil bei den Anfängern die einzelnen Forschungen nicht so schnell reifen, dass, was sie im Laufe eines Halbjahres gehört haben, sich schon am Ende desselben zur Verknüpfung in ein Ganzes eignete. Es ist besser, die einzelnen Fäden erst in den nachfolgenden systematischen Vorträgen weiter fortlaufen zu lassen. Uebrigens geben die Vorlesungen über Psychologie mannigfaltige Gelegenheit, das zuvor Getrennte zweckmässig unter einander zu verknüpfen. Und die Einleitung kann überhaupt nur in Verbindung mit den nachfolgenden akademischen Vorträgen, auf welche sie berechnet ist, gehörig beurtheilt werden. Doch ich breche ab, um meinen Recensenten, der auf das Alles nicht Achtung giebt, nicht zu lange allein zu lassen.

An der Schwelle der Metaphysik, wo es darauf ankommt, alle Besonnenheit einzig und allein auf scharfes Denken zu richten, um auf dem bevorstehenden, bekanntlich höchst schlüpfrigen Wege, einen Schritt nach dem andern mit Sicherheit thun zu können: — hier nimmt mein Recensent eine fromme Miene an, in der Hoffnung vermuthlich, ein Engel werde kommen ihn zu leiten. Seit jenen Alten vor Aristoteles, meint er, seyen die Hauptaufgaben der *Philosophie* (ich dachte, es wäre von der *Metaphysik*, und zwar von den *Anfängen* derselben die Rede), *wesentlich verändert.* „Gott, Vorsehung, Freiheit des Willens, Bestimmung der Menschheit, Sünde, Versöhnung und Unsterblichkeit sind *uns nun* der Kern und Mittelpunct *jeder* philosophischen Untersuchung.“ Das klingt ganz vortrefflich, und bereitet uns herrlich vor zum Empfang einer Offenbarung, die gerades

Weges vom Himmel bescheert werden soll. Aber noch einmal: ich meinte, es wäre von Metaphysik, einem Theil der *Welt*-weisheit, einem Versuche der schwachen menschlichen Vernunft, die Rede. Dahin geht *mein* Weg, und ich möchte bitten, mich ungestört zu lassen, wenn man mich nicht begleiten will. Aber nein! so gut soll es mir nicht werden; der lästige Geselle hängt sich an meinen Arm und ich muss ihn schon schleppen.

Eben bin ich angelangt bei den bekannten Aufgaben, von dem was Raum und Zeit erfüllt, von dem was man *Ding*, und *Ursache*, und *Ich* zu nennen pflegt. Ich spreche davon als von Begriffen, welche die Erfahrung uns aufdringt; in der Meinung, dass noch heute, wie so lange die Welt steht, jedermann diese Begriffe in seiner gemeinen Erfahrungs-Kenntniss vorfinde. Da ertönt an meiner Seite folgendes Lied: „Begriffe sind Erzeugnisse der Reflexion, also des *willkührlich*-denkenden Verstandes; welche Merkmale in Begriffe aufgenommen werden, hängt also vom freien Denken ab; kommen daher in denselben Widersprüche vor, so hat der Verstand sie hineingelegt, und sie taugen Nichts, er hat sich geirrt."

Bald glaube ich, es geht mir wie dem Wallenstein beim Dichter, da er über dem Gerede von seinem Kriege den ganzen Krieg vergass. — Wer ist denn jener willkührlich denkende Verstand, der Erzeuger der Begriffe? Ich besinne mich; es ist eins von den Hirngespinnsten der Psychologen, die *erst* zu den Begriffen den Verstand hinzudichten, damit sie *hinterher* diejenigen Begriffe, die sie sich aus ihren Hirngespinnsten nicht erklären können, frischweg ableugnen können. So erdichteten die Brownianer eine Sthenie und Asthenie, um sich gewisse Classen von Krankheitserscheinungen begreiflich zu machen, und als hintennach noch einige Dinge am Krankenbette vorfielen, die dahinein nicht passten, erklärten sie die Erfahrungen für falsch. Dergleichen pflegt man, wenn es mit gutem Bewusstseyn geschieht, unverschämt zu nennen; ich aber bin überzeugt, dass mein Modephilosoph nicht weiter sieht, als die Psychologie, die er gelernt hat. — Lustig dünkt es mich indessen doch, dass der Mann seine

Begriffe von Dingen in Raum und Zeit, und vom Ich, für willkührliche Erzeugnisse der freien Reflexion hält. Denn, damit man mich wohl verstehe, ich rede hier von solchen Dingen, wie z. E. von der Lichtflamme, die wir in räumlicher Hinsicht als spitzig, und als über der Kerze am Dochte schwebend, ausserdem als hell, und als brennend wahrnehmen, so dass wir die erwähnten Merkmale sämmtlich in den Begriff der Flamme hineintragen. Ist denn dieser Begriff willkührlich erzeugt, und lässt er sich willkührlich abändern? Wohlan, mein Herr, versuchen Sie, die Flamme oben breiter als unten zu sehen, schauen Sie auch die Kerze als leuchtend, die Flamme dagegen als dunkel an; halten Sie überdies den Finger in die Flamme, und lassen Sie nun vermöge der Freiheit Ihrer Reflexion das Merkmal der Hitze aus Ihrem Begriffe von der Flamme weg; während wir andern unfreien Leute, wo wir das *Licht* der Flamme sehen, uns vor ihrer *Hitze* hüten. — Oder betrachten Sie das Papier, was hier vor Ihnen liegt, und schaffen Sie den Erfahrungsbegriff, den Sie davon haben, so um, Kraft Ihres freien Verstandes, dass auf diesem — ich sage, auf *diesem* nämlichen Papiere lauter Lobreden auf Ihre sehr vortreffliche Recension meines Lehrbuchs zu lesen seyen. Wenn Sie das nicht können: so merken Sie Sich ein für allemal, dass ich von solchen Begriffen rede, die etwas *als Gegeben* vorstellen; und deren Bildung in keines Menschen Belieben steht; dass ich also auch von *derjenigen Zudringlichkeit der Erfahrung* spreche, welche macht, dass Sie die Flamme heiss, und dies Papier also bedruckt finden, wie Sie wohl wissen.

Doch jetzt wird mein Recensent gelehrt! Er weiss, was Fichte, was die Eleaten und Platon behauptet haben. Vermuthlich muss mir, der ich in den Jahren von 1794 bis 1797 Fichte's Zuhörer war, entfallen seyn, was derselbe mich lehrte. Glücklicherweise giebts Bücher, die wir mit einander aufschlagen können. — Sehr behutsam beginnt mein Mann: „Wenn (die Sache ist noch zweifelhaft!) wenn diese in einem Begriffe Widersprüche aufgedeckt haben: so behaupteten sie nicht, dass dies nothwendige und aufgedrungene Begriffe seyen, sondern sie nahmen die Begriffe mit den Merkmalen

an, die man gewöhnlich und willkührlich damit verbunden hatte, und zeigten die Unhaltbarkeit dieser Verbindung.“ Ei! wir wollen doch sehn! In Fichte's Sittenlehre S. 42 steht Folgendes: „Nicht das Subjective, noch das Objective, sondern — eine Identität ist *das Wesen des Ich.* Kann nun irgend Jemand diese Identität, als sich selbst denken? Schlechterdings nicht! denn um sich selbst zu denken, muss man ja eben jene Unterscheidung zwischen Subjectivem und Objectivem vornehmen, die in diesem Begriffe *nicht* vorgenommen werden soll.“ Weiter: Plato sagt im siebenten Buche der Republik, *wo er von der Einleitung in die Philosophie spricht*, Folgendes: *καθορᾷς τὰ μὲν ἔν ταῖς αἰσθήσεσιν, οὐ παρακαλοῦντα τὴν νόησιν εἰς ἐπίσκεψιν, ὡς ἱκανῶς ὑπὸ τῆς αἰσθήσεως κρινόμενα· τὰ δὲ, παντάπασι διακελευόμενα ἐκείνην ἐπισκέψασθαι, ὡς τῆς αἰσθήσεως οὐδὲν ὑγιὲς ποιούσης. Ποῖα μὴν λέγεις; — Τὰ μὲν οὐ παρακαλοῦντα, ὅσα μὴ ἐκβαίνει εἰς ἐναντίαν αἴσθησιν ἅμα· τὰ δ'εκβαίνοντα, ὡς παρακαλοῦντα τίθημι· ἐπειδὰν ἡ αἴσθησις μηδὲν μᾶλλον τοῦτο ἢ τὸ ἐναντίον δηλοῖ**). Soviel über das Factum. Was das Ganze der Platonischen und der Fichte'schen Lehren anbetrifft, so liegt der Grund, warum beide nicht verstanden werden, gerade darin, dass die Modephilosophie ihnen nicht glauben will, was sie mit dürren Worten, wie die angeführten sind, versichern. Bei den Eleaten spricht der Erfolg deutlich genug; sie verwarfen die Sinnenwelt und das menschliche Ich ganz geradezu, wie allenfalls in den Stellen kann nachgesehen werden, die ich in der Einleitung ausgehoben habe aus den Fragmenten des Parmenides. Nun überlege der Recensent, ob Fichte von willkührlichen Dingen rede, wo er *das Wesen* des Ich erklärt? ob Plato sich mit willkührlichen Begriffen trage, wo er den Weg verzeichnet, wie die künftigen Weisen und *Häupter seines Staates*, in früheren Lehrjahren sollen aufmerksam gemacht werden auf das Widersprechende in der Sinnenwelt? Denn vom Disputiren wider

*) De rep. VII. pag. 144. ed. Bip. [Steph. 523a]. Der letzte Zusatz mag eine fremde Einschiebung seyn, er erklärt aber das Vorhergehende richtig.

irgend einen Sophisten ist in diesem Zusammenhange im geringsten nicht die Rede.

Uebrigens ist meine Meinung nicht, mich hinter Auctoritäten zu verschanzen. Meine Zusammenstellung der verschiedenen Probleme, die auf solchen Begriffen beruhn, wodurch das Gegebene unvermeidlich, und von Jedem, auch dem Leugner dieser Begriffe, unaufhörlich gedacht wird, und die dennoch der darauf gerichteten zergliedernden Reflexion als klare Ungereimtheiten auffallen, — ferner meine Behandlung dieser Probleme (worin Fichte ganz unglücklich war,) diese gehört mir allein; ich verlange sie mit keinem Vorgänger zu theilen; und die Blindheit der Modephilosophen um mich her dient bloss, mich allmählig stolz zu machen auf eine Einsicht, die so Viele nicht erreichen, selbst nachdem man ihnen zeigt, was sie übersehen hatten.

Wie weit eine solche Blindheit gehen könne, lehrt der Rec. an seinem eignen Beispiele, wo er den Satz nicht begreifen kann: *alle Eigenschaften sinnlicher Dinge sind relativ; sie sind*, *was das Ding hat*, *nicht*, *was es ist.* Dagegen setzt er keck und dreist den Satz: das Ding und seine Eigenschaften sind Eins, beide können nur im willkührlichen Denken getrennt werden. Wohlan! Dem Golde gehören die Eigenschaften gelb, schwer, dehnbar, u. s. w. Nach dem Rec. sind diese Eigenschaften Eins, nämlich das Gold. Jetzt tragt das Gold in eine Gegend des unendlichen Weltraums, wo nicht die Erde, nicht der Mond, nicht die Sonne, nicht die Sterne es merklich anziehen können*); wohin auch kein Lichtstrahl dringt; wo am wenigsten ein Hammer oder dergleichen sich befindet, der das Gold ausdehne. Was heisst nun das, *gelb*, *schwer*, *dehnbar*, nachdem Licht, Gravitation, und der Hammer, weggenommen sind? Und was ist nun das Gold? Nichts, gar Nichts ist es, wofern nach dem Rec. diese Eigenschaften das Gold constituirten. Aber wir brauchen es nicht so weit zu tragen, wir brauchen nur zu fragen, was

*) Die geringe Gravitation der Theile des Goldes unter einander setze ich hier bei Seite. Sie würde noch einen äusserst verminderten Grad von Realität übrig lassen; mehr oder weniger nach der Masse des Goldes.

es *für sich selbst* ist, um das Gesagte sogleich zu finden. So weit sah auch Leibnitz, der die Monaden, um ihnen ein innerliches, nicht relatives Was anzuweisen, zu vorstellenden Wesen machte. Und Locke ist sehr ausführlich, und für Anfänger belehrend, in mehrern merkwürdigen Stellen seines Werks über den menschlichen Verstand, wo er die gänzlich zufällige Aggregation der sinnlichen Eigenschaften, und die Unmöglichkeit nachweist, dies Aggregat für die Substanz zu halten*). Daran mögen sich diejenigen üben, die noch nicht im Stande sind, mir an dieser Stelle zu folgen. Vielleicht dass ihnen nach solcher Uebung mit der Zeit ein Licht aufgeht.

Bei Gelegenheit des, mit jenem verwandten Problems von der Veränderung, giebt der Rec. eine ähnliche Probe seines Scharfsinns. Er weiss, dass ich die Erscheinung der Veränderung für betrüglich erkläre; eben diese Betrügerin soll gegen mich als Zeugin auftreten. Sie soll ein Zeugniss, und zwar das offenbarste, ablegen von der actuellen Unendlichkeit des Wesens der Dinge in endlichen Formen. Eben so gut kann der viereckige Cirkel bezeugen, dass zweimal zwei fünf ist.

Meine Nachweisung der Widersprüche im Gegebenen sonderbar zu finden, sie erkünstelt zu nennen, das hat der Recensent mit Vielen gemein. Vermuthlich soll ich dagegen auf mein Gewissen betheuern, dass ich von keinem Künsteln etwas weiss, dass ich die Dinge zeige, wie ich sie sehe. Vorwürfe, denen man die Reinheit seines Herzens entgegensetzen muss, sind Schmähungen, nicht Widerlegungen. Schmähungen kann ich verzeihen; gegen jene Widersprüche aber helfen sie soviel, als die Berufungen auf den gemeinen Menschenverstand gegen Hume und Kant geholfen haben. Sie beweisen, dass man in Deutschland, nach manchem Wechsel der Systeme, noch immer nicht gelernt hat, ein neues System mit Behutsamkeit anfassen, sey es zur Annahme oder Widerlegung.

Indem ich mich anschicke, dem Recensenten noch weiter Antwort zu geben auf seine Einwürfe gegen das Trilemma von der Veränderung, gegen die Benutzung der Eleatischen

*) Z. B. im 6ten Capitel des 4ten Buchs.

und Platonischen Lehre, — was von diesen vorhin erwähnt wurde, bezog sich auf die Vorrede, nicht auf diejenigen Capitel, die im Buche die Hauptsache sind, — will es mir scheinen, dass in der Recension eine Lücke sey, ausgefüllt mit ein paar leeren Worten von fremder Hand. Zwar, die Redaction braucht sich desshalb nicht bei mir zu entschuldigen, — aber, soviel ist gewiss, was in einer Recension meines Buchs am nothwendigsten hätte vorkommen müssen, die Prüfung dessen, worauf ich selbst das meiste Gewicht lege, und worauf ich in der Vorrede hinweise, — das fehlt!

Statt dessen findet sich etwas sehr überflüssiges. Ich habe meiner Einleitung ein paar kurze Notizen von meiner systematischen Metaphysik angehängt, theils, um nicht mit blossen Schwierigkeiten zu endigen, sondern die Existenz vorhandener Resultate zu zeigen, theils, um etwas zu haben, worüber sich im mündlichen Vortrage mehr oder weniger sagen liesse, je nachdem die Zeit am Ende des Halbjahres, und der Grad von Vorbereitung, den die Zuhörer nach dem Grade ihrer Aufmerksamkeit auf das Vorhergehende nun gewonnen haben, es mit sich bringen möchte. Hieraus schreibt der Rec. eine lange Stelle ab, lässt dann einiges aus, und schliesst seinen Auszug mit einigen, von mir durchgängig unterstrichenen Zeilen; diese giebt er, gleichfalls unterstrichen, treulich wieder; nur Schade, sie beziehen sich auf das von ihm Ausgelassene. Er hat sie nicht verstanden; der Leser wird sie so noch weniger verstehn; aus einer Recension hätte alles wegbleiben sollen, was das letzte Capitel betrifft, das lediglich für diejenigen, die das ganze Buch aufs sorgfältigste studirt haben, brauchbar seyn kann.

Aber mein Recensent begnügt sich nicht mit Auszügen aus dem, was er hätte ganz unberührt lassen sollen. Er kann nicht umhin, zu urtheilen. Zwar, sein Endurtheil über mein System will er gütigst noch verschieben. Aber mit einigen Wehklagen darüber muss er doch endigen. Ein Urtheil ist im Anzuge; man will das menschliche Gemüth der Rechnung unterwerfen! Man leugnet die transscendentale Freiheit! Dieselbe Freiheit, die zwar Leibnitz verwarf, die aber seit Kant, — aus Gründen, die mit der Eigenthümlichkeit des

Kantischen Systems aufs genaueste zusammenhängen, und mit derselben stehen und fallen, — für ein unentbehrliches Requisit der Sittlichkeit gehalten wird. Trotz dem Leugnen der *transscendentalen* Freiheit nun existirt immerfort dasjenige im Menschen, dessen er sich bei aller Selbstüberwindung und Selbstanklage bewusst ist; und *dies* zu leugnen ist mir niemals eingefallen. Die Frage ist nur, wie dies Factum des Bewusstseyns müsse erklärt werden. Ich erkläre es so, dass dabei Charakterbildung und Besserung bestehen können; dass von Erziehung die Rede seyn dürfe; von solcher, im strengsten Wortverstande *sittlichen* Erziehung, welche das Inwendigste im Menschen, seinen Willen, und die Wurzeln seines Willens, treffe und veredele. Dazu nun gehört schlechterdings, dass diese Wurzeln bildsam seyen, und dass sie die einmal angenommene Bildung auch behalten. Nach der Kantischen Freiheitslehre ist an die geforderte Bildsamkeit auf keine Weise zu gedenken; denn da liegt die Wurzel des Willens, — eben die Freiheit selbst — in der intelligibeln Welt, wohin keine Causalität reicht. Und nach den gemeinen Vorstellungen derer, die von der *zeitlosen* intelligibeln Welt nicht viel begreifen, kann der freie Wille sich jeden Augenblick ändern; dabei besteht kein *Behalten*, so wie bei der vorigen Lehre kein *Annehmen* der Bildung. Folglich wissen beide Vorstellungsarten nichts von der Charakterbildung. Und was noch das Aergste ist, wer die Erziehung leugnet, der muss aus denselben Gründen auch jene grosse Erziehung des Menschengeschlechts durch die Vorsehung leugnen. Woraus denn gar bald weiter folgt, dass das ganze Erdenleben des Menschen, mit seinen vielen Plagen und seinen kurzen Freuden, etwas rein Zweckloses ist, da es nicht mehr als Bildungsschule kann betrachtet werden.

So begeisternd ist die Lehre von der transscendentalen Freiheit! An ihrer Stelle habe ich geredet von einer *solchen Freiheit*, die erworben werden kann, mit Hülfe der Erziehung und Selbstbildung. Darüber sind dem Recensenten schlimme Gedanken aufgestiegen. Es fällt ihm der Jagdhund ein, den man gewöhnen kann, seine Begierden zu beherrschen.

Und mir fällt zuerst die Frage ein, ob etwa die Psycho-

logie der Jagdhunde dem Rec. bekannt sey? — Von seiner Kenntniss des menschlichen Geistes hatten wir oben die Probe, da er die Erfahrungsbegriffe für Erzeugnisse des willkührlichen Denkens hielt. Es könnte ihm begegnen, dass er von den Hunden zu niedrig dächte. Platon vergleicht mit ihnen die Wächter seines Staats, diejenige gebildete Klasse, welche den Häuptern zunächst stehen soll. Und wie vergleicht er sie? So, dass er seine Bewunderung der Hunde ausdrückt, und ihnen eine *philosophische Natur* zuschreibt*). Und wer kann der Treue der Hunde seine Bewunderung versagen? Was hinter dem sogenannten analogon rationis steckt, das man, in höchster Unbestimmtheit, den Thieren zuzuschreiben pflegt, wer hat das ermessen? Wer hat ergründet, was Menschen ohne Hände und Sprache seyn würden?

Doch, wir wollen bei unsern gewöhnlichen Begriffen von den Thieren stehen bleiben. Diesen gemäss ist ihre Aehnlichkeit mit dem Menschen, wenn beide sich der Befriedigung einer Begierde enthalten, klar genug. In beiden unterdrückt *ein* Gedanke das Streben, womit der andre sich hervorarbeitet: Aber, — worauf hier alles ankommt — der Jagdhund verfährt hierbei gerade wie derjenige Mensch, der sich zurück hält *aus Furcht vor Strafe.* Da passt die Vergleichung. Wo hat mein Recensent gelesen, dass, wenn ich von Erziehung rede, ich dieselbe auf Furcht gründe? Wer berechtigt ihn, seine Vergleichung mit dem dressirten Hunde da anzubringen, wo ich von sittlicher Bildung spreche? Alle Welt weiss, dass weder die Ruthe noch der Galgen die Werkzeuge einer solchen Bildung sind, wobei der Mensch sich durch das Selbsturtheil über seinen eignen Willen bestimmt. — Dem Recensenten ist zu rathen, dass er künftighin seinen eignen Willen ein wenig schärfer beurtheile, ehe er den Büchern, die ihm unter die Finger kommen, ein böses Gerücht bereitet. Er wird an seiner Sittlichkeit keinen Schaden nehmen, wenn er sich, trotz der transscendentalen Freiheit, die in der intelligibeln Welt wohnt, für diese Zeitlichkeit

*) De rep. II. pag. 244. ed. Bip. [Steph. p. 375e]

einigermassen durch diese meine öffentliche Ermahnung bestimmen lässt.

Soll ich mich bequemen, diesem Manne zu gefallen, mich noch einzulassen auf das, was in der Philosophie eine begeisternde Lehre sey, und was nicht? — Zum Philosophiren taugt einzig eine solche Begeisterung, die, vor allen Dingen in und ausser der Welt, nach *Wahrheit* strebt. *Kann* irgend etwas, das im menschlichen Gemüthe vorgeht, berechnet werden, so *soll* es berechnet werden; — wer anders denkt, dessen Wort bewegt mich nicht. — Und die Weisheit, nach welcher die Philosophie strebt, was ist sie anders, als eine Lenkerin der mannigfaltigen Arten von Begeisterung, die sie in den Menschen und in der Gesellschaft schon vorfindet? Sie selbst kann den zum Schwindel geneigten Enthusiasmus, den sie hüten soll, dass er nicht fanatisch werde, nicht in sich aufnehmen. Sie muss mehr als Einen Gedanken ertragen können, der dem gewöhnlichen Menschen schrecklich vorkommt, weil er ihn nicht zu durchdringen vermag. —

Noch über die Gränzen der Recension meines Buchs zieht mich der Mann mit sich fort, dem ich das Prädicat des Modephilosophen beigelegt habe. Seine Anzeige des Werks von Herrn Hofrath Bouterweck ist von Vergleichungen mit dem meinigen so hinten und vorn eingeklammert, dass ich beinahe nicht umhin kann, auch ein wenig in die Mitte hineinzusehen, — bloss um zu erfahren, ob ihm jenes Prädicat durchgehends anpasse. — Man sollte meinen, eine ausführliche Collectiv-Recension zweier Bücher, deren jedes den ganzen Umfang der Philosophie durchläuft, müsste die Frage beantworten, deren ich oben erwähnte: welches ist die Philosophie des Recensenten? Zwar nicht vollständig, aber doch so, dass irgend welche veste Puncte seiner eignen Ueberzeugung zum Vorschein kämen. Denn so etwas muss er doch haben, um darnach das Fremde beurtheilen zu können. — Aber hier vermag ich von einem solchen Etwas nichts zu erkennen, als dass der Mann zwischen Kant und Schelling umherflattert. Vornehme Worte gegen Herrn B. dass er nicht *mehr* wisse; — eignes Schwanken in allen Aeusserungen! Charakteristisch ist die Stelle: „Rec. will

aber deswegen nicht behaupten, es (das Absolute) müsse als ein zusammengesetztes und ausgedehntes Wesen gedacht werden, weil ihm die Bestimmung der Einfachheit missfällt, so wenig als er glaubt, dass das substantielle Wesen der endlichen Dinge einfach oder ausgedehnt dürfe genannt werden.“

Nun, mein Herr, wofern Sie wirklich *hier* noch beim *Glauben* und *nicht behaupten Wollen* stehn, wofern Sie demnach noch gar keine Grundlagen Ihrer eignen Metaphysik haben, so ist es noch nicht Zeit für Sie, Andern in den Weg zu treten, die längst wissen, was ihnen als Wahrheit gilt. Gehn Sie in Ihr Kämmerlein, oder besser, gehn Sie in Sich selbst hinein; da haben Sie zu thun, nicht auf dem literarischen Markte. Können Sie aber durchaus die Tinte nicht halten, so hüten Sie Sich, mir, den Sie gereizt haben, Ihre Blössen zu zeigen!

Nachdem wir nunmehr ein sehr instructives Exemplar von einem Modephilosophen in Betracht gezogen haben: gebührte es sich wohl, unsern Streit mit diesem Geschlechte nach allen Puncten, die er betrifft, zu beschreiben, und dessen möglichen Verlauf anzugeben; wenn nur ein so unstetes und glattes Wesen, wie das, womit wir streiten, sich irgend wollte vesthalten lassen. Soviel können wir indessen davon sagen: es ist ein Streit auf Leben und Tod! Denn eben das Leben des Modephilosophen ist seine Sünde. Nicht sein wirkliches Leben, — wer wollte ihm das missgönnen? — sondern die eingebildete, anmaassliche Lebendigkeit in dem, was er sein Wissen nennt, und die nichts anders ist, als Schwäche im Denken.

Der Modephilosoph erlaubt sich auf Herrn Schelling's Auctorität, bei jedem Einzelnen an Alles zu denken, auf jedem Puncte der Peripherie zugleich im Centrum stehn zu wollen; er spricht vom Unendlichen und Ewigen in Einem Athem; ja er glaubt schon zu sterben, wenn er nicht das Endliche zugleich als unendlich, und rückwärts, denken soll. Ich dagegen fordere, dass jeder Gedanke seine eigne Stelle

im Systeme habe, dass man die Anfänge des Systems nicht im Unendlichen, sondern im Allbekannten suche, weil nur aus dem Bekannten das Unbekannte zu finden ist; ich behaupte, dass das Ewige, als solches, weder endlich noch unendlich sey, und dass man diese drei Begriffe eben so wenig durch einander mischen, als das organische Leben, die chemische Attraction, die Polaritäten, aus den hintersten Gemächern der Metaphysik in die Vorhöfe bringen soll. Mit einem Worte, ich verlange, dass man im strengen Sinne ein *System* habe, oder wenigstens methodisch suche; und falls man sich dessen weigert, dass man auf Philosophie als Wissenschaft verzichte.

Hiemit hängt wesentlich meine zweite Forderung zusammen, diese: dass man die Principien der Wissenschaft nicht für unmittelbare Erkenntnisse eines Realen halte; denn das Reale ist das Streitige, das Allbekannte aber sind die Erscheinungen. Dagegen sahen wir oben, dass der Modephilosoph sogar die Logik mit dem Realen zusammenkleben wollte.

Und mit der nämlichen ersten Forderung hängt auch die dritte zusammen, die dem Modephilosophen unmittelbar ans Leben geht; diese, dass man *Achtung* haben soll für *fremde* Systeme, die sich nicht wollen unter einander mengen lassen; dergestalt, dass man *entweder* teleologische Betrachtungen anstelle mit Platon, *oder* dergleichen für thöricht erkläre mit Spinoza, *oder* dass man die Dinge an sich, sammt der absoluten Substanz, als dem Träger zugleich des Natürlichen und Geistigen, verwerfe mit Fichte, u. s. w. — *oder*, dass man ein eignes System habe, *und dessen Unterschied von jedem fremden genau angebe*, damit Anderer geistiges Eigenthum unberührt bleibe. — Die Modephilosophen aber können nichts, als durcheinander mengen. Die negative Seite erblicken sie an keinem der berühmten Systeme, aus denen sie ihren Schmuck holen; nur an denen, die nicht Mode sind, und an denen zu meistern ihrer Eitelkeit schmeichelt. Doch werden sie diese so gut als jene müssen in Ruhe lassen, wenn einmal der Lehrer und Meister, der ihre höchste Auctorität ist, das unendliche System erfindet, in welchem

alle endlichen Eins sind, und in dieser Einheit unzertrennlich zusammengehören*). — —

Meine drei allgemeinen Hauptforderungen habe ich hiemit angegeben; dass die Modephilosophen sie mir sämmtlich abschlagen werden, versteht sich von selbst. Sie werden noch mehr thun, nämlich mir die Mühe abnehmen, meine Ansprüche mehr zu detailliren. Denn indem sie mich kritisiren, wird das Publicum, durch eine leichte Umkehrung, schliessen, in welchen Puncten *sie mich* unbefriedigt gelassen haben. Dabei spare ich Zeit und Papier. Man wolle so gefällig seyn, zu bemerken, dass mein Streit mit den Modephilosophen unfehlbar so lange dauert, als ich lebe; denn dass dieser Streit mit einem entscheidenden Siege auf einer von beiden Seiten endigen sollte, dazu ist gar keine Hoffnung. Nun werde ich aber den Krieg nicht immer durch solche Schriften führen, wie die gegenwärtige, sondern vielleicht durch ähnliche, wie meine Einleitung, meine Hauptpuncte der Metaphysik, meine allgemeine Pädagogik und praktische Philosophie. Alsdann kann, wen es interessirt, dieser nur acht geben, was darüber in öffentlichen Blättern gesagt wird. Mit einiger Uebung wird man aus den Angriffen der Recensenten gegen mich, leicht herausfinden, in welchen Puncten jene sich von mir angegriffen fühlten.

Sollte es aber zuweilen nöthig scheinen, mich so direct und deutlich auszudrücken, wie diesmal: so werde ich mir allemal erlauben, nachzuholen, was ich etwa in frühern Terminen meines Processes könnte versäumt haben. Dergleichen zu thun, bin ich jetzt im Begriff, indem ich die oben erwähnte Recension meiner *Pädagogik* vornehme.

Vor nunmehr neun Jahren wurde das Buch geschrieben; um Neujahr 1806 kam es in den Buchhandel. Im October 1811 erschien die Recension. Sie erschien, um, wie es am

*) Indem ich mein Geschriebenes wieder durchsehe, fällt mir ein, dass manche Leute Ernst und Scherz nicht unterscheiden können. Es mag also noch bemerkt werden, dass das unendliche System dann wird erfunden werden, wenn das Lamm den Wolf frisst, und die Flüsse aus dem Meer in die Quellen sich ergiessen. Aber in der Einbildung wird dasselbe vielleicht früher vorhanden seyn.

Ende heisst, *die Hülle, mit welcher dieses Buch bisher bedeckt schien, zu lüften, und es in seiner wahren Gestalt vor Augen zu stellen.* Das masste sich der Recensent an, nachdem längst die übrigen gelehrten Zeitungen, und die Leipziger mit aller gehörigen Ausführlichkeit, über das Buch gesprochen hatten. Der Mann wollte sich ferner der jungen Studirenden erbarmen, welche meine Vorträge über Pädagogik anhören; es ist ausdrücklich, unmittelbar vor jener Stelle, von deren gewöhnlicher *Leichtgläubigkeit für die Worte ihrer Lehrer* die Rede. Mit andern Worten, die Recension sollte nicht bloss mein Buch, sondern meine pädagogische Professur treffen. — Ich bin zu keiner schnellen Antwort genöthigt worden, jetzt aber, da ich *bei Gelegenheit jenes* jüngsten Ausfalls der Jenaer Zeitung gegen mich auch die alten Sünden aufdecken will, muss ich meine höchste Befremdung über die Redaction derselben Zeitung ausdrücken, *darüber fürs erste*, dass sie ein *sechs Jahr alt gewordnes Buch* vor dem Publicum und unter den Augen der Regierung, die den Verfasser beamtete, aufs heftigste verklagen liess, als ob während einer so langen Zeit der Autor auf demselben Flecke müsse still gestanden seyn, und als ob er genöthigt wäre zu dulden, dass man ein so altes Product noch jetzt förmlich zum Maassstabe seiner Fähigkeit und *amtlichen Tüchtigkeit* aufstelle? Wie viele Bücher mögen denn in Deutschland geschrieben werden, die sich unbedingt noch nach sechs Jahren als treue Abdrücke des Geistes ihrer Verfasser bewähren? *Die Frage darnach* sollte dem Recensenten und der Redaction jedesmal einfallen, so oft die letztere eine sechsjährige Versäumniss wieder gut zu machen, und jener sich wider die frühern Urtheile anderer Literaturzeitungen aufzulehnen gedenkt. Bei dem allen hat der Recensent die Dreistigkeit gehabt, sich öffentlich zu nennen. Und ich habe heute die Dreistigkeit, mein Buch gegen ihn zu vertheidigen, obgleich es mir jetzt schwerlich begegnen würde, noch einmal also zu schreiben, wie vor neun Jahren.

Damals stand ich am Ende einer ziemlich langen, und für mich erfreulichen pädagogischen Thätigkeit. Ich wünschte

meine Resultate aufzubewahren und dem Publicum mitzutheilen; das war aber schwierig, weil sie sich innigst verknüpft fanden mit meinen philosophischen Ueberzeugungen, und weil meine wissenschaftlichen Forschungen einen Weg gegangen waren, der von den öffentlich in Umlauf gesetzten Lehrmeinungen sich längst weit entfernt hatte, und alle Tage mehr entfernte. Meine Pädagogik war nichts ohne meine Ansichten der Metaphysik und praktischen Philosophie; diese aber wurden damals nur noch mündlich mitgetheilt. Was war zu thun? die Pädagogik musste jetzt niedergeschrieben werden; denn sie war bei meinen übrigen Beschäfftigungen eine Nebensache, und um so sicherer würde beim Aufschieben auch die Frische der Erinnerung an meine Praxis verloren gegangen seyn. — Die Pädagogik sollte vor allem für meine Zuhörer seyn, überhaupt aber für diejenigen, die sich um meine philosophischen Grundsätze bekümmern würden. Doch musste auch jeder andre Leser darin etwas für sich brauchbares finden. Also — das Buch musste vieles enthalten, das Viele ansprechen könnte; der Plan und eigentliche Kern aber musste in vielen Puncten ein öffentliches Geheimniss bleiben, das nur die nachfolgenden philosophischen Schriften aufklären konnten.

Wäre nun vor Erscheinung der letztern ein Recensent gekommen, der, zuerst über den Titel, allgemeine Pädagogik, nach seiner Art philosophirend, sich ein Schema eines solchen Buches aussinnend, und von *seinem* Schema bei mir nichts antreffend, für gut befunden hätte, sich in laute Klagen zu ergiessen: „es sey in dem Buche kein Princip aufgestellt; man vermisse die wissenschaftliche Ableitung; das Ganze sey ein Aggregat von allerlei psychologischen, anthropologischen, moralischen, und pädagogischen Bemerkungen und Rathschlägen, unlogisch geordnet, ohne die nöthigen Definitionen, in dunkler unverständlicher Sprache;" — hätte der Mann übrigens mir eine gute Meinung von *seinen* pädagogischen Einsichten beigebracht, sich in den Gränzen der Mässigung gehalten, und vor allem die Leichtgläubigkeit meiner Zuhörer aus dem Spiele gelassen; so würde ich ihm gesagt haben: Geduld, lieber Herr! Sie haben den Schlüssel

zu dem Buche nicht, daher Ihre sehr natürlichen Klagen; warten Sie ein wenig, ich werde gehn den Schlüssel holen.

Aber mein Recensent trat auf zu einer Zeit, wo Jedermann wusste, dass, meiner öffentlichen Stellung gemäss, an mir nothwendig *erst* die philosophische, *dann* die pädagogische Einsicht beurtheilt werden müsse; und wo meine praktische Philosophie nebst den Hauptpuncten der Metaphysik längst in allen Buchläden zu haben waren.

Es stand also dem Recensenten frei, über den Zweck der Erziehung, aus welchem, laut dem Titel, meine Pädagogik abgeleitet werden sollte, *das* Buch aufzuschlagen, worin allein die ausführliche Bestimmung und Erörterung dieses Zwecks, — der, mit einem Worte, die *Tugend* ist, — Raum hatte finden können; nämlich die allgemeine praktische Philosophie. Diese nun konnte auf den ersten Blick zeigen, was die Worte: *Wohlwollen* und *Vollkommenheit*, die S. 83 der Pädagogik nicht ohne Absicht gross gedruckt sind, zu bedeuten hatten. Es sind das zwei von den ursprünglichen praktischen Ideen, die zu den Grundbestimmungen der Tugend gehören. Ferner steht auf der Seite 86 der Pädagogik: die sittliche Erziehung habe nicht eine gewisse Aeusserlichkeit der Handlungen, sondern die *Einsicht sammt dem ihr angemessenen Wollen* im Gemüthe des Zöglings hervorzubringen. Die letzten Worte sind nichts anders als die Real-Definition der Tugend, wie ich dieselbe auf S. 266 der praktischen Philosophie, das heisst, an *der* Stelle gegeben habe, wo sie in allem Vorhergehenden ihre vollständige Entwickelung und Rechtfertigung findet. Denn ich pflege für meine Definitionen, mit denen ich überhaupt, aus wohlüberlegten Gründen, sparsam umgehe, solche Plätze zu suchen, wo deren Gültigkeit einleuchten kann, und wo alle Fragen, die man darüber zu erheben hat, sich aus dem Zusammenhange von selbst beantworten. — Mit Hülfe dessen nun, was ich so eben nachgewiesen, und was auch ohne meine Hülfe sehr leicht zu finden war, musste sich dem Recensenten ungefähr folgender Aufschluss über den Plan der Pädagogik ergeben:

Zweck der Erziehung ist die Tugend. Tugend ist Ver-

6*

bindung zwischen der Einsicht und dem ihr entsprechenden Willen. Die Einsicht umfasst fünf, unter sich unabhängige, praktische Ideen, nebst einer unbestimmten Menge desjenigen Wissens, welches die Anwendung der Ideen auf das menschliche Leben betrifft. Der entsprechende Wille setzt sich zusammen aus einigen sehr heterogenen Bestandtheilen. Ursprüngliche, unbestimmt mannigfaltige Kraft. Natürliches Wohlwollen. Aufmerksamkeit auf die Ideen, und in allen nöthigen Fällen angestrengtes Zurückhalten der innern Bestrebungen, welche den Ideen zuwider wirken könnten. — Das einzige Wort *Tugend* also stellt der Erziehung ein höchst zusammengesetztes Ziel vor Augen; ein zusammengesetztes um so mehr, da in den Menschen keine solche einfache Grundkraft ist, wie man wohl vorgiebt, die nur nöthig hätte sich organisch zu entwickeln um die Tugend hervorzubringen. Aus der Verlegenheit, in welche die mancherlei Merkmale des Begriffs der Tugend den Pädagogen setzen, zieht ihn zuerst der Blick auf den Zögling. Dieser, noch sehr unbestimmt in allen andern Rücksichten, bietet sich dar als ein nach allen Richtungen strebendes, kräftiges Wesen. Dadurch fällt er, der für die übrigen praktischen Ideen noch wenig Bedeutung hat, zunächst unter die Beurtheilung nach der Idee der Vollkommenheit, welche dreifach ist, indem sie die Intension, Extension und Concentration der Kraft betrifft. (Zu vergleichen prakt. Philos. S. 90, 91. Pädagogik S. 84.) Die Intension der Kraft im Zöglinge ist grossentheils Naturgabe; die Concentration auf einen Hauptgegenstand ist erst im spätern Alter möglich und zweckmässig; und es bleibt also übrig die Extension, oder Ausbreitung der Kraft auf eine *unbestimmte* Menge von Gegenständen, — je mehr, desto besser! Dieser Begriff, der einer Menge von nähern Bestimmungen und Einschränkungen entgegen geht, indem die Idee der Vollkommenheit nicht die *ganze* Tugend bezeichnet, vielmehr die sämmtlichen praktischen Ideen sich in allen Puncten ihrer Anwendung gegenseitig beschränken, — ist nichts destoweniger der erste, den die Erziehungslehre verfolgen muss. Von den Einschränkungen ergiebt gleich der erste Blick auf den Begriff der Tugend diese, dass die

Ausbreitung der Kraft in eine Mannigfaltigkeit von Strebungen nicht eine eben so grosse Vielheit von *Begierden* und *Forderungen* erzeugen darf; denn der Tugendhafte darf gar kein Aeusseres unbedingt begehren. (Prakt. Philos. S. 272.) Daher ist die Aufgabe so zu fassen, dass *Vielseitigkeit des Interesse* beabsichtigt werde. (Pädag. S. 85. 136.) Und da die Ausbreitung der Kraft dadurch geschieht, dass man dem Zöglinge eine Menge von Gegenständen darbietet, die ihn reizen und in Bewegung setzen, so muss, um die Aufgabe zu erfüllen, etwas Drittes zwischen Erzieher und Zögling in die Mitte gestellt werden, als ein solches, womit dieser von jenem beschäfftigt wird. So etwas heisst *unterrichten;* das Dritte ist der Gegenstand, *worin* unterrichtet wird; der hieher gehörige Theil der Erziehungslehre ist die Didaktik.

Dem gemäss wird die Didaktik vorangestellt vor den übrigen Lehren vom Benehmen des Erziehers gegen den Zögling. Hierbei kann sie unmöglich gleich in ihrer ganzen Würde erscheinen; aber es findet sich hintennach, wenn die Aufgabe, die *ganze* Tugend hervorzubilden, nun wieder in ihrer Grösse *zurückgerufen* wird, *dass die Hauptsachen schon durch den Unterricht*, *nach jener ersten Rücksicht, geleistet sind*, und dass man nur noch einige Vorschriften nachzutragen hat. Hierüber ist das lange vierte Capitel des dritten Buchs meiner Pädagogik zu vergleichen, welches der höchste Punct ist, von wo das ganze Buch überschaut seyn will, und wo der Kritiker hätte veststehn sollen, ehe er zur Recension die Feder ansetzte. Von hieraus ist zu sehen, dass die Anordnung meines Buchs die möglichst bequeme für eine allgemeine Pädagogik ist, wenn sie schon von Anfang an nicht also scheint. —

Wir haben jetzt zwei Theile der Erziehungslehre unterschieden: die Didaktik, welche auf einer speciellen Aufgabe aus dem Umfange des ganzen Erziehungsproblems beruht; und die Lehre von der sittlichen Charakterbildung, welche, nachdem der schwerste und weitläuftigste Theil schon fertig ist, *nun noch einmal das Ganze des Problems behandelt*, um der Didaktik noch die nöthigen Vorschriften beizufügen, die das Benehmen des Erziehers gegen den Zögling betreffen;

welches ich *Zucht* genannt habe, in so weit nämlich dies Benehmen unmittelbar durch die Forderung, den Zögling zur Tugend zu bilden, bestimmt wird.

Aber in der Ausführung alles bisher betrachteten kann der Erzieher nicht umhin, noch in ein andres Verhältniss mit dem Zöglinge zu gerathen, als in das, was eigentlich aus dem Hauptproblem hervorgeht. Dies letztere bezieht sich auf das, was der Zögling einst werden soll, ein tugendhafter Mann oder ein tugendhaftes Weib; aber schon jetzt, da er noch Knabe oder Mädchen ist, giebt es eine Menge von Dingen in Hinsicht seiner zu besorgen, die da nöthig seyn würden, auch wenn an keine Bildung zur Tugend gedacht würde. Diese Dinge müssen überall vorher abgemacht werden, ehe man bilden kann. Die Knaben in der Schule müssen still sitzen, ehe sie dem Lehrer zuhören; die Kinder müssen nicht über des Nachbars Zaun klettern, denn der Nachbar will seine Blumen und sein Obst behalten; diese Betrachtung kommt erst an die Reihe, ehe an die Ausbildung des Rechtsgefühls der Kinder zu denken ist. Alle diese Dinge nun fasse ich zusammen unter dem Namen: *Regierung* der Kinder. Und ich finde höchst nöthig, dass die Lehre hievon abgesondert werde von den eigentlichen pädagogischen Betrachtungen, weil der Erzieher nicht weiss, was er will, und sich in seinem eignen Plane verwirrt, wenn ihm nicht klar ist, wieviel von seinem Thun auf Bildung hinwirkt, wie viele und welche Modificationen und Zusätze in diesem nämlichen Thun dagegen durch die ersten Forderungen der Gegenwart bestimmt werden. Man frage nun nicht nach einer positiven Definition, welche den Zweck der Regierung der Kinder veststelle. *Bildung* und *Nicht-Bildung*, das ist der contradictorische Gegensatz, welcher die eigentliche Erziehung von der Regierung scheidet. Und zwar ist dies eine Scheidung, nicht der Maassregeln des Erziehers, sondern seiner Begriffe, durch die er sich soll Rechenschaft geben von seinem Thun. Die Maassregeln laufen vielfältig in einander; wie in allem menschlichen Handeln, wo mehrere Motive zugleich wirken.

Regierung, Unterricht, und Zucht, das sind demnach die

drei Hauptbegriffe, nach welchen die ganze Erziehungslehre abzuhandeln ist. Das erste der hieraus entstehenden drei Fächer auszufüllen, ist für den, der mit Kindern umzugehn weiss, ziemlich leicht, nachdem einmal der Begriff selbst gehörig gefasst ist; ich kann mich hier nicht dabei aufhalten. Bei weitem grössere Schwierigkeiten erheben sich bei der Unterrichtslehre. Dieselbe kann nicht eingetheilt werden nach den auszubildenden Seelenvermögen, denn das sind Undinge; noch auch nach den zu lehrenden Wissenschaften, denn die sind hier nur Mittel zum Zweck, welche, wie die Nahrungsmittel, nach den Anlagen und Gelegenheiten müssen gebraucht, und überall wie ein völlig geschmeidiger Stoff nach den pädagogischen Absichten gestaltet werden. Es war mein wesentliches Augenmerk bei meinem Buche, eine Pädagogik aufzustellen, die frei wäre von den Irrthümern der alten Psychologie, und frei von den Gewöhnungen der Gelehrten, die ihr Wissen unbedingt so wiederzugeben pflegen, wie sie es sich zum gelehrten Gebrauche geordnet und geformt haben. Wäre die Graser'sche Divinitätslehre schon erschienen gewesen, so würde ich sagen können, es sey auch mein Zweck gewesen, die Pädagogik frei von den neuesten Einbildungen religiöser Anschauung darzustellen. — Das Wesentliche nun, was in der Unterrichtslehre Abtheilungen machen kann und muss, und welches beim pädagogischen Gebrauche der Wissenschaften überall die Zweifel entscheidet, ist, zuvörderst, eine Unterscheidung der *Gemüthszustände*, in die man durch den mannigfaltigen Unterricht den Zögling zu versetzen trachtet, oder *der verschiedenen Arten des Interesse*, die man ihm abgewinnen will, jene Unterscheidung des empirischen, speculativen, ästhetischen, theilnehmenden Interesse, die ich in meiner Pädagogik weiter ausgeführt habe. *Hierüber* streite, wer dieselbe anfechten will; denn ich verlange vom Pädagogen vor allen Dingen, dass er sich in dieser Unterscheidung aufs sorgfältigste orientire, und sich übe, darauf alles Lehren und Lernen zu beziehen. Wer das nicht thut, der mag ein trefflicher Empiriker seyn, ein Theoretiker ist er in meinen Augen nicht; und das Maass des Gebrauchs jeder Wissenschaft, die Anordnung des Un-

terrichts in Gymnasien und in Bürgerschulen, bei *verschiedenem* Umfange der Hülfsmittel, zu *einerlei* Zweck, — desgleichen die rechte Auswahl des Unterrichts bei sehr vorzüglichen und bei schwachen oder vernachlässigten Subjecten, — dies, und noch manches Andre, wird der Empiriker schwerlich zu treffen wissen. Es hängt Alles davon ab, dass man stets das nämliche Gleichmaass in den verschiedenen Arten des Interesse zu erreichen suche, bei aller Verschiedenheit der Umstände und des darnach eingerichteten Verfahrens. Diese Regel ist so allgemein, dass sie die Bildung des weiblichen wie des männlichen Geschlechts umfasst, obgleich die Gegenstände, wodurch man jedes der genannten Interessen aufregen soll, z. E. beim speculativen Interesse, sehr verschieden ausfallen.

Alle diese Interessen sollen ferner bei dem Menschen so viel als möglich *stets* im Gleichgewichte seyn; daher taugt die gemachte Abtheilung zwar für das Mannigfaltige, was *in jedem lehrfähigen Alter* des Zöglings *neben* einander muss besorgt werden; aber es ist damit noch gar nichts vestgesetzt für das Successive, für die Fortschreitung des Unterrichts. Dazu gehört eine ganz andre Art von Abtheilung, welche zu finden man sich in die Weise hineinversetzen muss, wie das menschliche Gemüth in seinen Zuständen wechselt. Die allgemeinen Bestimmungen hierüber sind für jede Art des Interesse die nämlichen; hat man also die jetzt gesuchte Art der Abtheilung (wohin der Unterschied der Vertiefung und Besinnung gehört) aufgefunden, so wird *diese* und *jene* Theilung eine die andre *durchkreuzen*, die Theilungen werden sich unter einander verflechten, indem auf jedes Theilungsglied der einen Art, alle Glieder der andern Art müssen bezogen werden.

Daraus kann man nun sehen, dass der Plan einer allgemeinen Pädagogik einer *Tafel mit mehrern Eingängen*, wie die Mathematiker sagen, gleichen müsse; und dass mit der gewöhnlichen Tabellen-Form, wornach A in a, b, c, und diese wieder in α, β, γ, zerfallen, ohne nähern Zusammenhang der Glieder von A mit denen von B, hier nichts würde auszurichten seyn. Dies um so weniger, da noch eine dritte

Art von Eintheilung, nämlich die nach den eigentlichen Lehrformen, (bloss darstellende, analytische, synthetische Lehrform,) sich mit der vorigen durchkreuzen muss; daher denn der Plan der Didaktik kein anderer als dieser werden kann: 1) Erörterung jeder Art von Eintheilung für sich; 2) logisch-combinatorische Verbindung aller Eintheilungen unter einander; nach der Methode, die ich am Ende des ersten Capitels meiner Logik (im Lehrbuch zur Einleitung in d. Philos., und in der Beilage zu den Hauptp. d. Metaphysik) angegeben habe.

Soviel habe ich hier sagen wollen über die Natur des Plans, der meiner Unterrichtslehre zum Grunde liegt. Ganz ähnlich ist der, nach welchem die Lehre von der Charakterbildung angeordnet ist. Wer die sämmtlichen Eintheilungen sich einprägt, und ihre Verflechtungen zu durchdenken sich geübt hat, der wird, beim Ueberblick über das Ganze, eine Landcharte oder einen Grundriss vor sich zu haben glauben, in welchem sich für jede Art von pädagogischer Betrachtung sehr leicht die Stelle finden lässt, wohin sie gehört, sofern sie nicht höhere Psychologie erfordert; als welche von keiner Pädagogik heut zu Tage kann verlangt werden, — welche aber dereinst zu begründen ich mir schon vorher zum Ziel gesetzt hatte, ehe ich daran dachte, eine Pädagogik zu schreiben. Dieser *wahren* Psychologie (denn die gemeine ist durchgehends falsch, weil sie nicht einmal reine Empirie enthält, sondern überall erschleicht, auch wo sie bloss zu erzählen vorgiebt,) konnte ich in meiner Pädagogik nur als einer Sache erwähnen, die noch gar nicht existire. Denn an die Proben, die ich neuerlich davon gegeben habe, war damals noch nicht zu denken. — Der Plan zur Pädagogik aber war, nach vorgängiger praktischer Uebung, Jahre lang erwogen worden, und hatte manche Ausfeilung erfahren, ehe die Feder zum Niederschreiben angesetzt wurde. Desto schneller ging das Niederschreiben selbst. Der Plan wurde nur unvollkommen bekleidet, einiges blieb beinahe nackt und räthselhaft stehen, anderes wurde weitläuftiger ausgeführt, je nachdem mehr oder weniger Hoffnung vorhanden war, dem Publicum, das meine philosophischen Grundsätze nicht

kannte, deutlich werden zu können. Heute wäre es mir leicht, demselben Skelet ein ganz anderes Fleisch zu geben; aber wie das hätte vor neun Jahren möglich seyn sollen, wo mir keine Berufung auf irgend eine philosophische Schrift zu Hülfe kommen konnte, wo vielmehr die Philosophie des Zeitalters mir in jedem Puncte im Wege stand, — das weiss ich noch heute nicht zu sagen. —

Und nun urtheile man, wieviel von dem ganzen Buche derjenige begriffen haben möge, der dasselbe als ein Aggregat von allerlei Bemerkungen und Rathschlägen, unlogisch (das heisst, nicht nach *A* und *a* und *α*) geordnet, ankündigte. Weder mir noch den Lesern will ich Pein anthun, das langweilige, leere Gerede dieses Mannes, das sich durch vier Stücke der Jenaischen Zeitung fortschleppt, — und nun grösstentheils vergessen ist, — so zu zergliedern, wie vorhin jene neuerliche Recension, die noch geistreich ist in Vergleich mit jenem! Das Dociren, man weiss nicht für welche Schüler, haben beide mit einander gemein. Nur ein Beispiel: „Wir sind der Meinung, dass sich ohne Philosophie von der allgemeinen Pädagogik gar nicht sprechen lasse, und halten dieselbe in ihren Principien selbst für Philosophie.“ Ja wohl! und deshalb eben sollte der Rec. nicht *seine* Philosophie, sondern die meinige, als die Quelle *meiner* Pädagogik aufgesucht, und sich die letztere daraus erklärt haben.

„Warum“, heisst es weiter, „machte sich der Verfasser nicht zuvor an die Psychologie, da er ihre Möglichkeit, und Schwierigkeit kennt, welches ja schon die halbe Arbeit ist?“ — Die halbe Arbeit! O Modephilosoph! ist Deine Psychologie so leicht! —

„Der Verfasser benimmt den Erziehern alle Lust, Erfahrungen anzustellen“. Behüte der Himmel! Ich will nur, dass man wirklich die Erfahrungen *anstelle*, wovon, wie es zu machen sey, die Pädagogik redet; nicht aber, dass man nach einigen Jahren unüberlegter pädagogischer Geschäfftigkeit seine *Routine* für *Erfahrung* ausgebe.

„Zu bedauern ist nur, dass der Verfasser nicht das richtige Verhältniss der Erziehung zum Unterrichte feststellte. Die Abgränzung dieser Begriffe findet sich weder hier (in

der Einleitung) noch anderswo". Und ich bedaure, dass der Rec. den Wald vor den Bäumen nicht sah. Nichts anderes ist so sorgfältig und ausführlich als eben dies von mir nachgewiesen, das ganze Buch handelt davon, und man könnte fast sagen, *nur* davon. Concentrirt aber, und mit möglichstem Nachdruck vorgetragen ist dieser Gegenstand in dem erwähnten vierten Capitel des dritten Buchs. Namentlich gehört ganz unmittelbar hieher der zweite Paragraph, überschrieben: *Einfluss des Gedankenkreises auf den Charakter*, — wobei der Rec., um zu wissen, dass hier vom Verhältniss des Unterrichts und der Erziehung die Rede ist, beliebe hinzuzudenken, dass der Unterricht zunächst den Gedankenkreis, die Erziehung den Charakter bilden will. Das letzte ist nichts ohne das erste — darin besteht die Hauptsumme meiner Pädagogik.

„Welche Sprache in einer Pädagogik!" declamirt der Recensent, wo ich von Leuten rede, die sich verurtheilt sehn, mit Kindern zu leben. Und welcher Verstand eines Kritikers, rufe ich dagegen, der nicht begreift, dass hier jene unpädagogischen Söldlinge bezeichnet werden, die das edelste Geschäfft für eine leidige Nothwendigkeit halten. Das ganze Folgende ist ein Muster von Verdrehung aus Einfalt, die zu jedem Buche einen Commentar nöthig hat, der sie Ernst und Ironie unterscheiden lehre. Und diese Art von Einfalt — einen gelindern Namen weiss ich dafür nicht — ist mir schon mehr als einmal in den Weg getreten, zum Theil mit groben Auschuldigungen.

„Der Erzieher wird nie Polizeidiener". Diese Bemerkung könnte vielleicht hie und da nützlich seyn, wo man das Erziehungsgeschäfft unter einer Masse von polizeilichen Formen zu Boden drückt, die in der Kinderwelt einen sehr beschränkten Nutzen haben. Gegen mich ist dieselbe Bemerkung darum gerichtet, weil der Rec. nicht zusammenreimen kann, wie die Motive des Regierers und die Motive des Erziehers sich zu Einer pädagogischen Thätigkeit verbinden lassen, sondern sich in den Kopf setzt, „es solle eine Regierungs- und eine Erziehungs-Hälfte" geben. Dieser Unsinn ist geworden aus meinem, gar nicht neuen, sondern jedem Päda-

gogen bekannten Gedanken (wenn auch der Ausdruck fremd klingen sollte): dass in früheren Jahren die Regierung, in den späteren jene feinere Behandlung, die ich *Zucht* nenne, *das Uebergewicht* habe.

„Der Verfasser hat gar keinen vesten Punct, von dem er ausgeht". Ich beziehe mich auf die vorangeschickte Rechenschaft über den Plan meines Buchs.

„Wie kann der Erzieher, ohne allwissend zu seyn, wissen, welche Zwecke der Zögling künftig sich selbst als Mann setzen wird!" — Und wie populär ist die Weisheit, womit der Recensent seinen Autor zu Boden schlagen will! Uebrigens kann *dieser* Recensent *nicht besser lesen*, als *jener* des Lehrbuchs zur Einleitung in d. Philos. Sonst hätte er S. 83 meines Buchs gelesen, dass ich dort eine Frage, die jene schon stillschweigend voraussetzt, aufwerfe und beantworte. Das Objective dieser Zwecke, so lautet die Antwort, als Sache der blossen Willkühr, hat für den Erzieher gar kein Interesse. Das Wollen selbst, die Activität, kommt in Betracht, und die pünctliche Auflösung der Frage giebt die Lehre von der Idee der Vollkommenheit, in der praktischen Philosophie.

„Es kann keinen unglücklichern Gedanken geben als diesen", — den der Recensent nicht versteht, indem ihm nicht einfällt, dass es ein Gedanke sey, dem nähere Bestimmungen nach den übrigen praktischen Ideen vorbehalten sind.

„Wir hören, im geraden Widerspruche mit dem Vorigen (?) dass das Objective dieser Zwecke für den Erzieher kein Interesse habe". — O Wunder! der Recensent hat wirklich gelesen, und *doch* seinen vorigen grundlosen Tadel nicht wieder ausgestrichen??? Wohlan! so bleibt auch meine Gegenbemerkung stehn! Im übrigen gebe ich hiemit die authentische Erklärung über mein Buch, dass ich die Idee der Vollkommenheit niemals anders, als auf die angegebene Weise gedacht, und auf Pädagogik bezogen habe.

„Hätte der Verfasser den alleinigen Zweck ins Auge gefasst, und daraus die ganze Erziehungslehre entwickelt: so würde Anlage und Ausführung ganz anders ausgefallen seyn". Umgekehrt! der Verfasser hatte den alleinigen Zweck, die

Tugend, sehr sorgfältig ins Auge gefasst; und gerade darum, nämlich weil er diesen Einen Zweck äusserst vieltheilig und vielbefassend fand, wurde Anlage und Ausführung so, wie sie ist.

Mit der Recension bin ich nun über die Hälfte derselben gekommen; diese aber ist mit dem Buche noch nicht über die vorbereitenden Betrachtungen hinaus. Zwei volle Stücke der Jenaer Zeitung sind angefüllt mit einem klaren Nichts. Die erste Seite des dritten Stücks sagt auch Nichts, als dass der Recensent Nichts verstanden hat. Warum denn recensirte der Mann? Ohne Zweifel, weil sein Verstehen der Maassstab der Dinge ist! Uebrigens, sollte ich denken, wäre ohne Mühe zu verstehen, dass, wo Vielseitigkeit seyn soll, da ein vielfältiges Uebergehn von Gegenstand zu Gegenstand, ein vielfältiges Wechseln der Gemüthslage vorkommen muss; dass aber dieser Wechsel, um nicht Zerstreuung zu werden, zur Sammlung des Geistes, — dass die Vertiefungen in vieles Verschiedene, zur Besinnung an alles mit einander zurückkehren sollen; — dass also die verlangte Vielseitigkeit des Interesse sowohl der Vertiefungen als der Besinnung bedarf. Und dies ists, was der Recensent nicht begreift, obgleich es in meinem Buche deutlicher entwickelt ist, als hier in der Kürze geschehen kann.

Das Nichts und wieder Nichts verlängert sich in der Recension dermaassen, dass ich mich wohl an den alten Spruch erinnern muss: Aus Nichts wird Nichts; und ich könnte mich hiemit in der That verabschieden, wenn sich nicht für die absolute Nichtigkeit dieser Recension noch ein schöner Beweis in folgender Stelle fände:

„Die Resultate werden auf folgende Art angegeben: „„*Allgemein* soll der Unterricht zeigen, verknüpfen, lehren, philosophiren. *In Sachen der Theilnahme* sey er anschaulich, continuirlich, erhebend, in die Wirklichkeit eingreifend.““ „Warum er so und nicht anders, und nicht weniger oder mehr thun und seyn soll, wird wieder nicht bewiesen, sondern *es wird bloss gesagt*, dass man diese Worte leicht deuten werde. Heisst das aber einen Gegenstand wissenschaftlich behandeln?“

Diese Probe von Recension dient statt aller.

Die Worte: zeigen, verknüpfen, lehren, philosophiren beziehen sich auf: Klarheit, Association, System, Methode, welche im ersten Capitel entwickelt waren. Die Worte: anschaulich, continuirlich, erhebend, und in die Wirklichkeit eingreifend, sind hier Zeichen der vier Begriffe: Merken, Erwarten, Fordern, Handeln, welche im zweiten Capitel ihre Stelle gefunden hatten. Dass sie hier als Zeichen von denselben sollen gebraucht werden, ist zu sehen aus S. 176, wo gesagt ist, dass bei der Bildung der Theilnahme auch die höhern Stufen, zu welchen sich eine menschliche Regung erheben kann, nämlich Fordern und Handeln, in Betracht kommen; während für andre Theile der Bildung es beim Merken und Erwarten sein Bewenden hat.

Nun sind die angegebenen Worte die ganz nothwendigen *Zeichen der Verknüpfung dessen*, was in den Tabellen von S. 232 bis S. 261 vorkommt, wo alles Vorhergehende unter sich combinatorisch verarbeitet wird, — *mit* den ersten beiden Capiteln, welche die allgemeinsten formalen Bestimmungen des Unterrichts enthalten. Z. E. S. 232 steht: das *Zeigen* der Dinge geht allem voran. Hier soll bei dem Worte *zeigen* alles hinzugedacht werden, was im ersten Capitel über Klarheit der Auffassungen, in welche der Zögling sich vertiefen soll, ist gesagt worden.

Wer also diese Worte nicht zu deuten weiss, — das heisst, wer so nachlässig gewesen ist, sich um den Plan des Buchs gar nicht zu bekümmern, sondern schlechthin zu entscheiden: *wo sich meinen blöden Augen nicht gleich ein Plan aufdringt, gestaltet nach meinen alten Angewöhnungen, da ist auch kein Plan;* — wer, sage ich, diese Brücke nicht zu betreten weiss, welche das nöthige Communicationsmittel aller Theile unter einander darbietet;

Der hat hiemit als Recensent sein eignes Urtheil gesprochen!

Wenn es nöthig wäre, diesem Urtheil noch etwas hinzuzusetzen, so würde sich dazu der Umstand darbieten, dass jenes oben erwähnte vierte Capitel des dritten Buchs, dasjenige, welches ganz eigentlich dazu bestimmt ist, Licht auf

das Ganze zu werfen, — von diesem Recensenten, der alle die vorbereitenden Betrachtungen im ersten Buche aufs gewaltsamste auseinanderzerrt, um plaudern zu können, — bloss den Rubriken nach ist angeführt worden; mit der einzigen Bemerkung, die das Ganze krönt: es seyen das Begriffe, die der Psychologie und Moralphilosophie anzugehören schienen, und welche hier grösstentheils *in gar keiner Beziehung auf Pädagogik* aufgestellt seyen.

Und nun frage ich noch einmal: wie hat die Redaction der Jenaischen Literaturzeitung eine Recension können abdrucken lassen, aus der von allen Seiten nur der eine, einzige, durchdringende Laut in die Ohren tönt: *ich verstehe den Verfasser nicht!!!*

Doch, mit der Redaction habe ich bei dieser Gelegenheit noch ein Wörtchen zu reden, das nicht nur mich, sondern auch meinen wackern, ehemaligen Universitäts-Genossen *Köppen* in Landshut, und, wenn man will, sämmtliche Professoren der Philosophie auf allen Deutschen Universitäten betrifft. — Aus dem Schlusse der Recension habe ich oben schon angeführt, dass in demselben von *Vorträgen auf öffentlichen Lehrstühlen* die Rede ist, und von der *Nachbeterei der jungen Studirenden,* und von *Abwendung jedes nachtheiligen Einflusses, der eine so wichtige Wissenschaft, wie die Pädagogik, treffen könnte.* Dies, sollte man denken, sey das Höchste in seiner Art. Nein! die Jenaische Literaturzeitung schreitet fort, sie übertrifft sich selbst. Man sehe den Mai 1814 No. 83. Da ist die Rede von einem Herrn *Friedr. Schafberger,* welcher die „höchst nachtheiligen Folgen der Köppen'schen Lehre" soll auseinandergesetzt haben. Der Recensent fährt fort: „Sie sind eben so traurig, als wahr; und wenn man bedenkt, welchen wichtigen Einfluss die öffentlichen Lehrer der Philosophie auf die ganze künftige Denk- und Handlungsweise ihrer Zöglinge ausüben: so kann man nicht umhin, von Herzen zu wünschen, dass bei der Auswahl derselben nur allein die durch Wissenschaft und Charakter bestimmte Würdigkeit entscheide, *und jeder untüchtig Befundene abgewiesen, oder schleunigst wieder entfernt werde".*

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Man sieht, es handelt sich hier um Amt und Brod! Es ist Zeit, dass die Professoren der Philosophie, wenn sie des Verhältnisses mit ihren Obern nicht recht sicher seyn sollten, sich bei ihren Rechts-Consulenten erkundigen, unter welchen Umständen, und in welchen Formen sie nöthigenfalls den Herrn Redacteur der Jenaischen Literaturzeitung mit einer Diffamations-Klage, oder etwas ähnlichem, belangen könnten.

Was mich anlangt, so mag immerhin ein Recensent in jenem Blatte mit unverblümten, dürren Worten auf meine Absetzung vom Amte antragen; ich werde den Herrn geheimen Hofrath *Eichstädt* darum doch nicht mit einem gerichtlichen Handel beschweren. Des Schutzes meiner hohen, erleuchteten Obern halte ich mich versichert; und der eben genannte Herr, dem das Urtheil des Publicums ohne Zweifel auch etwas gilt, wird nun wohl im Stillen etwas behutsamer darauf achten, dass nicht seine Beurtheilung des literarisch Schicklichen durch den Eifer der Recensenten in ein zweifelhaftes Licht gestellt werde. Nur darum möchte ich denselben ergebenst bitten, künftig etwas feinere Künste gegen mich spielen zu lassen, damit der Federkrieg, zu dem man mich nöthigt, mir statt der Langenweile doch etwas Unterhaltung gewähre. Geistreiche Recensionen werde ich allemal verdanken, und bittere Kritiker niemals fürchten; denn alle Welt weiss, dass dieselben von Männern herrühren, die ihr eignes System lieb haben, und sich gegen ein neues so lange sträuben wie sie können.

Herr Regierungsrath *Jachmann* zu Gumbinnen, ehedem Director eines Gymnasiums zu Jenkau bei Danzig, der ein grosses und leeres Gefäss öffentlich hingestellt hat, welches der Aufschrift gemäss eine Recension meiner Pädagogik enthalten soll, wird nun vermuthlich, nachdem die nöthigen Aufschlüsse ihm dargeboten worden, das Gefäss auszufüllen sorgen, — mit andern Worten, er wird mein Buch zum zweitenmal recensiren. Dieses ist in der That sehr wohl thunlich, aus zweien Gründen: Erstlich, ich erkläre hiemit, — was man vorauszusetzen nicht berechtigt war, — dass ich meine Pädagogik, in Hinsicht ihres wesentlichen Inhalts,

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

völlig wie ein nur eben jetzt erst aus meiner Feder gekommenes Buch zu betrachten bitte, und dass mich der Tadel, welcher die Diction und Darstellung in manchen Puncten treffen kann, im geringsten nicht verdriessen soll. Zweitens, der Herr Regierungsrath wird hierin die beste Gelegenheit finden, jene Unbehutsamkeit zu verbessern, die in dem Selbstvertrauen lag, als werde die Beurtheilung meines Buchs ihm zu eben der Zeit gelingen, da er noch die Empfindlichkeit über die Herausgabe eines Theils der *Kraus'schen* Manuscripte im Herzen trug. Zwar, derselbe hat im geringsten nicht Ursache, mir darüber zu zürnen, indem ich nichts erbeten hatte, sondern bloss einem höhern Winke ehrfurchtsvoll gehorchte. Allein der Herr Regierungsrath weiss sehr wohl, dass hieraus ihm der Verdacht der Partheilichkeit erwachsen ist; und der Verdacht war eben so natürlich wie die Sache selbst; denn es kann dem soliden Manne begegnen, unter solchen Umständen nur eine windige und aufgeblasene Recension zu Stande zu bringen. —

Der Modephilosophie im Allgemeinen wünsche ich noch mit ein paar Worten zu zeigen, wie wenig ich geneigt bin, ihr Unrecht zu thun. Sie ist eine natürliche menschliche Schwäche, und gutartig in ihrem Ursprunge. Dem Total-Eindruck der gangbaren Systeme giebt der, welcher vor Allem mit seinem Zeitalter fortzugehen wünscht, eben so nach, wie wir im täglichen Leben den sinnlichen Eindrücken nachgeben. Und wenn derselbe aus der modernen Literatur sich gerade die philosophischen Schriften mit Vorliebe auswählt, so liegt dabei ohne Zweifel eine, wenn auch noch so dunkle Ahndung von der Würde der Wissenschaft zum Grunde. Demnach ist das Philosophiren nach der Mode immer noch besser als der leidige Empirismus, der sich um das Uebersinnliche gar nicht kümmert, und als die entschiedene Schwärmerei, die sich von allem Nachdenken lossagt. —

Das Publicum endlich bitte ich diese kleine Streitschrift nicht mit gar zu ungünstigem Auge zu betrachten. Jede Lebensart hat ihr Ungemach; die meinige setzt mich unaufhörlichen Anfechtungen aus, bei denen ich nicht ganz müssig

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

bleiben kann. Die Wahrheit zeigt sich überall begleitet von Missverständnissen, und wir können den Kern der Weisheit nicht erlangen, wenn unsre gar zu zarten Ohren sich vor dem Geräusch fürchten, was das Aufbrechen der Schalen unvermeidlich verursacht.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

V.

Ueber den Hang des Menschen zum Wunderbaren.

Rede gehalten in der öffentlichen Sitzung der Deutschen Gesellschaft am Geburtstage des Königs den 3. August 1817.

Die Feier des Tages, an welchem der König geboren ward, ist eine stets ergiebige Quelle von heitern und von ernsten Betrachtungen. Indem ich aufs neue diese Stelle um dieser Feier willen betrete, erhebt sich in mir die Erinnerung an eine Reihe unvergesslicher Jahre, von denen jedes auf seine besondere Weise zur Rede den Inhalt und Antrieb gab. Wir haben eine Zeit durchlebt, die man hätte trostlos nennen mögen, wenn die tröstende Kraft der Wissenschaften jemals, und zudem in *dieser* Gesellschaft, aufhören könnte zu wirken; — damals priesen wir den König, der mitten im politischen Gedränge der Musen gedachte, und ihnen neue und grosse Aufmunterungen spendete. Andere Zeiten sind gekommen; worin der helleste Glanz der Preussischen Krone aus der Nacht des nur eben erst überstandenen Unglücks hervorbrach; — damals suchten wir die erhabene Freude nachzuempfinden, womit der *Sieg!* — der theuer erkämpfte, der vollständige Sieg, eine königliche Brust erfüllen und erheben muss. Der Sieg brachte den Frieden; aber der Friede zögerte, das Maass seiner Segnungen über uns auszuschütten. Die Natur, so schien es, wollte nicht, dass aus bittern Leiden ein plötzlicher Uebergang zu ungetrübtem Wohlseyn Statt fände; die Felder versagten einen Theil ihrer jährlichen Gaben; ein allgemeiner Mangel, in unsern Gegenden zwar weniger drückend als anderwärts, verbreitete doch allgemeine Besorgnisse. *Jetzt* endlich! mag man wohl glauben, es nähere sich des Friedens spätgeborne Tochter, die Zufriedenheit! Eine milde Sonne hat uns gelächelt; und auch die Menschen in unserer Nähe wenigstens, scheinen zu bedenken und zu beherzigen, was ihrem Wohlseyn wahrhaft zusage; sie überlassen das Schwerdt und den Aufruhr jener, weit entlegenen, westlichen Gegend, wo in früheren Jahr-

hunderten von dem Geize und der Grausamkeit ein unheilvolles Band geknüpft wurde, das sich jetzo nicht lösen kann ohne die Schrecken seines Ursprungs zu erneuern. Und wir, die entfernten Zuschauer dieser noch lodernden Flamme, sind wir denn nun wirklich heiter, wahrhaft ruhig? Haben wir schon unsere Herzen geöffnet, damit das volle Gefühl des Friedens zu uns einkehre? — Lange dauern die Nachwehen der Gefahr, auch nach der Rettung; lange glaubt man die Feuerglocke zu hören, nachdem sie längst verstummte; das Unglück erzeugt eine Vorsicht, die selbst ein Uebel ist, und die zuweilen neues Uebel heranzieht. Es giebt auch Träume, in denen man zu wachen meint; böse Träume, die man, um ja recht wachsam zu seyn, absichtlich unterhält. Wie vielen Antheil dergleichen Träume an der Reizbarkeit, und der gespannten Neugierde haben mögen, womit so Mancher noch jetzt auf kommende Unglücksbotschaft zu warten scheint, — das will ich heute nicht fragen.

Aber siehe! dort kommt wirklich, herbeigeführt vom Umschwunge des Jahrhunderts, — es kommt, was wir gebührend zu empfangen wohl kaum genug vorbereitet sind, — der grosse Festtag der neuen Weltgeschichte; es naht sich die Säcular-Feier der Reformation. Jetzt geziemt es sich, alles abzulegen, was von trüber, dumpfer Aengstlichkeit noch übrig seyn möchte; denn es bedarf des klarsten Muthes, und eines reinen, zum scharfen Denken wohl aufgelegten Geistes, um den Tag würdig zu begrüssen, an welchem es tagte im Gebiete der Erkenntniss! Nicht umsonst will das verflossene Jahrhundert gearbeitet haben; wir sollen ihm zeigen, dass wir gewonnen haben an Einsicht und wahrem Wissen, dass wir männlicher geworden sind im Denken und im Handeln; dass wir stets weiter und weiter hinter uns liessen jene kindliche Zeit, da noch die Menschen einer priesterlichen Führung, Lehrart und Tröstung bedurften, und da noch die Priesterherrschaft ihr Nützliches gegen ihre Uebel in die Wagschale legen konnte. Die Reformation begann den Kampf mit der Hierarchie, und sie hat ihn in einem Grade durchgeführt, der es unwidersprechlich beweist, wie sehr das innerste Wesen des fortstrebenden

Menschengeistes mit ihr einverstanden ist. Wie man den göttlichen Ursprung des Christenthums in seiner Verbreitung erkennt, für die alle Hindernisse sich in Hülfsmittel verwandelten: so ersieht man den Werth der Reformation mit einem einzigen, unbefangenen Blicke auf die neuere Geschichte, welche deutlich zeigt, wieviel, und wie anhaltend die Länder leiden mussten, in denen der Despotismus dem neuen Lichte durch alle Schrecken seiner Macht den Zugang versperren wollte, — und dennoch nicht ganz versperren konnte.

Aber die Zeit voller Noth und Sorgen, welche wir nur eben jetzt erst als vergangen bezeichnen dürfen, — diese unsre Zeit hat einen Dämon der Unzufriedenheit und des Widerspruchs geboren, der es wagt zu behaupten, die Reformation sey eine unheilschwangere Begebenheit gewesen, ein Anfangspunct langer Zwietracht, Spaltung, Schwäche, Demüthigung, Entwürdigung sogar des inneren, wie des äusseren Menschen. Diejenigen, die eine solche Meinung zu verbreiten suchen, — sie wissen nicht was sie thun; sie sind einigermassen entschuldigt durch die herrschende Verstimmung unserer Tage. Sie müssen sich aber gefallen lassen, dass man ihnen laut und öffentlich widerspreche. Sie müssen es dulden, dass man in die Zauberkreise störend eintrete, wohinein sie die Gemüther der Menschen durch allerlei poetisch-mystische Redekünste zu bannen suchten; so wie man sich ihre Klagen über den vorwitzigen Verstand, der alles erleuchten und aufdecken, und der Schwärmerei kein angenehmes Ruheplätzchen gönnen wolle, recht füglich kann gefallen lassen. Jedoch, höchstgeehrte Anwesende! fürchten Sie nicht, dass ich mir die kostbaren Augenblicke Ihrer Gegenwart durch eine allzulebhaft streitende Rede verderben wolle. Nicht weiter, als bis zu einer ruhigen Betrachtung sollen diese Vorerinnerungen führen; einer Betrachtung nämlich über den Hang des Menschen, sich der klaren Einsicht zu entziehen, und den Schatten des Wunderbaren da aufzusuchen, wo sich das Natürliche dem Lichte der Erkenntniss offen und freiwillig darbietet. Bei dieser Betrachtung werde ich alle diejenigen Anwendungen gern

vermeiden, wozu so manche auffallende Erscheinung unserer Zeit mich auffordern möchte.

Bevor wir der moralischen Ordnung der Dinge, und der Wunder gedenken, die man in ihr zu finden glaubt, lassen Sie uns in die äussere Natur hinausschauen, in welche unsre neuere Physik, Chemie, Astronomie, so weit und so siegreich vorgedrungen ist. Schon hier beklagen Manche, das Poetische der Natur sey den Begriffen geopfert; sie wollen Dämonen und Hexen, Gnomen und Sylphen behalten, damit Shakespeare's Hexenscenen und Ariost's Feenmährchen die gehörige Wirkung thun können; auch soll es vor allen Dingen Ahndungen und Vorbedeutungen geben, weil ja sonst die Tragödie ihre schönsten Motive und Verknüpfungen verlieren würde. Die Satyre über solche Forderungen macht sich von selbst; und hier ist nicht der Ort, sie auszusprechen. Ich wende mich sogleich zu einem ernstern Gegenstande. Wer von uns hat nicht den gestirnten Himmel bewundert? Wen hat nicht die Geschwindigkeit des Lichts in Erstaunen gesetzt? das in wenigen Minuten von der Sonne zu uns herüberstrahlt; und das unsre ganze Atmosphäre in einem Zeittheilchen durchschneidet, worin der heftigste Sturmwind seinen furchtbaren Schwingen kaum eine merkliche Regung würde ertheilen können. Wenn wir nun von den Astronomen hören, eben dieses Licht brauche, um von dem nächsten Fixsterne zu uns zu gelangen, etwa ein Jahr; hingegen von dem entferntesten noch erkennbaren einzelnen Sterne möge der Strahl, durch den wir ihn heute sehen, etwa vor 7000 Jahren ausgesendet seyn, — und was endlich der Schimmer der entlegensten Nebelgestirne uns verkündige, das sey eine Nachricht aus einer, seit vielleicht 500,000 Jahren schon verflossenen Zeit: — wer vermag hier einer Anwandlung von Schwindel sich zu erwehren, indem er eine Welt, eine Natur sich denken soll, für deren Räume und Zeiten auch die kühnste Poesie und Phantasie ihm niemals einen Maassstab dargeboten hat! Aber der Astronom, wohl wissend, dass die Begriffe, von denen getragen er die Himmel durchfliegt, gleich geschickt sind zur Messung des Grössten wie des Kleinsten, hat jenen Schwindel überwunden; er ist vertraut

geworden mit dem Erhabensten der Körperwelt; er behandelt es mit einer Nüchternheit und Kälte, die ihn erst dann in Verlegenheit gerathen lässt, wenn er es unternimmt, sich den Unkundigen mitzutheilen. „Zürnen Sie mir nicht, sagt Herr Professor Brandes, wenn meine mathematische und rechnende Darstellung des Weltgebäudes Ihnen zu leer an Empfindung erscheint. Ich kann mir wohl vorstellen, dass es Ihnen einen Augenblick lang vorkommen könnte, als entheilige unsre kalte Untersuchung den erhabensten aller sinnlichen Gegenstände; als erhebe der Sohn des Staubes zu stolz sein Haupt, indem er sich erkühnt, dieses unermessliche Gebäude, gleich einem Werke menschlicher Kunst, gleich einer kleinen Nachbildung, mit *einem* Blicke umfassen zu wollen." So beginnt dieser Gelehrte sich zu entschuldigen in Briefen an eine Freundin, aber beinahe möchte er dazu auch in Briefen an einige Philosophen Ursache gehabt haben. „Das Spiel mit Zahlen ist ein leichtes Spiel, seine Freude nur Freude des gefangenen Geistes am Klirren seiner Ketten." Dieser Ausdruck des Herrn Professor *Fries* wird mit Beifall angeführt von *Jacobi* an einer Stelle, deren Mittheilung ich mir noch vorbehalte. Also auch bei Männern, und bei *solchen* Männern! hat ein Astronom zu fürchten, seine prosaische Behandlung des Wundervollen werde auffallend, ja widerwärtig gefunden werden, und ihm ernstliche Vorwürfe zuziehn anstatt des Dankes, den er vielleicht für so grosse Erweiterungen der menschlichen Erkenntniss glaubte verdient zu haben. Wir aber, höchstgeehrte Anwesende, für welche Parthei wollen wir uns erklären? Können wir, ohne Besorgniss ein ungerechtes Urtheil zu fällen, die Himmelskunde, die sich nun einmal nicht *widerlegen* lässt, als ein Werk herzloser Menschen *verdammen?* Wovon ist denn eigentlich die Rede? Etwa von einer Schaubühne, deren Darstellungen man nur aus der Ferne beobachten darf, weil man sonst seine Absicht, sich einer ergötzlichen Täuschung für ein paar Stunden hinzugeben, selbst zerstören würde? Freilich ein Theatermeister sucht die Stricke, an welchen seine Geister durch die Luft gezogen werden, die Walzen, vermittelst deren er die Todten aus der Unterwelt heraufwinden

lässt, die Lampen, welche Sonne und Mond vorstellen sollen, sammt allem Geräthe zum Donnern und Blitzen, zum Regnen und Hageln, sorgfältig zu verbergen, und kein verständiger Zuschauer verlangt in dergleichen Geheimnisse einzudringen. Aber *das* Schauspiel, was jede heitere Mitternacht uns zeigt, ist von andrer Art. Es macht durch sich selbst keinen grossen Eindruck; tausende von Unwissenden betrachten es mit offenen Augen, ohne im mindesten sich darüber zu verwundern. Erst die Wissenschaft, weit entfernt, das Grosse zu erniedrigen, hat uns soweit erhöht, dass wir nun vom Daseyn desselben eine Ahndung besitzen. Durch sie erst mussten wir lernen, welche Massen, welche Entfernungen, welche Kräfte, wir zu den leuchtenden Puncten und Scheiben dort oben hinzuzudenken hätten. Durch sie erst erfahren wir, wie ungeheuer weit sich das Gebiet, — nicht etwan unserer Kenntnisse, sondern unserer Unkunde erstreckt, indem wir noch immer von den allermeisten der Weltkörper gerade nur soviel wissen, dass sie sind, dass sie leuchten, und einander anziehn; nicht das mindeste aber von dem, was auf ihnen lebt, welche Schätze sie enthalten, welche Ordnung, Zweckmässigkeit und Schönheit ihre Oberflächen bekleiden möge. Erst indem diese unsre Unwissenheit uns demüthigt, indem unsre Einbildungskraft selbst von vergeblichen Anstrengungen sich ermüdet fühlt, wird für uns der Himmel erhaben, und bleibt es auf immer. Umsonst, und mit Unrecht, ruft Schiller den Astronomen zu:

Eure Wissenschaft ist die erhabenste freilich im Raume,
Aber Freunde, im Raum' wohnt die Erhabenheit nicht.

Dieser Ausspruch soll bloss dazu dienen, das wahre Erhabene an einen andern Punct hin zu verlegen. Aber von diesem *andern* Puncte, er sey welcher er wolle, wird das Erhabene wiederum verschwinden, sobald die Fassungskräfte irgend eines Geistes ihn erreichen, ihn bequem vesthalten, sich seiner ganz bemächtigen können. Der *menschliche* Geist hat bis jetzt nicht einmal die Natur jener allgemeinen Schwere ergründet, deren gesetzmässiges Wirken die Weltkörper in ihren Bahnen erhält; wie weit reicht denn nun sein Wissen? Wen der Himmel nicht mehr demüthigt, der hat die Räthsel

vergessen, die ihm der Himmel aufgab; und, in sofern ist er zu dem gemeinen Standpuncte der Leute herabgesunken, deren Auge der Lichtstrahl vergebens rührt, da er in ihren Seelen keinen Gedanken zu entzünden vermag.

Welcher Vertheidigung, welcher Entschuldigung, welcher Nachsicht bedarf denn nun die Sternkunde? Fehlt sie etwa darin, dass sie in der Bewunderung, die ihr erster Bericht erweckte, uns hintennach stört; dass sie uns aufmerken heisst auf ihre Beweise, während wir aufs blosse Wort ihr zu glauben bereit wären? Freilich, einen Beweis anhören und begreifen sollen, ist unbequem; hingegen eine wunderbare Geschichte sich erzählen lassen, ist angenehm. Um einen Beweis zu prüfen, muss man zweifeln, bis er vollendet ist. Viel behaglicher und erbaulicher finden es Manche, sich durch ein paar Sprünge der Einbildungskraft solche Resultate zuzueignen, die andre ehrliche Leute nur ihrer mühevollen Untersuchung, als wohlerworbenen Lohn eines treuen Fleisses, haben verdanken wollen. — Doch nein! ich irre mich. Die Astronomie begeht ein ganz anderes, ein ungleich grösseres Verbrechen. Sie *erklärt* nicht bloss, was wir bewundern wollten, sie erklärt es auch so einfach, so dürftig, so gemein, so mechanisch, so todt, so materiell, — dass man deutlich sieht, sie hat bloss auf ihren Gegenstand, — und nicht im geringsten auf unsre neueste romantische Poesie Rücksicht genommen. Wenn sie jedem Gestirn einen leitenden Engel mitgäbe, der mit liebreichen Blicken die anderen Engel anschaute, und seine Bahn so wählte, dass er seinen himmlischen Freunden Platz genug liesse, und doch sich nie des Genusses beraubte, sie im Auge zu haben und sie mit seinen Strahlen zu küssen, — eine solche Erklärung würde sich eher hören lassen, als die beständige Wiederholung des umgekehrten Quadrats der Entfernung, des Radius Vector und der von ihm durchlaufenen Flächenräume, der Parallaxen, Refractionen und Aberrationen, sammt allen den Curven, Gleichungen, Tafeln und Correctionen, welche allerdings eben so viele Fesseln sind für Jeden, dem es nicht beliebt, zu denken, sondern zu phantasiren. Oder, wenn man die Naturforschung ganz einstellte, wenn man sich ledig-

lich dem Glauben überliesse, die Allmacht lenke ja alle Dinge aufs beste, wenn alles Wissen sich verlöre und beschränkte in der Ueberzeugung, dass man ja die Gottheit, als den Urgrund aller Wesen und Welten und Kräfte, längst kenne, und dass hierin die Antwort auf alle möglichen Fragen im Voraus enthalten sey: dann besässe man hiemit auch die wahre Sternkunde, wie nicht weniger die wahre Chemie und Physik, die wahre Politik und Jurisprudenz, die wahre Medicin und Anthropologie, sammt allen Künsten des Kriegs und des Friedens, mit einem Worte, den zureichenden Ersatz für alles das, was der unruhige Trieb zum Wissen allmählig erforscht hat, und noch zu erforschen sucht. Schade, dass Gott seine Welt so sehr mittelbar, so sehr natürlich regiert! Dass er dem täglichen Leben der Menschen eine so gemeine Farbe gegeben hat, und dass er gerade nur den fleissigen Naturforschern erlaubt, hinter dem wenig versprechenden Aeussern das Grosse wie das Kleine zu finden, aus welchem die Fragen, die Erklärungen und die neuen Fragen in unabsehlicher Folge hervorgehn. Gewiss! wenn wir in einer Wunderwelt lebten, ohne alle Naturgesetze, so würde auch die Naturforschung nicht bloss höchst unschicklich, sondern unmöglich und daher ganz unversucht und unbekannt seyn. Jetzt aber, da der Mensch, dieser Inbegriff zahlloser Wunder, sich selbst als Natur, mitten in der Natur, findet, jetzt soll keine menschliche Wissenschaft sich eine phantastische Erhabenheit erkünsteln, sie soll vielmehr ihre Ehre darin suchen, ihren Gegenstand *treulich*, das heisst: nicht grösser noch kleiner, nicht verwickelter und nicht einfacher, sondern gerade so wie er sich ihr giebt, abzubilden und wiederzugeben; mit einem Worte, sie soll keinen andern Geist, als den der strengsten Wahrheitsliebe, in sich wirken lassen.

Derjenige nun, in welchem die Wahrheitsliebe stark und lebendig ist, wird sich in seinen Nachforschungen auch dann von dieser Gesinnung leiten lassen, wann von dem Menschen, vom Geiste und Gemüthe, und den Gesetzen seines Leidens und Wirkens die Rede ist. Es ist aber wichtig zu wissen, auf welche neuen Vorwürfe man sich hiebei gefasst machen müsse. Jacobi, dieser berühmte Veteran unter den heutigen

Philosophen, verknüpft in folgender Stelle †) seine Gedanken über Psychologie mit denen über Astronomie:

„Selbst die Herrlichkeit und Majestät des Himmels, die den noch kindlichen Menschen anbetend auf die Knie wirft, überwältigt nicht mehr das Gemüth des Kenners der Mechanik, welche diese Körper bewegt, in ihren Bewegungen erhält, ja sie selbst auch bildete. Nicht vor dem Gegenstande erstaunt er mehr, ist dieser gleich unendlich, sondern allein vor dem menschlichen Verstande, der in einem Copernicus, Gassendi, Kepler, Newton und Laplace, über den Gegenstand sich zu erheben, durch Wissenschaft dem Wunder ein Ende zu machen, den Himmel seiner Götter zu berauben, das Weltall zu entzaubern vermochte.“

„Aber auch diese Bewunderung, die alleinige des menschlichen Erkenntnissvermögens, würde verschwinden, wenn es einem künftigen Hartley, Darwin, Condillac oder Bonnet wirklich gelänge, uns eine Mechanik des menschlichen Geistes vor Augen zu legen, die eben so allumfassend, begreiflich, einleuchtend wäre, als die Newton'sche des Himmels. Wir würden dann weder Kunst noch hohe Wissenschaft, noch irgend eine Tugend mehr wahrhaft und besonnen ehren, sie erhaben finden, mit Anbetung sie betrachten können.“

„Aesthetisch zu rühren, und selbst ein bis zum Entzücken gehendes Wohlgefallen im Gemüthe zu erregen, würden zwar auch dann noch die Thaten und Werke der Heroen des Geschlechts, — das Leben eines Sokrates und Epaminondas, die Wissenschaft eines Platon und Leibnitz, die dichterischen und plastischen Darstellungen eines Homer, Sophokles und Phidias — vermögen; eben so, wie auch den ausgelerntesten Schüler eines Newton oder Laplace der sinnliche Anblick des Sternhimmels noch zu rühren und sein Gemüth erfreulich zu bewegen im Stande ist; nur dürfte alsdann nach dem Grunde einer solchen Rührung nicht gefragt werden, denn die Besinnung antwortete unfehlbar: du wirst kindisch nur bethört, behalte einmal, dass Bewunderung überall nur der Unwissenheit Tochter ist.“

†) Jacobi Werke Bd. II, S. 52 flg.

Also hat Jacobi geschrieben; von ihm kommt diese Warnung und Weisung! Nun so stehe denn still, o Denkkraft; schone denn, o Forschung, des zärtlichen, des gebrechlichen Wesens, das man Tugend nennt. Zwar glaubtest Du, die Tugend sey weit stärker als Du selbst, Du wagtest kaum, von ferne Dich ihr verwandt zu achten. Aber siehe, Du bist ihr überlegen, denn man lehrt sie, vor Dir sich zu fürchten, und nicht bloss vor Deinen Werken, sondern schon vor Deinen Bestrebungen. Zwar standest Du in dem Wahne, die Tugend wolle viel lieber geübt, als bewundert seyn; ja Du hofftest, der Uebung die Anweisung vorausschicken zu können. Aber höre nur, man ruft: die Ehre der Kunst, die Ehre der Wissenschaft, die Ehre der Tugend sey in Gefahr; warum? weil geehrt seyn soviel heisst, als von der Unwissenheit mit Staunen betrachtet werden. Zurück denn, o Wissenschaft! Du hast des Menschen Geist zu gross gemacht. Der Mensch muss klein seyn, damit ihm Grosses gegenüber stehe. Denn die Grösse ist nichts an sich; sie wird geringer, wenn man ihr näher tritt. Vergebens widerspricht das Auge und die Rechnung, die uns sagen, dass die wahre Grösse sich von weitem kleiner, und je näher, desto grösser zeige. Vergebens! Das Erhabene ist gleich einem Gedichte, dessen Schönheiten man zerstört, indem man sie zergliedert. Das Aesthetische besteht in flüchtigen *Rührungen*, in theatralischen Effecten; es kann kein Tageslicht vertragen! Wie sehr irrten wir uns, da wir von ästhetischen *Urtheilen* redeten, von vesten, unwandelbaren Urtheilen, die probehaltig seyen wie ein edles Metall, sobald man sie deutlich denke, und nicht mit schwärmerischen Halbgedanken vermische. Wie sehr irrten wir uns! Die männliche Unterscheidung des Löblichen und Schändlichen muss den Platz räumen; selbst von der *Achtung* ist nicht mehr die Rede; die kindliche *Bewunderung* soll den Thron besteigen, und das moralische Reich regieren. Hütet Euch, ihr Sittenlehrer, künftighin den Menschen von der Aehnlichkeit mit Gott zu reden. *Gott kann sich selbst nicht bewundern*, er ist sich selbst nur gerade gleich. Darum wäre jede Annäherung an Gott, ein Verlust für die Bewunderung, für die Anbetung! Es ist

also ein Glück zu nennen, dass die menschliche Schwäche ohnehin nicht erlaubt, den Urheber unseres Daseyns anders, als in unendlicher Entfernung von uns, zu denken. Es ist ein Glück, dass die Wissenschaft so schwer, das Leben so kurz, und die Schwärmerei so leicht ist! — —

Alles dessen ungeachtet nun, höchstgeehrte Anwesende! wird das menschliche Denken seinen Gang immer fortsetzen; die Wissenschaften werden zwar langsam, doch immer weiter vorschreiten, — und auch die Tugend — wird immer bleiben was sie war, nämlich gross und schön in sich selbst, und selten genug unter den Menschen. Daneben werden auch allerlei Meinungen fortdauern, dreiste und ängstliche, leichtfertige und empfindsame; alle diese Meinungen aber werden, bei der höchsten sonstigen Verschiedenheit, sich darin gleichen, dass sie laut reden, und noch lauter als die Wissenschaft. Der Gegenstand nun, um den man eigentlich streitet, wird bald kein andrer seyn, als die Ohren der Menschen; und die höchste Kunst wird darin bestehen, sich Gehör zu verschaffen. Daraus folgt, dass eine Zeit kommen muss, wo der eigentliche Denker sich zurückziehn wird, um den Redekünstlern Platz zu lassen, so wie es schon in der alten Welt gegangen ist, ungefähr um die Zeit, da Platon erklärte, kein weiser Mann könne sich mit der Staatsverwaltung unter einem so unruhigen und leichtsinnigen Volke, wie das Atheniensische sey, befassen. Die Sprache wird alsdann wechselsweise allen Partheien fröhnen; nur für die Wahrheit wird sie keine Worte mehr haben. Die Revolutionen im Reiche der Meinungen werden alsdann immer schneller, immer gewaltsamer auf einander folgen; und alle Uebel, die sie durch ihre Einwirkung auf das bürgerliche Leben nur immer herbeiführen können, werden zu den Leiden des Menschengeschlechts hinzukommen. In solcher Zeit der Noth und des Zwiespalts ist ein Wunder vonnöthen, damit das Drängen und Treiben aller Köpfe widereinander beschwichtigt werde, und die Besinnung zurückkehre, dass allein der Wissenschaft es zukommt, im Reiche der Meinungen zu herrschen. Irgend einmal, — wer weiss wie spät! — wird man ihr diese Ehre gern und willig einräumen; bevor aber

dieser Augenblick erscheint, wird sie Zeit genug gehabt haben, ihre jetzigen Vorübungen zu vollenden, und sich stark und würdig genug zu solcher Ehre zu fühlen. Dann wird auch der Glaube, den man jetzt feindselig der Wissenschaft entgegenstellt, sich mit ihr befreunden; die Welt der Wunder wird immer noch eben so gross seyn wie heute, denn sie ist unermesslich, und was man ihr auch abgewinne, es beträgt Nichts im Vergleich gegen die Grösse des Ganzen. Sie bleibt unendlich wenigstens für *den* Menschen, der nicht zum allermindesten eine Reise in den Mittelpunct unseres Systems, — ich meine, in die Sonne, wird gemacht haben. Wie viel oder wie wenig eine solche Reise helfen könnte, um uns über das Bruchstück von Zweckmässigkeit, was unsre Augen auf diesem Erdkörper wahrnehmen, Aufschluss zu geben, das weiss ich nicht; soviel aber wage ich zu versichern, dass, so lange diese nächste aller Bedingungen, um unsre Erfahrungen bis zur Begreiflichkeit zu erweitern, nicht erfüllt wird, wir den offenbaren Finger Gottes in der Natur immer nur anstaunen, von seiner Wirkungsweise aber niemals auch nur soviel verstehn werden, als wir ohne Fernröhre von der Mechanik des Himmels möchten begriffen haben.

Für den Hang des Menschen zum Wunderbaren wird demnach immer noch Nahrung genug übrig bleiben; und die unnütze Aengstlichkeit, womit er die Fortschritte der Wissenschaften betrachtet und bewacht, verdient wenigstens eben so sehr, als die Bewunderung selbst, eine Tochter der Unwissenheit genannt zu werden. Es beweist insbesondre wenig Kenntniss des Moralischen, sowohl seines Wesens überhaupt, als der moralischen Natur des Menschen, — doch was sage ich *Kenntniss?* — Es beweist *wenig Vestigkeit und Entschiedenheit derjenigen Achtung und Ehrfurcht*, welche der Tugend gebührt, wenn man sich dem Wahne hingeben kann: die Tugend verdanke ihre Vortrefflichkeit nur, oder doch zum Theil, ihrer Unbegreiflichkeit, und es möchte ihrer Würde schaden, wenn Jemand einsähe, wie das zugehe, dass ein Andrer tugendhaft sey. Ein solcher Wahn kann wohl in den Vorurtheilen und Irrthümern, aber nicht in der sittlichen Gesinnung des redlichen Freundes

der Tugend, fest gewurzelt seyn. Denn die Schätzung des Guten ist unabhängig von allem Begreifen oder Nicht-Begreifen. Und wäre es möglich, in die Seelen eines Epaminondas und Sokrates hineinzuschauen, *dann* eben würde der ganze Contrast zwischen ihnen und ihren Verläumdern am Tage liegen; *dann* gerade würden alle edeln Züge ihrer Gemüther im Einzelnen erkannt werden; und was das Wichtigste ist, es würde in solchen *Charakteren* — und jene Männer besassen doch wohl Charakter? — nicht jenes Phantom einer ewig schwankenden Freiheit, in der das Gute immer noch durch die Möglichkeit des Bösen verunreinigt ist, sondern, an deren Stelle, etwas von jener *göttlichen Nothwendigkeit und Zuverlässigkeit* sich offenbaren, in welche eingeschlossen, das höchste Wesen nimmermehr von dem Rechten sich entfernt. Denn worin liegt das Erhabene der Allmacht? Es liegt in ihrem gänzlichen Unvermögen, jemals das Böse zu wollen.

Und so verliere sich denn die Scheu vor jenem für schrecklich gehaltenen Worte: *Mechanik;* sie sey nun Mechanik des Himmels, oder Mechanik des Geistes. Mechanik ist Wissenschaft von der Gesetzmässigkeit der Bewegungen. Die ganze Natur, die körperliche und die geistige, ist stets in Bewegung; ja wir erkennen sie dem grössten Theile nach durch ihre Bewegungen. Darum ist Mechanik der wesentlichste Theil der Naturforschung; sie ist überdies der schönste und vortrefflichste, denn sie ist der Mittelpunct des schärfsten und vollkommensten Denkens. Hier giebt es für den Geist keine Fesseln, sondern nur Hülfsmittel. Aber freilich die Regeln, die Formeln der Mechanik spotten dessen, der sie für *todte* Formeln hält; *er* hat sie vergeblich gelernt, und sie weigern sich *ihm* zu helfen, denn er hat sie nicht in lebendige Gedanken seines Geistes verwandelt, so wie sie waren in den Geistern ihrer Erfinder, und wie sie stets seyn werden in denen, die sie zu benutzen wissen.

Dass nun die Unwissenheit sich fürchtet vor der Wissenschaft, ist so lange nicht zu ändern, wie lange sie Unwissenheit ist und bleibt. Dass sie ein frommes Werk zu verrichten glaubt, wenn sie mit allerlei Warnungen wider ihre Gegnerin unter den Menschen sich vernehmen lässt,

dies kennen wir längst als eine alte Ordnung der Dinge. Dergleichen fromme Werke aber, wenn man ihnen nicht Einhalt thut, pflegen zu wachsen im Laufe der Zeit; sie können wachsen bis zu fanatischen Greueln. Darum Heil der Reformation, die eine veste Burg wider den Fanatismus errichtet, und den gesunden Verstand mit einer mächtigen Volkskraft bewaffnet hat, welche zugleich eine Kraft der Staaten und der Regierungen, und ein Schutz für den einzelnen Denker geworden ist. Heil dem Lande, Heil diesem Königreiche, Heil dem Könige, worin die Reformation ihre starke, ihre unzerbrechliche Stütze findet; dieses Land, und dieser König, sie haben die Probe gegeben, was sie gemeinsam wirkend vermögen, wo es gilt, muthvollen Widerstand zu leisten, und aus ungerechtem Drucke das Haupt emporzuheben.

VI.

Gespräche über das Böse.

1817.

VI.

Gespräche über das Böse.

1817.

Vorrede.

„Was soll das Publicum mit unseren Gesprächen?“ fragte Lothar, als er hörte, ich sey mit dem Niederschreiben der nachfolgenden Bogen beschäfftigt. „Haben wir etwan Platonische Dialogen gehalten,“ fuhr er fort, „oder willst Du uns dergleichen in den Mund legen?“

Nein, antwortete ich, Du weisst, dass ich mir eine solche Kunst nicht zutraue.

„Also mit Deiner gewöhnlichen Trockenheit wirst Du uns in demselben Tone reden lassen, worin wir ungefähr mögen gesprochen haben; in ungewählten, wenig abgemessenen Ausdrücken; bisweilen etwas auffahrend; nichts erschöpfend; ohne Witz, wie ohne künstliche Dialektik; dagegen mit deutscher Geradheit Jeder seine Meinung hinstellend, und, so gut es eben in dem Augenblicke gelingen will, sie vest behauptend gegen die Einwürfe der Anderen! Wo sind denn nun die geneigten und aufmerksamen Leser, auf welche Du rechnest? Siehst Du nicht, dass Jeder, der etwa Dein Gedrucktes in die Hand nehmen möchte, viel lieber selbst wird drein reden, als uns zuhören wollen? Wer ist nicht heut zu Tage längst fertig mit seinem Urtheile über Kant, Fichte, Spinoza? Wer lebt nicht in Anschauungen und Gefühlen, die ihn hoch erheben über die grauen Theorien jener Denker?“

Aber mich dünkt doch, erwiederte ich verlegen, es sey in den beiden Unterredungen, deren Gang und Inhalt Du mir berichtet hast, so etwas von einem natürlichen Zusammenhange der Gedanken; dass dadurch auch Anderer Gedanken wohl eine Anregung erhalten könnten, die vielleicht diesem und jenem nicht unwillkommen seyn möchte.

„Weisst Du denn noch nicht, sagte er, dass sich der Leser den Zusammenhang, den er vorfindet, auflöset, und sich einen andern nach seinem Sinne macht oder fordert? Einige zerreissen Dir den Faden, weil es ihnen unbequem ist, Dir zu folgen; Du gehst ihnen zu schnell, Dein Zusammenhang ist ihnen zu dicht, zu verwickelt; oder ein hart klingender Satz hat sie erschreckt, ihre Vorurtheile sind beleidigt, sie mögen nichts weiter hören. Andere sind rascher wie Du; und weil ihre Gedanken angeregt wurden, gehn sie nun ihren eignen Gang; sie bekennen alsdann vielleicht, dass sie Dich nicht begreifen, und im nächsten Augenblicke tadeln sie Deine Anordnung eben in demjenigen, was sie nicht verstanden haben; das heisst, sie verlangen, Du sollst *ihren* Gang gehn! Sagt Dir Deine Erfahrung darüber nichts?"

O ja, antwortete ich; aber das sind ja ganz allgemeine Bedenklichkeiten, um derentwillen man gar kein philosophisches Buch mehr schreiben müsste. Wenn ich eine Gesellschaft in einer bergigten Gegend zu einem Spaziergange einzuladen gedächte, würde mich denn die Besorgniss abschrecken, dass vielleicht Einige frühzeitig wieder umkehren möchten, klagend über den rauhen Weg, oder gar über Mangel an Aussicht, ehe sie noch die Anhöhe erreicht hätten? Auch um diejenigen würde ich mich nicht kümmern, die etwa mich in der Meinung verliessen, sie wüssten einen bessern Weg wie ich. Ein andermal vielleicht könnte ich versuchen, *ihnen* zu folgen; für diesesmal aber, wo *ich* nun gerade die Ehre hätte, der Anführer der Gesellschaft zu seyn, würde ich meine Wünsche für erfüllt halten, wenn auch nur einer oder der andere treue Begleiter, der mit mir bis zur Höhe und wieder nach Hause gegangen wäre, sich am Ende mit meiner Führung zufrieden bezeigte.

„Ich sehe schon," erwiederte er lächelnd, „Du bist nicht zurückzuhalten. Und mit Deinem Gleichnisse da entschuldigst Du Deine Art zu schreiben. Immer verlangst Du, *man solle erst einen Berg besteigen, um auf die Höhe zu kommen.* Daher Dein verkehrter Begriff von dem Umrisse einer philosophischen Schrift! Und Du merkst gar nicht, dass während Du allmählig Dich erhebst, die Andern sich senken, — dass

sie nur noch blättern und überschlagen, wo Du meinst, sie würden jetzt gerade am aufmerksamsten lesen. Aber ihre Linie ist concav, so wie Deine convex. So wenig Du nun auch auf mich zu hören Lust hast, so will ich dennoch, ehe ich gehe, Dir einen guten Rath geben. Schreibst Du einmal wieder ein Buch, so überlege zuerst die vermuthliche Grösse des Ganzen; etwa nach der Bogenzahl, die Du Deinem Manuscripte zudenkst. Alsdann theile diese Anzahl in fünf gleiche Theile. Das erste Fünftel nun muss alles in sich fassen, was Du eigentlich sagen willst; hier ists nöthig, dass Du Dich einer ächt französischen Klarheit befleissigst; und was auf diese Weise nicht kann ausgedrückt werden, das behalte für Dich. In dem zweiten Fünftel muss Dein Styl, das Vorige erläuternd, eine gewisse deutsche Breite annehmen, damit die schon Ermüdeten Dir gemächlicher folgen können; im dritten Fünftel ists rathsam, bloss einiges zu wiederholen, und dabei noch weitläuftiger zu werden. Aber nun im vierten Fünftel — da darfst Du durchaus gar Nichts sagen. Am besten wäre es, die Blätter leer zu lassen, oder sie mit chinesischen Charakteren zu bedecken; allein das würde übel genommen werden, wenn etwan Jemand in dieser Gegend des Buchs blättern sollte. Ich rathe Dir also, hier irgend etwas Mystisches anzubringen, wobei Jeder denken kann was er will. Das letzte Fünftel aber muss natürlicher Weise das Werk krönen; und mit dem Anfange gleichsam das zerrissene Bündniss erneuern."

Nach diesen Worten ging er schnell davon, und liess mich mit meinem Erstaunen allein. Offenbar hat er mich necken wollen, zur Strafe dafür, dass ich seine Gespräche bekannt mache. Aber ich räche mich an ihm durch diese Vorrede, die nun auch den schlimmen Rath, den er mir ertheilte, der öffentlichen Beurtheilung bloss stellt. Denn ich darf ja ohne Zweifel darauf rechnen, dass Niemand ihm beipflichten, und dagegen Jeder, der mir nicht die Ehre erweisen will, dies Schriftchen in seinem ganzen Zusammenhange durchzugehn, mir doch die leichte Gefälligkeit nicht versagen werde, es ungelesen, oder wenigstens unbeurtheilt zu lassen.

Erstes Gespräch.

Otto. Sie haben Daub's Judas Ischariot wohl noch nicht gelesen?

Lothar. Diesmal trifft Ihr Misstrauen mich nur halb. Dort liegt das Heft auf meinem Tische, aufgeschnitten bis zu einer Stelle, wo die mehr als tragische Begeisterung des Verfassers mich bewog, eine Pause zu machen.

Otto. Vielleicht jene Stelle, die uns lehrt, das Böse habe in Gottes Schöpfung, aber nicht aus ihr, sondern aus sich selber sich entzündet; Satan sey verdammt dadurch, dass er sich selbst hasse; und eine Mehrheit abgefallener Engel beschäfftige sich nicht etwa damit, Liebe zu heucheln, oder Gott zu leugnen, sondern es sey ihr Hass gegen Gott ein eingestandenes und beständiges Gott lästern; es sey ihr Sich und einander Hassen ein eben solch fortwährendes sich und einander Verfluchen.

Lothar. Gerade bei diesem Puncte blieb ich stehn.

Otto. Sie werden doch auf diesem angenehmen Ruheplatze nicht lange verweilen wollen?

Lothar. Die Wahrheit zu sagen, es könnte begegnen, dass Geschäffte mich von dem Buche ganz abzögen.

Otto. Wie? Ein Buch halb zu lesen, ist das erlaubt? Dass Sie Manches ganz ungelesen lassen, will ich nicht tadeln; aber das Angefangene muss nicht liegen bleiben, und auf *diese* Schrift Sie aufmerksam zu machen, darum bin ich gekommen.

Lothar. Gefällt Ihnen das Werk so sehr, und finden Sie Sich berufen, es zu verbreiten? Sie, der Sie dem Spinoza anhängen, haben Sie nichts darin gefunden, das Ihnen widerstrebte?

Otto. Nun wahrlich! Sie thun mir Unrecht. Der müsste von Spinoza's Geiste nicht das leiseste Wehen empfunden haben, dem diese Quälerei mit dem Bösen, die zu den ärgsten Arten der Selbstquälerei gehört, nicht eben so widerlich als unnatürlich vorkommen sollte. Wer einmal Spinoza's Ruhe fühlte, der möchte immerhin dessen Grundsätze vergessen; er würde dennoch nie so peinlich träumen können. Also kurz: nicht bloss hie und da, sondern durch und durch missfällt mir das Buch; nicht bloss zweifelnd, sondern wissend und schauend verwerfe ich diese Lehre von dem persönlichen Bösen; ich sehe darin ein schlimmes Zeichen der Zeit, der doch endlich die Augen hinlänglich gestärkt schienen, um Spinoza's hellen Sonnenstrahl ertragen zu können. Und in meinem Unmuthe kam ich, bei Ihnen meine Klagen auszuschütten, darüber, dass solche Verkehrtheit heute noch möglich ist; dass die Menschen in demselben Augenblicke, wo sie nur kaum die Weisheit ergriffen hatten, sie auch schon wieder loslassen! Aber wo bin ich? Bei Ihnen, der freilich weit entfernt ist, dem Spinoza Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Darum sind Sie auch so kalt, so gleichgültig bei der Wiederkehr des heillosesten Irrthums.

Lothar. Nicht gleichgültig werde ich bleiben, wenn es Ihnen gefällig ist, Ihre Vergleichung zwischen Spinoza's Lehre und jener vom persönlichen Bösen mir mitzutheilen. Ja ich vermuthe, wir beiden werden hier einen Berührungspunct, — wenigstens einen zufälligen, — antreffen; so weit auch unsre Grundsätze von einander abweichen.

Otto. Wohlan! Vernehmen Sie! Zuerst muss ich Ihnen berichten, was Sie noch lesen werden, nämlich dass es mit dem persönlichen Bösen nicht etwan auf Entwickelung einer möglichen Vorstellungsart, für gewisse Gesichtspuncte oder Zeitalter, abgesehen, sondern dass es damit voller Ernst ist. Umständlich werden sogar die Ursachen angegeben, woraus sich die Lüge von der Nicht-Existenz des Teufels erklären lasse.

Lothar. Sie sprachen das Wort *Lüge* aus. *Lüge von der Nicht-Existenz des Teufels*, so sagten Sie. Sind das die Ausdrücke des Verfassers, des Herrn geheimen Kirchenrath Daub?

Otto. Wessen sonst? Doch wohl nicht die meinigen?

Lothar. So verzeihen Sie eine Unterbrechung. Manches kann ich lesen, das ich um keinen Preis möchte vorlesen, oder sonst mündlich vortragen hören. In dem Buche des Herrn Daub stiessen schon meine Augen an; und doch hat das Auge einen leichten Gang auf dem Papiere! Warum aber soll ich Ihnen die Empfindlichkeit meiner Ohren verrathen? Wir können ja ein andermal, wenn ich mit dem Buche fertig bin, von der Sache sprechen, und die Ausdrücke übergehn, die ohnehin der Eifer fürs Gute entschuldigt. Jetzt lassen Sie uns auf etwas Anderes kommen; oder etwa zum Spinoza zurückkehren; der in der That, wie Sie von ihm rühmten, ruhig ist; wenn ihm gleich zur Heiterkeit etwas fehlt.

Otto. Mir genügt seine Ruhe; und ich wüsste nicht, wer heiterer seyn könnte als Spinoza. Dieser Mann, der die Freiheit des menschlichen Willens leugnete, besass selbst die wahre Freiheit; denn er trachtete nicht nach Gütern und nach Ehre; oder, wenn er selbst gesteht, er habe sich doch von dem Streben dahin so leicht nicht losmachen können, so leuchtet um so deutlicher hervor, wie sehr es ihm Ernst war, sich in der Liebe zu dem Ewigen und Unendlichen zu bevestigen. Doch das mag er mit manchen edeln Männern, die waren und die noch sind, gemein haben: aber welcher Denker hat so entschieden, als Er, den Grundirrthum eingesehen und verworfen, aus welchem alle unnütze Angst und verkehrte Geschäfftigkeit, und jede unselige Neigung, nach dem Bösen zu graben, wie wenn es ein verborgener Schatz wäre, jede Sucht nach der Gelegenheit, Sich selbst und Andre verdammen zu können, gleich dem Qualm eines stygischen Abgrundes hervordunstet! Dieser Grundirrthum aber ist kein anderer, als die Meinung der Menschen von den Zwecken in der Natur, oder von den sogenannten End-Ursachen. Gott soll Alles um des Menschen willen, den Menschen aber desshalb gemacht haben, damit es am Gottesdienst nicht fehle! So ungeschickt übertragen die Menschen auf das Urwesen ihre eignen Zweckbegriffe, und verlangen eben darum, dass in dem Weltall sich *ihre* Gegensätze zwischen

dem Guten und Bösen wiederfinden sollen; indem *sie* freilich in ihrem täglichen Treiben an nichts weniger denken, als an den ihnen gänzlich verborgenen, geheimen Naturlauf in ihren eigenen Gesinnungen und Handlungen; dagegen aber stets ein Ziel im Auge haben, wohin sie wollen, und von dessen Anziehungskraft sie sich getrieben glauben. Auf diese Weise kehrt sich das wahre Verhältniss der Ursachen und Wirkungen in ihrer Einbildung gerade um; und nun scheint ihnen auch die Natur, anstatt von innen heraus wirkend, wie sie kann und muss, vielmehr in der Nachahmung gewisser Muster beschäfftigt, und durch deren unerreichbare Vollkommenheit stets beschämt! Nicht anders, als wäre die Rede von einem schlechten Künstler, einem ungeschickten Maler, dessen höchster Werth darin bestehn würde, wenn er im Stande wäre, die ihm sitzende Person völlig genau zu treffen; und der mit dieser an sich unwürdigen Aufgabe, sich noch obendrein vergebens abmühte! So klein denken die Menschen von der Natur! Jedoch bleibt diese grosse Mutter, was sie ist. Sie weiss nichts von Mustern, und nichts von Nachahmung. In ihr ist Alles recht, und jedes Werk gelingt; denn jedes ist der wahre Ausdruck der Kraft und des Wesens unter den vorhandenen Bestimmungen. Darum giebt es bei ihr keinen Unterschied des Vollkommenen und Unvollkommenen, des Löblichen und des Tadelhaften; es ist eben so thöricht, sie zu bewundern, als sie meistern zu wollen. Der wahre Naturdienst ist die wahre Erkenntniss; und die wahre Seligkeit liegt in der Anschauung; nur aber nicht im Anschauen erträumter Vollkommenheiten, sondern des wahrhaft Seyenden, so, *wie* es ist mit allen seinen Bestimmungen. Wie nun alles Natürliche recht ist, so ist auch jeder Mensch das, was er seyn soll; denn er ist ein Werk der Natur! Ja selbst wenn er sich quält mit der lächerlichen Einbildung: *er sey böse;* oder wenn er Andern mit Vorwürfen beschwerlich wird, wenn er ihr Gewissen zu einer thörichten Reue aufregen will; wenn er wohl gar gegen den lebendigen Satan auf die Jagd geht oder zu Felde zieht: — auch dann ist er, was *er* nun gerade seyn soll, denn er ist in der Natur, und die Natur ist in ihm; wie trübe auch, und wie verstüm-

melt das Gemenge von Gedanken in seinem Kopfe seyn mag, wie verzerrt und zerrissen auch die Züge der göttlichen Ideen sich in einem solchen menschlichen Denken zusammengefunden, und wie wunderlich sie sich auch in einander verwoben und verwirrt haben mögen. Das ist ja nun einmal das Loos des Menschen, dass seine Seele, wenn schon in dem Denken Gottes enthalten, doch gar nichts weniger als ein klarer, reiner, einfacher Gottesgedanke seyn kann! Vielmehr, sie muss gerade so wie der Leib, aus zahllosen Theilen bestehn; und wenn ich den Spinoza recht fasse, auch aus gerade *so vielen* Theilen, nämlich *aus den Ideen aller Theile des Leibes.* Auch kommt hiebei noch etwas in Anschlag, wodurch die Sache in einem Grade verwickelt wird, den ich zuweilen Mühe habe, mir deutlich vorzustellen. Ich meine die Wandelbarkeit unserer Leiber. Denn zu dem Wesen des menschlichen Leibes gehören doch nicht eigentlich die einzelnen Theile desselben, welche durch Wachsthum, und durch andre organische Lebensprocesse zufällig herbeigeführt, und eben so zufällig hinweggenommen werden; sondern was wir den Leib nennen, das ist im Grunde nur eine Form, die sich aus veränderten Materien eine Zeitlang beinahe in eben dem Grade wieder herstellt, wie sie war abgenutzt worden. Nun soll die menschliche Seele nichts anderes seyn, als dasjenige göttliche Denken, welches dem Leibe des Menschen gerade so entspricht und zugehört, wie überhaupt und überall in Gott das Denken der Ausdehnung, und diese wiederum jenem angemessen und verknüpft ist. Aber sagen Sie mir, finden Sie den Spinoza in diesem Puncte ganz deutlich? Ich meine, in Ansehung dieser Zusammensetzung, und dieses Wechsels von Gedanken, aus denen die Seele besteht? Mir klebt immer noch etwas an von dem Irrthum, als gäbe es eine bleibende Persönlichkeit, ein wahres Ich in jedem Menschen; und das muss doch offenbar falsch seyn, wenn dem steten Wechsel unseres leiblichen Lebens ein geistiger Wechsel genau correspondiren, und wenn die Seele nicht in einem höheren Sinne Eins seyn soll, als worin der Leib es ist.

Lothar. Ehe ich Ihnen antworte, Freund, nehme ich mir die Freiheit, Sie aus zweien Gründen, deren einer mir

sehr wichtig scheint, recht von Herzen zu loben. Und zwar lassen Sie Sich nur zuerst das Lob Ihres guten Gedächtnisses gefallen; denn da ich zufälliger Weise gestern veranlasst wurde, einmal wieder in Spinoza's Ethik zu blättern, fiel mir gerade der funfzehnte Satz des zweiten Theils in die Augen, und hiemit der Anfangspunct jener Lehren, die Sie so eben ganz richtig anführten. Ich konnte mich kaum eines gewissen Grauens enthalten; indem ich nun weiter las, in welche Finsterniss und Verwirrung Spinoza hier des Menschen Geist hinabzieht! Aus dieser Tiefe klimmt er auch in der Folge nur mit Mühe wieder hervor; die Seele ist ihm *nur nicht ganz* sterblich, es bleibt *etwas* von ihr, das ewig ist; und dazu kommt sogar der auffallende Satz: *wessen Leib zu mehrern Dingen geschickt sey*, *dessen Seele sey auch dem grössern Theile nach unsterblich!* Also es giebt ein *Quantum* von Unsterblichkeit, und dies Quantum richtet sich nach der *Brauchbarkeit des Leibes!* Sind Ihnen diese Sätze des fünften Theils etwan weniger dunkel, als jene, die Sie zuvor anführten?

Otto. Wenigstens passt Alles vollkommen zusammen; das Dunkelste aber scheint darin zu liegen, wie denn überhaupt irgend etwas von der Seele übrig bleiben könne, wenn die göttlichen Gedanken, aus denen sie besteht, sich eben so fügen und lösen, wie die Theile des Leibes. — Doch was war es, das Sie loben wollten? In Spinoza's Ethik, die ich nicht müde werde zu lesen, so ziemlich einheimisch zu seyn, ist doch wohl nichts Besonderes!

Lothar. Und mein zweites Lob werden Sie wohl gar für einen Tadel nehmen.

Otto. Sie gedenken meine Neugierde zu spannen. Aber ich fasse mich; und schon bin ich so gelassen, wie die Natur selbst, die sich gar nicht darum kümmert, was man von ihr rede. Nun mögen Sie loben oder tadeln, wie es Ihnen beliebt!

Lothar. So muss ich wohl um geneigtes Gehör bitten. Dass Sie in Spinoza's Lehren weder Platon's noch Fichte's Vorstellungsarten einmischen, dass Sie also dem Beispiel mancher unter uns berühmten Männer *nicht* folgen, die durch Vermengung der Systeme alle Schwierigkeiten bedecken und

alle Fragen verdunkeln: dies fiel mir auf, als Sie vorhin getreu dem Spinoza, aber dem Platon zuwider, alle Muster, wornach die Natur gebildet scheint, verwarfen; und abermals freute es mich, als Sie weiterhin wegen der Persönlichkeit unseres Ich, lieber eine Dunkelheit bei Spinoza anerkennen, als aus Fichte's Idealismus ein gebrochenes Licht auf die dunkle Stelle hinüberzwingen wollten.

Otto. Hat *das* Ihren Beifall gewinnen können: so ist er mir willkommen. Denn Jene, die Platon, Spinoza, Fichte, uud wer weiss was Alles noch sonst, vereinigen und verschmelzen, scheinen wirklich in ihrem Systeme die menschliche Seele nachahmen zu wollen. Gerade wie diese ein Gefüge aus verstümmelten Gedanken der Gottheit ist, so machen sie sich ihre Lehre zurecht aus allerlei verschobenen und verbogenen Sätzen und Meinungen der verschiedensten Philosophen. Was verlangen wir denn aber von der Wissenschaft? Doch wohl vor allen Dingen: Integrität eines jeden ihrer Begriffe und Behauptungen. Und was kann nun vollends dem Spinoza mehr widerstreiten als die Platonische Teleologie? Was kann ihm, dessen Erklärung des Selbstbewusstseyns wenigstens höchst einfach ist, fremdartiger seyn, als Fichte's verwickelte Betrachtungen über das Ich, das sammt dem Nicht-Ich nur mehr und mehr zum Räthsel wird, je weiter die Untersuchung fortschreitet? — Sey es, dass bei Spinoza die Persönlichkeit unseres Ich nicht recht klar wird, und dass Fichte's Lehre dem Selbstbewusstsein einen kräftigern Ausdruck giebt: dennoch verlange ich gar keine Erläuterung des Einen durch den Andern, denn der Idealist kann sich nimmermehr mit dem Realisten, noch dieser mit jenem vertragen.

Lothar. Fast dünkt mich, Sie schwanken noch ein wenig zwichen Fichten und Spinoza.

Otto. Ich gestehe Ihnen, Spinoza zieht mich zwar weit mächtiger an, denn sein Standpunct ist höher, sein Blick in die Natur weit freier, endlich seine Ethik ist sauberer ausgearbeitet als Fichte's ältere Schriften, (denn die neueren sind mir vollends nicht klar, eben darum weil sie populär seyn sollen.) Aber es kommen mir Augenblicke, wo ich in Spinoza's Natur und Gottheit eher alles andre, nur mein

eigenes, innerstes Selbst nicht recht finden und erkennen kann. Bei ihm klebt offenbar der Geist am Leibe; zwar nicht vermöge eines Causalverhältnisses zwischen beiden, aber darum, weil in einem, noch dazu höchst unvollkommenen Wissen von dem Leibe die ganze Seele bestehn soll. Nun werden alle Anfangspuncte der Untersuchung in das Körperliche hinein verlegt, und nach ihm soll das Geistige sich richten, damit das Denken sich seinem Gegenstande anpasse. Hiemit stehn alle Schlüsse unter der Formel: *Es ereignet sich dies und jenes im Leibe, folglich muss ein entsprechendes Denken in der Seele vorkommen.* So lehrt ausdrücklich der zwölfte Satz des zweiten Theils. Ein solcher Gang im Schliessen ist mir zuweilen verdächtig. Ich frage mich: ist denn wirklich das Leibliche uns so unmittelbar und gewiss bekannt, dass man von ihm beginnen könne im Forschen? Wie wenn der Idealismus recht hätte mit seiner Behauptung: nur das Ich durchschaue sich selbst ursprünglich, nur der Geist sey dem Geiste ohne Dolmetscher verständlich? — Und dann ahndet es mich, Fichte möge seine Untersuchungen behutsamer angefangen haben; und dann besorge ich, die Behutsamkeit möge bei dem systematischen Denker wenigstens eben soviel werth seyn, als die Umsicht und Aussicht ins Unendliche und Ganze.

Lothar. Das war längst meine Ueberzeugung.

Otto. Und nun, was gewinnen wir mit der Art von Selbstbewusstseyn, die uns Spinoza darbietet? Der Seele soll eine Vorstellung von ihr selbst beiwohnen, und mit ihr gerade so vereinigt seyn, wie die Seele mit dem Leibe, dessen Vorstellung sie ist. Dies Wissen vom Wissen soll ins Unendliche gehn! Ich übergehe die Schwierigkeit, dass eine solche unendliche Höhe der innern Wahrnehmung durch mein Bewusstseyn von mir selbst, welches sehr beschränkt ist, keinesweges bestätigt wird. Aber an Werth und Würde kann die Vorstellung von dem Leibe gewiss dadurch nicht erhöhet werden, dass sie sich spiegelt in einem Vorstellen, dessen Gegenstand sie selbst ist, und wenn auch eine solche Spiegelung ins Unendliche fortläuft. Das Abgespiegelte bleibt am Ende immer der Leib, und nichts weiter.

Lothar. So fänden wir denn nach Spinoza, auf dem untersten Grunde unseres Selbstbewusstseyns zwar nicht das *Böse*, aber das *Gemeine.*

Otto. Sie haben das Wort zu meiner Ahndung ausgesprochen.

Lothar. Werden Sie mir aber nicht zürnen, wenn ich hinzusetze: ich vermisse bei Spinoza eben sowohl das Gute in der Höhe, als das Böse in der Tiefe?

Otto. Eine harte Beschuldigung! — Das Höchste im Menschen ist nach Spinoza ohne Zweifel die intellectuale Anschauung, auf der dritten Stufe der Erkenntniss. Auf diesem glänzenden Gipfel, was können Sie vermissen?

Lothar. Beides, den Glanz und den Gipfel.

Otto. Ich verstehe Sie nicht. Wohl aber habe ich vernommen, dass Sie auch das Böse in der Tiefe vermissen. Also wirklich *vermissen* Sie das Böse? Sie wollen es Sich nicht rauben lassen? — Sind wir noch so weit auseinander? Darin, meinte ich, wären Sie mit mir einverstanden, dass gar kein Böses in der Natur Platz hat, und folglich auch nicht im Menschen!

Lothar. So schnelles Einverständniss über einen solchen Gegenstand bei so weiter Verschiedenheit der Grundsätze — wäre kein kleines Wunder. Damit Sie aber vorläufig beurtheilen mögen, wie nahe und bei welchem Puncte wir etwa zusammentreffen: so erlauben Sie mir eine Unterscheidung und ein Gleichniss. Das Böse ist zwar im Menschen, und insofern auch in der Natur, da jener einen Theil von dieser ausmacht. Aber es muss in Beziehung auf den Menschen ganz anders beurtheilt werden, als in Ansehung der Natur. Von jener Beziehung zu reden, war in unserm bisherigen Gespräch kein Anlass, da bei Ihnen der Naturbegriff überall vorherrscht! ich schweige demnach auch für jetzt darüber. Für die Natur aber ist das Böse nur einem Krankheitsstoffe, einem Miasma zu vergleichen. Wie das Gift der Wasserscheu, der Pocken, der Pest, sich unglücklicherweise unter gewissen Umständen erzeugt, und alsdann jedem menschlichen Leben gefahrdrohend sich verbreitet, wo ihm nicht die Vorsicht entgegentritt; wie sich hierin eine gewisse Gebrechlichkeit

der Organismen verräth, die sonst doch so vielen Schädlichkeiten zu widerstehen geschickt sind: gerade so auch giebt es in dem Gedankenkreise eines Menschen eine Verderblichkeit, woraus theils das Böse sich erzeugt, und worin anderntheils die Möglichkeit liegt, von dem schon vorhandenen Bösen angesteckt zu werden.

Otto. Sie erlauben Sich wohl gar, die Natur zu bedauern; als ob sie zu Zeiten in Ohnmacht falle, und sich dann nicht zu helfen wisse.

Lothar. Ich erlaube mir nicht, der Natur ein Ideal gegenüber zu stellen, das ohne Zweifel ein blosses Phantom seyn würde; daher kann ich auch nicht, gleich als ob ihr etwas fehlte, sie bedauern.

Otto. Sie nehmen also die Natur wie sie ist; und daran thun Sie gewiss recht! Aber an dem Menschen — zu welchem, wie Sie sagten, das Böse in einer ganz andern Beziehung stehen soll, — also unter andern an Sich selbst, und an mir, gelegentlich zu kritisiren, davon wollen Sie nicht ablassen. Aber sagen Sie mir nur, wie kommen Sie dazu, und wie fangen Sie das an? Aus Naturbegriffen, das gestehn Sie selbst, kann jene Kritik, die den Menschen seiner Bosheit und Sünde wegen so gern verurtheilen und verdammen möchte, ihre Waffen nicht hernehmen. Also wohl aus Freiheitsbegriffen? Denn die Kantische Lehre stellt ja Natur und Freiheit einander gewöhnlich gegenüber. Darin aber, meinte ich, seyen Sie mit Spinoza einig, dass, wo Naturgesetze herrschen, von Freiheit nicht die Rede seyn könne; und dass diese wunderthätige Göttin, für die in der intelligibelen Welt eben so wenig als in der Sinnenwelt Platz ist, nur wieder in die poetische und mythische Welt zurückkehren möge, aus der sie gekommen ist.

Lothar. Lieber Freund! Sprechen Sie leise! Es giebt Viele, die in allerlei Mythologie tief befangen sind, und die eben desshalb das Wort nicht hören mögen.

Otto. Wer wird mich hindern, laut zu sagen was ich denke? Zudem hat man sich längst gewöhnt, den Spinoza zu hören, der jetzt auf allen Kathedern und aus allen gelehrten Zeitungen redet.

Lothar. Nur nicht mit der ihm eigenthümlichen Consequenz.

Otto. Soviel weiss wenigstens Jeder von ihm, dass er die Freiheit des Willens leugnete, und eben darum leugnen musste, weil er sonst in seinen Ableitungen aus dem Urwesen nothwendig einem Sprunge eine Lücke hätte zulassen müssen, wodurch die ganze Ableitung unnütz und nichtig geworden wäre. — Und nun im Ernste, Lieber! denn Ihre Furcht vor den Leuten ist ja doch nur Scherz, — worauf gründen Sie jene Beurtheilung des Menschen, für den, wie Sie sagen, das Böse eine andere Bedeutung haben soll, als für die Natur?

Lothar. Beinahe glaubte ich, Sie würden auch diesmal Ihre Frage wieder vergessen.

Otto. Was soll das heissen?

Lothar. Zuerst fragten Sie mich, wie ich über Spinoza's Lehre von der Persönlichkeit denke; dann, was ich bei der intellectualen Anschauung, als der dritten Stufe der Erkenntniss vermisse; jetzt, worauf ich die sittliche Beurtheilung des Menschen gründe: — wo soll ich nun anfangen?

Otto. Sie böser Mann! So ganz im Stillen haben Sie eine heimliche Controle gehalten über unser Gespräch, und jetzt kommen Sie wie aus dem Hinterhalt hervor, mich zu beschämen, dass ich, in meiner Lebhaftigkeit, die zweite und dritte Frage aufwarf, bevor die erste beantwortet war. Ist ein Gespräch denn ein System? Wollen wir denn das Alles erschöpfend abhandeln, was wir angeregt haben? Da sollten Sie gewiss kein Ende finden.

Lothar. Wenn ich nun so ganz im Stillen eine heimliche Controle gehalten hätte über Ihren wohlgefüllten Geldbeutel, und käme jetzt aus dem Hinterhalt hervor mit zwei geladenen Pistolen, Sie zu beschämen, dass Sie in Ihrer Lebhaftigkeit vergessen hätten Sich zu Ihrer Reise durch den unsichern Wald mit tüchtigen Waffen und Begleitern gehörig auszurüsten: dann würden Sie mich ohne Zweifel etwas ernstlicher, als eben jetzt, *einen bösen Mann* nennen; und ich würde mich bei Ihnen nicht entschuldigen können, weder mit Anfechtungen des Satans, noch mit Naturgesetzen des Spinoza.

Otto. Wenigstens würde ich, einem Strassenräuber gegenüber, an ein philosophisches Lehrgebäude schwerlich denken. Aber jetzt, da wir mit diesem beschäfftigt sind, warum stört uns jener?

Lothar. Es kann nicht schaden, uns das Böse einmal recht zu vergegenwärtigen, und es vorläufig ohne System zu beurtheilen.

Otto. Ihr Beispiel ist handgreiflich genug; aber es reicht, soviel ich sehe, nicht weiter, als bis zu den gemeinen Geboten: Du sollst nicht tödten und nicht stehlen.

Lothar. Wie aber, wenn es eine Ethik gäbe, die, obwohl von der Gottheit ausgehend, doch selbst jene gemeinen Gebote nicht einmal ohne Sprung zu erreichen im Stande wäre?

Otto. Zielen Sie wohl gar auf Spinoza's Ethik?

Lothar. Ich kann nicht umhin, Sie in Ihrer Bewunderung jenes Werks ein wenig zu stören, wenn ich Ihnen, dem Anhänger des Spinoza, auf die zuvor berührten Fragen antworten soll.

Otto. Wie? Einem so durchaus redlichen Manne könnten Sie —

Lothar. Die Redlichkeit des Mannes bleibe ganz unangefochten. Der Mensch ist oftmals besser als sein System; und eben darum muss das System sich bequemen, Sprünge zu machen.

Otto. Und meine harmlosen Fragen ziehn dem grossen Denker solche Beschuldigungen zu? Und Sie finden kein edleres Mittel, um ein System anzugreifen, das nicht das Ihrige ist?

Lothar. Die möglichen Angriffspuncte finde ich bei diesem System ungefähr so viele, als es Axiome und Definitionen aufstellt, denn es ist in allen seinen Grundgedanken fehlerhaft. Wir aber sprachen diesmal über das Böse, daher liegt uns das Praktische in jenem Systeme am nächsten. Und immer wird derjenige etwas ungrossmüthig erscheinen müssen, der es unternimmt, das, was Spinoza die Tugend der Grossmuth nennt, ins rechte Licht zu stellen.

Otto. Seyn Sie ungrossmüthig, wenn Sie wollen; nur nicht ungerecht!

Lothar. Gerade diese Ermahnung gebührt dem Spinoza. Haben Sie seinen Tractatus politicus nicht gelesen, den er kurz vor seinem Tode schrieb, und nicht mehr zu Ende brachte?

Otto. Nein; die Ethik hat mich bis jetzt zu sehr beschäfftigt. Aber ich freue mich auf den hohen Genuss, auch noch in die Staatsweisheit meines Lehrers eingeweiht zu werden.

Lothar. Sie finden darin den Grundsatz: dass von Natur das Recht mit der Macht gleiche Gränzen habe; indem keine Macht etwas anderes sey, als die Macht Gottes.

Otto. Vollkommen der Consequenz des Systems gemäss. Und für die nöthigen Bestimmungen, damit der Satz nicht missverstanden werde, wird hoffentlich gesorgt seyn.

Lothar. Eine der nächsten Bestimmungen ist: man müsse das Recht oder die Macht der Menschen nicht nach ihrer Vernunft abmessen, sondern nach den Begierden, von denen sie zum Handeln getrieben werden.

Otto. Warum das?

Lothar. Der Grund ist ausdrücklich angeführt: darum, weil sie sich mehr der blinden Begierde, als der Vernunft überlassen. Und finden Sie das nicht einleuchtend? Die Macht Gottes wirkt ja in den Menschen meist in Gestalt der Begierde; diese Macht aber ist das Recht selbst. Vermissen Sie hier die Consequenz?

Otto. Fahren Sie fort; und berichten Sie wörtlich genau, damit ich sehe, ob vielleicht bald ein Lichtstrahl in dies Dunkel fahre.

Lothar. Auch die Urtheilskraft eines Menschen kann dem Recht eines Andern untergeben seyn, insofern seine Seele von dem Anderen kann betrogen werden.

Otto. Das Buch ist lateinisch geschrieben. Können Sie mir nicht die Worte in der Ursprache sagen?

Lothar. Judicandi facultas eatenus etiam alterius juris esse potest, quatenus mens potest ab altero decipi. — Merkwürdig ist hieran bloss, dass Spinoza diesen Satz gerade ausspricht; denn übrigens versteht sich das von selbst, wie aus der Gleichung jus = potestas unmittelbar zu ersehen ist.

Otto. Nur weiter!

Lothar. Nach dem Naturrecht gilt jeder Vertrag für

jede Parthei so lange, als sie es für nützlich hält. Die Menschen sind von Natur Feinde; wenn sie sich aber vereinigen, gewinnen sie an Macht, also auch an Recht; daher der Staat. Allein auch im Staate hört das Naturrecht des Einzelnen, genau genommen, nicht auf; denn der Mensch handelt stets nach den Gesetzen seiner Natur, und sorgt für seinen Nutzen.

Otto. Hören Sie auf! Ich muss das zu Hause im Zusammenhange lesen.

Lothar. Besinnen Sie Sich alsdann zugleich auf den Strassenräuber, der, wenn er mächtiger ist als Sie, unfehlbar das Recht hat, über Ihr Leben und Ihre Sachen zu verfügen. Nicht wahr, jetzt sind Sie schon geneigt, ihn zu entschuldigen? Das Beispiel befremdet Sie nun weniger als zuvor; nur passt es nicht, denn das Böse, von dem wir sprachen, ist in dem blossen Gebrauch der Macht nicht zu erkennen? Nur wenn der Räuber schwächer wäre als wir, dann hätte er unrecht gethan, uns anzugreifen? —

Otto. Sie könnten am Ende darin Recht haben, dass man dergleichen auch ohne System zu beurtheilen sich gefasst halten müsse.

Lothar. Freilich sieht man mit blossen Augen mehr, als durch ein untaugliches Fernglas. Uebrigens erkenne ich in Gegenständen dieser Art gar kein anderes System für gültig, als nur ein solches, das mit der Beurtheilung ohne System, wie Sie es nennen, anfängt, und eben in solcher Beurtheilung seine ganze Grundlage besitzt, so dass es als Lehrgebäude ganz und gar über derselben errichtet ist.

Otto. Sollte wohl dem Spinoza, bei allem seinem Scharfsinn, doch in Ansehung des Naturrechts etwas Menschliches begegnet seyn? Sagen Sie mir ehrlich, glauben Sie wirklich, dass der Satz: *die Macht ist das Recht*, nothwendig mit der absoluten Anschauung Gottes, als des allumfassenden Urwesens, zusammenhänge? Oder liegt in der Ableitung ein verborgener Fehler?

Lothar. Ein ziemlich offenbarer Fehler liegt darin, dass Spinoza den Rechtsbegriff auf Gott anwandte, der über denselben erhaben ist.

Otto. Was wollen Sie damit gewinnen? Diese Behauptung klingt ja vollends paradox!

Lothar. Alles wird deutlich seyn, sobald Sie bedenken, dass Rechte stets für Einen gegen Andere gelten. Wer ist nun für Gott der Andere, der ihm gegenüber stünde?

Otto. Gewiss Keiner!

Lothar. Wenigstens kein solcher, der es sich einfallen lassen könnte, mit Gott zu rechten. Mit dem falschen Satze: Deus jus ad omnia habet, et jus Dei nihil aliud est, quam ipsa Dei potentia, schwinden nun auch alle daraus fliessende Folgerungen; und das Recht kehrt zurück zu den Menschen, in deren Verhältnissen es seinen Sitz und Ursprung hat.

Otto. Aber wie? Noch immer steht mir in dem mächtigen Menschen die Gewalt Gottes gegenüber; meine Schwäche aber ist nichts Göttliches; mein Recht ist auch nur menschlichen Ursprungs; und so gebietet mir die Gottesfurcht, zurück zu weichen, und mein Recht ist ein leerer Gedanke!

Lothar. Da liegen Sie allerdings gefangen in den Fesseln Ihres falschen Systems.

Otto. Und wenn ich ohne System handle, wie die Meisten; wenn ich mich widersetze, wenn ich kämpfend falle: was geschieht nun in Gott? Die Kraft, mit der ich widerstehe, ist eben sowohl Gottes Kraft, als jene, die mich unterdrückt. Gott streitet also mit sich selbst! Und man kann das nicht etwan ein blosses Kampfspiel nennen, denn auch die ernstlich streitenden Gedanken, jene Begriffe von Recht und Unrecht, sind am Ende Gedanken in Gott! — Doch mir fällt ein Ausweg ein! Bei dem Kampf des Mächtigen gegen das Recht ist die Schwäche nur scheinbar auf der Seite des Unterdrückten.

Lothar. Unmöglich! Die siegende Gewalt, wessen ist sie denn, wenn nicht die Gewalt Gottes? Wollen Sie etwa den Satan zu Hülfe rufen? Oder kennt Ihr System eine Quelle der Kraft ausser Gott?

Otto. Sie missverstehn mich; ich meine, das wahrhaft Starke liegt in der Ueberzeugung des Rechts; und diese Stärke ist in dem scheinbar Schwachen.

Lothar. Armer Freund! Ihre Mühe ist vergebens. Spinoza erlaubt Ihnen nicht, Denken und Ausdehnung zu trennen, diese beiden Attribute Gottes müssen stets in gleicher Entwickelung und Gestaltung beisammen bleiben.

Otto. Was folgt daraus wider mich?

Lothar. Hatten Sie nicht die Stärke des Gedankens dem Unterdrückten beigelegt, und die der Körperkraft dem Unterdrücker? Sehn Sie nicht, dass Sie auf entgegengesetzte Seiten gebracht hatten, was nur in Einen Punct vereinigt zu denken gestattet war?

Otto. Leider sehe ich es.

Lothar. Auch können Sie sicher annehmen, dass jener Fehler, das Recht und die Macht in Gott gleich zu setzen, dem Spinoza nicht begegnet seyn würde, wenn in seiner Gesinnung ein deutliches Gefühl für das Recht gewesen wäre. Die Speculation verirrt sich niemals weit vom Gemüthe.

Otto. Spinoza's Gemüth sollen Sie mir nicht verdächtig machen! Wenn sein System von dem Flecken nicht zu reinigen ist, dass es einen innern Widerstreit des Rechts und Unrechts in Gott hineinträgt, so hat Spinoza diesen Flecken nicht gesehn; er hat menschlich gefehlt, aber nicht *wissentlich* gelästert.

Lothar. Lieber! Sie vergessen ja ganz die *Grossmuth!* Diese war wirklich in Spinoza's Gesinnung. Sein Rechtsgefühl blieb unentwickelt, aus dem sehr natürlichen, und sehr gewöhnlichen Grunde, weil er für seine Person darüber hinaus war, durch Rechts-Regeln vom Unrechtthun abgehalten zu werden. Er *verachtete* die blinden Begierden, die sich in verbrecherischen Handlungen äussern. Was wir Unrecht nennen, das ist bei ihm Schwäche und Thorheit.

Otto. Das ist ja gerade dasselbe, was ich nur eben zuvor behauptete, als ich den mächtigen Unterdrücker schwach am Geiste, wenn gleich stark am Leibe nannte. Diesen Gedanken schreiben Sie nun selbst dem Spinoza zu; vorhin verboten Sie mir, dahin meinen Ausweg zu nehmen!

Lothar. Antworten Sie mir! Gehört nicht bei Spinoza stets Denken und Ausdehnung zusammen? Besinnen Sie Sich nicht des Ausdrucks: modus extensionis et idea illius modi

una eademque est res? Erwähnten Sie nicht selbst vorhin, dass er stets vom Leibe auf den Geist schliesst?

Otto. Allerdings.

Lothar. Vielleicht ist Ihnen selbst der Ausspruch gegenwärtig: ordo actionum et passionum corporis nostri simul est natura cum ordine actionum et passionum mentis. Er steht bei einem der ersten Lehrsätze des dritten Theils der Ethik.

Otto. Ich erinnere mich.

Lothar. Halten Sie nun diese Verknüpfung, oder diese Parallele des Handelns und Leidens in Körper und Geist genau fest! Nehmen Sie hiezu den Satz: die Handlungen des Geistes entstehen bloss aus adäquaten Ideen, die Passionen bloss aus inadäquaten. Und nun sagen Sie mir, der mächtige Unterdrücker, der furchtbar waltende Despot, hat er, als solcher, adäquate, oder inadäquate Ideen?

Otto. Ich weiss in der That nicht, wie ich antworten soll. Als mächtig, als activ, muss er adäquate Ideen besitzen; als Unterdrücker und Zerstörer das Gegentheil.

Lothar. Ergeben Sie Sich also nur darein: Spinoza ist hier inconsequent, und zwar auf eine merkwürdige Weise mit sehenden Augen. Denn er selbst redet irgendwo von Handlungen aus einem Affect, der eine Passion sey; und entwickelt bei der Gelegenheit ausführlich, die Handlung des Schlagens sey eine Tugend, sofern man sie physisch betrachte; die nämliche Handlung könne aber eben sowohl mit dunkeln, als mit klaren Vorstellungen verbunden seyn. Hierüber beruft er sich auf seinen zweiten Theil, aber gegen seine Gewohnheit nur unbestimmt, ohne genaue Anführung eines Lehrsatzes. Ohne Zweifel schwebte ihm jene seltsame Physiologie vor, woraus er das Gedächtniss, und die Verknüpfung der Bilder in der Seele erklärt hatte. Und dieses Blendwerk hinderte ihn, wie es scheint, sich zu erinnern, dass nach seiner Theorie nothwendig zu der tugendhaften Handlung des Schlagens auch eine tugendhafte Gesinnung in der Seele gehöre; und dass eben so zu den inadäquaten und dunkeln Vorstellungen der letztern, eine Schwäche und Verkehrtheit im Organismus müsse gesucht werden.

Otto. Was den ersten Punct anlangt, so liesse sich die

tugendhafte Gesinnung, die Sie vermissen, nun allerdings bei dem Despoten wohl nachweisen.

Lothar. Wollen Sie das wirklich unternehmen?

Otto. Freilich fühle ich mich dabei etwas verlegen. Ich mag es kaum sagen, obgleich Spinoza es laut und wiederholt genug ausspricht: Die Tugend liegt im Streben nach dem eignen Nutzen. Der Despot, indem er für sich sorgt, ist also tugendhaft! Aber wie war es möglich, dass ich bei dieser Lehre bisher nicht anstiess?

Lothar. Sie liessen Sich durch die gewöhnlichen Wendungen aller Glückseligkeitslehre täuschen. Der wahre Nutzen sey von dem scheinbaren zu unterscheiden, und das höchste Gut bestehe in der Erkenntniss Gottes; einem Gemeingute, welches niemals Streit veranlassen könne.

Otto. Und auch das nennen Sie Täuschung? Mich dünkt, ich erhole mich wieder, indem Sie mir diese herrlichen Gedanken ins Gedächtniss zurückführen; und dafür will ich gern den Missgriff bekennen, den ich so eben beging, als ich dem Despoten eine tugendhafte Gesinnung nachweisen wollte. Spinoza mag also in jenem Puncte inconsequent bleiben, wenn er nur dafür gesorgt hat, uns in der Anschauung Gottes das höchste Gut zu bereiten.

Lothar. Unser Gespräch hat sich auf einen Punct zurückgewendet, den wir schon früher berührten. Sind Sie bereit, mit unbefangener Wahrheitsliebe nachzusehn, was Sie an dieser Anschauung des Spinozistischen Gottes, an diesem höchsten Gute eigentlich besitzen?

Otto. Sie drohen mir mit unwillkommenen Aufschlüssen! Doch reden Sie!

Lothar. Bei der Aufzähluug der Attribute Gottes ist eins vergessen, welches später nachgeholt wird; nämlich die intellectuale Liebe Gottes zu sich selbst. Wie verhält sich zu derselben die Liebe der Frommen unter den Menschen zu Gott?

Otto. Sie ist ein Theil von jener. Denn die menschliche Seele ist ein Theil des göttlichen Denkens, und Gott ist eben so wenig ein fremder und äusserer Gegenstand der Betrachtung und Verehrung für den Menschen, als hinwie-

derum in dem Menschen eine Kraft und Stärke der Liebe seyn kann, die nicht die Kraft Gottes selbst wäre. Dies sind ausdrückliche Lehren des Spinoza.

Lothar. Vollkommen richtig. Wenn wir demnach alle Liebe zu Gott, die sich in den sämmtlichen endlichen Vernunftwesen findet, zu einer Summe zusammenfassen, so ist diese Summe nichts anderes als eben jene unendliche Liebe Gottes zu sich selbst; nicht wahr?

Otto. So scheint es.

Lothar. Vollständig und scharf ausgedrückt wird die Sache so lauten: Die Liebe des Ganzen (Gottes) gegen das Ganze, ist gleich der Liebe aller Theile (der endlichen Vernunftwesen) gegen das Ganze; und ebenfalls gleich der Liebe des Ganzen zu allen Theilen; und nochmals gleich der Liebe aller Theile gegen alle Theile; in welchem letztern Ausdruck auch die Liebe jedes Theils gegen sich selbst mit enthalten ist.

Otto. Sie entzücken mich, anstatt mich zu widerlegen. Betrachten Sie nur selbst den Sinn der Formeln, die Sie da so kalt, als ob es eine Rechnung wäre, hingestellt haben. Von einer unendlichen Selbstliebe Gottes sind Sie ausgegangen; nicht so?

Lothar. Gewiss musste ich das, wenn ich Spinoza's Lehre aussprechen wollte. Was aber die Selbstliebe entzückendes habe, das gestehe ich nicht zu begreifen, sie mag nun endlich oder unendlich, und eine Selbstliebe des höchsten oder des niedrigsten Wesens seyn.

Otto. Ich beschwöre Sie, hören Sie mich; und lassen Sie Sich von den falschen Beschuldigungen, die Sie gegen den Spinoza im Sinne haben mögen, noch bei Zeiten zurückhalten. Die Selbstliebe Gottes war es nicht, was mich entzückte; sie ist so erhaben, dass mein Gedanke vergeblich suchen würde, sie zu erreichen. Aber welche, wahrhaft göttliche Offenbarungen folgen nun weiter! Die Liebe aller Frommen zu Gott ist eins und dasselbe mit der Liebe Gottes zu den Menschen. —

Lothar. Verzeihen Sie! Auch zu den *nicht-frommen Menschen?*

Otto. Keine Störung! Ich bitte! Die Liebe der Menschen

unter einander ist ebenfalls eins und dasselbe sowohl mit jener Frömmigkeit, als mit der Menschenliebe in Gott; und endlich ist unsre eigene Selbstliebe eben sowohl ein göttlicher Zug in uns, als die gegenseitige Liebe der Menschen; hier ist kein Streit, denn alles ist in Gott! Hat es nun wohl jemals ein System gegeben, welches eine so vollkommene Harmonie stiftete zwischen Religion, Tugend und Glückseligkeit? Wie rein ist diese Einheit! Wie einfach gross ist der Gedanke in seinem Grunde und in allen seinen Folgen! Warum doch sträuben Sie Sich, dieses klare Licht in Ihre Seele dringen zu lassen? Was wollen Sie mit allen den kleinlichen Bedenklichkeiten, mit allen den mühseligen Speculationen, wodurch Sie Sich und Andre nur irre machen, und eine augenblickliche Verlegenheit erkünsteln, die sogleich bei der ersten Besinnung an den Hauptpunct des Systems wieder verschwindet? Erheben Sie Sich doch endlich in diesen Himmel der heitersten Heiterkeit, worin Sie zugleich als Mensch für sich selbst, als Freund für alle Menschen, als ein Ausdruck des Urwesens in Ihm, dem Höchsten, wahrhaft leben, wahrhaft schauen und wahrhaft denken werden!

Lothar. In der That! Personen von Ihrer Gemüthsstimmung ergeben sich einer Begeisterung für Spinoza, wie die Franzosen für den Corsen.

Otto. Wie? Sie dürfen —

Lothar. Nehmen Sie nicht übel! Gegen Ihren Schwindel giebt es kein andres Mittel, als eine kleine Aufregung Ihres Unwillens. Und da ich den Corsen einmal nannte, so besinnen Sie Sich an jene Gleichheit des Rechts und der Macht. Wissen Sie darüber jetzt bessere Auskunft zu geben als vorhin? — Wo nicht: so halten Sie Sich gefasst, dass ich Ihnen sogleich aus der nämlichen Quelle, woraus Sie Sich so eben berauschten, den Satz ableiten werde: *Der Mensch soll gar Nichts. Er hat gar keine Pflicht, keine Bestimmung. Das Leben ist nichts als ein Zeitvertreib, und alles Streben zum Besseren ist Thorheit.*

Otto. Wenigstens mein Streben, Ihre Ansichten zu verbessern, scheint eine Thorheit zu seyn.

Lothar. Und Spinoza's Bemühen, eine Ethik zu schreiben,

ist nach seiner Lehre ebenfalls ein überflüssiges, nach meiner Ansicht aber ein gänzlich misslungenes Streben.

Otto. Nun lassen Sie hören, warum?

Lothar. Sagen Sie mir: kann sich in einem der göttlichen Attribute etwas vermehren oder vermindern?

Otto. Das wäre ungereimt im höchsten Grade.

Lothar. Kann sich die intellectuale Liebe Gottes vermehren oder vermindern?

Otto. Keineswegs.

Lothar. Es bleibt also von dieser Liebe stets ein gleiches Quantum in der Welt.

Otto. Ohne Zweifel.

Lothar. Gesetzt also, es sey von derselben zu wenig in meiner Seele: so wird dessen dagegen desto mehr seyn in einer andern; etwa in der Ihrigen?

Otto. Das will ich hoffen.

Lothar. Warum hoffen? Was liegt daran, wenn auch Sie vielleicht eine kleinere Portion davon enthielten; desto mehr wird sich bei irgend einem Dritten oder Vierten antreffen lassen.

Otto. Ich wenigstens werde suchen, mich in dieser Liebe, die mein wahres Wesen ausmacht, zu behaupten.

Lothar. Sie werden aber auch nichts einzuwenden haben, wenn Jemand, der nun einmal weniger davon bekommen, nicht mehr verlangt?

Otto. Meinen Freunden wünsche ich das Beste, und von dem Besten das Meiste, wenn sie es nur annehmen wollen.

Lothar. Das heisst, Sie wünschen, dass in Ihren Freunden und in Ihnen selbst sich Gott mehr darstellen, dass ein grösseres Quantum göttlicher Liebe in Sie und in Jene einkehren möge; — und, was unvermeidlich ist, dass irgend welchen Anderen dagegen etwas entzogen werde.

Otto. Welche Berechnung!

Lothar. Die Spinoza wenigstens unterschreiben muss. Oder ist etwan nicht bei ihm *ein* Endliches das Beschränkende des Andern? Ist nicht jede Seele ein Theil, ein bestimmtes Quantum des göttlichen Denkens, bestehend noch obendrein aus kleineren Theilen, und zusammengesetzt aus mehrern Ideen?

Otto. Diese Ausdrücke kommen freilich bei Spinoza vor.

Lothar. Und Sie wollen doch wohl nicht an seinen Worten meistern, als hätte er nicht verstanden zu sagen was er meinte? Damit würden Sie Sich gerade in die Klasse seiner modernen Verbesserer hineinversetzen, dle Alles verwirren, ohne irgend Etwas bessern zu können.

Otto. Wie hängt denn das Alles mit Ihrer Drohung zusammen, das menschliche Leben müsse sich nach Spinoza in einen blossen Zeitvertreib auflösen, und der Mensch solle gar Nichts? —

Lothar. Was kann der Mensch noch sollen, wenn sich die Summe des Guten in der Welt gar nicht vermehren noch vermindern lässt?

Otto. Er soll seine Affecten bändigen.

Lothar. Und wenn er sie nicht bändigte?

Otto. Dann würde er nicht frei seyn.

Lothar. Spinoza und Freiheit — wie kommen die zusammen? Etwa durch die blosse Ueberschrift des letzten Theils der Ethik: de libertate humana?

Otto. Durch die Anweisung in diesem Theile, sich zur Anschauung und Liebe Gottes zu erheben.

Lothar. Gesetzt diese Anweisung werde befolgt: giebt es nun mehr Anschauung, mehr Liebe Gottes als vorhin? Gesetzt sie bleibe unbefolgt: entsteht daraus ein Minus, ein Deficit in der genannten Vortrefflichkeit, oder Tugend, oder Glückseligkeit, oder Erkenntniss, — oder mit welchen andern Namen soll ich jenes höchste Gut des Spinoza noch benennen, welches ohne alles menschliche Zuthun vorhanden, unter unendlich vielen endlichen Vernunftwesen vertheilt, in einem beständigen Wechsel dieser Vertheilung begriffen, und durch unabänderliche Naturgesetze dieses Wechsels in verschiedenen Formen umhergetrieben, aber keiner Vermehrung noch Verminderung fähig ist? Von Naturgesetzen war vermuthlich auch Spinoza getrieben, als er eine Ethik schrieb; da aber die Natur, seiner Meinung nach, keine Zwecke hat, so ist auch die Ethik zwecklos; der ganze Spinoza selbst war ein Spiel der Natur; und das ganze Menschengeschlecht ist ein Zeitvertreib Gottes, der sich, vermöge seiner innern Unruhe,

in allerlei Gestalten umherwirft, ohne dadurch weder für sich noch für irgend Jemanden etwas zu erreichen.

Otto. Hieran ist allerdings etwas Wahres. Die Menschen, als Individuen, haben sehr wenig Werth; es ist an ihnen nichts Bleibendes, ausser der Idee von ihrem Wesen, sofern dieses in dem Wesen Gottes mit ewiger Nothwendigkeit gegründet ist. Hingegen Einbildungskraft und Gedächtniss verschwinden mit dem Erdenleben; sie hängen zusammen mit den Verkettungen der Affectionen des Leibes.

Lothar. Gehn Sie nur noch wenige Schritte weiter, und wir werden auf den Punct kommen, der Ihnen vorhin Gegenstand einer Frage zu seyn schien. Erinnern Sie Sich nicht an den spanischen Dichter, der nach einer Krankheit seine früheren Tragödien nicht mehr für die seinigen erkannte? Spinoza giebt zu verstehen, dass er um dieser und ähnlicher Erfahrungen willen nicht geneigt sey, die Identität der Person auch nur während des irdischen Lebenslaufes anzuerkennen. Und wie könnte er es auch? Da die Theile des Leibes in stetem Wechsel begriffen sind, die Seele aber auf den Vorstellungen von diesen Theilen beruhen soll, so ist sie offenbar nichts Beharrendes, sondern es ist in ihr, als einem Aggregat von Gedanken, eine stete Zunahme und Abnahme. Dies ist, wenn ich nicht irre, gerade das, was Sie vorhin bemerkten.

Otto. In der That, das ists. Aber Sie, anstatt mich aufzuklären, wollen mich am Spinoza nur irre machen, den Sie sogar mit dem argen Napoleon vergleichen!

Lothar. Sollte das flüchtige Wort Sie verletzt haben? Dann darf ich Ihnen kaum sagen, dass ich nicht sowohl die beiden Männer, als deren Bewunderer verglich; die, so lange nicht eine gewaltsame Enttäuschung eintritt, auch die deutlichsten Warnungszeichen absichtlich verkennen, um nur nicht aus der Bezauberung gerissen zu werden, in der eine ungeheure Keckheit ihnen als wahre Grösse erscheint. Dieses Staunen muss etwas unglaublich Angenehmes haben; so schliesse ich aus meiner Beobachtung Anderer, denn mir selbst ist durch eigenes Gefühl davon niemals auch nur die leiseste Anwandlung bekannt geworden. Eben darum lassen

Sie Sich versöhnen, Lieber! Mich verdriesst es ja nicht, wenn Sie mir die Anschauung absprechen, die nach Ihrer Meinung die Bedingung alles Philosophirens seyn soll.

Otto. Nun wohl, wir müssen beide mit einander Geduld haben. Und da wir einmal so tief ins Gespräch gerathen sind, so gebührt sichs, die schon erhobenen Fragen wenigstens so weit zu verfolgen, dass Jeder des Andern Meinung erfahre.

Lothar. Auf welchen Punct trifft denn eigentlich Ihre Bedenklichkeit, auf das Ich, oder auf die Seele?

Otto. Was meinen Sie mit dieser Unterscheidung?

Lothar. Dies, dass Spinoza in Ansehung der Seele Unrecht, in Hinsicht auf das Ich aber grossentheils Recht habe.

Otto. Was höre ich? Sie geben dem Spinoza auch einmal Recht?

Lothar. Mir gilt das Ich nur für eine Complexion von Vorstellungen, die dem Wachsthum und der Abnahme, überdies einer mannigfaltigen Umwandlung durch sehr verschiedenartige Reflexionen, unterworfen ist. Ja ich würde mich vielleicht dem Spinoza in diesem Puncte um eben so viel nähern, als ich mich von Fichten entferne, wenn nicht die Einheit der Seele der veste und dauernde Sitz wäre, worin die Ichheit dergestalt ruht, dass in ihr ein vestbestimmter Charakter, und ein stetiges moralisches Selbstbewusstseyn möglich ist.

Otto. Das moralische Selbstbewusstseyn gerade ist der Punct, um den sich meine Bedenklichkeiten drehen. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, dass die schönsten Erhebungen unseres Geistes, die kräftigsten Entschliessungen, die erhabensten Thaten, sofern sie aus der Phantasie zum wenigsten eben so sehr als aus der Vernunft ihren Ursprung nehmen, und dem Gedächtniss gleichsam als innerliche Ehrenzeichen unserer Persönlichkeit anvertraut werden, — sich in uns selbst einem unmerklichen Veralten, einer Auflösung überliefern, aus welcher keine Rettung möglich ist, da die ganze Person, als Zeitwesen, dem nämlichen Wechsel unterworfen ist, dessen sichtbare Spuren sich dem Leibe von Jahr zu Jahr deutlicher aufdrücken. Was thut nun der Greis,

wenn er sich der Thaten seiner Jugend rühmt? Jener kräftige Mann ist verschwunden; und dieser Alte ist ein Thor mit seiner Klage, dass ihm jetzt nur die Nerven und Muskeln fehlen, um derselbe zu seyn wie ehemals! Gerade umgekehrt, *weil* ihm Nerven und Muskeln den Dienst versagen, soll er aufwachen aus dem Traum von einer frühern Persönlichkeit, die ihm gehöre, ihn schmücke, ihn tröste, und ihm die Leiden des Alters versüsse. Das ist fremder Schmuck und fremde Heiterkeit; und wenn ein edler König, ein dankbares Vaterland in dem Alter noch den Jüngling belohnen, so rufen auch sie einen Schwelger an eine fremde Tafel, während sie schicklicher eine Todtenfeier anordnen würden, um eine erstorbene Kraft zu preisen, die aus jenen, noch umherschleichenden, marklosen Knochen längst entwichen ist. Das sind Wahrheiten von einer so bittern Art, dass ich ihnen entfliehen möchte, wenn nicht der Satz: Leib und Geist sind Eins, und den gleichen Perioden der Entwickelung und Auflösung unterworfen, alles Entfliehen unmöglich machte.

Lothar. Nein, Lieber! das sind eben so wenig Wahrheiten, als das Recht einerlei mit der Gewalt, der Mensch ein blosses Naturspiel, das Streben nach dem Bessern eine Thorheit, und Spinoza's Urwesen eine wahrhafte Gottheit ist.

Otto. Reden Sie weiter! Warum ist Spinoza's Urwesen keine wahrhafte Gottheit?

Lothar. Zuerst: weil er nicht gütig seyn kann.

Otto. Und weshalb das nicht?

Lothar. Weil keine Güte für sich selbst sorgt; und weil Spinoza's Gott Niemanden hat, als sich selbst.

Otto. Wenn dies das Erste, was ist das Zweite?

Lothar. Spinoza's Gott ist nicht heilig.

Otto. Was fehlt ihm zur Heiligkeit?

Lothar. Die Reinheit und die Würde.

Otto. Was finden Sie Unreines in ihm?

Lothar. Den ganzen Naturlauf, die ganze Endlichkeit im Unendlichen, den ganzen Uebergang aus adäquaten Ideen zu inadäquaten, die ganze Unruhe der Körperwelt.

Otto. Was fehlt an der Würde?

Lothar. Schauen Sie selbst mit Spinoza's Augen in

seinen Gott hinein! Fragen Sie Sich, was dieser Gott sehe, wenn er Sich sieht? Wie ist seine eigne Ichheit, seine eigne Persönlichkeit, wenn wir einen solchen Ausdruck wagen dürfen, beschaffen? Das letzte Object, worauf der Blick ruhen kann, ist die Körperwelt; und das Höchste, wozu er sich erheben mag, ist Selbstbeschauung und Selbstliebe.

Otto. Sie wagen zu viel! Es ist allzudreist, in Gottes Selbstbewusstseyn hinein schauen zu wollen.

Lothar. Wer anders als Spinoza ist Schuld an dieser mehr als dreisten Keckheit? Zwar das ist ein Erbfehler der Menschheit, von Gott mehr wissen zu wollen, als man wissen kann; aber wenn Andre ihre Visionen in poetischen Bildern ausdrückten, und in das Allerheiligste nur durch einen Schleier zu schauen glaubten, geht dieser Mann mit der Miene der grössten prosaischen Nüchternheit, ja mit einem Schein von geometrischer Methode an das gigantische Werk, die Welt sowohl dem Leibe als der Seele nach aus Gott herauszuschneiden.

Otto. Was helfen alle Ihre harten Worte? Gesetzt auch, ich könnte wünschen, dass Spinoza Unrecht habe, so führt der Wunsch zu Nichts. Denn die Sache ist nun einmal so! Die theoretischen Lehrsätze stehn vest; die praktischen Folgerungen müssen wir uns gefallen lassen.

Lothar. Wollen Sie einmal versuchen, nur einige Wochen in dem Wunsche zu verharren, dass Spinoza's Lehre falsch seyn möchte, so bin ich überzeugt, die theoretischen Sätze werden gar bald vor Ihren Augen aus allen Fugen weichen, und Sie werden kaum begreifen, wie man ein so unzusammenhängendes, und auf gar keiner Grundlage ruhendes Flickwerk, ein System habe nennen können.

Otto. Was ist das? Allgemein wird Spinoza's Consequenz gepriesen, auch von seinen Gegnern, auch von Ihnen: und nun heisst Alles ein Flickwerk, was sonst als ein vestes System bewundert wurde?

Lothar. Unterscheiden Sie nur Consequenz der Ansicht, und Consequenz des Systems. Jene ist vorhanden; diese fehlt.

Otto. Die Consequenz der Ansicht bewährt sich gewiss

dadurch, dass man in ungestörter Anschauung Welt und Menschheit, Natur und Gott zugleich übersieht.

Lothar. Und die Consequenz des Systems vermisst sogleich derjenige, der die Hauptgedanken aus einander herzuleiten sucht, und nun findet, dass sie nicht einmal zusammen passen, viel weniger aus einander folgen.

Otto. Ich erblicke in Gott die beiden unendlichen Attribute, Ausdehnung und Denken; in der unendlichen Ausdehnung die gesammte Körperwelt, worin jeder Körper von dem andern bestimmt und begränzt wird; in dem unendlichen Denken die sämmtlichen endlichen Vernunftwesen, welchen gleicherweise eine Ordnung und Verbindung von Vorstellungen inwohnt, die der Körperwelt entspricht; so dass beide Welten, die der Ausdehnung und die des Denkens, einander gegenseitig abbilden und bedeuten; und dass, wer eine von beiden kennt, dieser auf die andre schliessen kann.

Lothar. Und ich frage: Wie folgt aus der Einheit der unendlichen Substanz eine Mehrheit von Attributen? Wie geschieht es, dass uns gerade Ausdehnung und Denken als solche genannt werden?

Otto. Weil wir eine äussere und eine innere Welt wahrnehmen, darum müssen jene Attribute angenommen werden.

Lothar. Also nachdem die eine, einzige Substanz *angenommen* war, darum schreitet das *Annehmen* nun dergestalt fort, dass dem ersten Grundbegriffe sich Alles unterordnen möge, was in der Erfahrung gegeben war. Sehn Sie nun den Unterschied einer Ansicht von einem Systeme?

Otto. Noch nicht ganz.

Lothar. Die Ansicht geht aus von einem Begriffe, der den Gesichtspunct bestimmt; das Mannigfaltige aber, was von diesem Puncte aus zu sehen ist, muss sich in der Erfahrung *finden;* es muss sich alsdann nach dem Hauptbegriffe *fügen* und *schicken;* es ist also ein Stoff, den der Denker nicht macht, sondern verarbeitet. Sollte Spinoza's Lehre ein System werden, so müsste sich in der unendlichen Substanz eine Nothwendigkeit zeigen, dass sie gleichsam auseinander gehe in Ausdehnung und Denken; jetzt aber zeigt Spinoza umgekehrt, dass Ausgedehntes und Denkendes Platz nehmen

müsse in der Substanz, weil es nun einmal da sey, und nirgends anderwärts bleiben könne. Sehn Sie nur den Beweis an, der für das Theorem: *Denken ist ein Attribut Gottes*, im zweiten Theile der Ethik geführt wird. Wie lautet er?

Otto. Die einzelnen Gedanken, nämlich dieser und jener Gedanke —

Lothar. Schon genug! Sie sehn, dass hier die einzelnen Gedanken als aus der Erfahrung bekannt vorausgesetzt werden. Dazu wird die Stellung gesucht, welche denselben in der unendlichen Substanz könne angewiesen werden; und nun ist es allerdings das kürzeste und bequemste, ein Unendliches anzunehmen, das jenem Endlichen gleichartig, und aus welchem das letztere entnommen sey. Der Beweis für das zweite Theorem: *Ausdehnung ist ein Attribut Gottes*, wie lautet er?

Otto. Er soll denselben Weg nehmen, wie jener.

Lothar. Also werden wir anfangen müssen: *die einzelnen Körper, oder dieser und jener Körper* — das heisst, wir werden auch hier erst durch Erfahrung gelernt haben müssen, dass es Körper giebt; alsdann aber kostet es keine Mühe, auch zu diesem Endlichen das Entsprechende im Unendlichen anzunehmen, und jenes als aus diesem herausgehoben zu betrachten.

Otto. Allein das Herausheben, wie geschieht es?

Lothar. Diese Frage wollte ich Ihnen eben vorlegen.

Otto. Wirklich habe ich niemals recht begriffen, warum die Unendlichkeit sich darauf einlasse, Endliches in sich aufzunehmen, oder aus sich herzugeben.

Lothar. Haben Sie denn gehofft, das durch Spinoza begreifen zu lernen?

Otto. Ich glaubte ihn hierüber noch nicht völlig zu verstehen.

Lothar. Lieber! Sie haben ja zwei gesunde Augen. Trauen Sie doch diesen Augen; und suchen Sie nicht Geheimnisse, wo keine sind.

Otto. Was helfen meine leiblichen Augen, um das Endliche im Unendlichen anzuschauen?

Lothar. Warum denn setzen Sie immer von neuem voraus,

dass Spinoza's Hirngespinnste Wirklichkeiten, und als solche auf irgend eine mögliche Weise anzuschauen seyen? — Anstatt dessen nehmen Sie Ihr Buch; lesen Sie es, und suchen Sie mit Hülfe der leiblichen Augen den Satz und die Zeile, wo der Schriftsteller anfängt, Sie über den Gegenstand, der Ihnen Schwierigkeit macht, zu berichten. Hüten Sie Sich dabei, dem Autor Ihre eigenen Gedanken zu leihen! Hüten Sie sich, ihm Brücken zu bauen, über die er bequem gehen könne; sonst werden Sie niemals gewahr werden, wo er springe.

Otto. Für jetzt erinnere ich mich nur, oftmals bei dem acht und zwanzigsten Satze des ersten Theils der Ethik angestanden zu haben; wo ich aus dem Unendlichen auf einmal in das Endliche versetzt, und wo mir gezeigt wurde, was sich von selbst versteht, dass die endlichen Dinge nicht von der absoluten Natur eines unendlichen göttlichen Attributs herrühren können, sondern dass eine unendliche Reihe von Endlichkeiten Statt finden müsse, die einander gegenseitig bestimmen.

Lothar. Was ist denn daran Schwieriges? Sie sagen ja mit Recht, dass sich das von selbst verstehe; und es liegt klar am Tage, dass Spinoza gar nicht anders denken konnte, und dass er sogar jede Erläuterung unnütz finden musste.

Otto. Ja freilich: *Wenn* einmal das Endliche eingeführt werden sollte, dann konnte es nur so geschehn.

Lothar. Sie irren Sich, das Endliche wird nicht erst eingeführt, es ist schon da!

Otto. Wo denn? Doch nicht im Unendlichen, von dem in den vorigen Paragraphen die Rede war?

Lothar. Gewiss nicht; und eben so gewiss ist Spinoza's Lehre kein System, sondern nur eine Ansicht.

Otto. Sie wollen sagen, man dürfe nach einer Ableitung des Endlichen gar nicht fragen: sondern es sey aus der Erfahrung bekannt; und jetzt werde ihm nur die Stelle angewiesen, die es unter den gemachten Voraussetzungen einnehmen könne. Aber das genügt mir nicht.

Lothar. Genug fürs erste, wenn Sie nur sehen, dass es dem Spinoza genügte.

Otto. Sollte er denn gar nicht nach einem System gestrebt haben? Sein Werk befolgt ja doch diejenige Methode, welche zu seiner Zeit für die allerstrengste gehalten wurde.

Lothar. Wir wollen lieber nicht zu genau untersuchen, *wie* er diese Methode gebraucht hat; sonst würden wir eine beinahe endlose kritische Arbeit beginnen.

Otto. Aber was kann Tiefsinnigeres gedacht werden, als der Anfang der Ethik, bis zu jener verdächtigen Einmischung des Endlichen in das Unendliche. Welche glückliche Exposition aller Hauptgedanken gleich in den ersten Definitionen und Axiomen!

Lothar. Welche offene Darlegung von unmöglichen Begriffen und falschen Axiomen, die den besonnenen Leser gleich im ersten Augenblicke zur Kritik reizen; damit er ja nicht hoffe, ein System zu finden, dessen veste Anfangspuncte im Gegebenen liegen, und dessen Demonstrationen das Unbekannte enthüllen; sondern eine Ansicht, die mit verkehrten Schulbegriffen anhebt, und in diese das Gegebene und Bekannte hineinzwängt. Diese heillose Art zu philosophiren kündigt sogleich ein Buch an, das nicht bloss zeigt, wie man eine Ethik *nicht* schreiben, sondern auch, wie man ein System *nicht* aufbauen soll.

Otto. Sogar bis auf die vorderste Schwelle verfolgen Sie Ihren Gegner! Aber ich bleibe dennoch fürs erste im Hause; und das Höchste, was Sie über mich gewonnen haben könnten, wäre dies, dass ich mich noch einmal bei guter Musse darin umsähe, um zu erforschen, ob etwa Reparaturen nöthig sind, und was sie kosten können.

Lothar. Unter allen Gebäuden, glaube ich, sind die Lehrgebäude am schwersten zu repariren.

Otto. Aber auch am schwersten zu verlassen.

Lothar. Wer daran denkt, sie zu verlassen, der wohnt schon nicht mehr darin. Und wenn Sie am Ende gerathen fänden, auszuziehn, so dürften Sie wenigstens auf mich die Schuld nicht schieben. Denn schon vor unserm Gespräche hatten Sie an einigen sehr nöthigen Steinen Ihrer Gewölbe gerüttelt, indem Sie die Verknüpfung des Endlichen mit dem Unendlichen, und die unstete Persönlichkeit des Menschen,

für bedenklich erklärten. Ja selbst als Sie das Böse so gänzlich hinwegleugneten, waren Sie nicht mehr weit entfernt von der Frage: ob denn auch das Gute in Ihrem Systeme zu finden sey? Zwar werden wir beide nicht in *dem* Sinne das Böse dem Guten anheften, als ob ohne Hölle kein Himmel, ohne Satan kein Gott sey: aber, abgesehen von dem realen und beharrlichen Bösen, scheint doch derjenige wenig Sinn für das Gute zu haben, dem das Widerspiel desselben nicht einmal in den Gesinnungen und Handlungen so mancher Menschen auffällt.

Otto. Soviel muss ich bekennen: ich fürchte mich ein wenig vor der Revision der praktischen Seite meiner geliebten Ethik. Aeusserst ungern möchte ich Flecken an ihr finden; und doch ist mir mein gesunder Menschenverstand noch lieber als jedes System. Vollends unerträglich aber würde mir ein System werden, das sich nur durch Winkelzüge helfen könnte.

Lothar. Winkelzüge werden Sie wohl nicht finden; vielmehr ist eine Lauterkeit der Gesinnung beim Spinoza unverkennbar, die stets mit dem Manne versöhnt, wie sehr auch die Lehre abstösst. Aber ein unwillkührliches Hineilen zu moralischen Lehrsätzen, die unabhängig von seinen Principien längst bekannt waren; und ein Verstecken des Schlechten und des Bösen hinter den allzuglimpflichen Benennungen von Schwäche, Affect, Leidenschaft; — allerlei Versuche von psychologischer Erklärung, wo ein strenges Verdammungs-Urtheil am rechten Platze gewesen wäre: das, glaube ich, werden Sie Sich nicht länger verbergen, wenn Sie einmal den Glauben an Spinoza's theoretische Behauptungen bei Seite setzend, bloss mit Ihrem gesunden Menschenverstande das Praktische prüfen wollen.

Otto. Wird denn diese Trennung des Praktischen und Theoretischen möglich seyn? Mich dünkt, bei Spinoza ist beides so in einander verwachsen, dass sich eins vom andern gar nicht gesondert fassen lässt.

Lothar. Ja und Nein; je nachdem Sie's nehmen. Wir Alle sondern, indem wir prüfen; und darin, denke ich, treibt uns ein richtiges Gefühl, welches die sittliche Beurtheilung

nicht von dunkeler Metaphysik will abhängen lassen. Aber die meisten Systeme sträuben sich gegen die Scheidung; sie scheinen den Preis ihrer Anstrengung in Bestimmungen über das Gute und Rechte zu suchen, die entweder längst klar und anerkannt, oder je neuer desto verwerflicher sind. Auch Spinoza widerstrebt, wenn man fragt, wo denn das Gute in seinem Handeln, Leben und Seyn, eigentlich zu finden sey? Er meint, das sey gar keine Frage; das Gute liege unmittelbar in der Existenz, und es gebe weder einen andern, noch einen höhern Werth, als den des Seyns. Nur inwiefern eine Mehrheit von Dingen neben einander existire, könne eins die Realität des andern vermindern; und hier entspringe ein relatives Uebel oder Böses, nämlich in Ansehung des Verlierenden. Daher liege für jedes Ding das Gute in ihm selber, das Böse komme von Aussen. Sie werden leicht einsehen, wie dies mit der Gleichsetzung der Macht, der Tugend und des Rechts zusammenläuft; und wie hinwiederum dergleichen Behauptungen fast unvermeidlich werden, sobald man theoretische und praktische Philosophie in dem Satze vermengt: *das Gute ist das Seyn, und das Seyn, bloss als solches, ist gut.*

Otto. Aber noch mehr! Indem Sie so eben bemerkten, aus der Mehrheit der Dinge entspringe die Möglichkeit des Bösen, erschreckte mich ein Gedanke, der alles umwerfen würde, was ich vorhin aufs bestimmteste behauptet hatte; und der zugleich eine schlimme Ahndung bestätigt, die ich mir nicht gestehen wollte.

Lothar. Wovon reden Sie?

Otto. Von jenem, mir längst verdächtigen Puncte, dem Endlichen in dem Unendlichen.

Lothar. Ich errathe was Sie schreckt, und Sie scheinen im Begriff, dem Spinoza einen Vorwurf zu machen, der allen meinen Tadel an Härte übertrifft.

Otto. Diese Mehrheit von Dingen, die Mutter des Bösen, entsteht eben in jenem Zerfallen des Unendlichen in zahllose Endlichkeiten. Die Natur in Gott — sie ist ein bleibendes, und mehr als persönliches Böses; denn alles was ein abgesondertes Leben hat, die ganze Menschheit mit

inbegriffen, mit Einem Worte, die sämmtlichen zahllosen Personen in Gott, sie führen entweder wirklich den Krieg Aller gegen Alle, oder sie könnten ihn führen; die Möglichkeit des Hasses ist durch ihre Vereinzelung gegeben, ohne dass die Möglichkeit der Liebe im geringsten wächst. Gott ist nur in seiner Einheit, Unendlichkeit, Unwandelbarkeit, Untheilbarkeit, wahrhaft Gott; aber die Allheit in ihm vermag nicht wieder herzustellen, was die Vielheit verdirbt. Diese Vielheit ist gerade das, was nicht seyn sollte; sie ist die ewige Lüge, wie die Einheit ewige Wahrheit. Und ist es nicht entsetzlich zu denken, entsetzlich zu sagen, — die Lüge ist ursprünglich verwachsen mit der Wahrheit! Wir haben einen Pantheismus, und eben darum einen Pan-Satanismus!

Lothar. Wenn Sie darin Recht hätten, so wären Spinoza und Daub nahe Nachbarn.

Otto. Lassen Sie mich jetzt! Mein ganzes Gemüth ist in Bewegung; ich muss fort, mich zu sammeln.

Lothar. Vernehmen Sie noch ein Wort, um Sich eher zu beruhigen. Nur in der Voraussetzung, Spinoza's Urwesen sey wahrhaft Gott, sind Sie auf Ihren empörenden Gedanken gestossen. Haben Sie die Voraussetzung hinweg, so wird die Folge verschwinden. Jenes vermeinte Urwesen ist weder gütig noch rechtlich; es ist bloss stark, und, wie es scheint, seiner selbst sich bewusst; in diesem Selbstbewusstseyn aber liegt noch obendrein eine grobe Täuschung verborgen, die wir für jetzt unberührt lassen wollen. Können Sie Sich nur einmal der Bewunderung jener allgewaltigen Stärke erwehren: so werden Sie auf dem Boden Ihres bisherigen Systems *weder das Gute noch das Böse* finden, sondern bloss das *Gemeine*. Diese Bemerkung aber, die für eine Naturlehre ohne alle Bedeutung seyn würde, enthält für eine Ethik den schärfsten möglichen Tadel. Und so liegt am Ende der grösste Fehler darin, dass Spinoza, der nichts weiter als eine Natur-Ansicht besass, es unternahm, eine Ethik zu schreiben.

Otto. Noch einmal, lassen Sie mich! Doch auf baldiges Wiedersehn! Mit Ihnen muss ich weiter reden; auch mit den Brüdern Karl und Ludwig T***, wovon der eine sich

mit Kant, der andre vorzüglich mit Fichte beschäfftigt. Kann ich bei Spinoza nicht bleiben, so mögen mancherlei Meinungen auf mich wirken, bis ich irgendwo Ruhe finde. Leben Sie wohl!

Zweites Gespräch.

Karl. Du bist noch allein?

Ludwig. Es ist noch nicht spät. Auch hat Lothar sagen lassen, seine Geschäffte würden ihn heute vielleicht ungewöhnlich lange aufhalten.

Karl. Sobald er kommt, erneuert sich gewiss zwischen ihm und Otto das Gespräch, worin vor kurzem beide so warm geworden sind.

Ludwig. Und wir werden unsern Beitrag geben.

Karl. Nur werde nicht heftig, lieber Bruder!

Ludwig. Du bist der ältere; und magst ein gutes Beispiel aufstellen. Auch bekenne ich, Deine Kantischen Ansichten haben den Vorzug, Dir das zu erleichtern. Du ziehst Dich hinter eine grosse und breite Unbegreiflichkeit zurück, die in der intelligibelen Welt liegt; und hörst uns Andern lächelnd zu, wie wir uns auch bemühen mögen, die Natur in ihrer Berührung mit dem Guten und Bösen aufzufassen.

Karl. Wenn Dir dieselbe Unbegreiflichkeit etwas kleiner und schmäler erscheint: was ist damit gewonnen? Warum doch hast Du Dich von Fichten verleiten lassen, jene Gränzen, die Kant so scharf bezeichnete, zu überschreiten? Warum fällt Otto in den veralteten Spinozismus zurück? Und was will nur Lothar, der die Strenge des Sittengesetzes weder ableugnet, noch in ihrer vollen Würde anerkennt; und der in der Erfahrung, die in Raum, Zeit, und den Kategorien ganz deutlich dasteht, allerlei Schwierigkeiten findet, wovon Niemand etwas sieht als er? Will er etwan neue Formen der Sinnlichkeit, und neue Kategorien erfinden? Davor sind wir sicher!

Ludwig. Mein guter Bruder, Du wirst schon jetzt etwas lebhaft!

Karl. Desto ruhiger wirst Du mich nachher sehn. Während Andre sich vergeblich abarbeiten, unterhält mich das Schauspiel was sie geben. Bin ich aber allein, *dann* freilich überfällt mich oft eine schmerzliche Empfindung, wenn ich bedenke, wie die Unruhe der Menschen auch gegen die weisesten Vorschriften unbändig ankämpft; und wie selbst die weit verbreiteten Wirkungen des grössten Verdienstes allmählig von ihrem Glanze verlieren!

Ludwig. Du siehst da Böses, wo ich Gutes. Denn mir gefällt die stets rege Thätigkeit des Menschengeistes, selbst in ihren unreifen Producten.

Karl. Böses sehe ich nirgends, ausser in geradem Streite mit dem Sittengesetze. Das, wovon ich sprach, ist Irrthum und Thorheit.

Ludwig. Nur Irrthum und Thorheit? Ich bin zwar sehr zufrieden, wenn Du uns Andern nicht noch etwas Schlimmeres zur Last legst. Aber ich wundere mich darüber.

Karl. Wie so?

Ludwig. Wäre ich von der Zulänglichkeit der Kantischen Lehre eben so überzeugt, wie Du, so würde ich sagen: alle Philosophie zerfällt, abgerechnet von der Kantischen selbst, in zwei Theile, in einen vor Kant, und den andern nach ihm; jener zwar ist Irrthum, den man bedauern muss, dieser hingegen ist Schuld, die keine Nachsicht verdient.

Karl. Warum keine Nachsicht?

Ludwig. Das Licht ist angezündet, und man will dennoch nicht sehen.

Karl. Man will nicht? Wer will nicht?

Ludwig. Wir Alle, die wir die Kantische Philosophie zwar kennen, aber ihr dennoch nicht anhängen.

Karl. Ob Ihr die Kantische Philosophie kennt, mag dahin gestellt seyn. Kant's Schriften freilich habt Ihr gelesen; und zum Verstehen fehlt es Euch nicht an Kopf; Ihr solltet also verstehen, und das Verstandene vesthalten. Ob Ihr nun nicht verstanden, oder nicht vestgehalten habt; und woran

in jedem dieser beiden Fälle die Schuld liege, das mögt Ihr mit Eurem Gewissen ausmachen.

Ludwig. Also ist ja doch von einer Gewissenssache die Rede.

Karl. Gewiss! Aber nicht vom eigentlichen Bösen. Das würde erst eintreten, wenn Ihr die Wahrheit der Kantischen Lehre mit klarem Bewusstseyn erkannt, und eben im Erkennen verleugnet hättet.

Ludwig. Pfui doch! Empörung wider klare Erkenntniss ist teuflisch, aber nicht menschlich böse. Und das Teuflische ist unmöglich. Du selbst musst es dafür erklären, nach den deutlichen Worten Deines Meisters.

Karl. Allerdings geschieht eben so wenig das Teuflische, als der Teufel existirt. Aber ich muss Dich fragen: Was nennst Du denn Böse?

Ludwig. Es beruht gänzlich auf dem Nicht-Gebrauch der freien Reflexion. Sobald wir auf dem höhern Reflexions-Puncte einmal stehn, alsdann sehen wir nicht bloss, was gut ist, sondern wir wollen es auch unfehlbar; desgleichen, sobald wir in die niedere Gegend herabgesunken sind, dann fehlt uns unvermeidlich die rechte Einsicht, und mit ihr der rechte Wille. Ob wir aber auf diesem oder jenem Puncte stehen, dieses ist das Werk unserer Freiheit, die das Gute schafft, indem sie handelt, und das Böse, indem sie unthätig bleibt. Nun giebt es allerdings im Menschen eine ursprüngliche Trägheit zur Reflexion; und ein wahres, seltnes Wunder muss geschehn, — das heisst, ein durch nichts zu erklärender Act der Freiheit, — wenn die Trägheit soll überwunden, der Geist erhoben, der Blick erweitert und der Wille gebessert werden. Gesetzt aber, in irgend einem unter den Menschen sey dieses Wunder wirklich geworden, so ist nun für Alle gerade das gewonnen und erworben, woran es ihnen bis dahin fehlte: nämlich das Bewusstseyn ihrer Kraft, die Achtung für ein erhabenes Muster, und der Antrieb, demselben nachzuahmen. Auch jetzt noch hängt es von ihrer Freiheit ab, dem Antriebe Folge zu leisten, oder nicht; sie können selbst, nachdem sie zur Reflexion geweckt waren, dieselbe wieder in sich verdunkeln; und hier gerade finde

ich den Sitz des Bösen, während wir jene ursprüngliche, noch zu keiner Thätigkeit angeregte, und in ihrer Trägheit ruhende Reflexion, wohl mit dem gelinderen Namen eines Uebels benennen können, so dass ein radicales Uebel an die Stelle Eures Kantischen radicalen Bösen treten wird.

Karl. Aus Dir spricht Fichte's Sittenlehre; darum muss ich Dir gleich eine Bemerkung entgegen stellen, die ich schon beim Lesen jenes Buchs machte. Fichte, mit allem seinen Freiheitseifer, schadet dennoch der Lehre von der Freiheit, indem er sie aus dem heiligen Dunkel, worin sie ihrem Wesen nach verborgen liegt, mehr ans Licht hervorziehn will. Schon darin begeht er einen grossen Fehler, dass er ein unmittelbares Bewusstseyn unserer Freiheit annimmt, während es doch nur das Sittengesetz ist, welches uns jene verbürgt. Aber was soll ich vollends davon denken, dass jene Reflexion, worin das Gute entspringen soll, durch einen Andern könne aus ihrer Trägheit geweckt, und angetrieben werden? Siehst Du denn nicht, dass hier die Freiheit auf eine Spitze gestellt wird, von der sie nothwendig herunterfallen muss?

Ludwig. Wie so? Erkläre Dich deutlicher.

Karl. Zuerst unternimmt Fichte, das freie Handeln viel genauer zu beschreiben, als es beschrieben werden kann; indem er es in ein Reflectiren, einen Act des Denkens setzt. Dann giebt er zu, dass Einer dem Andern Gegenstand des Denkens werde, indem derselbe als ein Muster auftritt, das die Anderen mit Achtung betrachten. Aber in dieser Achtung, ja schon in dem blossen Auffassen des Besseren an dem hervorgetretenen Muster, liegt gerade die nämliche Reflexion, welche frei seyn sollte. Nun erinnere Dich, dass einerseits Fichte eine Bildsamkeit des theoretischen Vermögens annimmt, wodurch die Acte des Denkens einer Causalität von Aussen zugänglich werden; und dass er andererseits das Wollen von der Reflexion ganz abhängig macht, indem unter der Voraussetzung eines gewissen Reflexionspunctes nur das demselben angemessene Wollen möglich sey. Siehst Du jetzt, wie vest sich die Kette schliesst? Jemand ist für mich Gegenstand der Betrachtung; er steht vor mir als Muster. Ich reflectire auf ihn nach Gesetzen meines

theoretischen Vermögens; hiemit bin ich aus der ursprünglichen Trägheit herausversetzt, meine Reflexion ist wach; und mein Wille ist gut — weil er nicht anders kann. Du stutzest? — Wohlan, siehe nach, ob das Folgende deutlicher seyn wird. Meine wachende Reflexion verdunkelt sich wieder. Wie ist das möglich? Durch blosse Trägheit, welche das radicale Uebel im Menschen seyn sollte? Aber die Trägheit vernichtet nicht, was einmal vorhanden ist; im Gegentheil, sie bleibt in dem gegenwärtigen Zustande. Darum gerade, weil die Materie träge ist, verharrt sie nicht allein in der Ruhe, sondern auch in der begonnenen Bewegung; sie setzt den einmal angefangenen Lauf unablässig fort, in gleicher Richtung und Geschwindigkeit. Fichte aber war ein schlechter Physiker; sonst hätte er einsehn müssen, dass seine träge Reflexion, einmal aufgeregt, nie durch sich selbst in den vorigen Zustand zurückfallen könne. Demnach würde der einmal gebesserte Mensch fortdauernd gut bleiben, das empfangene Licht würde in ihm stets fort leuchten, — nicht aus Freiheit, sondern aus Trägheit! — Um endlich alles mit Einem Worte zu sagen: Diese zwei, die Freiheit und die Trägheit, sind contradictorische Gegentheile; derjenige ist frei, der nicht träge, und dasjenige träge, was nicht frei ist. Darum entsteht ein vollkommener Widerspruch, sobald man beide Prädicate dem nämlichen Subjecte zuschreibt; und diesen Widerspruch hat Fichte begangen.

Ludwig. Ist es wirklich mein Bruder, der da redet, oder ist es vielleicht Lothar?

Karl. Ich bin es, und kein Andrer.

Ludwig. So besinne Dich an ähnliche Einwürfe, die man Dir so oft gemacht hat. Wie manchesmal schon konntest Du Dich allein durch die zugegebene Unbegreiflichkeit der Freiheit retten, wo man Dir Widersprüche in Deinen eigenen Behauptungen nachgewiesen hatte. — Glaube mir, guter Bruder, in diesem Puncte stehn wir beide auf gleicher Linie. Man wird Dir, wie mir, in tausend Wendungen immer denselben Gedanken wiederholen, nämlich dass die Identität eines Gegenstandes mit sich selbst, aufgehoben sey, sobald man ihm gestatte, in seinem eignen Was und Wie

nur das Geringste zu ändern. Wir werden das niemals leugnen können; wir werden aber auch niemals darauf hören wollen. Denn wir *wollen* nun einmal die Freiheit behaupten; darum weil sie mit unsern Begriffen vom Sittlichen zusammenhängt.

Karl. Gewiss, darin sind wir völlig einverstanden.

Ludwig. Weniger wohl darin, dass in der freien Reflexion die Anfänge des Guten und des Bösen liegen. Aber Du wirst jetzt verstehn, wesshalb ich das Nicht-Vesthalten einer einmal gefundenen Wahrheit, böse nenne.

Karl. Ohne Zweifel darum, weil das Zurücksinken aus dem Zustande der Reflexion, Dir als der Sitz des Bösen erscheint.

Ludwig. In der That, da ich alles Gute in einem höheren Denken entspringen sehe, so kann ich nicht umhin, die Fahrlässigkeit, welche an der Verdunkelung schon gewonnener Erkenntnisse Schuld ist, aufs härteste zu tadeln, ja sie wie ein wahres Verbrechen zu verurtheilen.

Karl. Aber fühlst Du denn nicht, wie sehr ich Dir Unrecht thun würde, wenn ich wirklich Deine Fahrlässigkeit in Beziehung auf Kant's Philosophie, Dir so hoch anrechnen, wenn ich Dich desshalb böse nennen wollte? Mich dünkt, eben hierin hast Du Dir die Widerlegung Deiner Ansicht so nahe gelegt als möglich.

Ludwig. Zeige mir nur diese Widerlegung! Darin kann sie doch nicht liegen, dass es mich *schmerzen* würde, wenn Du mich nach meinem eigenen Gesetz behandeln wolltest. Freilich wünsche ich nicht, dass Du, die Richtigkeit der Kantischen Lehre voraussetzend, mich so beurtheilen sollest, wie ich an Deinem Platze thun würde. Aber was kann mein Wunsch entscheiden?

Karl. So endige Deine Nachlässigkeit! Erwecke Deine Reflexion, oder zunächst nur Dein Gedächtniss. Hast Du nicht gelesen, dass Kant das Böse aus einer verkehrten Unterordnung der Triebfedern herleitet, die im Menschen zusammenwirken? Wir alle streben nach Glückseligkeit; in uns Allen spricht auch das Sittengesetz; anstatt nun jene nachzusetzen, und diesem die Herrschaft zu übertragen, stellen

wir die Maximen des Wohlseyns und der Klugheit oben an; hiemit wird die Selbstliebe zur Bedingung, auf welche wir unsre sittlichen Handlungen beschränken. Und diese Verdrehung, diese falsche Wahl, nicht aber irgend ein Mangel an Reflexion, ist der Ursprung des Bösen.

Ludwig. Lieber Bruder! Damit komme ich nicht von der Stelle. Du selbst wirst ja nicht leugnen wollen, dass uns das Sittengesetz eben nur in einer höhern Reflexion zugänglich ist. Nach Wohlseyn strebt das Thier und der Mensch; aber sich erhebend über die Thierheit fasst der Mensch den allgemeinen Begriff einer möglichen Gesetzgebung; und erst nachdem er diesen Punct erreicht hat, kann er sich die Frage vorlegen, welche Maximen sich zur allgemeinen Gesetzgebung schicken; nun erst kann er wählen; und hiemit liegt es am Tage, dass in Deinem Begriff vom Ursprunge des Bösen die stillschweigende Voraussetzung einer aufsteigenden und wieder sinkenden Reflexion, schon unvermerkt enthalten war. Du hast Dich zwar so ausgedrückt, als ob die Maximen der Glückseligkeit und der Sittlichkeit Anfangs neben einander lägen; gleich zweien Gütern oder Uebeln, zwischen denen wir zu wählen hätten. Aber offenbar denkst Du Dir selbst die Sittlichkeit als das höhere, das schwerer und später zu erreichende; und die verkehrte Unterordnung, von der Du redest, kann nur bei der Verdunkelung der auf dem höhern Standpuncte erzeugten Begriffe vom Sittlichen ihren Anfang nehmen. Nur indem man sie zugleich kennt und verkennt, kann man sie wider ihre Würde beschränken. Wer vom Guten gar nichts wüsste, der würde ihm gar keine Stelle anweisen; und wer sich ganz in den Geist des Guten versetzt, der wird von diesem Geiste getragen, er ist sicher vor dem Sinken und vor dem Herabziehen; er wird die Höhe, auf welcher er steht, gewiss nicht niederdrücken, so lange er sich selbst auf ihr zu halten vermag.

Karl. Ich habe Dich ausreden lassen. Jetzt aber frage Dich selbst, was Du mit Deiner aufsteigenden und niedersinkenden Reflexion eigentlich willst. Glaubst Du im Ernste, die moralischen Begriffe würden in einer späteren Zeit erreicht,

und lägen nicht eben so früh, wie die sinnlichen Antriebe, zur Wahl vor uns?

Ludwig. Ich errathe den Missverstand, den meine, freilich nur menschliche, Sprache veranlasst. Aber lass uns nicht an den Worten kleben. Die Zeit ist freilich dem Uebersinnlichen fremd. Von Reflexionen, die erst fehlen, dann eintreten, und späterhin wieder nachlassen, kann also genau genommen nicht die Rede seyn. Unsre geistigen Erhebungen und Abspannungen gehören nur zur Erscheinung. Aber in wiefern sich in diesen Phänomenen das Intelligible verräth, zeugen sie doch von einer mangelhaften Besinnung an das Gute. Oder meinst Du, in vollkommener Klarheit der Vernunft-Erkenntniss sey die schlechtere Wahl möglich?

Karl. Die schlechtere Wahl ist weder früher noch später als die unvollkommne Vernunft-Erkenntniss; sondern hier ist die Zeit ganz abwesend, und mit ihr die Causalität. Darum kann auch weder Verdunkelung, noch ursprüngliche Dunkelheit des Wissens vom Guten, als der Grund angesehen werden, woraus unsre verkehrte Selbstbestimmung erfolgt sey. Der Freiheit ist ursprünglich die klare Vernunft gegenwärtig; zugleich aber die Sinnlichkeit; anstatt nun die eine vorzuziehn und die andre zurückzusetzen, lässt die Freiheit geschehen, dass Vernunft und Sinnlichkeit einander gegenseitig beschränken. In dieser Beschränkung liegt denn auch Verdunkelung, nicht der Vernunft an sich selbst, sondern in Beziehung auf das Subject des Bewusstseyns, welchem beide zugleich, Sinnlichkeit nämlich und Vernunft, inwohnen. Das ist Alles, was wir davon wissen können.

Ludwig. Auch Dir, lieber Bruder, begegnet jetzt dasselbe, wie vorhin mir. Du lässest die Vernunft *erst* klar seyn, *und dann*, weil die Freiheit es nicht hindert, verdunkelt werden.

Karl. Ich hätte also sagen sollen: der Freiheit *würde* die klare Vernunft gegenwärtig seyn, *wenn nicht* die Verdunkelung zugelassen wäre.

Ludwig. Das reicht wieder nicht aus. Im Dunkeln kann man nicht wählen. Die Freiheit, in dem Actus des Wählens, muss klar sehen.

Karl. Und nachmals kann sich im Intelligibelen nichts ändern; also ist die ganze Verdunkelung, zusammt der früheren kindlichen Unwissenheit, in Hinsicht des Sittlichen nur ein Phänomen; und damit fällt die ganze Reihe Deiner vorigen Behauptungen zusammen.

Ludwig. Gerade im Gegentheil! Deine Behauptungen scheitern an einer Ungereimtheit.

Karl. An welcher?

Ludwig. Erinnere Dich des Teufels. Ihm, aber nicht dem Menschen, mag es zukommen, die Wahrheit unbewölkt anzuschauen, und zugleich ihr Hohn zu sprechen. Was giebt es ärgeres, als vollkommen wissentliche Empörung gegen das Gesetz? Dieses Aergste jedoch ist unmöglich. Ich behaupte dreist: eigentliche Wahl zwischen dem Guten und Bösen findet gar nicht Statt. Wer das Gute in seiner Vortrefflichkeit klar erkennt, der ist schon dafür entschieden. In solchem Lichte der Erkenntniss wohnt ein Einziger, und der ist Gott. Darum ist man allgemein darüber einig, dass Gottes Wille nicht in dem Sinne frei sey, wie der unsrige. Gott schaut; und darum wählt er nicht mehr. Keine Sinnlichkeit trübt die höchste Vernunft; darum sind hier Vernunft und Wille vollkommen eins und dasselbe. In dem Menschen aber giebt es eine ursprüngliche Erzeugung des Selbstbewusstseyns, worin eine Aussenwelt, ein darauf gerichteter Naturtrieb, und eine Auffassung dieses Triebes nothwendig vorkommen; hingegen die höhern Reflexionen, welche zur Selbstständigkeit führen, nur als freie Handlungen hinzutreten. Mit andern Worten: die Sinnlichkeit ist gegebene Grundlage, die Vernunft aber entspringt nur in freier That. Unrichtig stellt man die Freiheit *zwischen* Sinnlichkeit und Vernunft, als wäre auch die Vernunft eben so von selbst vorhanden, wie die Sinnlichkeit. Unrichtig lässt man die Freiheit gleichsam zuhören, was die beiden Rathgeber zur Rechten und zur Linken wohl sagen mögen. Daraus entspringen alle Schwierigkeiten in der Freiheitslehre. Denn nun soll, nach Anhörung beider Theile, von denen der eine klares Recht, der andere klares Unrecht hat, eine Hinneigung des Willens erfolgen, die frei, das heisst, grundlos, und weder bewogen

von dem Rechte auf der einen, noch abgestossen von dem Unrechte auf der andern Seite, sich ereigne; so dass beide Partheien ihre Beredtsamkeit verschwendet haben, und der absolut freie Wille stets ein blinder Wille sey und bleibe! Nimmermehr können diese Meinungen befriedigen. Darum sage ich: die Freiheit erzeugt das Sehen, und aus dem Sehen entsteht das Wollen. Vernunft ist kein Vermögen, das der Mensch ursprünglich besitzt, sondern ein Geschenk, mit dem Er selbst sich ausstattet. Die Mängel dieser Ausstattung sind die Wurzeln des Bösen; und aus diesen Wurzeln wächst zuerst der Irrthum hervor, als der Stamm, auf dessen Zweigen zuletzt die giftigen Blumen und Früchte, böse Gesinnungen nämlich und Handlungen, angetroffen werden.

Karl. Wie magst Du Dir nur verbergen, dass diese Freiheit, die Du der Vernunft voranschickst, ursprünglich im Finstern tappt, und hintennach das Licht, was sie sich erst hat anzünden müssen, nicht mehr gebrauchen kann; indem sie nun schon fertig ist mit ihrer intelligibelen That, die auf Einen Schlag geschehen musste! Wahrlich, der blindeste Zufall ist eben so gut, oder vielmehr, er ist ganz dasselbe, wie Deine Freiheit, die sich eine Vernunft *erst macht.* — Doch an allem unsern Disputiren ist die Unbegreiflichkeit des Gegenstandes Schuld.

Ludwig. Dort kömmt Einer, der uns sagen wird, an allem unsern Disputiren sey die Nichtigkeit unseres Gegenstandes Schuld.

Karl. Wer ist es?

Ludwig. Kein Andrer als Otto. Was mag ihm fehlen? Er sieht so finster aus! Er geht so langsam!

Otto. Guten Abend, Freunde!

Ludwig. Ihren Gruss erwiedern zwei streitende Brüder.

Otto. Doch gewiss nicht zwei feindliche.

Karl. Daran würde nicht viel fehlen, wenn ich das Ansinnen meines Bruders erfüllte.

Otto. Wie? Wenn Sie thäten, was Ihr Bruder verlangt, dann wären Sie Feinde?

Karl. Denken Sie nur! Der wunderliche Mensch will

mich bereden, ich müsse ihm ja nicht bloss Irrthum zur Last legen, sondern etwas wahrhaft Böses.

Otto. Und warum?

Ludwig. Weil ich der Kantischen Philosophie nicht huldige.

Otto. Ich verstehe kein Wort.

Karl. Um das zu verstehn, muss man Fichte's Sittenlehre so genau im Kopfe haben, wie mein Herr Bruder.

Otto. Sie disputirten vielleicht mit einander?

Ludwig. Ich muss nur beichten. Mir lief eine kleine Neckerei über die Zunge, gegen die veste Anhänglichkeit meines Bruders an Kant. Weil aber Karl sich in seinem natürlichen Ernst nicht stören liess, so kam ich nicht weit mit meinem Scherz; vielmehr musste ich nun darauf bedacht seyn, mich männlich zu vertheidigen. Und das habe ich geleistet; nicht wahr, Bruder?

Karl. Hätte ich etwas von Schalkheit gemerkt, so würde ich mich nicht so tief eingelassen haben. Ich glaubte, Du sprächest im Ernste.

Ludwig. So war es auch; nur die Anwendung auf Dich entschlüpfte mir, ehe ich merkte, dass ich mich selbst damit verwunden würde.

Otto. Darf ich Sie bitten, Sich deutlicher zu erklären?

Ludwig. Dass ich nicht bei reifer Ueberlegung meinen Bruder zu einem harten Urtheile über mich herausfordern werde, brauche ich Ihnen gewiss nicht zu sagen.

Otto. Natürlich!

Ludwig. Mich übereilend habe ich ihn gleichwohl aufmerksam gemacht, während ich mich glücklich schätzen musste, wenn er nicht von selbst aufmerkte.

Otto. Bald scheint es, Sie wollen *mich* aufmerksam machen, mit allen Ihren Räthseln.

Ludwig. Und doch ist die Sache sehr einfach. Sie wissen, dass mein Bruder Kant's Lehre für die reine Wahrheit hält. Nun bedenken Sie selbst! Wenn *Sie* die wahre Erkenntniss vollständig besässen, so vollständig nur ein Mensch dazu gelangen kann; wenn Sie überdies mit vollkommener Zuversicht Ihres eignen Wissens Sich bewusst wären:

wie würden Sie alsdann die Andersdenkenden betrachten? Möchten Sie Sich begnügen, bloss die Irrenden redlich zu bedauern? Oder könnten Sie Sich verhehlen, wie in dem Irrthum das Böse schon eingeschlossen liegt? Ja, glauben Sie nicht vielleicht mit mir, dass eigentlich der Irrthum selbst das Uranfängliche Böse ist? Ich wenigstens bin überzeugt, und die ganze Lehre des grossen Fichte bestätigt diese Ueberzeugung: Alle Menschen *sollten* die Wahrheit schauen; der Irrthum ist ihre eigne Schuld; und mit ihm verschulden sie im Voraus Alles das, was weiterhin, durch blosse natürliche Folge, als Sünde und Verbrechen in ihnen zum Vorschein kommt. Was sagen Sie dazu, Otto? — Sie antworten nicht? Was ist Ihnen? Sie verändern ja die Farbe!

Otto. Sie nannten so eben Fichte's Namen.

Ludwig. Nun, dieser Name ist Ihnen doch wohl nicht zuwider?

Otto. Vielmehr kam ich mit dem Wunsche, unser heutiges Gespräch möchte sich auf die Lehren dieses Denkers hinwenden, mit dem ich noch lange nicht vertraut genug bin. Aber das erste, was Sie mir davon sagen, macht auf mich einen besondern Eindruck.

Ludwig. Vielleicht den Eindruck eines Lichtes, woran das Auge sich erst gewöhnen muss.

Otto. Umsonst würde ich die Unruhe verbergen wollen, mit der ich mich seit einigen Tagen plage, und die so eben neu aufgeregt wurde. Ich selbst betrachte mich als einen Irrenden; und doch, von dem Irrthum mich loszumachen, dazu fehlt es mir an Kraft, und sogar am Willen. Ich besorge mich abermals zu irren, indem ich Irrthum nenne, was ich vielleicht als erhaben über allen Zweifel verehren sollte.

Karl. Sind Sie mit Ihrem Spinoza zerfallen?

Ludwig. Sollte wohl Lothar —

Otto. Wissen Sie denn schon von meinem neulichen Gespräch mit ihm?

Ludwig. Er sagte mir zufällig, Sie seyen beide sehr ebhaft gegen einander geworden, indem von Spinoza's Ethik die Rede gewesen; weiter liess er sich nicht aus. Was war es denn, das so stark auf Sie wirkte?

Otto. Schwerlich kann ich Ihnen das bestimmt nennen. Während des Gesprächs war ich zu sehr mit meinen eigenen Gedanken beschäfftigt, um auf Lothar's einzelne Bemerkungen genau Acht zu geben; am Ende aber fühlte ich mich um etwas aus meiner gewohnten Stellung heraus versetzt; und plötzlich war mir, als ob ein längst bemerkter leichter Nebel sich in eine Gewitterwolke verwandelte, die mich mit ihren Blitzen zu Boden zu schleudern drohe. Ich eilte fort; ich sammelte mich; ich spottete meiner Beweglichkeit, und nahm meinen Spinoza zur Hand. Aber weg war die gewohnte Andacht! Alles schien mir anders wie sonst; tausenderlei fand ich zu fragen, worauf das Buch keine Antwort gab. Alle Anfangspuncte der Untersuchung schienen mir willkührlich aufgegriffen, die wichtigsten Fortschreitungen lückenhaft und voll von Sprüngen, das Ende beruhigte mich nicht. Eine Abhandlung über Politik, die ich noch nicht gelesen hatte, schlug ich in der Hoffnung auf, darin meinen Meister ganz wieder zu erkennen. Wie bin ich getäuscht! Das Recht wird darin völlig der Politik geopfert. Der Krieg Aller gegen Alle erscheint als ein Naturstand, den selbst der beste Staat nicht aufheben, kaum vor blöden Augen verhüllen kann. Und nun dringt mit verdoppelter Kraft ein Gedanke auf mich ein, der schon in dem Augenblick, als ich Lotharn verliess, mich heftig erschütterte.

Ludwig. Welcher Gedanke?

Otto. Wir Alle, die gesammte Menge der endlichen Wesen, die wir nur desshalb den allgemeinen Schooss der *Gottheit* verliessen, um einander einzuschränken, zu hassen, und zu bekriegen, — wir sind das, was nicht seyn sollte! Wir sind das ewige Böse, und die ewige Lüge. Um Gott zu finden, müssen wir uns vergessen. Und haben wir ihn gefunden — dann werden wir wider Willen auf uns selbst zurückgestossen. *Denn der Unendliche ist behaftet mit aller Endlichkeit!* Hier versinkt mein Geist. Ich fürchte unwürdig zu denken von dem Allerhöchsten, und ich schäme mich wiederum meiner Furcht, ihn so zu denken, wie er doch wirklich ist. Ich bereue meine Zweifel; und am Ende muss sogar meine Reue selbst mich gereuen, denn die Reue ist

nichts als Unvernunft, und doppeltes Elend. — Und nun, mein Freund, sind auch Sie noch auf mich eingedrungen; indem Sie mir, dem sonst so zuversichtlichen, dem jetzt gewiss in irgend einem Irrthum befangenen, — das harte Urtheil sprechen: wir *sollen* die Wahrheit schauen; aller Irrthum ist selbstverschuldet; und der Irrende begiebt sich mit Freiheit auf den Weg zum Bösen. Sagten Sie nicht so? Und waren es nicht diese Gedanken, die Sie mit Fichte's Auctorität bekräftigten?

Karl. Armer Freund! Welcher Dämon hat Sie in diesen Strudel hineingezogen!

Otto. Welcher Dämon, sagen Sie? Selbst dieser Ausdruck hat etwas schreckhaftes für mich. Mit dem entschiedensten Leugnen des Satans begann mein neuliches Gespräch mit Lotharn; und jetzt — jetzt bedarf ich eines Namens für den Grund der Endlichkeiten in dem Unendlichen. Und irgend einen verborgenen Grund muss es doch haben, dass die Reinheit des einigen Urwesens getrübt, und seine innere Seligkeit in Hass und Streit hineingezogen wird. Dieser Grund aber ist unfehlbar das eigentliche, concentrirte Böse, er ist der Geist des Bösen, oder der böse Geist selbst.

Karl. Lieber Freund! Das System des Spinoza enthält seinen Gährungsstoff in sich selbst; und das Schlimme liegt bloss darin, dass nun der Gährungs-Process in Ihrem Kopfe vor sich gehn muss. Den Satan brauchen Sie gar nicht zu bemühen; Sie können ihn ganz füglich in den Rumpelkammern der alten Dogmatik ruhen lassen.

Otto. Dass Spinoza mir dieses letztere auch sagen würde, weiss ich nur zu gut. Wie ist es nur möglich, dass ihm das Inwohnen des Endlichen in dem Unendlichen so gar keine Schwierigkeit machte?

Karl. Wir wollen das mit einander überlegen. Ich will versuchen, mich auf Ihren Standpunct zu versetzen; unter der Bedingung, dass Sie Nachsicht haben, wenn ich mich an dem ungewohnten Platze etwas ungeschickt benehme. Also das Zerfallen des Unendlichen in zahllose Endlichkeiten ist der Punct, an dem Sie Sich stossen. Dass hier der Unendliche in den Kreis unserer endlichen Erkenntniss herab-

gezogen; dass eine unwürdige Vorstellung von ihm zugelassen worden, indem er, wie Sie selbst Sich ausdrücken, mit dem Endlichen behaftet erscheint; dass endlich alle Gränzen des menschlichen Erkenntnissvermögens bei diesen durchaus transscendenten Behauptungen verletzt worden: — dies, und noch vieles ähnliche, will ich für jetzt ganz bei Seite setzen. Aber nun habe ich Mühe, einzusehn, worin denn eigentlich dasjenige liegt, was Sie so besonders quält. Mit dem Endlichen hängt freilich das Böse eng zusammen; aber doch zugleich auch das Gute. Selbst bei Ihren verkehrten Begriffen von der Sittlichkeit, die Sie ohne Freiheit glauben vesthalten zu können, müssen Sie doch einsehn, wie alle geselligen Verhältnisse sich auf eine Mehrheit endlicher Vernunftwesen, und auf Gemeinschaft derselben unter einander, als auf ihre erste Voraussetzung stützen. Erst unter Mehrern giebt es ein Recht; und das Recht ist ohne Zweifel der erhabenste Gegenstand aller unserer Pflichtbegriffe.

Otto. Einst verehrte ich, wie Sie, das Recht! Jetzt erblicke ich in dem Recht nichts anderes, als die Macht Gottes, sofern sie einer anderen Portion eben derselben Macht gegenüber steht, und diese zu bestreiten, zu verletzen, zu verschlingen droht. Ich frage umsonst: Warum? Wozu?

Ludwig. Ich erinnere mich, dass Sie schon vorhin einer höchst anstössigen Irrlehre des Spinoza erwähnten, die zu verhindern scheint, dass meines Bruders helfende Hand Sie an diesem Puncte erreichen könne. Aber lassen Sie mich da fortfahren, wo er anfing. Das edelste, was ich kenne, ist Selbstständigkeit. Und diese, wie könnte sie sich äussern, wie könnte sie menschlich gewonnen werden, wenn nicht durch gemeinschaftliches Wirken unseres ganzen Geschlechts? Wir müssen Unserer Mehrere seyn, wir müssen uns gesellen, um unsern gemeinschaftlichen Gegner, die Natur, mit Erfolg angreifen zu können. Ohne Zweifel sind wir dazu bestimmt, den Widerstand, der nach nothwendigen Denkgesetzen uns zu beschränken, zu bedrohen scheint, zu überwältigen, und ihn uns gänzlich unterzuordnen. Die ganze Natur ist ja nichts anderes, als ein Uebungsplatz für unsere Kräfte; ein Durchgang zum vollen Bewusstseyn unseres Selbst. Aber der

Einzelne vermag Nichts wider die Natur. Das Ziel, nach dem wir ringen, winkt Keinem, der sich von den Uebrigen absondert; aber es stiftet den Bund der ganzen Menschheit, indem es zur Vereinigung aller Kräfte auffordert. Möchten Sie doch aus diesem Gesichtspuncte die Menge der endlichen Vernunftwesen betrachten; ich bin gewiss, Sie würden über Ihr eignes System vorläufig beruhigt werden, und späterhin Sich zu einer kalten und besonnenen Kritik desselben anschicken können.

Otto. Einst erblickte ich, wie Sie, in dem Menschengeschlechte eine grosse Brüderschaft, gemeinsam wirkend, und die Natur, wo nicht bekämpfend, so doch erforschend, benutzend, und allem Leblosen den Stempel eines Geistes aufprägend, der mehr sey, als die Natur. Spinoza will es anders. Natur und Geist gehn parallel; aber der Geist wirkt nicht auf die Natur; er schaut zu, was sie macht; er lässt sich alles gefallen, so wie sie es macht. Dass wir etwas über die Natur beschliessen könnten, ist ein Irrthum. Auch unser Selbstbewusstseyn irrt; und zwar desto mehr, je mehr es von Selbstständigkeit träumt. Es giebt in uns kein stetiges Ich. In unserer Seele ist beständiger Abfluss und Zufluss, wie in unserem Leibe, und zwar eben darum, weil er in diesem ist. Die ganze Psychologie kann nur für einen Appendix zur Physiologie gelten.

Ludwig. Ja, wenn Sie Sich so untergetaucht haben in der Fluth der falschen Meinungen unserer Zeit; — die, wie ich nun erst gewahr werde, aus der Spinozistischen Quelle hervorgebrochen sind, — dann wird der Strom Sie wohl noch weiter forttragen, bis Sie auf irgend einer dürren Klippe hängen bleiben.

Karl. Sage mir, Ludwig, wo bleibt nun die Freiheit der Reflexion? Hast Du nichts mehr von Mustern und Antrieben in Bereitschaft, um unserm Freunde das Bewusstseyn der eignen Kraft zurückzurufen?

Ludwig. Strafe mich ein andermal für meinen frühern Scherz; jetzt hilf, wenn Du kannst, unserem Freunde.

Karl. Hier ist keine Hülfe, als Lossagung von einem durchaus falschen Systeme; von dem auch nicht eine Faser

hängen bleiben darf, wenn sie nicht die Wurzel neuer Irrthümer und Plagen werden soll.

Otto. Nennen Sie mir das System, zu dem ich mich wenden könne.

Karl. Warum fragen Sie noch? Sie besitzen ja Kant's Schriften, Sie haben einen grossen Theil davon gelesen. Auch Fichte, den Ihnen mein Bruder empfehlen würde, ist längst in Ihren Händen. Ueberdies ist Ihnen Jacobi nicht fremd. Und es kann Ihnen nicht schwer werden, Zugang zu Leibnitz und Locke, zu Plato und Aristoteles —

Otto. Hören Sie auf! Was helfen die wohlbekannten Namen? Sie, der Sie niemals dem Spinoza sich angeschlossen haben, Sie wissen nicht, was es heisst, von ihm sich losmachen. Das Universum von der höchsten Spitze aus zu überschauen, Göttliches und Natürliches mit einem Blicke zu umspannen, von jedem Einzelnen aus zum Ganzen den Weg zu finden, den schwerfälligen Gang so mancher andern Theorien zu vermeiden, und das Alles mit einer Ruhe, mit einer Heiterkeit — die ich besass, noch vor kurzem besass, — nur Spinoza konnte mich das lehren; — und Er, wenn ich ihn aus dem Grabe erwecken, Ihn selbst um Wink und Weisung anflehen könnte, — Er allein würde es mich wieder lehren.

Sie empfehlen mir Kant. Mögen Sie mir im Ernste anmuthen, mich durch diese weitläuftigen Kritiken nochmals durchzuarbeiten? Soll ich von vorn an lernen, was ich auf eine weit umfassendere Weise längst eingesehn habe, dass *die Zeit*, dass der theilbare Raum nur Formen der Erscheinung sind? Dass die Substanz in allem Wechsel beharrt? Dass man den Begriff von äusseren Ursachen nicht auf das Ding an sich anwenden dürfe; worauf es Kant am Ende doch selbst anwendet, indem er sowohl unsre einfachen sinnlichen Vorstellungen durch eine Receptivität von aussen her kommen, als die Freiheit aus der intelligibelen Welt in unsere zeitlichen Entschliessungen hineinspielen lässt! Sogar Ihr kategorischer Imperativ findet sich in Spinoza's Ethik; die Seelenvermögen hingegen, von denen sich Kant nicht loszumachen weiss, sind eben dort in ihr Nichts zurückgewiesen.

Karl. Sie erzählen mir grosse Neuigkeiten aus einem alten Buche! Dass in jener vielgerühmten Ethik die allerplatteste Glückseligkeitslehre herrscht, und mit vielen Wiederholungen das suum utile quaerere eingeschärft, dass der Grund aller Tugend in dem Streben der Selbsterhaltung gesucht wird, und dass Spinoza gar keine praktische Vernunft kennt, sondern lediglich eine theoretische: — davon belebt sich in mir, während wir vom Spinoza sprechen, die klare Erinnerung; eine so ungeheure Inconsequenz aber, wie neben jenen Meinungen der kategorische Imperativ hervorbringen muss, habe ich in der That Ihrem Lehrer und Meister nicht zugetraut.

Otto. So hätten Sie wohl auch bei ihm den Satz nicht gesucht: homo liber numquam dolo malo, sed semper cum fide agit? —

Karl. Wenigstens stimmt eine solche Vorschrift schlecht mit dem zusammen, was Sie selbst zuvor von seiner Rechtslehre und Politik anführten.

Otto. Und doch liegt der Beweis dieses Satzes ganz einfach darin: dass, wenn die Vernunft Einem Menschen zum Betruge rathen könnte, sie Allen den nämlichen Rath geben würde, welches sich aufhebt. In der Anmerkung wird derselbe Grund noch auf die Frage angewendet, ob sich Jemand durch Betrug von unmittelbarer Todesgefahr befreien solle? Und ausdrücklich wird dabei auf die Absurdität hingewiesen, welche entstünde, wenn die Menschen sich mit gegenseitigem Betruge zur Vereinigung ihrer Kräfte und zur Anerkennung gemeinsamer Rechte verabreden wollten. Wenn nun das nicht praktische Vernunft ist: was bedeutet denn Kant's Formel, nach welcher jede Maxime sich zur allgemeinen Gesetzgebung schicken soll?

Ludwig. Sie setzen mich in doppeltes Erstaunen. Theils hatte ich solche Grundsätze wirklich nicht beim Spinoza erwartet; anderntheils begreife ich nun gar nicht, was Ihnen denn vorhin so grosse Pein verursachen konnte.

Otto. Wenn Sie bloss auf die Resultate sehen wollen, so werden sich deren genug finden, die einen Jeden zufrieden zu stellen dienen können. Eben die politische Abhand-

lung, welche das Recht der Gewalt gleich setzt, lenkt wieder in ein bekanntes Gleis, indem sie unterscheidet zwischen rechtlich handeln, und aufs Beste handeln; für das Beste im Staate aber wird Friede und Sicherheit erklärt. Ueber Macchiavell urtheilt Spinoza auf eine Weise, die deutlich genug das Bedürfniss zeigt, dem grossen Politiker tadellose Zwecke zuzutrauen, um ihn achten zu können. — Sie beide, meine Freunde! scheinen mich vorhin missverstanden zu haben; meine Unruhe rührt nicht her von Zweifeln über die Vorschriften für das äussere Leben, durch welches manche Menschen sich ohne alle Philosophie so ziemlich tadelfrei hindurchbewegen. Aber der Blick in das innerste Wesen der Dinge ist mir getrübt. Eine Gesetzgebung der Vernunft, gleichviel, ob mit Kant oder mit Spinoza, dergestalt anzunehmen, dass darin, wenn sie allgemein gedacht wird, kein Widerspruch entstehe: das ist äusserst leicht, und mag vielleicht nicht unbequem für den Moralisten seyn, der zu einem Register bekannter Pflichten eine Reihe von Deductionen hinzufügen soll. Aber ich frage mich selbst: welcher Werth, welche Würde liegt nun in dieser Gleichmachung der Maximen? Wozu sind die endlichen Vernunftwesen überhaupt vorhanden, die freilich, nachdem sie einmal da sind, in gewissen Fällen auch bereit seyn müssen, in ihr voriges Nichts zurückzukehren, weil die Mittel, wodurch sie ihr Leben retten könnten, um ein paar Zoll breit von der Schnur abweichen würden, welche die allgemeine Vernunft einmal gezogen hat. Dass Einer aus Pflicht aufhöre zu leben, dünkt mich eine sehr gleichgültige Sache; dass aber ihm gegenüber Andere vorhanden sind, die ihn in eine Lage setzen können, worin so etwas Pflicht wird: das empört mich, und ich begreife es nicht, ohne einen Keim des Bösen, unmittelbar in dem Anfangspuncte aller Dinge, anzunehmen.

Ludwig. Noch verstehe ich Sie nicht ganz. Aber dass Sie in einer blossen Gleichheit der Maximen die volle Würde des Sittlich-Guten nicht wieder erkennen: darin trete ich Ihnen bei. Und hier scheint mir Fichte besser gesorgt zu haben. Sein Streben nach Selbstständigkeit hat etwas Grosses, etwas Edles. —

Otto. Grade so wie Spinoza's Grossmuth, und sein Streben aus der Dienstbarkeit zur Freiheit. Denken Sie nur nicht, dass hierin ein ganz eigenthümlicher Vorzug Fichte's vor Spinoza gesucht werden könne.

Ludwig. Doch wohl darin, dass Fichte diesen Gedanken zum Grundzuge seines ganzen Moralsystems machte, während Spinoza sich auf eine sehr verdächtige Weise zugleich auf die Glückseligkeitslehre einzulassen scheint.

Karl. Hierin werden Sie meinem Bruder Recht geben müssen. Und dasselbe gilt in noch weit höherem Grade von Kant; der, ich will es nur gestehn, mehr in dem negativen Theile seiner Sittenlehre glänzt, als im positiven. Seine Rechts- und Tugendlehre sind offenbar nicht ganz ausgearbeitet; und nicht Alles darin lässt sich bequem auf den kategorischen Imperativ zurückführen, der doch das Princip der ganzen Metaphysik der Sitten seyn sollte. Allein das unsterbliche Verdienst, die Glückseligkeitslehre zurückgewiesen zu haben, wird Kant niemals mit Ihrem Spinoza theilen müssen.

Lothar. Gewiss niemals!

Ludwig. Wie, Lothar, Sie schon hier? Willkommen dann, willkommen!

Lothar. Schon eine gute Weile bin ich hier. Nach vergeblichem Anklopfen trat ich unbemerkt ein, und wollte nicht stören. Jetzt aber vergönnen Sie, dass ich gleich an den Faden des Gesprächs ein altes Sprichwort anknüpfe: duo cum faciunt idem, non est idem. Wie dieser Satz von den Handlungen im Leben, so gilt er auch von Behauptungen in Systemen. Wenn gleich Spinoza den Widerspruch bemerkt, der in der allgemeinen Vernunft entstehn würde, falls sie den Einzelnen zum Betruge rathen wollte: so ist hierin dennoch keine ächte Spur von praktischer Vernunft zu sehen; es sey denn, dass Sie Sich an jene technisch-praktische Vernunft wenden wollten, die man neuerlich lieber Verstand nennen mag. Diese ganz allein spricht bei Spinoza, indem sie überlegt, was rathsam sey, um das eigne Quantum von Realität zu erhalten und zu vermehren; und sie geräth nur auf ein Blendwerk, das zum Systeme gar nicht passt, indem sie sich etwas von allgemeiner Rathsamkeit einbildet. Das

Allgemeine ruht nach Spinoza in Gott; da ist es sicher vor jeder Schmälerung, und kann gar keine Maximen, weder des Nutzens, noch der Selbst-Erhaltung gebrauchen. Aber ein tiefer liegendes moralisches Urtheil hat dem Spinoza, wie so vielen anderen Sittenlehrern, Sätze in das System eingeschoben, die nicht an ihrem Platze sind, und die nicht einmal deutlich sagen, was sie eigentlich meinen.

Otto. Aber glauben Sie denn, dass in Kant's kategorischem Imperative deutlich gesagt sey, was das moralische Urtheil eigentlich meint?

Karl. Gedenken Sie doch in Ihrer Antwort auch der andern Formel: Jedes Vernunftwesen muss als Zweck an sich betrachtet werden.

Lothar. Sie kommen mir auf halbem Wege entgegen. Um den Sinn beider Formeln desto leichter zu treffen, lassen Sie uns überlegen, was denn Schlimmes oder Böses aus der Verletzung beider entspringen könne? Wer nach einer Maxime handelt, die nicht allgemeines Gesetz seyn kann, der fragt vielleicht: was denn daran gelegen sey? Was ihn die allgemeine Gesetzgebung angehe? Ob es überhaupt eine solche gebe? — Wenn wir nun auch zeigen können, dass dieselbe *wirklich* vorhanden ist: so hilft selbst dies noch gar nichts, wofern nicht zugleich klar wird, dass sie seyn solle; dass ihr eine Würde, und zwar die allerhöchste absolute Würde zukomme. Getrauen Sie Sich nun, diesem Puncte eine unmittelbare Evidenz beizulegen? Ist überhaupt eine allgemeine Gesetzgebung etwas so fassliches, dem gemeinen Verstande so nahe liegendes, dass man den Begriff und die Anwendung davon überall voraussetzen kann, wo man sittliches Betragen fordert?

Ludwig. Mich dünkt, wir Alle sind gar wenig geschickt, diese Frage zu beantworten. Wir haben uns die Kantischen Lehrsätze längst geläufig gemacht, und sind desshalb sehr geneigt, sie bei jedem Individuum als bekannt vorauszusetzen; da man immer Andre nach sich selbst beurtheilt.

Otto. Mir kommt überdies der ganze Gedanke vor wie ein Nebelgestirn, das man erst in einzelne Sterne zerlegt haben muss, um es recht zu erkennen. Wer einem Ungebil-

deten die allgemeine Gesetzgebung begreiflich machen wollte, der würde vielleicht damit anfangen, dass Jeder sich gefallen lassen müsse zu leiden, was er andern gethan habe; indem alsdann Compensation oder Vergeltung Statt finde, und auf diese Weise alle Thaten zu ihrem billigen Lohne, oder ihrer verdienten Strafe gelangen. Damit ist aber der aufgestellte Begriff gar nicht erschöpft. Die allgemeine Gesetzgebung kann auch als veste Bestimmung aller Gränzen, aller Rechte und Forderungen, ihren Werth haben, sofern sie ohne Rücksicht auf Vergeltung, der Unordnung und dem Streite vorbaut. Noch mehr! Sie vereinigt vielleicht die Kräfte der Individuen zu einem Ganzen, das nun mehr leistet oder mehr geniesst, als den Einzelnen wäre möglich gewesen. Oder auch, ein Oberhaupt, der Gesetzgeber, wird hinzugedacht; diesem ist man Ehrerbietung und Dankbarkeit schuldig, wenn seine Weisheit jenes Ganze der vereinigten Kräfte erschaffen hat. — Ich weiss nicht, ob der vielsinnige Gedanke nicht noch Mehrerlei andeute; aber es scheint mir, die eben aufgezählten Vorstellungsarten sind alle von einander unabhängig; und jede einzeln genommen hat eine eigenthümliche Klarheit, die ich zuvor in der Vorstellung von der Allgemeinheit des Gesetzes vermisste.

Lothar. Lassen Sie mich die von Ihnen angegebnen Bedeutungen noch einmal zusammenstellen. Gegenseitige Vergeltung im Thun und Leiden, vermöge der Gleichheit Aller vor dem Gesetz; Ordnung und Friede, indem das Gesetz Jedem seinen vesten Platz und seine Gränzen bestimmt; Gemeinschaft des Wirkens zu Genuss und Ausbildung, indem das Gesetz Allen ihre Arbeit aufgiebt; Verehrung des Oberhauptes, in welchem sich das Gesetz persönlich darstellt: das war es, was Sie uns nannten. Ich möchte Ihnen nicht dafür einstehn, dass hiemit Alles erschöpft, und in voller Genauigkeit bezeichnet sey; doch daran liegt für jetzt Nichts! Genug, wenn wir darin übereinkommen, dass nun auch die Uebertretung des allgemeinen Gesetzes nicht bloss einfach böse sey, sondern ein mannigfaltiges Böses einschliesse; dessen Begriff jedoch so lange dunkel bleibt, wie lange man sich das Viele und Verschiedene, was in der Würde der

allgemeinen Gesetzgebung zusammengefasst ist, nicht deutlich und gesondert vor Augen stellt. Sind wir so weit einig?

Otto. Vollkommen.

Lothar. Jetzt können wir auf ähnliche Weise die andre Formel in Betracht ziehn. *Jedes Vernunftwesen soll als Zweck an sich behandelt werden.* Wenn Jemand sich dessen weigert: wird nun das Böse unmittelbar augenscheinlich seyn, das daraus entsteht? Oder kann der, welcher den Andern als Maschine gebraucht, auch noch fragen: was denn darin Schlimmes liege?

Karl. Wenn ich vielleicht einräumen muss, dass es dem Begriffe der allgemeinen Gesetzgebung an ursprünglicher Klarheit fehle, die ein Principium freilich besitzen soll: so sehe ich doch nicht, was klärer seyn kann, als die Vorstellung des Vernunftwesens als Zweck an sich. Das Vernunftwesen erblicke ich unmittelbar als eine geistige Grösse, die nicht vermindert werden soll; und die Vernunft selbst, als voranleuchtend dem Willen, besitzt einen Adel, der es verschmäht, erst eine Geschichte seiner Abstammung zu erzählen, um sich gelten zu machen.

Otto. Sie haben Recht; aber nicht bloss einmal, sondern zweimal.

Karl. Wie meinen Sie das?

Otto. In dem, was Sie so eben sagten, unterscheide ich wiederum zwei ganz verschiedene Gedanken, die, so lange sie nicht gesondert werden, einander gegenseitig verwirren. Die geistige Grösse ist der eine; und schon um ihrentwillen soll der Mensch nicht wie ein Wurm zertreten werden; die Leitung des Willens nach den Vorschriften der Vernunft ist der andere; und wer hiezu gelangt, der adelt sich selbst auf eine Weise, wie keine Nützlichkeit und Brauchbarkeit in fremden Diensten ihn hätte adeln können.

Lothar. Die Uebertretung des aufgestellten Grundsatzes, indem Jemand sich selbst wegwirft, oder Andre wegwerfend behandelt, wird also gleichfalls nicht bloss ein einfaches, sondern ein zwiefaches Böses mit sich bringen.

Otto. So ist meine Meinung.

Ludwig. Aber gegen diese Meinung muss ich Einspruch thun.

Otto. Weshalb?

Ludwig. Sie spalten in zwei Theile, was seinem Wesen nach Eins ist.

Otto. Welche Einheit meinen Sie?

Ludwig. Setzen Sie statt des dunkeln Kantischen Ausdrucks von dem Vernunftwesen als Zweck an sich, den viel klärern Fichte's: Bestimmung der Freiheit nach dem Begriffe der Selbstständigkeit; nehmen Sie hinzu, dass, vermöge der ursprünglichen Trägheit, der Mensch zu einer zwiefachen Unterlassung geneigt ist, nämlich so, dass er theils sich gar nicht zu dem Begriffe der Selbstständigkeit aufschwingt, theils seine Freiheit nicht nach demselben bestimmt: so werden Sie schon sehen, dass zwar mehrere schlimme Folgen von Einem und demselben Puncte ausgehn, dass aber nichts destoweniger das eigentliche Böse nur ein einziges ist, nämlich die Trägheit. Diese allein hat Schuld an allem, was weiterhin tadelnswerthes zum Vorschein kommt.

Otto. Da beweisen Sie gerade das Gegentheil dessen, was Sie wollen. Ich will auf einen Augenblick annehmen, allem Tadelnswerthen liege die Trägheit zum Grunde: so sagen Sie mir nur, wo fängt Ihr Tadel an, bei der Trägheit, oder bei den Folgen derselben?

Ludwig. Ich verstehe Sie nicht.

Otto. Meine Frage erkundigt sich nach dem ersten Puncte — nicht von wo eine gewisse Reihe von Ereignissen anhebt, — sondern nach demjenigen, der zuerst und unmittelbar vom Tadel getroffen wird. Sie, indem Sie die Trägheit beschuldigen, die Wurzel alles Uebels zu seyn, denken Sich einen Grund der Ereignisse, ein Princip des Seyns oder Entstehens; das aber verlangte ich gar nicht zu wissen. Auch würden Sie das Ausbleiben einer gewissen Thätigkeit ganz gleichgültig mit ansehn, Sie würden es gar nicht mit der tadelnden Benennung: *Trägheit*, belegen, wenn Sie nicht etwas Früheres stillschweigend voraussetzten, das Sie vermöge eines moralischen Gebots fordern zu können glauben, oder worauf Sie einen moralischen Werth legen; — und

dessen Mangel Sie nun als Folge der Trägheit betrachten. Es mag seyn, dass aller Streit, aller Hass, aller Undank, alle Verletzung der Ehre, alle schnöde Lust, alles Handeln wider die eignen Grundsätze, am Ende bloss von Trägheit herrühren, — wiewohl ich das nicht glaube: so viel wenigstens ist gewiss, Sie tadeln *erst* den Streit, und *alsdann* aus diesem Grunde die Trägheit; Sie verurtheilen den Hass, und *darum hintennach* das, was Sie *als Quelle* des Hasses ansehn, und so weiter. Daher bleibe ich ungestört in meiner vorigen Meinung, das Böse sey ein Mannigfaches, wenn auch der Ursprung desselben einfach wäre. Denn Böse nenne ich nur das, was um seiner selbst willen getadelt wird; nicht aber jenes, wovon etwa die Geschichte der Entstehung des Bösen anfangen mag.

Karl. Nach welchem Systeme sind Sie denn nun auf einmal so tapfer gegen meinen Bruder und mich? Es ist ja kein spinozistischer Laut in Allem, was Sie da vorbringen.

Otto. Den Spinoza hatte ich wahrlich ganz vergessen! Gönnen Sie mir einen Augenblick der Erheiterung nach meiner vorigen Unruhe; sie wird nur zu bald wiederkehren, und alsdann muss ich vielleicht alles das von selbst zurücknehmen, was ich so eben in augenblicklicher Laune hinwarf.

Lothar. Sagen Sie lieber, alsdann müssen Sie wieder in den Zustand einer gewaltsamen Begeisterung zurückkehren, um Sich auf Ihrer poetischen Höhe erhalten zu können. So eben freilich haben Sie Prosa gesprochen, ohne es zu wissen.

Otto. Ohne es zu wissen? Sagen Sie deutlich, was that ich, ohne es zu wissen?

Lothar. Sie legten den Grund eines antispinozistischen Lehrgebäudes.

Otto. Wie? Ist es so leicht, den Spinoza zu widerlegen?

Lothar. Bedenken Sie selbst! Sie disputirten freilich nur gegen Fichte's Lehrsatz: die Trägheit sey das radicale Böse. Aber wie haben Sie das angefangen?

Otto. Ich habe den Ursprung des Bösen unterschieden von dem Bösen selbst. Mit andern Worten: ich habe den ersten Punct, der unmittelbar vom Tadel getroffen wird

unterschieden von demjenigen Puncte, der den ersten Platz einnimmt im Gebiete des Seyns oder Geschehens.

Lothar. Besinnen Sie Sich genau. Ist das noch jetzt Ihre Meinung, und sind Sie darin einer vollkommenen Klarheit der Einsicht Sich bewusst?

Otto. Wie sollte ich nicht?

Lothar. Passt denn das zu Spinoza's Lehre? Bemerkten Sie nicht neulich selbst, dass bei ihm theoretische und praktische Philosophie mit einander innigst verwachsen sind? Oder haben Sie das vergessen über der Unruhe, in welche Sie geriethen, als Sie gleich darauf die Endlichkeiten im Unendlichen anklagten, der Grund des Bösen, oder vielmehr, wie Sie meinten, das Böse selbst zu seyn?

Otto. Es wird mir helle. In der That, ich habe damals das Böse an sich, oder das unmittelbar Tadelnswerthe, verwechselt mit dem Anfangspuncte, aus welchem die Möglichkeit des Bösen hervorgeht. Aber ich sehe noch nicht, dass wir damit viel erreichen. Das Unendliche sollte gar keinen solchen Anfangspunct enthalten! Gott sollte die Möglichkeit des Bösen gar nicht in sich beherbergen!

Lothar. Sie werden doch nicht von Spinoza eine Gottheit verlangen, wie Platon oder das Christenthum sie kennt? Doch wir sind überhaupt noch nicht an der rechten Stelle; folgen Sie mir ein paar Schritte weiter. Das Gegentheil des Bösen ist das Gute, nicht wahr?

Otto. Nun ja; was wollen Sie damit?

Lothar. Wenn das Böse in der Trägheit bestünde, so hätte das Gute seinen Sitz in der Thätigkeit, dem Leben, der Realität, oder wie man das Positive sonst nennen mag. Nicht wahr?

Otto. Noch einmal frage ich, was wollen Sie damit? Ich gebe ja gar nicht zu, dass die Trägheit das radicale Böse sey; warum denn legen Sie wiederholt dieselbe Voraussetzung zum Grunde? Ich erwähnte des Hasses; und der ist gewiss hässlich genug, und nur immer hässlicher, je thätiger und lebendiger er ist. Wollen Sie mir nun etwa durch irgend eine Künstelei weiss machen, diese Lebendigkeit des Hasses sey eigentlich kein wahres Leben, sondern ein wahrer

Tod? Ich erinnere mich, dergleichen Gerede hie und da gehört zu haben, und meinetwegen möchte es sogar seine Richtigkeit haben; das alles geht mich aber gar nichts an; denn ich frage nicht, was hinter dem Hasse eigentlich stecke, vielmehr, ihn selbst, den Hass als Hass, so wie ich ihn irgendwo erblicke, verurtheile ich geradezu, und nenne ihn böse, er mag übrigens seiner Natur nach seyn was er will. Desgleichen: die Feigheit, die Lüsternheit, die Tyrannei, das alles sind Gegenstände meines unmittelbaren Tadels, den Niemand entwaffnen oder schärfen wird, wenn er mir auch noch so spitzfindig auseinandersetzt, was für eine Art oder Folge der Trägheit das Alles seyn möge.

Lothar. Schön, recht schön! Sorgen Sie nun, dass Ihre Gedanken in diesem Zuge fortgehn. Das Böse ist nicht die Trägheit; also das Gute ist nicht —

Otto. Das Gute ist nicht die Thätigkeit, nicht das Leben, nicht die Realität, nicht das Positive; und was Sie sonst noch Alles genannt haben oder nennen mögen, um das Gegentheil der Trägheit zu bezeichnen.

Lothar. Sondern so wie der Hass, die Feigheit, die Lüsternheit, die Tyrannei, und so weiter, unmittelbar verwerflich gefunden werden, ohne Frage nach ihrem Ursprunge, so muss auch — nun, fahren Sie in der gleichen Richtung fort!

Otto. So muss auch die Liebe, der Muth, die Mässigung, die Gerechtigkeit, unmittelbar als vortrefflich anerkannt werden, wiederum ohne Frage, woher sie kommen. Dieses alles sind Anfangspuncte des Lobes, wie jene für den Tadel; und die einen wie die andern sind völlig verschieden, ja völlig ungleichartig von allen Anfangspuncten irgend eines Seyns und Geschehens. — Sind wir nun an der rechten Stelle?

Lothar. Wir sind angelangt. Sehn Sie Sich nur recht um!

Otto. In der That, wie ist mir? Ein Schwindel ergreift mich. — Die Realität ist ja die Vollkommenheit, die Macht ist Tugend, das Positive ist das Gute, das Urwesen ist als solches das höchste und vortrefflichste Wesen. — Sagte ich nicht so? Mir träumt, ich hätte so eben das gerade Gegentheil gesagt.

Karl. Nun wahrlich! Spinoza's Schatten muss Sie umschweben und bezaubern; sonst würden Sie nicht so plötzlich in den alten Gesang zurückfallen!

Ludwig. Während Otto sich besinnt, muss ich abermals Einspruch thun, nur auf andre Weise wie zuvor. Nämlich wenn auch das richtig seyn sollte, dass eine Mehrheit von Anfangspuncten des Lobes und Tadels vorhanden seyen, und dass man diese unterscheiden müsse von den Anfangspuncten des Seyns und Geschehens: so finde ich selbst unter dieser Voraussetzung die Trägheit ursprünglich böse. Ich darf sie nur betrachten, sie mir nur denken, so widersteht sie mir schon gerade so unmittelbar wie der Hass und die Tyrannei. Eben wie diese beiden ist sie an sich verkehrt und hässlich.

Lothar. Hierin stimmen wir vollkommen zusammen; auch sind die Ausdrücke, welche vorhin Otto gebrauchte, nicht frei von Uebertreibung. Es giebt keinen Gegensatz zwischen dem Guten und dem Positiven; vielmehr ist dieses ein Gattungsbegriff, der jenen unter sich fasst. Nur ist es unrichtig, dass das Positive, schon als solches, gut sey; und vielleicht werden Sie mir einräumen, dass einer von den Grund-Irrthümern des Spinoza in der Einbildung liege, als brauche man sich nur das Positive unendlich gross zu denken, um hiemit schon den Begriff der allerhöchsten Güte, das ist, Gottes, gedacht zu haben.

Karl. Ein noch grösserer Irrthum, meine ich, liegt in der Verwechselung des Denkens mit dem Erkennen, oder, was dasselbe ist, des Positiven mit dem Realen. Das höchste Wesen, dessen Existenz theoretisch zu beweisen geradezu unmöglich ist, und das ewig nur als Postulat der praktischen Vernunft ein Gegenstand unserer Ueberzeugung seyn kann, glaubt Spinoza sogar anzuschauen, indem er sich einen Begriff davon nach seiner Art entworfen hat.

Lothar. Aber hat nicht Kant diese Schwärmerei der innern Anschauungen ein wenig begünstigt? Ich besorge, dass gerade jene Postulate der praktischen Vernunft den schlüpfrigen Pfad bezeichnet haben, auf welchem nachmals so Manche immer tiefer hinuntergeglitten sind.

Karl. Wir können aber nichts davon entbehren, wenn

wir nicht an unsern theuersten Ueberzeugungen einen unersetzlichen Verlust erleiden sollen.

Lothar. Hätten wir durch den transscendentalen Idealismus etwas weniger an der religiösen Naturbetrachtung eingebüsst, so würden wir über den Werth jener Postulate unbefangener urtheilen können.

Otto. Religiöse Naturbetrachtung, sagen Sie? Ist das nicht der Punct, von dem unser neuliches Gespräch ausging?

Lothar. Er ist es in einem ganz andern Sinne, als worin ich eben dessen erwähnte.

Otto. Damals glaubte ich mich aller Plage überhoben, die der Gedanke des Bösen mit sich führt, denn die blosse Natur, schon als solche, hielt ich für gut.

Lothar. Jetzt werden Sie vielleicht allmählig bemerken, dass die *wirkliche Natur*, die uns umgiebt, noch etwas mehr ist, als *blosse* Natur; und dass in diesem Mehr, ihre Güte eingeschlossen liegt.

Otto. Seit jenem Gespräche, wie hat mich das Böse gequält! Ich kam so weit, die Natur, schon als blosse Natur, für böse zu halten.

Lothar. Sie werden insofern Sich wieder mit Spinoza befreunden, als nöthig ist, um die Natur mit Ruhe zu betrachten, und wahrzunehmen, dass sie bloss als solche eben so wenig böse, als gut seyn kann.

Otto. Während wir hier uns unterreden, habe ich wenigstens das Böse ins Auge fassen können, ohne überhaupt an die Natur zu denken.

Lothar. Besinnen Sie Sich jetzt vollständig! Auch das Seyn und das Gute haben Sie von einander getrennt, zwar nicht als ob diese Begriffe unvereinbar wären, aber doch so, dass keiner von beiden aus dem andern folge.

Otto. Keiner von beiden aus dem andern, — das heisst: weder das Seyn als solches, ist nothwendig gut; noch das Gute als solches, hat nothwendig Realität.

Lothar. Wenn diese Sätze in Ihre Ueberzeugung eingehn: so werden Sie fernerhin kein Buch für eine Ethik halten, das mit einer Aufstellung des ersten Princips aller Realität anhebt.

Ludwig. Dieser Tadel trifft auch Fichte's Sittenlehre.

Lothar. Wenigstens möchte ich dies sonst äusserst schätzbare Werk nicht gegen den Verdacht vertheidigen, dass sein Böses in praktischer Hinsicht mit den ersten theoretischen Gründen nur schwach zusammenhänge; und, wo deren Einfluss sich zeigt, dabei nicht gewinne sondern verliere. Indessen ist das Buch immer noch viel reiner in seiner Eigenthümlichkeit, als die Mischlinge, die heut zu Tage das Licht der Welt zu erblicken pflegen.

Otto. Ei sagen Sie doch, haben Sie denn *jenes* Buch zu Ende gelesen, von dem wir neulich sprachen?

Lothar. Ja; indessen bitte ich Sie, mir eine ausführliche Rechenschaft von dem, was ich gefunden, zu erlassen.

Otto. Warum?

Lothar. Weil es mich schmerzt, dass ein verdienstvoller Gelehrter sich hat bewogen gefunden, etwas zu schreiben, was durch Missdeutung den Schein gewinnen könnte, dem Verfolgungsgeiste neue Vorwände zu leihen.

Ludwig. Dem Verfolgungsgeiste neue Vorwände? Von welchem Buche ist denn die Rede?

Otto. Von Daub's Judas Ischariot; einem Buche, das in der That allen Priestern, die gern verdammen mögen, willkommenen Boden darbietet, um darauf nach ihrer Art zu säen und zu erndten.

Karl. Sie beide nehmen die Sache sehr ernsthaft. Der Verfasser hatte, laut der Vorrede, viel Unverdauliches genossen, das heutiges Tages für Philosophie gehalten wird; die Folge davon waren böse Träume, in den Kant's transscendentale Freiheit die Gestalt des lebendigen Satans annahm. Das ists Alles.

Lothar. Ein Spuk von transscendentaler Freiheit ist unverkennbar in der Art, wie das Böse zugleich als zeitlos, als persönlich, und als intelligibeles Wesen erscheint. Aber lassen Sie uns bekennen, dass auch diesmal Kant selbst nicht ohne Schuld ist.

Karl. Wie so?

Lothar. Durch die Annahme eines radicalen Bösen,

welches zu personificiren sehr leicht, ja fast unvermeidlich ist, sobald ein kleiner Anflug von Schwärmerei dazu kommt.

Karl. Wie sollte denn Kant das radicale Böse vermeiden? Es hängt ja unmittelbar mit der Freiheit zusammen.

Lothar. Freilich wäre es viel besser gewesen, diese transscendentale Freiheit selbst zu vermeiden, die für das, was man theoretische Vernunft zu nennen pflegt, ein unerträgliches Scandal ist und bleibt. Aber nachdem sie einmal da war, stand noch immer die grosse Frage bevor, ob man nothwendig bis zu dem ungeheuren Satze fortschreiten müsse: *der Mensch ist von Natur böse.*

Karl. Diesen Satz nennen Sie ungeheuer? Er ist ja ganz bekannt, nicht bloss bei den Theologen, sondern auch bei den feinsten Menschenkennern. Denken Sie doch nur an jenen Spruch, der im englischen Parlament ertönte: Jeder Mensch hat seinen Preis, für den er sich weggiebt.

Lothar. Fast möchte ich sagen: das Böseste im Menschen ist eben dieses Vertrauen auf die Schlechtigkeit der Anderen. Darum gerade weil sie einander für böse halten, sind sie böse. Und eine philosophische Lehre, welche diesen unseligen Glauben bestätigt, anstatt jene vorgeblichen Menschenkenner mit ihrer beschränkten Erfahrungsweisheit, und mit ihren Schlüssen von den Menschen gewisser Orte und Zeiten auf die Menschheit und deren Anlagen überhaupt, abzuweisen und zu beschämen: — eine solche Lehre kann ich eben so wenig für wohlthätig als für wahr halten.

Karl. Und ich finde gerade hierin Kant recht gross und erhaben, dass er einerseits, nichts von dem, was man Schlimmes über den Menschen sagen kann, sich verhehlt; andererseits das strenge moralische Sollen, als das offenbare Widerspiel der Wirklichkeit, mit ganzer Kraft aufrecht hält.

Lothar. Wie sehr ich im Wesentlichen hier mit Ihnen übereinstimme, das haben Sie in meinem Gespräche mit unserm Freunde bemerken können. Und zwar bin ich darin vielleicht noch etwas weiter gegangen, als Sie gehn würden. Sie sind gewohnt, die zeitliche Wirklichkeit dem, was seyn soll, entgegenzusetzen; ich verlange, dass man das wahre Seyn selbst, das zeitlos-Intelligibele, davon unterscheide;

indem Seyn und Sollen zwei Begriffe sind, die zwar nicht einander zuwider, aber auch auf keine Weise mit einander so verknüpft sind, dass man von einem auf den andern schliessen könnte. — Aber in diesem Puncte, der gewiss die Grundbedingung alles ächten Philosophirens ausmacht, ist Kant nicht consequent, indem er bald zu viel thut, und bald zu wenig. Er thut zu wenig, indem er vom Sollen aufs Können schliesst; als ob mit dem Beweise, dass man nicht könne, auch der Beweis geführt wäre, dass man nicht solle! Hat etwa der Schuldner seine Verbindlichkeiten getilgt, indem er sein ganzes Vermögen verschwendete? Und ist etwa das Sprichwort: *wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren*, eine moralische Wahrheit?

Karl. Man muss wohl einräumen, dass die rechtliche Forderung als eine negative Grösse stehn bleibt, welche bezeichnet, dass da, wo Nichts ist, dennoch etwas seyn sollte.

Lothar. Und das Nämliche werden Sie bei jeder sogenannten Gewissenspflicht ebenfalls einräumen müssen. Wie nun aber hier Kant viel zu gütig ist, indem er uns um des Sollens willen auch das Können zugesteht: so wird er dagegen auf der andern Seite unerträglich scharf und schneidend, dadurch dass er uns neben der Möglichkeit des Guten zugleich ein wirkliches Böses zuschreibt; und dies zwar nicht etwa diesem oder jenem einzelnen Menschen, sondern der ganzen Gattung. Mir fällt dabei immer die Frage ein: ob denn etwa alle Menschen in gleichem Grade böse seyen? Wenn eine Verschiedenheit des Grades Statt findet, so schwankt der ganze Satz; denn eine Grösse, die einmal im Abnehmen begriffen ist, kann auch gleich Null werden, es sey denn, dass sie eine ganz besondere Function einer andern veränderlichen Grösse sey. Glauben Sie, dass Kant es so genommen habe?

Karl. Gewiss nicht, denn das Böse hängt nach ihm lediglich von einer freien Wahl ab. Dennoch muss man an das radicale Böse glauben, da schon eine einzige, mit Bewusstseyn böse Handlung, auf eine böse Maxime, und diese auf ein Böses in der intelligibelen That der Freiheit, zu schliessen berechtigt.

Lothar. Ich will Sie nicht fragen, ob Sie mit dem Herzenskündiger wetteifernd, unternehmen wollen, *allen Menschen* eine mit Bewusstseyn böse Handlung nachzuweisen. Ich will Sie nicht erinnern, dass ein einziger Mensch, der eine Ausnahme von der vorgeblichen Regel machte, schon hinreichen würde, das über die Gattung ausgesprochene harte Urtheil zu widerlegen. Nur seyn Sie so gefällig, mir zu sagen, warum denn nicht eine einzige, mit Bewusstseyn *gute* Handlung, hinreiche, um eine wirkliche Güte in der ursprünglichen, zeitlosen That der Freiheit daraus zu schliessen? Man sollte doch meinen, bei solchen Schlüssen müsste das Gute zum mindesten eben so viel Rechte haben, als das Böse!

Karl. Darauf ist leicht zu antworten. Wenn das Gute gewählt wird, dann geschieht nichts weiter, als was sich gebührt, was man schuldig war. Das moralische Gesetz ist eben das Gesetz der Freiheit, und gleichsam die Natur derselben. Die Freiheit steht mit dem Gesetze in solchem Wechselverhältniss, dass beide auf einander zurückweisen. Ein freier Wille ist aller Causalität, also auch allen Triebfedern entnommen, die mit irgend einer Vorstellung eines Gegenstandes verbunden seyn, und ihn dadurch bestimmen könnten; es bleibt also kein denkbarer Bestimmungsgrund übrig, als nur die blosse Form der Gesetzmässigkeit der Maximen. Hiedurch bestimmt zu seyn, ist die Freiheit selbst. Wenn nun der Mensch einmal wirklich so bestimmt ist, das heisst, wenn er mit Bewusstseyn gut ist, worüber können wir uns wundern? Ich möchte sagen: um das Gute zu ergreifen, dazu ist gar keine Wahl nöthig; die Freiheit, so gewiss sie Freiheit ist, hat schon das Gute gewählt. Die guten Handlungen folgen alsdann von selbst; und aus ihnen ist gar nichts Neues, gar nichts von besonderer Güte zu schliessen. Nur wenn das Böse geschieht, dann muss man sich wundern, und dann darf man nicht ableugnen, dass eine Verunreinigung der moralischen Natur des Menschen dabei vorauszusetzen sey.

Lothar. Wie entsteht denn diese Verunreinigung?

Karl. Sie fragen doch wohl nicht im Ernste?

Lothar. Antworten Sie nur im Ernste, so wie das System Sie treibt!

Karl. Nun wohl! die Verunreinigung geschieht durch Freiheit.

Lothar. Jetzt sind Sie auf dem Puncte, wo ich Sie erwartete. Sehn Sie noch nicht den Doppelsinn, in dessen Schlingen Sie Sich gefangen haben?

Karl. Welchen Doppelsinn?

Lothar. Einen Doppelsinn eben in dem Puncte, der Ihnen der Hauptpunct zu seyn scheint, obgleich er es nicht ist.

Karl. Doch wohl nicht in der Freiheit?

Lothar. Gerade da! Erst ist das moralische Gesetz nach Kant der unmittelbare, adäquate Ausdruck für die Freiheit; so dass es für einen freien Willen gar kein anderes mögliches Gesetz soll geben können. Wir Anderen, die wir ausser der Kantischen Schule stehn, hören staunend zu; denn ein so erhabener Begriff von der Freiheit, nach welchem sie geradezu das Gute selbst seyn müsste, war uns sonst nirgends dargeboten worden. Aber wie bald, und wie heftig, schleudert man uns aus den Wolken auf die Erde nieder! Indem über das Böse soll Rechenschaft gegeben werden, kömmt uns noch einmal die Freiheit entgegen; aber nicht mehr jene erhabene Göttin, sondern dasselbe zweiseitige, schwankende Geschöpf der psychologischen Unwissenheit, was wir überall mit diesem Namen hatten nennen hören, — die Freiheit der Wahl! Diese ist, wie es scheint, ihrem Gesetz entlaufen, von dem sie, wenn jene frühern Lehren Wahrheit enthielten, sich gar nicht trennen konnte, ohne mit ihrem innersten Wesen in Widerspruch zu gerathen. Was soll nun gelten? Wollen wir die Freiheit für die praktische Vernunft selbst erklären? Das wird mit der Formel des kategorischen Imperativs wohl zusammen stimmen; aber dann ist das Böse kein Werk der Freiheit, sondern ein Mangel derselben. Oder soll die Freiheit verschieden von der Vernunft, etwa zwischen ihr und der Sinnlichkeit mitten inne stehn, um wählen zu können, oder um eine von beiden Rathgeberinnen der andern unterzuordnen? Dann wird das Böse ein Werk der Freiheit, aber mit ihm auch das Gute; beide Werke sind nun gleich möglich, und ein radicales, der Menschengattung anklebendes Böses ist wiederum nicht vorhan-

den; denn in der Freiheit kann keine bestimmte Richtung nach dieser oder jener Seite enthalten seyn. Hier liegt nun ein Dilemma vor Ihnen, wodurch in jedem Falle das vorgebliche radicale Böse widerlegt, und zugleich der Ursprung dieses Ungethüms in dem doppelsinnigen Worte ist nachgewiesen worden, das überall, wo man es hört, und in jeder Verbindung, worin es gebraucht wird, den Verdacht eines höchst gefährlichen Missverstandes erwecken sollte.

Ludwig. Sie erinnern mich lebhaft an das Gespräch, was ich mit meinem Bruder führte, ehe Sie kamen. Dass die Freiheit nicht zwischen Vernunft und Sinnlichkeit stehend gedacht werden müsse, leuchtet mir ein. Aber wenn wir sie als Eins mit der Vernunft, oder noch besser als den Ursprung der letztern betrachten, dann, dünkt mich, liegt ein radicales Uebel eben darin, dass die Freiheit unterlasse, Vernunft und Sittengesetz zu stiften und zu erhalten. Sie selbst nannten so eben das Böse nicht ein Werk, sondern einen Mangel der Freiheit; und dies trifft mit Fichte's Lehre zusammen, wornach die Trägheit als die Wurzel des Bösen zu betrachten ist.

Lothar. Wenigstens bin ich der Meinung, dass die Kantische Schule nicht Ursache hat, in diesem Puncte mit Fichten unzufrieden zu seyn. Er hat hier, und wohl so ziemlich überall, aus Kant's Lehre das Beste gemacht, was sich daraus machen liess; und wer Fichte's Verbesserungen nicht annehmen will, der thäte wohl, desto schärfer nachzusehn, aus welchen Gründen eine Veränderung nöthig geschienen habe. Etwas gelinderes lässt sich bei dem Ausdrucke: radicales Böses, wohl nicht denken, als eine blosse Schwäche, ein Mangel an besonnener Reflexion, dergleichen wir Alle, auch ohne System, bei dem Bösen voraussetzen. Denn ist nicht das Böse ein solches, das bei besserer Ueberlegung wird bereuet werden?

Otto. Also von der Reue wollen Sie nicht ablassen! Ist mir aber jemals ein Wort von Spinoza klar gewesen, so war es dies, dass die Reue nur eine thörichte Schwäche sey.

Lothar. So lange Sie überall nur Natur, und *gute* Natur, aber gar kein Böses sehen wollten, mussten Sie die

Reue verachten. Aber die Reue ist nothwendige Folge und Heilung des Bösen; so dass, wenn dieses zugelassen wird, auch jene sich unfehlbar einstellt. Und was denken Sie denn von dem Christenthum? Sie werden doch nicht verkennen, dass die ganze Versöhnungslehre nur unter Voraussetzung einer gerechten Reue kann gefasst werden.

Otto. Auch gehörte ich während der ganzen Zeit, da ich dem Spinoza anhing, nicht zu den besonders gläubigen Christen.

Lothar. Da waren Sie denn wenigstens consequent; und um so leichter wird es Ihnen jetzt klar seyn, welche Veränderung nun mit Ihren Ansichten vorgehn muss, nachdem Sie uns vorhin so stark gesagt haben, wie der Hass, und die Tyrannei, und die Feigheit, und die Lüsternheit, jedes unmittelbar als ein Böses in die Augen falle. Sie werden einsehn, dass der Mensch, der sich solcher verkehrten Gesinnungen wegen innerlich anklagt, nothwendig auf eine Weise wird gepeinigt seyn, die es ihm unmöglich macht, sich der Natur und der Gesellschaft guter Menschen, vollends aber ihrer religiösen Gemeinschaft, mit freiem Herzen anzuschliessen. Er bedarf alsdann einer Entsündigung; und man muss ihm Muth machen, damit er es wage, sich unter Bedingung einer redlichen Sinnesänderung wiederum als einen Genossen des Reiches Gottes zu denken.

Karl. Sollte ich wirklich bei einer Revision der Kantischen Lehre in irgend einem Puncte meine Ansicht verändert finden, so würde ich allerdings darauf gefasst seyn müssen, dass auch in meiner Vorstellung vom Christenthum etwas zu verrücken wäre.

Lothar. An dem radicalen Bösen werden Sie nur ein Hinderniss verlieren, Ihre Philosophie mit dem Christenthum in Einklang zu denken. So gut es gemeint ist, wenn Kant gegen den Trost, *Ende gut, Alles gut*, protestirend, auch das Leben *vor* der Sinnesänderung bei der Hoffnung auf künftige Seligkeit mit in Anschlag bringt; und so consequent er hierin verfährt, da die intelligible That der Freiheit sich gegen alle Perioden unseres Erdenlebens gleich verhält, und durch frühere Handlungen nicht minder bezeichnet wird, als

durch spätere: so folgt denn doch aus dem Allen ganz unleugbar, dass es thöricht sey, sich für die *zeitlose* That der Freiheit eine zukünftige *Zeit* der Entsündigung, und hiemit der Sündenvergebung zu denken. Nun ist es aber wirklich die Meinung des Christenthums, dass die Schulden sollen getilgt, und die Seelen gereinigt, die Strafen aber erlassen werden. Diesen Gedanken werden Sie von Zeitverhältnissen niemals befreien können. Unsere Kirche setzt mit dem gemeinen Verstande zugleich voraus, dass das Böse irgend einmal entstanden sey, und irgend einmal aufhören könne, ja aufhören werde, wenn nur die Menschen sich die göttlichen Veranstaltungen gehörig zu Nutze machen. Und ich verhehle Ihnen nicht, dass, obgleich ich mit dem zeitlosen Seyn nicht gänzlich unbekannt zu seyn glaube, ich dennoch, wenn in Beziehung auf das menschliche Gemüth vom Guten und Bösen die Rede ist, die Zeitbedingungen zu verschmähen weder nöthig, noch heilsam, noch überall nur möglich finde.

Karl. Rücken Sie nur ein wenig weiter heraus! Lassen Sie nun auch Ihre Meinung über das Böse besichtigen, damit wir uns daran allenfalls Schadens erholen können.

Lothar. Sie wollen meine Vorstellungsart kennen lernen? Aber ich muss bitten zu bedenken, dass in keinem System das Böse gleich vorn an der Schwelle gefunden wird. Mit Ihnen konnte ich auf Ihre Ansichten eingehn, weil Spinoza, Kant, und Fichte, uns Allen bekannt sind. Allein wenn ich selbst etwas aufstellen soll, wo wollen Sie, dass ich anfange, und wie lange wollen Sie mir zuhören?

Otto. Nur keine Ausflüchte! Sie haben uns Alle mehr oder weniger irre gemacht. —

Ludwig. Wenigstens hat es uns auf einen Augenblick an der rechten Antwort gefehlt; und es wäre wohl billig, dass nun auch Sie einer solchen kleinen Verlegenheit Sich aussetzten. Nur darf ich meiner Frau nicht die grössere Verlegenheit zuziehn, uns mit kalten Schüsseln zu bewirthen. Man wird uns bald zu Tische rufen.

Lothar. Ganz in der Kürze also wollen Sie wissen, was selbst in der längsten Ausführlichkeit noch sehr mangelhaft bleiben würde. So muss ich mir denn helfen wie ich kann!

Ich muss mir einbilden, meine eignen Gedanken seyen aus allerlei fremden Vorstellungen zusammengeflossen; es sey darin ein Quentchen Spinoza, ein Loth Fichte, und ein Loth Kant enthalten. Von diesem Kunstgriff verspreche ich mir die beste Wirkung; denn Sie, meine Herren, werden mich nicht bloss verstehen, sondern auch sämmtlich mit mir zufrieden seyn.

Otto. *Der* Spott wird Ihnen theuer zu stehn kommen! Keiner von uns wird das abscheuliche Gemenge, was Sie ankündigen, sich gefallen lassen. Jeder von uns nimmt das Seinige zurück, und Sie behalten nichts, als den Schaum aus der gährenden Mischung.

Karl. Nur nicht so ernsthaft! Wir können nun einmal in diesem Augenblick keine gründliche Abhandlung verlangen; also müssen wir die Einkleidung nehmen wie sie gegeben wird.

Ludwig. Aber wird nicht Jeder von uns zuviel von dem Seinigen hinzudenken, und wird nicht dadurch vielleicht ein Gemenge aus unvereinbaren Gedanken entstehn, das ursprünglich nicht vorhanden war?

Lothar. Eben diese Bemerkung war es, die ich zu veranlassen wünschte. Sie werden nun schon verhüten, dass nicht auf solchem Wege ein Missverständniss einschleiche. Zuerst aber lassen Sie uns jene Unterscheidung zurückrufen zwischen den Anfangspuncten des Lobes und Tadels, und denen des Seyns und Geschehens. Sie erlauben mir doch, diese zum Grunde zu legen?

Karl. Fahren Sie nur fort!

Lothar. Gutes und Böses sind demnach nicht Begriffe der *Erkenntniss*, sondern der *Beurtheilung;* nicht Prädicate des Seyenden, sofern es ist, sondern Bezeichnungen der Art und Weise, wie ein möglicher oder wirklicher Gegenstand von einem gegenüberstehenden Zuschauer aufgefasst wird. Bemerken Sie wohl: der *Gegenstand* braucht kein wirklicher, nicht einmal ein real-möglicher zu seyn; statt seiner genügt ein blosser Gedanke; aber der *Zuschauer* muss existiren, sonst käme kein Urtheil zum Vorschein. Wer hingegen uns von der wahren Natur und Beschaffenheit eines wirklichen Dinges unterrichten will, der muss die Worte *gut*

und *böse* in seiner Beschreibung ganz vermeiden, damit er nicht die Betrachtungen des Zuschauers in das angeschaute Ding selbst hineintrage.

Ludwig. Aber wie nun, wenn der Gegenstand der Beschreibung ein Vernunftwesen ist? Ein solches ist sein eigner Zuschauer, denn es hat Selbstbewusstseyn. Daher findet es sich selbst gut oder böse; gehört denn nun das nicht zu seiner Natur, dass es sich also beurtheile?

Lothar. Ohne Zweifel; nur liegt auch in einem solchen Wesen, welches Object und Subject zugleich ist, das Gute und Böse nicht zuerst in dem Objectiven; sondern die Beurtheilung erzeugt sich in dem Subjectiven, welches nun die Stellen in dem Objectiven, worauf das Urtheil traf, mit den Namen des Guten und Bösen belegt; die sie denn auch, in Rücksicht auf das unvermeidliche Urtheil, immerhin behalten mögen.

Karl. Fahren Sie fort, damit wir eine weitere Umsicht gewinnen.

Lothar. Noch muss ich erinnern an jene Mehrheit von Anfangspuncten des Lobes und Tadels, von denen wir vorhin schon sprachen.

Ludwig. Sie meinen das Unrecht, und die Unbilligkeit, und den Hass sammt seinen Gefährten, dem Neide und der Schadenfreude; desgleichen die Feigheit und Lüsternheit, die ich wohl mit der Trägheit zusammenstellen möchte; endlich das Handeln wider besseres Wissen, oder was Kant das Böse mit Bewusstseyn nennt.

Karl. Das letztere allein möchte ich für das eigentliche Böse erkennen. Jenes Andere kann böse werden, wenn Bewusstseyn hinzukommt.

Otto. Und ich möchte vielmehr den Hass als das nächste ansehn, was uns bei dem Worte *Böses* einfällt.

Lothar. In der That nennen wir denjenigen vorzugsweise *gut*, der *gütig*, oder *wohlwollend* ist; und eben so macht auch der Hass den Grundzug des Bösen. Eine andere Bedeutung aber bekommt dieser Ausdruck, wenn wir eine bessere Einsicht, die nicht befolgt wird, hinzudenken; und nun tritt die ganze zuvor erwähnte Mannigfaltigkeit herein.

Denn es ist nun einerlei, ob die Einsicht ein Recht, oder eine billige Vergeltung, oder eine übelwollende Gesinnung, die man ersticken soll, oder irgend welche Proben von Muth, Geduld, Standhaftigkeit, wozu wir aufgefordert sind, oder endlich die nöthige Vesthaltung gewisser Maximen betrifft, denen unverbrüchliche Treue gebührt. In allen diesen Fällen, die noch mancherlei Modificationen annehmen können, soll die Einsicht befolgt werden; ihr aber zu widerstreben, ist böse.

Karl. Das lässt sich nicht leugnen. Aber noch immer verweilen Sie bei einer blossen Erörterung des Begriffs vom Bösen; und das berührt gar nicht den eigentlichen Gegenstand unseres Gesprächs. Den Grund und das innere Wesen dessen, was in dem Object der Beurtheilung dergestalt vorhanden ist, dass der Zuschauer es unvermeidlich tadelt, und zwar *unmittelbar* tadelt, ohne vorgängige Schlüsse aus anderen Principien: — dieses haben Sie uns nachzuweisen.

Lothar. Ein wesentliches Böses, das den Grundzug der Natur irgend eines Dinges ausmache, kann und will ich Ihnen nicht nachweisen, weil ich dergleichen durchaus nicht anerkenne.

Otto. Also ein solches nur wollen Sie einräumen, das nicht im Seyn, sondern im Geschehen seinen Sitz habe.

Lothar. Auch dies muss noch beschränkt werden. Das ursprüngliche Geschehen ist viel zu einfach, um böse seyn zu können. Erst indem ein mannigfaltiges Geschehen zusammentrifft, kann vom Bösen die Rede seyn.

Otto. Und ein solches Zusammentreffen, wo ereignet es sich?

Lothar. Ohne Zweifel in den Seelen der Menschen, und anderer, ähnlicher Vernunftwesen. In diesen muss erst aus Vorstellungen sich Begierde erzeugen, und die Begierde muss in irgend welche Missverhältnisse gerathen, wenn ein böser Keim entstehen soll.

Karl. Also auch den Keim lassen Sie *entstehen*, und zwar aus Begierden, die an sich nicht einmal *den Keim enthalten*, sondern erst in Missverhältnisse *gerathen* müssen, wohinein sie auch wohl hätten *nicht* gerathen können! Das heisst in Wahrheit das Böse als recht zufällig und vergänglich beschreiben! Mich dünkt das etwas leichtsinnig.

Otto. Und mich sehr erfreulich! Wollten *Sie* denn gern das Böse recht vesthalten, und es wohl gar von Ewigkeit zu Ewigkeit sich erstrecken lassen, oder, was eben soviel heisst, es in die intelligible Welt hinein verlegen?

Ludwig. Wenn wir den intelligibeln Ursprung des Bösen aufgeben: so werden wir uns vielleicht desto eher darüber einigen, dass es von gewissen Standpuncten der Reflexion abhängig ist. Ich gestehe, dass ich jene Verdunkelung und Erhellung unseres Geistes, worauf das Schwanken des Menschen zwischen dem Guten und Bösen so offenbar hinweist, von Zeitbestimmungen unabhängig zu denken zwar versucht habe, aber niemals recht damit zu Stande gekommen bin.

Lothar. Sie alle drei muss ich bitten, mich nicht misszuverstehn. Was die Zufälligkeit des Bösen anlangt: so nehme ich sie allerdings in dem Sinne an, worin überhaupt vom Zufall die Rede seyn kann. Auch in einer vesten und gesetzmässigen Natur giebt es ein Zusammentreffen, das für ein Jedes der Zusammentreffenden zufällig ist, und das wir dennoch in formaler Hinsicht als vollständig bestimmt ansehn müssen. In Rücksicht der Vergänglichkeit des Bösen aber wünschte ich eine ausgedehntere Ueberzeugung zu besitzen, als deren ich mich rühmen kann. Auch das zufällig Entstandene bleibt so lange, bis es von mächtigern gegenwirkenden Kräften vernichtet wird. Schon neulich erinnerte ich Sie, lieber Otto, an die Miasmen der ansteckenden Krankheiten, die wohl schwerlich so alt seyn können als der Mensch, die ihm aber jetzt, nachdem sie einmal da sind, sehr hartnäckig ankleben. Dass Sie nicht darauf dringen wollen, das Böse aus der intelligibelen Welt herzuholen, ist recht gut in dem Sinne, wie Sie das Wort nehmen; aber schliessen Sie nur ja nicht daraus, dass nun das Böse selbst zur Erscheinung gehöre! Die ganze Disjunction zwischen der intelligibelen und der Erscheinungs-Welt ist in meinen Augen äusserst mangelhaft; sie lässt gerade das Wichtigste aus, nämlich die innern Zustände der einfachen Wesen, die zwar in gewissen Zeitpuncten entstanden, dennoch aber selbst gar nicht zeitlich, sondern beharrlich, und nur bloss einer gegenseitigen

Hemmung zugänglich sind, wenn nämlich ihrer mehrere und entgegengesetzte in einem und demselben Wesen zusammentreffen. Hier nun ist eben das Reich des Guten und Bösen; während die einfachen Wesen selbst, oder das eigentliche Seyende, uns eben so gleichgültig als unbekannt sind. Es verhält sich mit dem Guten und Bösen wie mit den Metallen, den edeln sammt den unedlen; sie finden sich eben so wenig in den Urgebirgen als in der Dammerde. — Zuletzt muss ich noch auf Ihre Voraussetzung, das Böse hafte an gewissen niederen Reflexionspuncten, etwas erwiedern. Schon zuvor sprachen wir von der Mannigfaltigkeit dessen, was der Gattungsname *Böses*, unter sich begreift. Sie werden nun wohl den Gedanken natürlich finden, dass nicht alles Böse und Gute der nämlichen Reflexionsstufe angehöre. Der Hass zum Beispiel, und die Feigheit, sammt ihren Gegentheilen, der Zuneigung und dem Muthe, gehören zu den erstgebornen Kindern des Gefühls; daher so manche Moralisten, und namentlich alle, die auf dem Gegensatze zwischen Natur und Freiheit fussen, sich ganz eigentlich Mühe geben, um in diesen Anfangspuncten der menschlichen Entwickelung das Sittliche zu *verkennen*. Verhältnisse des Rechts und der Billigkeit aufzufassen, erfordert dagegen schon Umsicht, und ein Heraustreten aus dem natürlichen Egoismus, dem individuellen Gefühl von Wohl und Wehe; und hier, wenn irgendwo, hat Fichte Recht, dass bei träger Reflexion der Mensch in dem Bösen, nämlich in dem Unrecht und der Unbilligkeit, befangen bleibt; während eine Erhebung des Geistes nur auf eine nächst höhere Stufe, in ihm der Anfang des Guten seyn würde. Daher hängt die Rechtlichkeit zum Theil mit der Civilisirung zusammen. Endlich die Ausbildung der Grundsätze, und die Wachsamkeit, um sich nicht davon zu entfernen, — jene Fichte'sche Selbstständigkeit, und die Kantische allgemeine Gesetzmässigkeit der Maximen, — dies erfordert nicht bloss eine höhere, sondern auch eine hellere Reflexion, als das vorhergenannte; und das Böse, nämlich die Untreue gegen sich selbst, entsteht hier nicht etwan in dem gänzlichen Erlöschen des Bewusstseyns gefasster Vorsätze, sondern es hat seinen Sitz in einer theilweisen Ver-

dunkelung gewisser Maximen, die man sich immer noch vorhält, während man ihnen zuwider beschliesst und handelt.

Karl. Während Sie redeten, ist es mir seltsam ergangen. Zuerst hatte ich Lust, Ihnen zu widersprechen; denn was die Miasmen der ansteckenden Krankheiten anlangt, mit deren zufälligem Ursprunge Sie das Böse verglichen, so würde ich das Gleichniss lieber umkehren. Es fragt sich noch, ob nicht etwa in der organischen Natur ein Analogon des radicalen Bösen in der geistigen Statt findet; ich meine, ob nicht eine Art von intelligibeler Verkehrtheit, auf zeitlose Weise, gerade so den Grund der Krankheiten ausmacht, wie die zeitlose böse Wahl hinter den Phänomenen der bösartigen menschlichen Gesinnungen und Handlungen verborgen liegt. Doch das mag dahingestellt seyn! Da Sie aber nun von einem Mitteldinge, oder einer Mittelwelt zwischen der intelligibelen und der sinnlichen, sprachen: da ging mir das Licht gänzlich aus, und mir war, als umfinge mich eine dichte, schwarze Wolke; —

Lothar. die allerdings dicht genug ist, um dem menschlichen Auge wie ein solider Körper zu erscheinen; und schwarz genug, um ihm die Sonne zu verdunkeln; endlich wirksam genug, um als Werkstätte des Blitzes und Donners sowohl Schrecken als Wohlthaten zu verbreiten.

Karl. Hören Sie mich doch bis zu Ende! Die Wolke hat sich ja längst aufgelöst, und der Himmel ist wieder ganz heiter. Denn als Sie nun ferner, Sich an meinen Bruder wendend, das Böse auf allerlei Reflexionspuncte vertheilten: da senkte sich der Nebel ganz sanft auf die platte Erde nieder. Ich merkte nun, dass Ihre Mittelwelt, die Werkstätte des Bösen und des Guten, aus wohlbekannten psychologischen Materialien besteht; und so etwas pflegen wir Andern, — ich meine, wir Schüler Kant's, — zu den innern Erscheinungen zu rechnen, die eben so weit von den Noumenen entfernt sind, als die Phänomene des äussern Sinnes. Da ich nun wohl weiss, dass Sie den wahren Grund des Guten und Bösen, die Freiheit, nicht anerkennen, und folglich auch die intelligibele Natur dieses Grundes nicht einsehn können: so hatte ich längst erwartet, dass Sie Sich,

mit einiger Veränderung der Worte, der Erscheinungswelt anvertrauen, und das majestätische Pflichtgebot in ein psychologisches Spiel würden herabziehn wollen. Und es begiebt sich denn auch wirklich, dass Sie auf blosse Affecten, wie Liebe und Hass, eben so viel Gewicht legen, als auf Recht und Unrecht; dass Sie überdies das Recht an die Civilisirung, und die Uebertretung einmal angenommener Grundsätze an eine Verdunkelung gewisser Vorstellungen anknüpfen. Sehn Sie nun, wie Ihnen das Uebersinnliche irdisch und zeitlich geworden ist! *Ihren* Augen verbirgt in der That die Sonne sich hinter *Ihrer* Wolke. Darum aber hat sich zwischen der intelligibelen und der Sinnenwelt nichts in die Mitte geschoben, auch sind diese Welten, die eine des Glaubens, und die andre des Wissens, noch immer durch eine unendliche Kluft geschieden, und einander nicht um einen Zoll breit näher gekommen.

Ludwig. Lieber Bruder! Du führst da eine so siegreiche Sprache, dass ich an Deinem Siege fast zweifeln möchte. Mir ist es überdies sehr klar, dass auf einer Verdunkelung oder Erhellung gewisser Vorstellungen, wodurch gleichsam der geistige Horizont bestimmt wird, bei unseren Entschliessungen und Handlungen das Meiste ankommt; und es dünkt mich ein schlimmes Zeichen für Deine Ansicht, dass Du hierauf so wenig Rücksicht nimmst und nehmen kannst. Du hast immer nur Deine einförmige Freiheit; damit lernen wir aber nichts von den höchst verschiedenartigen Zuständen unserer moralischen Gesinnungen begreifen, die sich denn doch nicht wegleugnen lassen. Wirklich kommst Du mir manchmal vor, wie ein Säulenbewohner, der sich immer nur um seine Axe drehen, aber niemals mit uns Andern auf den Wegen und Steigen, die doch offen vor uns liegen, umhergehn will.

Otto. Mir nun vollends mögen Sie die Versicherung von einer unendlichen Kluft, die zwischen der intelligibelen und der sinnlichen Welt bevestigt seyn soll, noch tausendmal wiederholen: darum rücken diese beiden Welten, die ganz nothwendig zusammengehören, nicht um einen Zollbreit auseinander. Spinoza mag in den nähern Bestimmungen seines

Systems Recht oder Unrecht haben: so viel wenigstens sehn wir Alle, dass eine Sinnenwelt für sich allein sich gar nicht denken lässt; und dass, wer diese so unmittelbar wie sie erscheint, für real hält, noch gar nicht angefangen haben muss zu philosophiren. Was kann denn nun die intelligibele Welt anders seyn, — für uns nämlich, und in Beziehung auf unsere Erkenntniss, — als eine Ergänzung, die wir zu der sinnlichen hinzufügen? Und nachdem ich mir nicht mehr verhehle, wie tumultuarisch Spinoza verfährt, indem er die sinnlichen Dinge in das Meer des Unendlichen gleichsam hineinwirft: wünsche ich allerdings zu erfahren, welche Vermittelung zwischen jenen und diesem Statt finde; mit einer Kluft zwischen Wissen und Glauben aber, die allen begreiflichen Zusammenhang aufhebt, ist mir nichts gedient.

Lothar. Meine lieben Freunde! Lassen Sie uns vor allen Dingen guter Laune bleiben. Von mir kann ich Ihnen das so lange versprechen, als Jedermann entweder consequent bei seinem System bleibt, oder aber mit vesten Schritten, und wohlwissend was er thut, sich um eben so viel von seiner vorigen Meinung entfernt, als er einer andern näher rückt. Erst dann pflege ich mich unwillig abzuwenden, wenn Leute, die sich Philosophen nennen, wie berauscht umhertaumeln, und nach Allem greifen was sie sehen, unbekümmert ob sie es sich mit Recht zueignen können oder nicht. So etwas wird in unserm Kreise nicht begegnen. — Sie, lieber Karl, haben vorhin getreu dem Geiste Ihrer Schule gegen mich gesprochen, und nur ein wenig zu schnell geglaubt, mich zu verstehen. Das psychologische Spiel, in welches ich das Gute und Böse soll herabgezogen haben, ist allerdings kein solches Spiel, dergleichen die transscendentale Freiheit treiben würde, wenn sie aus der übersinnlichen Welt, worin sie wohnen — und *bleiben* sollte, hervorträte, um im Laufe des menschlichen Lebens allerlei wechselnde sittliche Gemüthszustände *bewirken zu helfen.* Das nämliche psychologische Spiel ist aber darum auch noch lange kein *blosses* Spiel von Erscheinungen. Damit ich mich deutlicher mache, erlauben Sie mir die Frage: rechnen Sie nicht den Mond und die Sonne zur Erscheinungswelt?

Karl. Ohne Bedenken.

Lothar. Und dennoch ist dessen, was uns davon erscheint, äusserst wenig im Vergleich mit dem, was uns verborgen bleibt.

Karl. Das letztere liegt in einer möglichen Erfahrung, die wir machen könnten.

Lothar. *Wir* doch wohl nicht! Wir müssten ja aufhören Menschen zu seyn, um auf dem Monde und der Sonne leben und Erfahrungen einsammeln zu können.

Karl. Aber man denkt sich anders organisirte, Menschenähnliche Wesen, für die eine Verlängerung unserer Erfahrung bereit liege.

Lothar. Sie mögen wohl überlegen, was Sie thun, indem Sie menschliche Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes, bei Ihren Kantischen Grundsätzen auch solchen Wesen zuschreiben, die wir uns offenbar nicht als Menschen denken dürfen, da sie nicht in unsrer irdischen Atmosphäre, und nicht unter den gleichen Bedingungen der Schwere und der Wärme leben sollen. Es ist sehr zu fürchten, dass Wesen, die nicht Menschen sind, schlecht dazu taugen mögen, eine menschliche Erfahrung zu verlängern; eben so schlecht als wir, um ihre Anschauungen mit unsern Augen fortzusetzen und mit unserm Verstande fortzudenken. Wenigstens in Ihrer Stelle, und nach Ihren Principien möchte ich mir eine solche Verschreibung des menschlichen Maassstabes über alle menschliche Gränzen hinaus, kaum erlauben. Allein wir können das bei Seite setzen. Sagen Sie mir nur, sind Sie denn gewiss, dass der Mond und die Sonne überhaupt Einwohner, ja dass sie nur *irgend welche Zuschauer* haben, die *mehr* davon sehen könnten als wir?

Karl. Wer wird das verbürgen wollen? Aber die Möglichkeit der Erfahrung bleibt ja doch immer!

Lothar. Reden wir denn von einem *möglichen* Mond und einer *möglichen* Sonne? Oder schreiben wir diesen Weltkörpern *Wirklichkeit* zu? In diesem Puncte, hoffe ich, sind wir einig.

Karl. Ohne Zweifel; denn jene Gestirne fallen ja zum

Theil in unsere wirkliche Erfahrung; sie haben daher die Wirklichkeit der Phänomene.

Lothar. *Zum Theil*, nicht wahr? Denn die Wirklichkeit der Phänomene kann doch nicht grösser seyn, als die der Erfahrung. Aber vergönnen Sie mir nun Ihnen zu sagen, wie ich von diesem Puncte aus in Ihrem Namen weiter denken möchte. Gesetzt (würde ich mir sagen), es gebe im Monde und in der Sonne keine Einwohner, auch überall Niemanden, der die menschlichen Anschauungen von beiden fortführen könnte, so würde dennoch die Wirklichkeit gewisser Materien und Beschaffenheiten des Mondes und der Sonne keinem Zweifel unterliegen. Denn man muss so etwas voraussetzen, um daran die Erfahrungen, welche unsre Fernröhre, unsere Augen, und unsere Rechnungen uns verschafft haben, anknüpfen zu können. Was ist nun diese Wirklichkeit, die keinen Zuschauer hat? Blosse Erscheinung kann man sie nicht nennen, denn eine solche muss ein *Subject* haben, *dem* sie erscheint; ein Punct, den wir überall, so oft von Erscheinungen die Rede ist, sehr sorgfältig erwägen müssen. Für eine blosse Verlängerung meiner Gedanken will ich sie auch nicht halten, denn das hiesse soviel als behaupten, Sonne und Mond seyen durchaus in der Wirklichkeit nichts weiter, als das, was mir davon sichtbar wird. Ich werde also wohl müssen zu den Verstandeswesen meine Zuflucht nehmen, die den Sinnenwesen correspondiren. Das Ding an sich, oder *die* Dinge an sich, wenn es deren mehrere giebt, müssen ja doch auf irgend eine, freilich unbekannte Weise die Grundlage zu den Erscheinungen hergeben. Auf eben die Weise nun, wie sie dies mir, in meinem Erfahrungskreise, leisten, mögen sie wohl noch ein grösseres Quantum möglicher Erfahrung bereit halten, welches nur nicht genutzt wird, insofern dafür die Zuschauer fehlen. Wie manches Blümchen mag auf unserer Erde eben so ungesehen verblühen, wie die weiten Gefilde des Mondes unbearbeitet und unbereiset da liegen! Demnach gehört alle solche mögliche Erfahrung, die Niemand wirklich erfährt, dennoch in das Gebiet der Wirklichkeiten, nämlich in wiefern sie zubereitet ist von dem Dinge an sich. Sind Sie damit zufrieden?

Ludwig. Ich hoffe, mein Bruder wird sehr damit zufrieden seyn, da er sich das Ding an sich nun einmal nicht will nehmen lassen.

Karl. Aber sagen Sie nur, was wollen Sie mit dem Allen? Was hilft uns eine Reise in die Sonne, indem wir vom Guten und Bösen reden?

Lothar. Ihr Bruder hat Ihnen vorhin eine gewisse Unbeweglichkeit zur Last gelegt, die ich, zwar nicht Ihrer Person, aber desto mehr Ihrer Schule, ebenfalls zuschreiben möchte. Eine Reise in die Sonne, denke ich, möchte ein gutes Mittel gegen jede Art von Starrsucht seyn.

Karl. Der Scherz soll mich nicht böse machen; aber erklären Sie Sich nur über die Anwendungen auf unsern Gegenstand, die Sie im Sinne haben.

Lothar. Sogleich. Sprachen wir nicht von den psychologischen Erscheinungen?

Karl. Diese schienen Sie zu vergleichen mit unserer Erfahrungskenntniss von Sonne und Mond.

Lothar. Beliebt es Ihnen nun, die Vergleichung fortzusetzen, so werden die unbekannten Tiefen des Mondes und der Sonne in Parallele treten mit dem eben so geheimnissvollen Innern unseres eignen Geistes.

Karl. Also hätten wir auch hier eine Verlängerung wirklicher Erfahrung durch eine mögliche.

Lothar. Keinesweges durch eine mögliche, sondern durch eine unmögliche.

Karl. Warum das?

Lothar. Weil kein endliches Vernunftwesen, wir selbst eben so wenig als irgend sonst Jemand, den Standpunct gewinnen kann, auf welchem das, was Sie mögliche Erfahrung nennen, wirklich zu erfahren gestattet wäre. Dennoch aber ereignet sich das, was in den Kreis der innern Wahrnehmung *nicht* mit eingeht, und was eben darum auch durch keinerlei Zergliederung darin kann nachgewiesen werden, wirklich in uns; denn es *wird wirklich* in dem intelligibelen Wesen, das wir unsre Seele nennen.

Karl. Als ob man Ihnen schon die Substantialität der Seele eingeräumt hätte!

Lothar. Daran liegt in diesem Augenblicke nicht viel. Irgend ein intelligibeles Reales müssen Sie doch annehmen, welches zu den geistigen Erscheinungen den letzten Träger darbiete.

Karl. Das ist nicht zu bezweifeln.

Lothar. So sehn Sie denn nun endlich wohl selbst, wohin jene Mittelwelt gehöre, die Ihnen vorhin so auffallend war; und Sie werden Sich nicht mehr wundern, dass ich mich mit der Kantischen Disjunction zwischen dem Intelligibelen und dem Sinnlichen nicht begnüge. Nur glauben Sie ja nicht, die Mittelwelt liege bloss in den vorstellenden Wesen; denn sie hat einen viel grössern Umfang.

Otto. Verlegten Sie nicht in diese Mittelwelt die innern Zustände aller einfachen Wesen?

Ludwig. Und suchten Sie nicht in diesen Zuständen *unter andern* auch das Gute und Böse? Vielleicht auch das, was gewisse Stoffe zu ansteckenden Krankheitsstoffen macht?

Karl. Freilich kann man das, was Sie meinen, nicht eigentlich zur Erscheinung rechnen, wenn Niemand ist, *dem* es erscheinen könnte; aber es fällt ja doch in Zeit und Raum!

Lothar. Für unser zusammenfassendes Denken gewiss.

Karl. Wie, für unser Denken? Raum und Zeit sind ja nicht die Formen des Denkens, sondern der Anschauung!

Lothar. Ueberlegen Sie doch; sprachen Sie nicht eben in diesem Augenblicke von dem, was *nicht* Erscheinung sey, weil sich Niemand finde, dem es erscheinen könnte? Was soll denn hier die Anschauung? Aber der Kantische Satz verwirrt Sie, dass Raum und Zeit nichts weiter seyen, als Formen der Sinnlichkeit.

Karl. Von wie vielem soll ich mich denn noch entwöhnen, um in Ihren wunderlichen Behauptungen den Zusammenhang zu entdecken?

Otto. Ei, jetzt wird Ihnen vergolten! Besinnen Sie Sich noch, dass Sie vorhin mir von meinem Spinoza nicht Eine Faser übrig lassen wollten? Nun bleibt auch keiner von Ihren Kantischen Sätzen unangetastet.

Lothar. Lieber Otto! Erlauben Sie mir wohl ein frei-

müthiges Wort? Sie sind noch lange nicht erlöset aus Spinoza's dämonischer Gewalt; darum versparen Sie noch eine Zeitlang Ihre Vergleichung zwischen Spinoza und Kant. Soviel wird Ihnen klar seyn, dass wenn Sie fortfahren wollten, Ihre frühern Meinungen gegen mich zu verfechten, Sie mit mir einen weit härteren Streit haben würden, als ich in diesem Augenblicke mit unserm Freunde. Ihr gesunder Verstand sieht jetzt das Böse; aber jenes System, welches das Ihrige war, sieht davon Nichts; wie Sie mir das neulich im Anfange unseres Gesprächs recht deutlich auseinandergesetzt haben. Hingegen die Kantische Lehre kennt das Böse und das Gute zwar vielleicht nicht in den schärfsten und feinsten Zügen, doch gewiss im Allgemeinen sehr gut; sie giebt ihm auch seine Stelle in der intelligibelen Welt, und es kommt nur noch darauf an, dies näher zu bestimmen. Mich beschuldigt unser Freund, es in die Sinnenwelt herabgezogen zu haben, welches in der That eine leichtsinnige und schädliche Vorstellungsart seyn würde. Denn alsdann entstünde und verginge das Böse mit den Regungen desselben im Bewusstseyn. Wer in diesem Augenblicke nichts Böses dächte, der hätte auch keinen geheimen Feind in seinem Innern zu fürchten. Und doch zeigt selbst die Erfahrung, wie oft die alten Schäden wieder aufbrechen, wenn nur die frühern Gelegenheiten und Reizungen zurückkehren. Eben darum soll der Mensch, auch wenn ihm die innere Wahrnehmung, und deren Analyse, nichts Unreines zeigt, dennoch wachen und beten; die Kirche aber soll ihn ermahnen und trösten. Ja wenn wir bedenken, wie vielerlei der Menschen sind, denen die Kirche sich verständlich machen muss, so werden wir aus dem Wörterbuche derselben wohl auch selbst den Satan nicht ausstreichen wollen.

Karl. Lassen wir den Satan! Für ein gelehrtes Publicum gehört er wenigstens nicht. — Ich sehe jetzt, dass Sie in dem Innern des Menschengeistes etwas Dauerndes annehmen, welches nur dem kleinsten Theile nach, und in beständigen Abwechselungen, zum Bewusstseyn gelangt; ich begreife überdies, dass durch blosse *Analyse* nichts mehr im Bewusstseyn kann *wiedergefunden* werden, als was darin

zuvor ist *wahrgenommen* worden; ich sehe endlich, dass Sie in jenem Dauernden, welches Sie durch tiefere, nicht bloss analytische, Forschungen aus seiner Verborgenheit glauben hervorgezogen zu haben, den eigentlichen moralischen *Charakter* suchen, dem Sie zwar eine zeitliche, allmählige Bildung zuschreiben, und folglich einen gewissen Grad von fortwährender Bildsamkeit durch neue Zusätze; aber ohne Vergänglichkeit der früheren Grundzüge, die vielmehr unter Umständen wieder hervortreten, wenn nicht dagegen gearbeitet wird. Habe ich Sie so weit richtig verstanden?

Lothar. So genau, als es ohne streng wissenschaftliche Ausführungen mochte geschehen können.

Karl. Es bleibt also auch dabei, dass Sie das Böse als etwas Psychologisches betrachten, nur muss nothwendig die Psychologie nach Ihrer Ansicht eine Wissenschaft von höherer Art seyn, als wofür wir in der Kantischen Schule sie gelten zu lassen gewohnt sind. In einer blossen Zusammenstellung oder Zergliederung von Wahrnehmungen kann unmöglich dasjenige gefunden werden, was Ihnen, der Sie Gutes und Böses zu den am meisten beharrlichen Bestimmungen unserer Persönlichkeit zu rechnen scheinen, die transscendentale Freiheit, nebst der intelligibelen That derselben, ersetzen soll. Und einen Ersatz dafür müssen Sie doch haben, oder wenigstens suchen; damit nicht die menschlichen Gesinnungen und Entschliessungen sich Ihnen in vorübergehende Anwandlungen von Launen verkehren, die mit äussern Reizungen, und mit allerlei Körpergefühlen kommen und gehen würden. Ihre Psychologie muss dafür sorgen, dass dem Menschen in seinem Maass von Sittlichkeit oder Unsittlichkeit ein geistiges Eigenthum gesichert, dass Er selbst darin zu erkennen sey; ja dass trotz aller Causal-Verhältnisse, in welche Sie ihn verwickeln mögen, dennoch immer sein eigner Wille das wahre Subject für die Zurechnung bleibe, der seine Handlungen sich nicht entziehen können. Dies Alles muss Ihre Theorie mit der Kantischen gemein haben; oder sie ist zuverlässig der ächten Würde des Sittlichen nicht angemessen.

Lothar. Wenn aber die Erfüllung dieser gerechten For-

derungen sich mit einer praktisch brauchbaren, und zugleich gründlichen, Anweisung zur Ausbildung des Menschen, durch Erziehung, durch die Kirche, und durch den Staat, verbinden soll: so muss der zeitliche Verlauf des menschlichen Lebens nicht mehr als blosses Phänomen, wodurch in dem eigentlichen Kern unserer moralischen Beschaffenheit nichts geändert werden könne, dargestellt, sondern es muss anerkannt werden, dass zwischen unserm Thun und Leiden in der Zeit, und unsern beharrlichen Charakterzügen, eine beständige Wechselwirkung Statt finde. Und hiebei sind die Kantischen Lehren von der Causalität, und ihrer Beschränkung auf die Sinnenwelt, zusammt dem Kantischen Begriffe von der Substanz, und von allen Kategorien überhaupt, gänzlich untauglich eben sowohl, als an sich falsch und verschroben. Auch wird keine Psychologie in der Welt, für sich allein, zureichen, um das Verlangte zu leisten. Sondern gerade *die* Wissenschaft, welche längst vor Kant ihrer Dunkelheit wegen verrufen, und welche durch ihn vollends umgekehrt, und, wie Manche sich einbildeten, ausgerottet war, — die allgemeine Metaphysik, — muss von vorn an bearbeitet werden; mit aufrichtiger Darlegung ihrer, in der Geschichte der Philosophie bald theilweise aufgedeckten, bald wieder verhüllten, Schwierigkeiten; und mit strengster Zurückweisung alles dessen, was den vorgeblichen und schwärmerischen Anschauungen unserer Zeit, und den verkehrten Causalitäts-Begriffen *aller* bisherigen Zeiten, auch nur im mindesten ähnlich sieht.

Ludwig. Es ist zu bedauern, dass Fichte's intellectualer Anschauung, die zuerst nur das reine Selbstbewusstseyn ausdrücken sollte, sich so vorschnell die spinozistische Anschauung der absoluten Substanz zugesellte. Ohne diese Einmischung hätte sich die neuere Philosophie weit eigenthümlicher, und vielleicht schneller zur Klarheit entwickeln können.

Otto. Sollen denn am Ende alle Schulden auf den Spinoza allein gehäuft werden? Zwar in Hinsicht des Selbstbewusstseyns habe ich längst vermuthet, Fichte möge der Wahrheit näher stehn, als jener. Und jede Lehre wird mir

willkommen seyn, die mir eine veste, beharrliche, und dabei doch bildsame, Persönlichkeit im Menschen anzunehmen gestattet. Wie lebendig ich dies Bedürfniss empfinde, und wie sehr in diesem Puncte mich Spinoza abstösst, dass habe ich Ihnen, Lothar, schon neulich geäussert. Aber Sie, lieber Ludwig, muss ich nur wieder an die Trägheit erinnern, die Sie eben jetzt zur Unzeit zu vergessen schienen. Ganz unabhängig von allen Systemen glaube ich zu bemerken, dass in den letzten Jahren viel zu viel über Philosophie ist gesprochen und geschrieben, hingegen viel zu wenig wirklich ist gedacht worden. Hätten die Köpfe fleissiger gearbeitet, so würde in jedem Falle eine so starke Anregung, wie das Studium des Spinoza gewährt, die Wissenschaft haben fördern müssen.

Lothar. War jemals eine andre Zeit besser? Ohne hierüber genau nachzuforschen, lassen Sie uns bedenken, welche öffentliche Leiden die beiden letzten Jahrzehende zu Boden gedrückt haben. Konnte irgend Jemand diese Periode der Schmach und des Kampfs durchleben, dem nicht die heitere Stimmung des Forschens wäre getrübt worden?

Karl. Möge in der neuen Zeit auch die Wissenschaft einen neuen Schwung nehmen! Nur bleibe das sittliche Bewusstseyn wach und munter, wie Kant es geweckt hat!

Ludwig. Möchten doch auch jene kostbaren Anfänge der Erforschung unseres Selbstbewusstseyns, die wir Fichten verdanken, in ihren mannigfaltigen, und so Vieles zusammen knüpfenden, Beziehungen weiter verfolgt, und als Keime neuer Untersuchungen gepflegt werden!

Otto. Mir selbst wünsche ich Rückkehr zu einer heitern, wenn auch einer andern, Ansicht der Natur; deren Realität ich gegen den Idealismus zu retten hoffe, und deren Zweckmässigkeit ich mir gar gern gefallen lasse, wenn die Gesetzmässigkeit dabei ungestört bleibt.

Lothar. Zu den so grossen und so schönen Wünschen wage ich keine neuen mehr hinzuzufügen. Wenn aber jene drei insgesammt erfüllt würden: hätten wir dann nicht eine gewisse Eintracht zwischen Spinoza, Kant, und Fichte?

Ludwig. Lassen Sie uns das glauben, ohne weiter zu prüfen. Denn es ist die höchste Zeit, dass ich Sie in jenes Zimmer hinüberführe. Und verrathen Sie nur ja nicht den eigentlichen Gegenstand unseres Gesprächs! Denn es wartet unserer dort ein weiblicher Cirkel, der gar keine bösen Geister einlassen wird.

VII.

Pädagogisches Gutachten über Schul-Klassen und deren Umwandlung, nach der Idee des Herrn Regierungsrath Graff.

Auf dessen öffentliches Verlangen bekannt gemacht.

1818.

Herr Regierungsrath Graff, zu Arensberg, hat mich aufgefordert, über seinen Vorschlag zu einer verbesserten Einrichtung der Schulen mich öffentlich zu erklären*).

In wiefern eine baldige, wirkliche Ausführung des Vorschlags beabsichtigt wird: muss ich es ablehnen, darüber etwas zu sagen. Meine Ansicht von der jetzigen literarischen, politischen, kirchlichen Unruhe erlaubt mir nicht, in unsern Tagen eine wahre und bleibende Reform des öffentlichen Unterrichts zu erwarten. Auch könnte ich scheinen, eigne Ansprüche einzumischen, da Herr Graff seine Idee in sehr nahe Verbindung mit meinen pädagogischen Grundsätzen gebracht hat.

Soll aber bloss von einer theoretischen Untersuchung die Rede seyn, so spreche ich sehr gern die Ueberzeugung aus, dass der Gedanke des Herrn Graff würdig ist, unter den Fragepuncten der Pädagogik, an denen man nicht achtlos vorüber gehen darf, eine bleibende Stelle einzunehmen. Bekanntlich giebt es in den meisten Wissenschaften solche Fragen, die jedes Zeitalter sich von Neuem vorlegen muss, wäre es auch nur, um die schon gegebene richtige Antwort mit eigener Einsicht anzunehmen.

Durch die gegenwärtigen Blätter wünsche ich demnach dazu mitzuwirken, dass die vielen würdigen Männer in Deutschland und Preussen, denen die Angelegenheiten der Erziehung am Herzen liegen, sich bewogen finden mögen, auch diesen Gegenstand in den Kreis ihrer gemeinsamen Berathungen und Discussionen herein zu ziehen. Es ist in jedem Falle nützlich, die Angelegenheiten der Schulen einmal von einer neuen

*) In der Hallischen Allg. Lit. Zeitung, No. 153, Junius 1818. Man vergleiche Herrn Graff's Schrift: „Die für die Einführung eines erziehenden Unterrichts nothwendige Umwandlung der Schulen."

Seite zu betrachten; das dadurch veranlasste Nachdenken wird gute Früchte bringen, wann, früher oder später, eine Zeit der ruhigen, besonnenen Wirksamkeit zurückkehrt.

So sehr ich übrigens daran gewöhnt bin, missverstanden zu werden: so würde es mir doch doppelt unangenehm seyn, wenn dies jetzt begegnete, da ich nicht mit meinen eigenen, sondern mit einem fremden Gedanken beschäfftigt bin, dessen Beleuchtung von mir in gutem Vertrauen ist verlangt worden. Sollte meine Schreibart zu weitläuftig, die Darstellung zu lebhaft, und der eines Sachwalters vielleicht zu ähnlich scheinen, so muss ich desshalb um Entschuldigung bitten. In der That bin ich weniger partheiisch, als man wohl geneigt seyn mag zu glauben. Nicht bloss werde ich die Einwürfe gegen Herrn Graff, so viele ich deren voraussehe, aufrichtig angeben, sondern ich selbst habe Mühe und Zeit gebraucht, um mich durch die Zweifel herdurchzuarbeiten, und mir über die Gränzen und Modificationen Rechenschaft zu geben, welche meine Beistimmung bedingen würden. Allein auf der andern Seite giebt es auch Irrthümer zu bestreiten, und Schranken des Vorurtheils zu durchbrechen; eine Arbeit, die nicht Allen gefallen kann.

Der Antrag des Herrn Regierungsrath Graff geht dahin, dass man das ganze bisherige Klassensystem der Schulen bei Seite setze; gleichviel ob von stehenden, oder von sogenannten parallelen Klassen die Rede sey.

Bevor er auseinandersetzt, was an die Stelle treten solle, bahnt er sich den Weg dahin durch Angabe einer Verbesserung, der sich das Klassensystem unterwerfen müsste, um wenigstens seine gröbsten Fehler abzulegen. Die Schulen sollten gerade so viele Klassen bekommen, als wie viele Jahre ihre gesammte Lehrzeit beträgt; alle Klassen sollten ihre Cursus zugleich anfangen und enden; neue Lehrlinge sollten nur in die unterste Klasse, und nur um die Zeit der beginnenden Curse, zugelassen werden.

Einiges von den Gründen dieser Forderung werden denkende Pädagogen auf den ersten Blick errathen. Allein hiemit nicht zufrieden, will Herr Graff alle Versetzungen aus einer Klasse in die andere ganz abgeschafft wissen. Der

nämliche Lehrer, der zuerst die Schüler als kleine Knaben in Empfang nahm, dieser soll sie behalten, und zwar *sie allein,* ohne ihnen andere späterhin beizugesellen. Ohne Absatz und Unterbrechung soll er ihre ganze Bildung besorgen. Alljährig sollen die schulfähigen Kinder gesammelt werden; es entstehen demnach viele Schulen nach und neben einander; *der* Lehrer, welcher zuerst anfing, wird auch zuerst fertig; alsdann beginnt er von Neuem mit einem Häuflein kleiner Knaben, nachdem er so eben seine ausgebildeten erwachsenen Jünglinge entlassen hatte. Im folgenden Jahre wird ein anderer Lehrer fertig, und fängt eben so wieder von unten an; so drehen sich alle Lehrer in einem grossen Kreise, ohne dass einer von ihnen Oberlehrer oder Unterlehrer wäre. — Dass ein solcher Vorschlag für jetzt nur als Idee zu betrachten ist, an dessen Ausführung man gar nicht denken darf: dies werden vermuthlich die Meisten der schon wirklich angestellten ältern und höhern Lehrer gern bezeugen.

Was fehlt denn dem Klassensystem? Man kann durch folgenden Schluss antworten: Es zerreisst den Faden des Unterrichts eben so oft, als der Schüler versetzt wird. Nun muss aber der Unterricht ein Continuum seyn. Folglich taugt das Klassensystem nicht.

Beide Vordersätze dieses Schlusses bedürfen des Beweises. Für den ersten Satz kann man anführen, dass es unmöglich ist, die Lehrcurse der einzelnen Klassen genau abzugränzen, weder in Ansehung der Zeit, noch der Materien, noch der einzelnen Schüler, wenn man nämlich auf diese drei Puncte, wie sichs gebührt, zugleich Rücksicht nehmen will; — dass es eben deshalb unmöglich ist, die Curse der einander zunächst folgenden Klassen genau an einander zu passen; — und dass der Fehler noch viel grösser wird, wenn, wie gewöhnlich, neue Schüler mitten in den Cursus der ältern eintreten, und in dem Gemenge der ungleichartigen Lehrlinge die Planmässigkeit der Beschäfftigungen ganz verloren geht.

Der Beweis des zweiten Satzes beruht darauf, dass jedem Puncte der Bildung, den ein jeder Schüler erreicht hat, ein bestimmter nächstfolgender Punct entspricht; daher, wenn man diesen nächsten nicht wirklich folgen lässt, *der doppelte*

Fehler entsteht, dass an der vorhandenen Bildsamkeit etwas ungenutzt verloren geht, und dass der wirklich nachfolgende Unterricht nicht die ihm gebührende Empfänglichkeit des Schülers antrifft.

Hiemit habe ich fürs Erste die Hauptpuncte, um welche sich die ganze Untersuchung dreht, summarisch anzeigen wollen.

Um aber meinem Vortrage so viel Klarheit als möglich zu geben, halte ich für zweckmässig, mich zuerst in die Vorstellungsart derer zu versetzen, welche dem Klassensystem zugethan sind. Diese haben etwas für sich anzuführen, welches, wenn es das Entscheidende wäre, die weitere Untersuchung überflüssig machen würde. Man wird mir wohl gestatten, hiebei anzunehmen, dass die Schule, von der wir reden, ein Gymnasium sey; denn was die Bürgerschulen anlangt, so erinnere ich mich, hie und da die Klage vernommen zu haben, dass man sich dabei nichts Bestimmtes denken könne.

Und was verlangt man denn von einem Gymnasium? — Ehemals: *Latein;* jetzt, etwas minder beschränkt, *alte Sprachen und Mathematik.* Wenn die Schule noch sonst etwas lehrt, so wird dies als leichter, und schon darum als Nebensache betrachtet.

Nun ist offenbar, dass, in Sprachen und Mathematik, die *Uebung* und *Fertigkeit* des Lehrlings die Hauptsache ist; und wer das Klassensystem aus diesem Gesichtspuncte beurtheilt, der kann nicht umhin, es höchst zweckmässig zu finden.

Denken wir uns den Schüler, der eben auf eine neue Klasse versetzt wurde! Noch betrachtet er mit Schüchternheit seine ältern Genossen, ihre Schnelligkeit und Gewandtheit; noch kann er dem Lehrer kaum folgen, denn er muss mühsam aus dem Grunde seiner Seele die einzelnen Gedanken hervorrufen, die hier eben so rasch vorüber rauschen, als sie leicht und sicher mit einander verknüpft werden. Aber nichts fördert die eignen Versuche so sehr, als das Beispiel der Geübteren; der Rhythmus der geistigen Bewegungen theilt sich mit; im Streben zur Nachahmung wird jedes Hinderniss bald bemerkt und bald gehoben; die Lücken in den Kenntnissen der Elemente füllen sich allmählig aus,

wenn das Gefühl, es *seyen* Lücken, erst geweckt ist; die Regeln zur Verknüpfung des Einzelnen werden geläufig, wenn Alles, was man hört und sieht, sie in beständiger Anwendung versinnlicht. So hebt sich der Schüler; und man stärkt seinen Muth, indem man ihm seinen allmählig höhern Platz unter den Mitschülern anweist. Nach ein paar Jahren wird er wiederum versetzt; und weshalb? Hier findet sich für ihn kein Muster mehr; das Beispiel der jüngern und schwächern würde ihn rückwärts ziehn, wenn er ihm nachgäbe; sein Geist eilt voraus, während der Lehrer sich mit jenen beschäfftigt. Also zeigt man ihm eine höhere Stufe in der nächsthöheren Klasse; seine Empfindungen sind die nämlichen, wie vorhin, da er in die frühere einrückte; und warum die nämlichen? Weil immer das Nämliche von ihm gefordert wird, Wachsthum an Fertigkeit, Ueberblick, und Fülle des immer gleichartigen Wissens. Denn verschiedenartig kann man die Beschäfftigungen der verschiedenen Klassen nicht nennen, wenn schon in der untern Cornelius Nepos, in den höhern Cäsar, Livius, Cicero gelesen werden; — es kommt ja nicht *darauf* an, (nämlich nach der Meinung der Schulmänner, die bloss Sprachen *um der Sprachen willen* lehren wollen,) *dass diese Auctoren etwas Verschiedenartiges vortragen;* sondern es ist Alles *Latein,* — oder noch besser, es ist Alles *alte Sprache*, und *Beschäfftigung mit Lexicon und Grammatik,* ob man nun den Homer oder den Horaz, den Sophokles oder den Terenz lese. Der Schüler befindet sich hier immer auf der gleichen Bahn, er fühlt nichts Anderes beim Komiker wie beim Tragiker, bei der naiven wie bei der sentimentalen Poesie. Eben so auch ist es gleichartig, (nämlich nach den Ansichten der Schulmänner, die bloss rechnen lehren wollen,) ob man nach der Regel de tri oder nach der Binomialformel rechne, ob man den Weg eines Lichtstrahls oder einer Kanonenkugel bestimme; denn Alles dasjenige, *was* berechnet wird, fällt in Eine Klasse, in die grosse Klasse der Rechen-Exempel.

Wozu könnte hier eine Abgränzung der Lehrcurse dienen? Was schadet es (so denken jene Schulmänner), wenn der Schüler, der in Secunda die Odyssee anfängt, den

Odysseus in der Cyklopenhöhle oder in der Unterwelt antrifft? Was geht ihn Odysseus an, was die Cyklopen, und die Unterwelt? Er verachtet die alten Fabeln; aber er schätzt die neuen Formen, die sein früher gelerntes regelmässiges Paradigma nunmehr bereichern. Und späterhin, was kümmert es ihn, ob Sokrates richtiger vom Xenophon oder vom Plato beschrieben wird? Darum ist es (in den Augen jener Schulmänner) auch erlaubt, einen Platonischen Dialog in der Mitte anzufangen, wenn der neue Primaner zu solchen Mitschülern kommt, die eben im vorigen Halbjahre ihr Pensum nicht ganz zu Ende gebracht hatten. — Was aber die Continuität des Unterrichts anlangt, so ist diese wirklich vorhanden. Denn die Uebung und Fertigkeit der Schüler wächst vom 8ten bis 18ten Jahre immer gerade fort; da man das einfache Gesetz befolgt, vom Leichteren zum Schwereren durch so viel Mittelglieder fortzuschreiten, als man nur finden kann. Ist nun dies Alles (sprechen die Schulmänner) nicht vollkommen schön und gut? Hat nicht das Klassensystem das Verdienst, den steilen Weg, welchen der Schüler gehn soll, in eine möglichst bequeme Treppe verwandelt zu haben? Will man denn noch mehr Erleichterungsmittel? Soll die Jugend gar nicht angestrengt, soll ihr Alles versüsst werden? Will man sie wohl gar durch den *Inhalt* der Auctoren *zerstreuen;* da es vielmehr am besten wäre, wenn man Auctoren finden könnte, die gar Nichts enthielten; so wie eine abstracte Rechnungsformel, von allen Anwendungen, *um derentwillen* sie gesucht *und erfunden* ist, entblösst, wirklich sehr glücklicherweise gar Nichts berechnet!

Doch hier wird man mir eine Uebertreibung vorwerfen. Unsre Schulmänner erklären ja allerdings den Inhalt der Auctoren; sie zeigen ja wirklich die Anwendungen der Rechnungsformeln in zahlreichen Beispielen. — Glückliche Leute! Sie wohnen in einem warmen, milden Klima, worin den Begriffen und Grundsätzen keine scharfen Dornen einer strengen Consequenz wachsen. Hier vertragen sich vielmehr die beiden Maximen freundlich mit einander; die eine: bei der Wahl der Auctoren nicht auf den Inhalt zu sehn, sondern auf die Sprachformen; die andere: die Auctoren wirklich

ihrem Inhalte nach zu erklären, als ob in der That an dem Inhalte etwas gelegen wäre! Diese Schulmänner haben treffliche Gesellschaft an unsern Philosophen, die vor den Widersprüchen in den ersten Erfahrungs-Begriffen die Augen vest zudrücken, nach dem Beispiele jenes edeln Vogels, der den Kopf ins Gesträuch steckt, um seine Feinde nicht zu sehen. Die Einen und die Andern befolgen als gemeinschaftliche Richtschnur die goldene Regel: *Man muss es so genau nicht nehmen.*

Allein ich bin diesmal durch die Natur meines Gegenstandes gezwungen, es genau zu nehmen. Ich bin in der Nothwendigkeit, meinen Lesern ein *Entweder*, *Oder* vorzulegen. *Entweder* sie räumen ein, der eigentliche Zweck des Schulunterrichts bestehe in Uebungen und Fertigkeiten? Wohlan, dann lässt sich für das Klassensystem etwas sagen, und ich habe es gesagt; dies nämlich, dass die Einförmigkeit einer stets gleichartigen Uebung sehr zweckmässig durch Anlegung mehrerer Stufen unterbrochen wird, deren jede einen neuen Reiz der Nacheiferung an sich trägt. *Oder aber,* sie wollen den Gegenständen selbst, an welchen der Schüler sich übt, eine von der Beschaffenheit und Verschiedenartigkeit eben dieser Gegenstände abhängige, demnach verschiedenartige bildende Kraft beilegen? Dann haben wir der Mannigfaltigkeit schon mehr als genug; dann ist eine grosse und schwere Aufgabe vorhanden, dieses Mannigfaltige gehörig zusammenzufügen, um seine pädagogischen Wirkungen nicht etwa nur *gelegentlich* bei *diesem* und *jenem* Schüler, sondern bei *jedem*, *so weit es dessen Eigenthümlichkeit zulässt,* mit möglichster Gewissheit und Vollständigkeit zu erreichen; dann dürfen wir diese Aufgabe nicht durch Anlegung jener künstlichen Treppe, des Klassensystems, noch verwickelter machen, wenn nicht eine solche Treppe unmittelbar aus der Natur der Aufgabe folgt, — mit einem Worte, dann ist zu besorgen, dass Herr Graff gar bald gewonnen Spiel haben werde.

Oder aber endlich: Man will das Eine bejahen, und das Andere nicht leugnen? Der Zweck der Schulen soll in Uebungen und Fertigkeiten bestehen; aber es sollen doch auch

die Schüler *nicht bloss* im Latein, im Griechischen, in Rechen-Exempeln geübt werden, sondern nebenbei auch noch etwas von Vaterlandsliebe, etwas Sinn fürs Wahre, Schöne und Gute bekommen? — Vielleicht auch umgekehrt; man lässt die Erweckung der Neigungen fürs Wahre, Gute und Schöne für die Hauptsache gelten; aber auch die Fertigkeiten in Sprachen und im Rechnen will man nicht entbehren; diese Nebensache soll jener Hauptsache zur Begleitung und Verzierung dienen. — Dagegen ist nun zwar nichts einzuwenden; allein wer auf solche Weise mehrere Zwecke verbindet, der muss sich allemal darauf gefasst machen, dass eine *bestimmte Unterordnung* nöthig seyn werde, die den einen Zweck voranstelle, und den andern nachsetze; sonst läuft man Gefahr, beide zugleich, und einen über den andern zu verfehlen.

Und nun bin ich im Stande, die Frage zu beantworten, warum so viele würdige und gelehrte Männer, die bisher das Schulwesen lenkten, die Fehler des Klassensystems übersehen konnten.

Diese Männer wollten ohne Zweifel das Beste; aber von jenen beiden Zwecken, deren einer dem andern muss untergeordnet werden, dachten sie den einen zwar deutlich, den andern hingegen nur dunkel; darum half es zu nichts, wenn sie auch wirklich den höchsten Zweck oben an stellten. Was das sey, Uebung und Fertigkeit im Lateinischen und Griechischen, und im Rechnen, davon hat Jedermann einen sehr klaren Begriff; denn Jeder hat es einmal empfunden, dass ein grammatikalischer Fehler in einem lateinischen Aufsatze dem Ohre und dem Auge weh thut, und dass eine verwickelte römische Periode denjenigen gar sehr in Verlegenheit setzt, der sich in ihre Construction nicht zu finden weiss. Solche Uebelstände werden in dem Augenblicke, wo sie vorkommen, als etwas ganz Unerträgliches gefühlt; und man entschliesst sich auf der Stelle, die Jugend solle etwas so Hässliches und Schändliches durchaus vermeiden lernen, es möge nun kosten was es wolle. Hingegen was das Andere sey, das Wahre, Gute und Schöne? wie man es anzustellen habe, dafür den Sinn der Jugend zu wecken? wie das mit

den Lehrmitteln zusammenhänge, deren man nun einmal gewohnt ist, sich in den Schulen zu bedienen? — das führt auf weitaussehende Ueberlegungen; und darüber lässt sich so geschwind kein Entschluss fassen. Also bleibt es dabei, dass der Schulmann in dem Unterrichte der alten Sprachen *als Sprachen* consequent fortfährt, und dass er darin weder gestört seyn will, noch gestört wird, obgleich der Zweck, den er hier verfolgt, allerdings der untergeordnete ist, und er sich demnach von Rechtswegen gefasst halten muss, in dieser seiner untergeordneten Thätigkeit wirklich gestört zu werden, falls sie nicht von selbst mit dem höhern Ziele zusammentrifft.

Da nun für diese Thätigkeit der meisten Schulmänner das Klassensystem bequem ist, so besteht es, und wird ferner bestehn, erhaben über die Angriffe des Herrn Regierungsrath Graff und über die meinigen. Denn die gelehrten Kenntnisse gleichen dem Gelde; sie glänzen und nützen, das ist klar; was aber über die Regeln ihres Gebrauchs und über die Bedingungen ihres Erwerbs zu sagen ist, das dehnt sich in die Länge, und wird verschoben auf künftiges Nachdenken. Unsere Gelehrsamkeit haben wir übrigens alle in Tertia, Secunda und Prima gegründet; schon darum muss es bis zu ewigen Zeiten ein Tertia, Secunda und Prima geben!

So gewiss nun Alles bleiben wird, wie es ist: so verfolge ich dennoch meinen Vorsatz, Herrn Graff's Verbesserungsplan, dessen negative Seite ich vorgezeigt habe, jetzt auch von der positiven zu beleuchten; demnach dasjenige in Betracht zu ziehn, was er an die Stelle des von ihm Verworfenen setzen will.

Soll es ja Klassen geben (behauptet er), so müssen deren so viele seyn, als der Unterrichtsjahre, worauf die Anstalt berechnet ist; und *alle Jahre müssen die sämmtlichen Schüler in die nächsthöhere Klasse fortrücken.* „Wie ist das möglich“, fragt man; „die Schüler sind ja ungleich, und können nicht alle zugleich ihren Standpunct wechseln“. Herr Graff antwortet: Der Lehrer muss die Schüler so bearbeiten,

dass sie gleichmässig fortschreiten; wenn aber dieses nicht angeht, (und in den kleineren Abschnitten der Unterrichtszeit ist es in der That nicht zu verlangen,) so liegt eben darin der Beweis, dass das Klassensystem unverbesserlich verkehrt ist, und dass man es gänzlich aufgeben muss.

Man wird schon hieraus den Gang des Schlusses im Allgemeinen erkennen. Herr Graff will die Schulklassen nur unter gewissen Bedingungen fortdauern lassen; diese Bedingungen aber erklärt er selbst für unmöglich; und daraus ergiebt sich ihm die Folgerung, dass eine ganz andere Einrichtung nothwendig sey.

Aber welches sind denn die Gründe jener Bedingungen, deren Erfüllung in der bisherigen Form unsrer Schulen ein unübersteigliches Hinderniss antreffen soll? Natürlich müssen wir *erst* die Gültigkeit dieser Gründe untersuchen; und *alsdann*, falls wir sie richtig finden, weiter überlegen, ob denn wirklich die Schulen in ihrer Klassen-Abtheilung unfähig seyen das zu leisten, was gefordert wird.

In Ansehung des ersten dieser zwei Puncte bin ich mit Herrn Graff ganz einverstanden; was aber den zweiten anlangt, so sage ich voraus, dass ich nicht ganz unbedingt beistimme; *dass ich vielmehr eben da, wo er unmögliche Bedingungen aufzustellen glaubt, Andeutungen finde, die zu einer leichtern, wenn schon nicht ganz durchgreifenden, Verbessernng führen können; und die man eben darum nicht verschmähen muss, weil zu einer so grossen Veränderung, wie Herr Graff sie fordert, sich wohl noch lange Niemand entschliessen möchte.* Zwar will ich nicht halbe Maassregeln empfehlen; aber da ich weiss, wie schwer es ist, in der öffentlichen Erziehung auch nur das Mindeste zu verbessern, so ist mir jeder kleinste Fortschritt schon willkommen, wäre er auch nur das nächste Mittel, um das Bedürfniss dessen, was sich eigentlich gebührt, stärker und allgemeiner fühlbar zu machen.

Jetzt zur Sache! Der Zweck des Unterrichts, sagt Herr Graff, ist: *Erzeugung eines, zur Vielseitigkeit der Bildung und zur Vestsetzung des Charakters nothwendigen, gleichschwebenden Interesse.* Hier befinde ich mich auf meinem

eignen, heimischen Boden; denn es ist offenbar, dass diese Bestimmungen aus meiner Pädagogik genommen sind. Es ist aber auch eben so offenbar, dass Herr Graff meine Principien ernstlich und redlich durchdacht und angewandt, dass er also dieselben nicht für blosse Einfälle gehalten hat, dergleichen sich Jeder nach Belieben aussinnen kann, um sich eigner Grundsätze zu rühmen; sondern für *an sich wahre*, also von meiner Individualität unabhängige, und für *brauchbare*, das Ganze des Unterrichts wirklich tragende, und genau bestimmende Principien; mit einem Worte, dass er ihnen den *wissenschaftlichen* Charakter zugestanden hat, auf den sie in der That Anspruch machen. Da nun Derselbe gerade von diesen nämlichen Principien die Gründe der Forderungen hernimmt, welche er an die Schulen macht, und um derentwillen er seine Umwandlung dieser letztern vorgeschlagen hat: so werde ich mich nicht von meinem Gegenstande entfernen, wenn ich hier den angegebenen Zweck des Unterrichts ein wenig zergliedere.

Was also der Unterricht hervorbringen soll, das ist:
Erstlich: *Interesse*,
und zwar: *mannigfaltiges Interesse.*
Dieses Interesse aber soll ferner seyn:
gleichschwebend;
denn es wird in ihm gesucht
vielseitige Bildung,
und es soll aus ihm hervorgehn
Vestigkeit des (moralischen) Charakters.

Da nun von Allem diesen schon in meiner Pädagogik gesprochen ist, — wo überdies die Angabe der Mannigfaltigkeit des Interesse zu finden ist; dass es nämlich in folgende Klassen zerfalle:

Interesse

der Erkenntniss;	*der Theilnahme;*
empirisches,	sympathetisches,
speculatives,	gesellschaftliches,
ästhetisches,	religiöses.

Da auch der Begriff des Interesse nach seinen psychologischen Bestimmungen, besonders in Ansehung der *Auf-*

merksamkeit, als der ersten Stufe desselben, in meiner Psychologie*) näher erwogen ist:

so kann ich mich hier damit begnügen, die eben einzeln hingestellten Puncte durch einige Gegensätze zu erläutern, die sich mir zunächst darbieten.

Es ist zwar eine bekannte pädagogische Vorschrift, der Lehrer müsse suchen, seine Schüler für das, was er vorträgt, zu interessiren. Allein diese Vorschrift wird gewöhnlich in dem Sinne gegeben und verstanden, als wäre das Lernen der Zweck, das Interesse aber das Mittel. Dieses Verhältniss nun kehre ich um.

Das Lernen soll dazu *dienen*, dass Interesse aus ihm *entstehe*. Das Lernen soll vorübergehn, und das Interesse soll während des ganzen Lebens beharren. Um diesen Unterschied recht deutlich einzusehn, betrachte man ein paar ungleiche Methoden, Griechisch zu lehren, die freilich nur ein Beispiel sind, das aber anstatt aller andern dienen kann. Gedike schrieb unter mehrern Chrestomathien auch eine griechische; und er suchte darin recht viel Interessantes zusammenzubringen, drollige Erzählungen, Fabeln, kleine historische Bruchstücke; nichts Grosses und Ganzes. Ich dagegen las vor zwanzig Jahren mit acht- und neunjährigen Knaben die Odyssee; und ich lasse sie jetzt fortwährend in dem mir anvertrauten pädagogischen Seminarium mit Kindern desselben Alters lesen, die zuvor auch nicht den kleinsten Satz im Griechischen hatten erklären hören. Natürlicherweise sind nun die ersten Zeilen in Gedike's Chrestomathie weit interessanter für die kleinen Anfänger, als die ersten Verse des Homer; und überdies sind die Knaben, welchen Gedike seine Chrestomathie bestimmte, wohl ungefähr in dem Alter, wie diejenigen, welche bei mir *schon die ganze griechische Odyssee durchgelesen haben.* Es scheint also, als hätte jener weit besser dafür gesorgt, als ich, dass der Unterricht in

*) Lehrbuch der Psychologie §. 213, und dort angeführte Aufsätze im Königsberger Archiv.†) Der genannte Paragraph der Psychologie muss aber im Zusammenhange dessen, was vorhergeht und nachfolgt, gelesen werden.

†) Vgl. Bd. I, No. XIII und XIV. *Psychol.* Bd. I. §. 95.

der genannten Sprache interessant seyn möge. Allein der Unterschied liegt in *dem* Interesse, was die Lectüre *zurücklässt*. Homer erregt die Aufmerksamkeit ganz allmählig; er treibt sie immer höher; er bringt am Ende eine solche Spannung in dem kindlichen Gemüthe hervor, wie man sie nur von irgend einem Buche in der Welt erwarten kann; und von dieser Spannung bleibt fortdauernd ein grosser Eindruck zurück, mit welchem späterhin alle Eindrücke der ganzen alten Geschichte und Literatur verschmelzen. Gedike's Chrestomathie ist vergessen, wenn sie durchgearbeitet ist; was von ihr bleibt, das sind, gemäss der Absicht des Verfassers, Vocabeln und grammatische Formen. Mit andern Chrestomathien verhält es sich eben so.

Zweitens: das Interesse soll mannigfaltig seyn. Dazu ist gar nicht nöthig, Mancherlei in den Schulen zu treiben. Zuweilen ist Einerlei hinreichend, um die sämmtlichen sechs Klassen des Interesse mit kräftiger Nahrung zu versehen; in solchem Falle liegt dann aber auch eben hierin der entscheidende Grund, weshalb ein Lehrgegenstand von dieser Kraft als ein ganz vorzügliches pädagogisches Hülfsmittel muss betrachtet und benutzt werden. Das vorhergehende Beispiel lässt sich auch hier gebrauchen. Die Odyssee erzählt eine lange, bunte Geschichte; sie weckt also das *empirische* Interesse. Sie zeigt allerlei Menschen in Wirkung und Gegenwirkung; dadurch reizt sie zu einer Reflexion über den Zusammenhang der Ursachen und Folgen in der menschlichen Gesellschaft, und diese Reflexion ist der Anfang der *Speculationen* des pragmatischen Historikers. Sie ist ein Gedicht, und zwar ein klassisches Gedicht; und obgleich sie als solches von Kindern keinesweges vollständig aufgefasst wird, sondern eben in dieser Rücksicht in spätern Jahren noch einmal mit ganz andern Augen will gelesen seyn, so umringt sie dennoch den kindlichen Geist mit den allergünstigsten Gelegenheiten, um sich, so weit seine Anlage reicht, in *ästhetischer* Hinsicht zu entwickeln. Sie schildert menschliche Leiden und Freuden, und zwar dem allergrössten Theile nach so, dass schon der kleine Knabe, ja dieser eigentlich am allermeisten, damit *sympathisiren* kann. Sie zeigt gesell-

schaftliches Wohl und Wehe, bürgerliche Ordnung und Unordnung; sie erregt hierdurch das *gesellschaftliche* Streben, welches sich späterhin zum Gemeinsinn ausbilden soll. Endlich zeigt sie den Menschen unterworfen einer höhern, göttlichen Gewalt; sie leitet also zur *religiösen* Demuth, obgleich sie nicht solche Gottheiten aufstellt, denen heutiges Tages auch nur das *Kind* zu huldigen in Versuchung gerathen könnte. — Dies Alles zusammengenommen ist nun nicht bloss eine vollständige Induction, woraus folgt, dass die Odyssee ein höchst vortreffliches Bildungsmittel sey: sondern es ist auch hiemit ein vollkommen zureichendes Beispiel gegeben, *welche* Mannigfaltigkeit, *welche* Art von Vielseitigkeit gefordert werde, indem vom vielseitigen Interesse die Rede ist.

Drittens: Das Interesse soll gleichschwebend seyn. Das heisst, in allen jenen sechs Klassen soll es gleich stark seyn, ohne Hervorragung in einer vor den andern. Als Beispiel können wir zwar noch einmal das Obige anwenden, aber jetzt in entgegengesetzter Richtung. Dem empirischen Interesse würde die Odyssee, wenn sie allein auf den Lehrling wirkte, keine hinreichende Nahrung geben, denn sie mischt Wahrheit und Dichtung; den ächten Beobachtungsgeist, der die Thatsachen rein und unverfälscht verlangen soll, übe demnach Naturgeschichte und Erdbeschreibung; diese beiden Wissenschaften hat man in eben der Periode anzufangen, in welcher die Odyssee gelesen wird. Das speculative Interesse würde auf eine zu beschränkte Weise, und zu schwach durch jenes Werk angeregt werden; also nehme man Rechnungen und Anschauungs-Uebungen zu Hülfe. Das religiöse Interesse würde durch Darstellung des griechischen Alterthums nicht auf den rechten Punct hingeführt werden; also sind neben der Odyssee, und insbesondere *schon vorher*, die bekannten religiösen Lehren und Uebungen, deren sich jede gute Erziehung zu bedienen pflegt, durchaus nothwendig. Hingegen dem ästhetischen, sympathetischen und gesellschaftlichen Interesse genügt nicht nur die Odyssee *in der Zeit*, da sie mit Knaben gelesen wird*), sondern sie *allein*

*) Nämlich wenn dieses die *rechte* Zeit ist; denn späterhin, nach

würde diese Interessen um ein Merkliches zu stark, und ausser dem rechten Verhältnisse aufreizen.

Viertens: in dem gleichschwebenden Interesse hat die vielseitige Bildung ihren Sitz. Diese vielseitige Bildung besteht nicht darin, dass ein Mensch die Welt durchlaufen sey, oder sie umschifft habe; er könnte ihrer müde seyn; und der Ekel an allen Dingen und Beschäfftigungen, der Spleen, ist gerade diejenige Verdorbenheit, welche der Bildung, diejenige Abspannung, welche dem Interesse, direct und als äusserstes Gegentheil zuwiderläuft. Die Gesundheit des geistigen Lebens erfordert Ruhe und Reizbarkeit; beides zugleich aber liegt eben in dem Interesse; und je mannigfaltiger und beharrlicher dieses, um desto grösser ist die Summe des geistigen Lebens. Wer etwas Anderes unter dem Worte *Bildung* versteht, der mag seinen Sprachgebrauch behalten; aber seine Gedanken müssen aus der Pädagogik wegbleiben. Heisst ihm Bilden so viel als Zustutzen, Abglätten, so fehlt er gegen den Zweck der Erziehung; denkt er sich darunter eine Entwickelung sogenannter Seelenkräfte oder Seelenvermögen, so betrügt er sich selbst um die Mittel, die zum Zwecke führen können. Doch hierüber muss ich auf praktische Philosophie und Psychologie lediglich verweisen.

Fünftens: aus dem vielseitigen Interesse soll die Vestigkeit des moralischen Charakters hervorgehn. Hiebei muss man zuerst erwägen, dass unter allen Arten von Charakteren der moralische gerade am meisten Mühe und Schwierigkeiten findet, um zur Vestigkeit zu gelangen. Denn er darf sich nicht, wie der Charakter des Ehrsüchtigen oder des Eigennützigen, an irgend welche bestimmte Güter hängen; nicht einmal die Gottheit darf er an sein Herz drücken wollen, wie wenn sie ein Gegenstand wäre, den er *zu sich herunterziehen* könnte, die gewöhnliche Täuschung aller Schwärmer! Sondern ohne Gegenstand, ohne irgend einen einzelnen Haltungspunct, — ohne eine Materie des Begehrungsvermögens, würde Kant sagen, — soll er sich zu halten im Stande seyn.

dem elften oder zwölften Jahre, ist keine bedeutende, tief eingeifende Wirkung mehr von jenem Werke zu erwarten. Für's spätere Alter ist Homer bloss ein alter Dichter.

Nun aber sind die praktischen Ideen allein zu einfach, und die Begriffe, welche dabei vorausgesetzt werden, zu abstract, um dem Willen einen starken Sporn zu geben; in irgend einer Verkörperung, in einer für sie selbst zufälligen Einkleidung, erscheinen sie allemal dem, welchen ein edler Enthusiasmus zum angestrengten Handeln begeistert. Allein hiemit ist sogleich die Gefahr der Verunreinigung des moralischen Wollens vorhanden, denn es kann begegnen, dass die Verfolgung eines schönen Zwecks nur durch hässliche Mittel herdurchgehen könnte, also der Zweck aufgegeben werden muss; es kann sich auch ereignen, dass Umstände den Zweck ganz unerreichbar machen, und der Mensch, der Alles an diesen Zweck setzte, jetzt einen unheilbaren Schmerz empfindet, der ihn umbringt, wofern er ihm nicht durch andre Beschäfftigungen zu entfliehn vermag. Gesetzt also, es trete eine Pflicht oder Nothwendigkeit ein, von dem bisher mit ganzer Seele verfolgten Ziele abzulassen: woher soll nun die psychologische Möglichkeit kommen, dass die geistige Gesundheit hintennach noch fortdauere? Hiezu ist das vielseitige Interesse die unerlassliche Bedingung. Dieses gleicht einer fruchtbaren Erde, welche reich ist an Keimen, Wurzeln und Saamen; so dass immerhin die Vegetation auf der Oberfläche einmal zerstört werden darf, indem alsdann bald ein neues Grün die leergewordne Stelle einnehmen wird. Auch ohne eine solche Zerstörung und Wiederherstellung ist das vielseitige Interesse der Schutz des Enthusiasmus gegen Ueberspannung, und die Quelle der Besonnenheit mitten in der Begeisterung. Und ganz allgemein: die Vielseitigkeit des Interesse macht es möglich, dass der Mensch in seinem moralischen Wollen zwar die äusseren Gegenstände mit aller Energie ergreife und behandele, aber sie dennoch, insofern sie nur äussere, einzelne Gegenstände sind, als zufällig erkenne, sich ihren Wechsel gefallen lasse, sich ihnen nicht hingebe, sondern darüber erhaben bleibe, oder sich wenigstens im Nothfall über sie zu erheben wisse.

Hier mag nun der Leser verweilen und prüfen, so lange er es für sich nöthig findet. Wenn er fertig ist, lade ich ich ihn ein, folgenden Weg mit mir weiter zu gehn.

Wir wollen erst suchen, uns eine ungefähre Vorstellung davon zu machen, was wohl in einer Schule zu thun seyn möge, um den beschriebenen Zweck des Unterrichts zu erreichen; — nur eine ungefähre Vorstellung, weil wir bloss zu wissen wünschen, ob wohl das Klassensystem sich so, wie es jetzt ist, damit vertrage. Dabei wird uns von selbst der obige Schluss wieder einfallen:

Das Klassensystem zerreisst den Faden des Unterrichts bei jeder Versetzung.

Nun muss aber der Unterricht ein Continuum seyn.

Folglich taugt das Klassensystem nicht.

Diesen Schluss nebst seinen Beweisen können wir uns jetzt vollständiger als vorhin überlegen; denn wir haben nunmehr den Zweck des Unterrichts in seinen positiven Grund-Bestimmungen vor Augen; und es wird sich also nun besser davon sprechen lassen, was das für ein *Faden* und für ein *Continuum* sey, dessen der Schluss erwähnt.

Alsdann weiter werden wir jener unmöglichen Bedingungen uns erinnern, die Herr Graff den Schulen vorzuschreiben, und doch vorschreiben zu *müssen* glaubt, falls die Klassenform derselben fortbestehen solle. Ich werde zu zeigen suchen, dass diese Bedingungen wohl zum Theil erfüllt werden können, und dass schon hiemit eine nicht zu verachtende Verbesserung würde erreicht seyn.

Also zuerst: wie sieht ungefähr eine Schule inwendig aus, die sich den beschriebenen Zweck des Unterrichts gesetzt hat?

Sie ist unaufhörlich beschäfftigt, für alle vorgenannten Klassen des Interesse gleichmässig zu sorgen.

In dieser Bestimmung ihrer Thätigkeit liegt nichts Successives. Was ist denn das Fortschreitende dieser Thätigkeit? Warum wird mit den Schülern nicht in jedem Jahre dasselbe getrieben wie im vorigen Jahre; und nicht an jedem Tage dasselbe wie am vorigen Tage?

Die Antwort ist ganz einfach. Das Interesse verzehrt gleichsam seine Gegenstände. Wer den Homer liest, der schlägt ein Blatt nach dem andern um; denn was er schon

gelesen *hat*, das würde ihn im nächsten Augenblicke nicht mehr interessiren; er will nun weiter; er will gerade *das* jetzo lesen, was die Erwartungen befriedigen kann, welche das Vorhergehende in ihm erregt hat.

So liest er eine Seite nach der andern; eben darum einen Gesang nach dem andern; und wieder aus dem nämlichen Grunde folgt auf die Odyssee die Erzählung der griechischen Geschichte, die Lesung des Herodot, des Xenophon, und so weiter.

In jedem Augenblicke hat die Seele des Schülers eine gewisse Richtung vorwärts, und eine gewisse Geschwindigkeit in eben dieser Richtung; das ist die Wirkung des bis zu diesem Augenblicke gegebenen Unterrichts; und das ist die Weisung an den Lehrer, wohin, und wie geschwind er nun weiter gehn müsse.

So entsteht jener Faden, und jene Continuität des Unterrichts, wovon vorhin die Rede war. Es ist die stetige Vergrösserung des Kreises, worin ein und das nämliche Interesse seine Gegenstände antrifft. Eine ganz andre Continuität als die der fortschreitenden Uebung und Fertigkeit, deren gleichfalls oben schon Erwähnung geschehen ist. Diese letztre geht vom Leichtern zum Schwerern; aber unsre Continuität des sich erweiternden Interesse kümmert sich nicht gar viel um das, was man *leicht* und *schwer* nennt. Und was sollen auch diese Worte für den Schüler eigentlich bedeuten? Wenn er allein und ohne Hülfe arbeitet, dann wird ihm Manches sehr schwer, was durch ein einziges Wort des Lehrers fasslich und handlich werden könnte; und umgekehrt, da in der Regel der Lehrer ihm hilft, (wenigstens in den frühern Jahren, wo das Allein-Arbeiten eine schiefe Richtung nehmen würde,) so ist durch die Kunst des Unterrichts Alles leicht, wenn es nur erst interessirt. Oder ist einmal eine recht fühlbare Anstrengung nöthig, so ist eben diese Anstrengung stärkend und gesund, *unter der Bedingung*, dass sie aus dem Interesse hervorgehe. Denn sonst geht es freilich mit der geistigen Gymnastik um nichts besser als mit den Abhärtungen des Leibes, die man vor einer Reihe von Jahren empfahl, als die kleinen Kinder sollten in Schnee

und Eis gebadet werden ohne Rücksicht auf ihre Constitution. —

Sehen wir indessen etwas genauer nach: so findet sich nicht bloss Ein Faden des Unterrichts, der continuirlich fortgesponnen seyn will, sondern es finden sich mehrere solche Fäden neben einander. Denn man soll eine Mehrheit von Interessen anerkennen; und man kann die Pflege dieser Interessen selten oder nie *einem* Lehrgegenstande allein anvertrauen. Mehrere Auctoren müssen zugleich gelesen, mehrere Wissenschaften zugleich vorgetragen, mehrere Künste zugleich geübt werden. Das giebt mehrere Lehrfäden; und diese können nicht alle zugleich anfangen und enden; sondern ein Gegenstand beschäfftigt länger, ein andrer kürzer. Während also *ein* Unterricht noch in vollem Gange ist, bricht ein anderer ab, und umgekehrt. Keins der Interessen aber darf jemals abbrechen; also muss da, wo ein Lehrgegenstand bei Seite gelegt wird, sogleich ein anderer seine Stelle einnehmen; gerade so wie in den Winterabenden das Zimmer niemals dunkel werden darf, und folglich, wenn Eine Kerze abgebrannt ist, sogleich die andre muss angezündet werden.

Wann ist denn nun wohl ein Augenblick zu erwarten, da man einen Schüler füglich von einer Klasse auf die andre versetzen könnte? Sind etwa jemals in einem bestimmten Augenblicke die sämmtlichen Beschäfftigungen mit allen Lehrgegenständen auf der einen Klasse zugleich am Ende? Und fangen in demselben Zeitpuncte die sämmtlichen Beschäfftigungen mit allen Lehrgegenständen auf der andern Klasse zugleich von vorn an? — Nein! sondern der Schüler war es schon müde, auf der vorigen Klasse zu sitzen, — *der grösste Theil seiner Interessen war abgespannt;* und es kommt ihm auf der folgenden Klasse das Meiste neu und fremd vor; — *das Interesse kann nicht sogleich wieder seine rechte Intensität gewinnen.* Also nur in der Mitte der Zeit, die der Schüler auf einer Klasse zubringt, arbeitet er mit voller Liebe für seinen Gegenstand —? Wenn das wirklich geschieht, so müssen wir Glück dazu wünschen; denn, die Wahrheit zu sagen, das Interesse ist bis jetzt

15 *

überhaupt nicht die Richtschnur, nach der die Schulmänner zu Werke zu gehn pflegen.

Aber es ist Herrn Graff's Richtschnur und die meinige. Der Leser sieht also nun hoffentlich ganz deutlich, warum wir beide gemeinschaftlich das Klassensystem, wenigstens so wie es bisher gebräuchlich ist, zu missbilligen genöthigt sind. Aus unsern positiven Grundsätzen über den Zweck des Unterrichts folgt eben so offenbar, dass hier eine Veränderung vorgehen müsse, wie aus dem positiven Grundsatze der Gegenparthei, wornach Uebung und Fertigkeit (in alten Sprachen, in der Mathematik,) die Hauptsache ist, sichs ergiebt, dass man das Klassensystem als eine vortreffliche Einrichtung beibehalten soll.

Namentlich bin ich, den Herr Regierungsrath Graff aufgefordert hat, über diese Sache zu denken und zu sprechen, gezwungen, zur Steuer der Wahrheit das Bekenntniss abzulegen, dass aus meinen pädagogischen Grundsätzen keine andre *directe* Folgerung abzuleiten möglich ist, als eben die Lehre des Herrn Graff. Ist einmal ein Schüler in einer gewissen Klasse, recht so wie er darin seyn soll: so muss er in derselben Klasse bleiben; es ist gar nicht abzusehen, wie er heraus kommen sollte. Denn der Unterricht in dieser Klasse muss nothwendig eben so geschwind vorwärts gehn wie der Schüler; folglich erhöhet diese Klasse sich selbst fortwährend; war sie vor einem Jahre was wir Tertia nennen, so ist sie nun bald Secunda; nach einiger Zeit wird sie es ganz seyn; und noch späterhin verwandelt sie sich in Prima. Wenn aber eine Klasse immerfort sich selbst gleich bleibt, während ihre Schüler fortrücken, so ist sie ein pädagogisches Unding; sie reisst anfangs gewaltsam an dem jungen Menschen, damit er geschwinder gehn soll als er kann; und kommt nun endlich der glückliche Augenblick, wo *diese* Gewalt aufhört, so fängt sogleich die entgegengesetzte an; der Schüler strebt und eilt, die Klasse zieht rückwärts, sie hemmt und bindet! Wie kann denn da ein Interesse gedeihen? — Und diese Verkehrtheit wiederholt sich sechs bis siebenmal von Sexta bis Prima! Dadurch muss sich ein so ungeheuerer Fehler gegen alle pädagogischen Regeln, während

der sämmtlichen Schulzeit, anhäufen, dass man kaum noch einen Maassstab für ihn finden, vielweniger also ihn als geringfügig vernachlässigen kann. — Die Mechanik der Körperwelt fordert für jede grosse Maschine, die fortwährend wirken soll, einen gleichförmigen Schwung; einen Beharrungsstand; und wo die bewegenden Kräfte stossweise wirken, da bringt man Schwungräder an, weil sonst das Werk schlottert, weil die Theile einander zerschlagen und zerreiben (ungefähr so wie das Klassensystem die Schulmänner noch mehr wie die Schüler zu zerreiben pflegt). Wenn man nun einmal eine Maschine nach dem Muster des Klassensystems bauen wollte, — worin die Kraft auf die Last abwechselnd so heftig und so schwach wirkte, dass im ersten Falle eine grosse Reibung unnützerweise entstünde, und im zweiten die Last beinahe ganz zum Stillstande käme, so dass sie von vorn an wieder in Bewegung müsste gesetzt werden: — was möchte doch ein guter Mechanikus zu einer solchen Maschine sagen!

Aber *wie geht es denn zu*, dass die Klassen auf einem Puncte stehn bleiben, — dass Tertia immer Tertia, Secunda immer Secunda ist, — während die Schüler doch fortrücken? Hier, sollte man denken, müsste das Verhältniss der Kraft zur Last sich umkehren; so dass, wenn die Klassen aufhörten, die Schüler zu bilden, diese nun ihrerseits jene mit sich fortziehen würden, und alsdann könnte etwas so Unnatürliches, *vorwärts gehende Schüler in stehen bleibenden Klassen*, gar nicht existiren. — Die gemeine Erfahrung zeigt die Lösung dieses Räthsels. Jeder Lehrer in einer Klasse fühlt sich nach entgegengesetzten Richtungen gezogen. Die eine Hälfte reift allmählig zur Versetzung, das heisst, sie wirkt so auf den Lehrer, dass er gern eben so allmählig den Unterricht steigern möchte. Die andre Hälfte aber besteht aus einem jungen Anwuchs, der sich zur Unzeit, nämlich ehe der Lehrer mit jenen fertig war, eingefunden hat; — und hier liegt die Wurzel des Uebels. Die Klasse ist nicht verschlossen gehalten worden; immer neue Anfänger haben Zutritt gesucht und erhalten; darum steht der Lehrer wie im Krahne; er steigt wohl, aber er kommt nie von der Stelle.

Nun ist freilich wahr, dass man den Anfängern leisten

musste, was sie verlangten. Unterricht suchten sie, und den müssen sie finden. Aber stören sollen sie gleichwohl nicht das Werk, was schon in vollem Gange ist. Was ist nun zu thun? *Der* Lehrer, der jene ältern, schon fortgeschrittenen Schüler, mit ihnen fortschreitend, unterrichtet, kann sich auf die Neulinge nicht einlassen, — also müssen sie einen andern Lehrer haben. Ein Anderer muss mit ihnen von vorn anfangen; er muss sich gerade so, auf der nämlichen Bahn, in Bewegung setzen, wie früherhin jener erste Lehrer es auch gethan hat. Diese beiden durchlaufen nun einerlei Weg nach einerlei Regel; sie können also nie zusammentreffen, sondern der Vordere wird immer ungefähr den Vorsprung behalten, den er hatte, als der Zweite anfing. Weil aber immer neue Jugend, lernlustig und lehrbedürftig, anwächst, so muss dem zweiten Lehrer bald ein dritter, dem dritten bald ein vierter folgen; und so fort — bis der, welcher zuerst anfing, mit seinen Lehrlingen fertig ist, und wiederum die jüngsten Schüler aufnehmen kann, wodurch er nunmehr der hinterste von Allen wird, die auf dieser Linie sich bewegen.

Das ist eben der Plan des Herrn Graff; und jetzt mag der Leser bemerken, was mir begegnet ist, während ich schrieb. Die Natur der Sache hat mich wider meinen Vorsatz, früher als ich wollte, auf diesen Plan, als auf den einzig natürlichen, geführt und beinahe getrieben. Meine Absicht war anders. Von dem Klassensystem gedachte ich so viel zu retten als möglich; darum kündigte ich an, ich würde zeigen, dass gewisse Bedingungen, unter denen Herr Graff die Klassen allenfalls wolle bestehen lassen, sich wohl noch erfüllen liessen, obgleich er das Gegentheil annimmt, und desshalb die Klassen für ganz verwerflich hält. Auch jetzt noch habe ich zwar nicht vergessen, was ich sagen wollte; sondern nur gutwillig einem Zuge nachgegeben, von dem ich wünsche, dass auch der Leser ihn empfinden möge. Mein eigentliches Gutachten jedoch ist noch nicht abgegeben. Erst müssen nun die Einwürfe erwogen werden, die gegen den Plan erhoben werden können; denn man muss ja eine solche Sache von allen Seiten besehen, ehe man darüber einen Ausspruch wagt. Und da wird sichs denn schon finden, warum man Ursache

hat, das Klassensystem unter gewissen Umständen und Modificationen beizubehalten.

Die Einwürfe zerfallen, so viel ich einsehe, in drei Klassen, und lassen sich durch eben so viele Fragen andeuten, nämlich durch folgende:

Auf wem soll das Zutrauen ruhen, dessen die Lehr-Anstalt bedarf?

Wie können die Lehrer das leisten, was von ihnen verlangt wird?

Wie kann man den Schülern das ersetzen, was ihnen das Klassensystem darbietet?

Eine vierte Bedenklichkeit, die einen Zusatz zu Graff's Plane erfordert, werde ich abgesondert in Erwägung ziehn.

Der erste Einwurf begreift mehrere unter sich; denn eine Lehranstalt bedarf, in der That! des Zutrauens von vielen verschiedenen Seiten. Eine Behörde muss sich entschliessen, sie zu stiften oder doch zu dulden; ein Publicum muss sie benutzen; eine Menge von Beobachtern muss sie günstig beurtheilen; die Lehrer müssen als Collegen, ungeachtet ihres Wettstreits, in Freundschaft leben; die Schüler selbst müssen ihren Lehrern vertrauen. Darum mag kaum irgend eine Wirksamkeit in der Welt so abhängig seyn, als die pädagogische; auch nützt es nichts, sich diese Abhängigkeit verhehlen zu wollen.

Wenn nun eine Behörde die ihr untergeordnete Schule mit prüfendem Auge betrachtet: so setzt sie als bekannt voraus, jeder einzelne Lehrer habe seine Mängel und Fehler; sie untersucht aber die Zusammenwirkung Aller in ihrem collegialischen Verhältniss, und da fasst sie die Hoffnung, was Einer verfehle, werde der Andre vergüten; wo Einer sich übereilen möchte, werde die Mehrheit ihn überstimmen; wo Einer nicht Auctorität genug besitze, da werde die Gesammtheit auftreten, und das Gewicht einer moralischen Person fühlen lassen, welches allemal grösser ist, wie das eines Einzelnen. Das Vertrauen der Behörde mag nun immerhin vorzugsweise dem Director, oder einigen ausgezeich-

neten Lehrern gewidmet seyn; so ist doch dies nur ein Vorzug einer Person vor der andern; aber das Vertrauen gegen das Ganze ist noch etwas Anderes als die Summe des, den Einzelnen gewidmeten Vertrauens; es ruhet grossentheils auf der Form ihrer Verbindung zum Ganzen; auf der Innigkeit ihrer Zusammenwirkung; auf der Gemeinschaft ihrer Berathungen; ja selbst darauf, dass jeder Einzelne wisse, Er allein vermöge nichts ohne die Uebrigen, und er würde verloren seyn, wenn er irgend etwas nach seiner blossen Privatmeinung gegen den Geist des Ganzen unternehmen wollte. Hierin gerade findet die Behörde die Bürgschaft, dass die Schule, wenn man auch eine Zeit lang das Auge von ihr wende, doch im alten, vorgezeichneten Gleise bleiben werde.

Kann denn eine Schule nach Graff's Idee auch eine solche Bürgschaft stellen? In ihr ist das Band unter den Collegen beinahe aufgelöset. Jeder Lehrer macht Alles von Anfang bis zu Ende allein; Keiner kennt die Schüler des Andern, Keiner hat Beruf, auf des Andern Werk zu achten; Jeder wird sich hüten, den Uebrigen zu nahe zu kommen, denn die Frage: *was kümmerts Dich?* droht ihm seine Neugierde zu verleiden. Graff selbst redet von *mehrern Schulen* in Einer Anstalt. Er verlangt nun zwar für diese einen Director. Aber gesetzt, es fehlte an Folgsamkeit von Seiten eines Lehrers: so wird der Director eine bloss persönliche Auctorität besitzen (wenn er nicht höhere Behörden behelligen will); während mit dem Klassensystem auch Lehrer-Conferenzen verbunden sind, in welchen die Schule einen Senat darstellt, vor dem der einzelne Lehrer Respect empfinden und bezeugen muss.

Noch fühlbarer werden die Schwierigkeiten, wenn man sich des Publicums erinnert, in dessen Mitte die Lehr-Anstalt wirken soll. In unsere bisherigen Schulen schicken die Eltern ihre Kinder darum gern, weil sie dieselben wollen *Theil nehmen* lassen an *dem* Unterrichte, dessen Vorzüglichkeit erprobt ist. Aber nach Graff's Idee fällt ein solches Theilnehmen und Mitgeniessen eines vorhandenen Gemeinguts gänzlich weg. Eine Familie hört im Kreise der andern davon erzählen, wie gut die Kinder des Hauses bei ihrem Lehrer

aufgehoben seyen; eben dahin wünscht sie die Ihrigen auch zu schicken; — aber derselbe Lehrer nimmt keine Schüler mehr auf, einem andern muss man sie anvertrauen. Und welchem andern? Entweder einem neu angestellten, — oder einem solchen, der so eben erwachsene Jünglinge entlassen hatte, und nun bereit ist, mit einem andern Häuflein kleiner Knaben von vorn anzufangen. Dieser Mann hat vielleicht so eben bewiesen, dass er ein langjähriges Erziehungswerk trefflich auszuführen verstand; seine erwachsenen Schüler machen ihm alle Ehre; — aber, wird er in seinem jetzigen Alter sich auch noch mit Kleinen abzugeben wissen? Ich für meine Person zweifle daran eben nicht; denn ein wahrer Erzieher wird, wenn er nur Lust hat, und man es ihm übrigens angenehm macht, wohl auch zum zweitenmale, vielleicht selbst zum drittenmale dieselbe Bahn wieder zu durchlaufen im Stande seyn; er wird eine Art von Erholung und Abwechselung darin finden, jetzt einmal wieder mit Kindern, anstatt mit Jünglingen zu arbeiten; und das Ganze der Pädagogik darf er bei jenen eben so wenig (oder noch weniger) als bei diesen aus den Augen verlieren. Aber das Publicum zweifelt. Es fragt sich, ob der Mann noch derselbe — für Kinder — seyn möge, der er vor beinahe zehn Jahren war. Auch werden sich wohl zuweilen Beispiele finden, die eine solche Besorgniss bestätigen.

Hiebei will ich eine Bedenklichkeit äussern, mit der es mir weit mehr Ernst ist, als mit der vorigen. Was wird aus dem Lehrer, der sich mit seinen Schülern auf irgend einen pädagogischen Abweg verirrt hat? Er wird sich in die anwachsenden Folgen seiner Fehler bald so verstricken, dass er nicht mehr im Stande ist, sich zurechtzufinden. Aeusserst schwer wird es jederzeit einem Erzieher werden, ein verschobenes Verhältniss zu seinen Zöglingen wieder in Ordnung zu bringen. Er muss andere, neue Lehrlinge haben; und *seine* vorigen Zöglinge bedürfen eines andern Führers; nur so können auf beiden Seiten die übeln Eindrücke ausgelöscht werden. Hier scheint das Klassensystem sich eher helfen zu können, weil es von selbst den Wechsel der Schüler mit sich führt.

Genug über die Einwürfe der ersten Art! Die zweite Frage: *wie können die Lehrer ihrer Aufgabe Genüge leisten?* wird vielleicht Manchem noch wichtiger scheinen. Denn in der That muss Herr Graff von jedem einzelnen Lehrer bei weitem mehr fordern, als im Klassensystem nöthig ist; und zwar nicht bloss mehr pädagogische Einsicht im Allgemeinen (diese ist in jedem Falle unerlasslich), sondern auch mehr Uebung, mehr Vorarbeit, mehr angespannte Thätigkeit, um alles das *auszuführen*, was den didaktischen Vorschriften gemäss geschehen soll. In welchem Fache Jemand unterrichten soll, darin muss er so gewiegt seyn, dass er die Freiheit seiner Bewegung mitten im Lehren wohlbehaglich empfindet. Fehlt es daran: so hilft alle Didaktik nichts. Und Herrn Graff's Gesammtlehrer müssen so ziemlich in allen Fächern unterrichten!

Soll nun von einem Gymnasium, oder auch nur von einer höhern Bürgerschule die Rede seyn, so ist hier kein blosser Einwurf vorhanden, sondern es liegt offenbar am Tage, dass mit Herrn Graff's Plane *allein* nicht durchzukommen ist. Jünglinge, die das vierzehnte Jahr zurück gelegt, und ihre frühere Zeit gehörig benutzt haben, bedürfen eines solchen Unterrichts, den kein einzelner Mensch allein im Stande ist ihnen zu geben; wenn man nicht etwa auf ein halbes Wunder rechnen will.

Was aber das Alter *vor* dem funfzehnten Jahre anlangt: so behaupte ich, dass dieser Einwurf bei weitem weniger Werth hat, als die vorhergehenden. Warum? davon nachher.

Der dritte Einwurf lautet so: *Wie kann man den Schülern das ersetzen, was ihnen das Klassensystem darbietet?* Nämlich die Berührung so vieler Lehrer, und den Reiz des Wechsels bei den Versetzungen; sammt allen den Aufmunterungen und Anspornungen, die darin liegen.

Diese Bedenklichkeit gilt, nach den Umständen, entweder Alles, oder Nichts. Bei einer Schule, an der bloss Gelehrte arbeiten, die nicht wirkliche Pädagogen sind, muss man sich allerdings damit trösten, dass ein Theil der verkehrten Eindrücke, welche den Schülern bevorstehn, sich gegenseitig vernichten werde. Preiset jeder Gelehrte sein Fach als die

Summa aller Weisheit, so sieht der unbefangene Knabe, in der Mitte aller Uebertreibungen, die wahre Natur der Sache durchschimmern, dass nämlich jede Wissenschaft denjenigen belohne, der ihre ersten Schwierigkeiten überwunden hat. Die verschiedenartige Einseitigkeit der Lehrer sorgt dafür, dass die Schüler zum Theil etwas minder einseitig werden, zum Theil ein Jeder für seine besondre Anlage und Vorliebe etwas ihr angemessenes antreffen könne. Hingegen in einer Graffischen Schule wird ein Lehrer von einseitiger Bildung lediglich denjenigen unter seinen Lehrlingen, die sich auf die nämliche Seite neigen, nützlich werden können; die anders gearteten sind verloren, und vielseitig wird Keiner. Auch wird die Eintönigkeit des Unterrichts, die in solchem Falle zu erwarten ist, durch Nichts unterbrochen, durch Nichts gemildert; und sie kann den Schülern am Ende völlig unerträglich werden.

Hier liegt der Grund, weshalb ich mich gleich Anfangs davon losgesagt habe, meinen Gegenstand mit unmittelbarer Rücksicht auf die Ausführung zu behandeln. Unsre Behörden sind zufrieden, wenn sie einen Gelehrten finden, der bereit ist, ein Schulamt zu übernehmen. Nach dem Maasse seiner Gelehrsamkeit bestimmt sich sein Rang; und hiemit hängt sein Einfluss in den Lehrer-Conferenzen ganz nahe zusammen. Besitzt er noch überdies die Fähigkeit, *sein* Wissen mitzutheilen, *seinen* Unterricht angenehm zu machen, so scheint ihm nichts mehr zu fehlen. Die eigentliche pädagogische Einsicht, die von der Lehrgabe noch weit verschieden ist, — wie könnte ihm *die* fehlen? Diese Einsicht muss zwar aus der praktischen Philosophie, der Psychologie*), und der Erfahrung sich zusammensetzen; — gleichwohl gehört sie zu den ganz gemeinen Dingen, die man bei jedem sogenannten Gebildeten, bei Männern und Frauen antrifft; —

*) Philosophische, und folglich auch wahre pädagogische Bildung wird immer seltener werden, je länger das heutige Misstrauen gegen die Philosophie dauert, welches dieselbe vom öffentlichen Unterrichte in den Gymnasien ausschliesst. Dass übrigens die sogenannte *neueste Philosophie* für die Schulen nichts taugt: das weiss ich so gut als irgend ein Andrer.

denn wer trägt denn Bedenken, im Gespräch über pädagogische Dinge einen entscheidenden Ton anzunehmen? Wer findet für nöthig, zu hören und zu lernen? Wer entschuldigt sich hier mit dem, sonst freilich gewöhnlichen, Bekenntnisse: er verstehe von der Sache Nichts? Giebt es angeborne Ideen, so sind dies ohne Zweifel die pädagogischen. —

Herr Graff jedoch ist der Meinung, durch seine neue Schulverfassung werde das Uebel, untaugliche Lehrer angestellt zu haben, nicht grösser, *sondern nur deutlicher*. Der ungeschickte Lehrer, sagt er, sey von geschlossenen Mustern umgeben, die ihm eine zusammenhängende Unterweisung in seiner Kunst darbieten. — Wie aber, wenn gerade umgekehrt der gute Lehrer hier allein stünde, umgeben von einseitigen Gelehrten, die seine Kunst für eine schlechte Kunst erklärten, *weil* sie eben vielseitig bilde? — Herr Graff meint ferner: die Fehler, sammt ihren Veranlassungen und Folgen, würden deutlich hervortreten, sowohl zur Beurtheilung und Abhülfe als zur Anrechnung, wenn man sie nur in der Schule Eines Lehrers fände; während bei der alten Verfassung das Gelingen und Misslingen von Vielen abhänge, und folglich die Verantwortlichkeit unter alle Lehrer sich theile. — Wie nun aber, wenn die einzelnen Lehrer der Graffischen Schule von gemeinsamen Vorurtheilen befangen wären? Wie, wenn auch das Publicum die Fehler für Tugenden hielte? Doch so etwas darf man nicht glauben, denn: vox populi vox Dei!

Wohlan denn! ich besinne mich an die Majestät des Publicums; ich bändige meinen Skepticismus; ich kehre zurück zu der Voraussetzung, das Publicum urtheile richtig über die Erzieher und die Erzogenen. Demnach wird es die guten Lehrer an ihren Früchten erkennen; und gewiss! *dies* ist in der Graffischen Schule sehr viel leichter, als im Klassensystem, wo jeder Lehrer sich hinter seine Mitarbeiter verstecken kann, wenn irgendwo der gute Erfolg ausbleibt.

Hat aber Graff einmal *diesen* vesten Punct gewonnen, so wird bald der ganze dritte Einwurf verschwinden. Denn das competent richtende Publicum wird die schlechten Lehrer nicht lange dulden; je mehr aber der guten Lehrer werden, desto offenbarer tritt die Untauglichkeit der schlechten

Gesellen ans Licht. Und nun verliert kein Schüler etwas daran, dass er die Lehrer nicht mehr wechselt; denn der *vielseitige* Unterricht, (und ich muss mir nun einmal erlauben, diesen allein für den *guten* zu halten,) führt seine reiche Abwechslung, seinen mannigfaltigen Reiz, selbst mit sich; dergestalt, dass es gerade eine Wohlthat für den Lehrling ist, ihn von einer einzigen Person zu empfangen, und nicht durch die fremdartige Mannigfaltigkeit der Manieren verschiedener Lehrer zerstreut zu werden. Was macht auch der Knabe mit der bunten Reihe von Individuen, die er in unserm Klassensystem als Lehrer respectiren und lieben soll? Er vergleicht sie unter einander, und macht im Stillen seine Anmerkung über jeden; aber er hängt an keinem, denn man hat ihm angemuthet, seinen Respect und seine Liebe zu *theilen*. Der Wechsel der Lehrer gewährt ihm Unterhaltung; desto weniger fühlt er den Reiz in der Mannigfaltigkeit der Studien. Die einzelnen Wissenschaften bekommen für ihn die Physiognomie der Menschen, die sie vortragen; oder umgekehrt, wenn ein Studium ihm schwerer und verdriesslicher wird, als ein anderes, so schiebt er die Schuld auf den Lehrer.

Ueberall aber ist es eine ganz unzulässige Maxime, mehrere Verkehrtheiten durch ihren Gegensatz aufheben zu wollen. Das Gute ist keine Null; und mehrere Fehler pflegen nicht einmal von der Art zu seyn, dass sie einander auf Null reduciren könnten. Darum soll die Vielseitigkeit nicht durch einseitige Lehrer bewirkt werden; sondern die Lehrer sollen wahre Pädagogen seyn, das heisst, sie sollen vor Allem Selbst jenes gleichschwebende Interesse empfinden, welches mitzutheilen die Aufgabe des Unterrichts ausmacht.

Kurz: Herr Graff hat in Beziehung auf diesen dritten Punct vollkommen recht in der Theorie; und man muss es bedauern, wenn man ihm nicht eben so sehr beistimmen kann in Hinsicht auf die Praxis des nächsten Jahrzehends.

Mit dem dritten Einwurfe berichtigt sich aber auch der zweite, nämlich innerhalb der schon bemerkten Gränze. Soviel als nöthig ist, um Knaben bis zum funfzehnten Jahre gehörig, und in denjenigen Gegenständen des Wissens, die unmittelbar das Interesse bilden, zu unterrichten, soll *jeder*

einzelne Lehrer nicht bloss gelernt, sondern auch in seinem eigenen Geiste so verarbeitet haben, dass es ihn selbst erfülle, belebe, und ihm für die Mittheilung zu Gebote stehe. Sonst könnte seine vielseitige Bildung auf keiner soliden Grundlage beruhen. Es versteht sich von selbst, dass hiebei eine gute Kenntniss der vorzüglichsten römischen und griechischen Klassiker, und mathematische Einsicht bis in die höhere Mechanik hinein, vorausgesetzt wird. Unsere Forderungen an die Lehrer müssen allerdings etwas streng seyn, wenn wir gute Schulen haben wollen.

Auch mit dem ersten Einwurfe wäre wohl fertig zu werden, wenn wir uns auf die eben gemachten Voraussetzungen mit gutem Zutrauen stemmen dürften. Haben wir erst eine Mehrzahl von guten Lehrern, und ein solches Publicum, welches das Richteramt der öffentlichen Meinung auf eine achtung-gebietende Weise verwaltet: so können sowohl die Behörden als die einzelnen Eltern leicht Vertrauen fassen, besonders wenn dafür gesorgt ist, dass die ganze Lehranstalt offen stehe; — offen für jeden Besuch jedes Mitgliedes der Behörde, — offen für die Eltern der Schüler, — offen für jeden Freund und Kenner der Erziehungs-Angelegenheiten; — offen vor allen Dingen allen Lehrern zum gegenseitigen Besuch ihrer Schulen. Hiemit lassen sich allerdings auch Lehrer-Conferenzen verbinden, worin der Director sich bei jedem bedeutenden Falle den Rath Aller erbittet, und alsdann vorläufig entscheidet; bis etwa ein höherer Befehl wird eingeholt seyn. Nothwendig aber muss der Director gesetzmässig eines bedeutenden Uebergewichts über jeden einzelnen Lehrer geniessen, um in seiner Person die Einheit der ganzen Anstalt mit Würde darstellen zu können.

Darum allein, weil jene Voraussetzungen in unserer heutigen Welt nicht sicher genug sind, — weil im pädagogischen Fache die Meinung schwankend, und die Anmaassung fast allgemein ist, — weil die Lehrer selten wahre Pädagogen, öfter blosse Gelehrte, zuweilen auch dies nicht einmal sind, — *allein* um dieser Uebel willen, die durch Wahrheitsliebe und Nachdenken könnten gehoben werden, muss ich Anstand nehmen, mich geradezu für Herrn Graff's Vorschlag zu

erklären. Aber unsre wirkliche Welt, wie sie nun einmal ist, braucht Schulen; noch mehr, sie *hat* deren schon, und die Schulmänner haben ihre Plätze; desshalb lasst uns nachsehn, ob nicht das Klassensystem mit einiger Veränderung wenigstens einem Theile des Uebels entgehen könne, welches Herr Graff ihm nachgewiesen hat.

Zuerst muss ich darauf bestehen, dass in dem Unterrichte jeder Klasse, während der Zeit, da sie ihren Cursus macht, schlechterdings eine fortschreitende, — noch mehr! eine *möglichst stetig fortschreitende* Bewegung herrschen müsse. Ist sie hiemit bis zu dem ihr gesteckten Ziele gelangt; dann mag sie plötzlich ganz von vorn anfangen. Alsdann aber muss sie, wie Herr Graff es verlangt, die ganze Summe ihrer Schüler auf einmal in die nächstfolgende Klasse ausschütten, und dagegen die sämmtlichen Schüler der vorhergehenden Klasse übernehmen.

So nothwendig nun dieses ist: so hat es dennoch eine Menge von Schwierigkeiten. Einige davon hebt Herr Graff, indem er jährige, gleichzeitig anhebende Curse, und eben so viel Klassen, als Unterrichtsjahre, endlich Zulassung der Schüler nur in die unterste Klasse vorschreibt. Der Grund hievon ist unmittelbar klar. Kein Schüler soll andre stören und aufhalten, wie es geschehn würde, wenn er in einen schon angefangenen Cursus mitten hineinträte; keiner soll des Interesse beraubt werden, welches dem Lehrgegenstande eigen ist, und welches er doch nicht empfinden würde, wenn er nicht von vorn anfinge. Dass übrigens ausnahmsweise auch Schüler in höhere Klassen zugelassen werden können, ist eben so klar, als die unerlassliche Bedingung: sie müssen dazu ganz genau vorbereitet seyn.

Anderer Schwierigkeiten erwähnt zwar Herr Graff, aber er lässt sie bestehn, und schliesst von ihnen auf die Nothwendigkeit seines Plans. Hievon liegt die wichtigste in der Frage: Wie können die Schüler, bei verschiedenen Anlagen, verschiedenem Fleisse, verschiedener Unterstützung, alle zugleich reif seyn zur Versetzung? Ich will darauf eine vor-

läufige, wiewohl nicht hinreichende, sondern noch näher zu bestimmende, Antwort geben: *sie können zugleich reif seyn wegen eines gleichen Grades von Interesse, bei ungleicher Fertigkeit.*

Allein ehe ich dieses weiter ausführe, muss ich bemerken, dass Herr Graff einen sehr wichtigen Umstand unberührt gelassen hat, auf den wir bei dieser Gelegenheit kommen müssen.

In der angenommenen Nothwendigkeit, alle Schüler zugleich fortrücken zu lassen, liegt die versteckte Voraussetzung, sie würden, wenn dies nicht geschähe, auf der vorigen Klasse bleiben, und dort die Ungleichartigkeit hervorbringen, die für sie ermüdenden Wiederholungen anhören müssen, die Spaltung der Rücksichten beim Lehrer veranlassen, die wir eben vermeiden wollen.

Allein ist es nicht auch möglich, dass sie weder rücken noch bleiben, vielmehr von dieser Lehranstalt entfernt werden?

Dass eine Menge von Menschen studiren, die nicht studiren sollten, dass noch weit mehrere die Universität *nicht* besuchen, die allerdings natürlichen Beruf dazu haben: dieses hat man oft genug bemerkt und besprochen. Dass aber heutiges Tages auf den Gymnasien viele junge Leute sitzen, die auf die Bürgerschule gehören, und umgekehrt, — mit Einem Worte, dass in der Wahl der Lehranstalt die gröbsten Missgriffe vorgehn, dies scheint man nicht beachten zu wollen.

Herr Graff äussert den sehr richtigen Gedanken, dass, wenn an einem Orte sich mehrere Schulen befinden, deren keine zur Erreichung ihres Zwecks hinlängliche Mittel besitzt, man aus diesen eine einzige Lehranstalt machen müsse.

Dieses muss noch weit mehr im Grossen ausgeführt werden; man muss Gymnasium, Bürgerschule und Elementarschule in ein System verknüpfen, dergestalt, dass darin jedem Schüler der für ihn passende Unterricht könne angewiesen werden.

Wenn nur die *Begriffe von dem Unterschiede* dieser Schulen erst allgemein klar gedacht würden; wenn diesen Begriffen die Ausführung gehörig entspräche: dann würden manche Eltern Rath annehmen; manche Unterstützungen

reichlicher zufliessen, die jetzt nur das Misstrauen wegen der Zweckmässigkeit der Verwendung zurückhält; Vieles würde auch der Staat durch Vorschriften und Anordnungen vermögen.

Wir wollen nun einstweilen annehmen, meine Forderung (deren genauere Erörterung bald folgen soll,) wäre erfüllt: so wird bei jeder Versetzung aus einer Klasse in die andre nachgesehen werden, ob auch alle vorhandene Schüler für diese Schule passen? ob nicht eine andre ihnen angemessener seyn würde? — Natürlich muss der Director, welcher hiebei vorzüglich thätig ist, so gestellt seyn, dass ihn keine Versuchung anwandeln könne, Schüler behalten zu wollen, die er besser abgeben würde.

Durch solche Sichtung wird man die gröbsten Ungleichheiten hinwegschaffen.

Dennoch wird unter Schülern, die drei Jahre lang mit einander fortgegangen sind, wenn sie auch auf der gleichen Bahn bleiben können, doch starker Vorsprung Einiger, und bedeutendes Nachbleiben Anderer, in den Uebungen und Fertigkeiten, die sie gemeinsam betrieben haben, sichtbar werden. Dieser Fehler darf, nachdem er eine gewisse Grösse erreicht hat, nicht weiter anwachsen; sonst leidet allmählig auch das Interesse unter dem Missverhältniss der Fertigkeiten.

Man richte also eine besondere Klasse ein, die wir *Uebungsklasse* nennen wollen, weil bei ihr nicht unmittelbar auf das Interesse, sondern eben auf die Uebung soll gesehen werden. Diese Klasse ist keinesweges für alle, hoffentlich auch nicht für die Mehrzahl der Schüler, sondern nur für die Minderzahl, also für die, welche auffallend langsam fortgekommen waren, und doch den redlichen Wunsch hegen (das Interesse empfinden), die ihnen dargebotene Bildung wirklich zu erreichen.

Während demnach die grössere Menge solcher Schüler, die zugleich in die unterste Klasse eintraten, und die mit einander in jährlichen Fortrücken Sexta, Quinta und Quarta durchwanderten, jetzt nach Tertia hinübergeht*), bleibe ein

*) Nur aus Gewohnheit habe ich die unterste Klasse Sexta genannt. Eigentlich wäre sie Octava im Gymnasium, und Septima in der Bürgerschule.

Theil von ihnen ein ganzes Jahr lang in der Uebungsklasse, um dort im Laufe des ersten Halbjahres nachzuholen, und im zweiten sich vorzuüben. Von hier aus im folgenden Jahre nach Tertia versetzt, werden diese Schüler nun die besten unter den Tertianern seyn; allein wegen ihrer Langsamkeit ist zu erwarten, dass sie nach einiger Zeit wieder denen gleichen, die nicht in der Uebungsklasse waren. Trifft dies nicht genau in allen Fällen ein, so darf man doch nach Wahrscheinlichkeit es als das Gewöhnliche annehmen. Uebrigens muss in der Uebungsklasse Jeder vorzüglich zu *den* Fertigkeiten angeleitet werden, die ihm am meisten fehlen. Den nöthigen Unterricht können einige vorzügliche Primaner unter gehöriger Aufsicht und Anleitung ertheilen; das wachsame Auge des Directors aber muss hieher ganz besonders gerichtet seyn.

Kleinere Ungleichkeiten schaffe man durch blosse Uebungs-*Stunden* hinweg, die man für die Schwächern veranstaltet.

Und endlich vergesse man nicht, dass die Ungleichheit der Fertigkeiten sich bis auf einen gewissen Grad mit der Gleichheit des Interesse verträgt; dass mancher junge Mensch, der langsam ist im Antworten, dennoch achtsam ist als Zuhörer, so dass er am Ende mehr gelernt hat, und es sicherer gebraucht, als man bei seinem stillen Benehmen vermuthet haben möchte.

Soviel über die Hauptschwierigkeit. Eine andre findet Herr Graff darin, dass sich die Cursus nicht gut abstecken lassen; dass einerlei Klasse demnach nicht in jedem Jahr gleich viel leisten, gleiche Pensa durcharbeiten werde. Hier wünschte ich, dass eine Anordnung meiner Anschauungs-Uebungen seine Aufmerksamkeit möchte gewonnen haben; nämlich die Einschaltung von *Episoden*, die des Zusammenhangs unbeschadet können übergangen werden, und die ausdrücklich dazu bestimmt sind, schneller fortschreitende Schüler zu beschäfftigen, während die langsamern nachzukommen bemüht sind. Dergleichen Episoden müssen in jedem Cursus besonders ausgezeichnet werden; so dass am Ende des Jahrs jede Klasse sich an dem ihr gesteckten Ziele befinde, sie mag nun schneller oder langsamer sich fortbewegt haben.

Dass übrigens die genaueste Rechenschaft abzulegen sey, wie viel von den Episoden, und mit welchen Schülern es durchgearbeitet oder übergangen worden: versteht sich von selbst.

Fasst man nun das Gesagte zusammen: so ergiebt sich Folgendes:

*Gymnasien und Bürgerschulen, wenn sie das Klassensystem beibehalten wollen, müssen vom neunten bis funfzehnten Jahre der Schüler in sechs regelmässigen Klassen, und einer in die Mitte fallenden Uebungsklasse, dergestalt unterrichten, dass jede Klasse ihren Cursus jährlich, zwischen zwei bestimmten Endpuncten, vollbringe; und dass stets die ganze Schülerzahl, mit Ausnahme der in der Uebungsklasse Verweilenden, jährlich aus einer Klasse in die folgende hinübergehe**). Ist diese Vorschrift befolgt: so wird das Interesse vest genug begründet seyn; und *nun* mag man sich allenfalls erlauben, in die oberste Klasse der Bürgerschule, und eben so in die *beiden* obersten Klassen des Gymnasiums, worin die Schüler *vom funfzehnten Jahre an ferner* unterrichtet werden, *nach der gewohnten Weise*, das heisst, *nach Maassgabe der gewonnenen Fertigkeiten* zu versetzen. In diesen höchsten Klassen regiert die Gelehrsamkeit; in den untern die Pädagogik; nämlich *vorzugsweise*; denn unwissende Lehrer können wir in den untern Klassen eben so wenig gebrauchen, als unpädagogische in den obersten gute Wirkung thun werden.

In der That habe ich bei diesem allen eine stillschweigende Voraussetzung gemacht, worauf man für jetzt in der Wirklichkeit nicht rechnen darf; diese, dass alle Lehrer eines Gymnasiums oder einer Bürgerschule durch eine gemeinsame und *richtige* pädagogische Einsicht verknüpft seyen.

*) Die Menge der Klassen erfordert nicht nothwendig eine übergrosse Anzahl von Lehrern. Denn man kann und muss die Anzahl der *Schulstunden* beschränken. Wöchentlich 26 Stunden sind zureichend; weil die Lehrcurse schneller beendigt werden, als bei der jetzigen fehlervollen Einrichtung: *die den Schülern ihre ganze Zeit wegnimmt*, und ihnen die, so höchst wichtige, individuell verschiedene Ausbildung, nach eigenem Sinn und Wunsch, verleidet und verkümmert.

Wo diese fehlt, da ist an kein Zusammenwirken zu denken; da werden die schönen Knabenjahre, vom neunten bis funfzehnten, grösstentheils verdorben, und man mag das gute Glück rühmen, wenn in der spätern Zeit hie und da die Wissenschaften den ihnen eigenthümlichen Reiz stark genug fühlbar machen, um den Verlust zwar nicht zu ersetzen, aber vor kurzsichtigen Augen wenigstens zu verdecken.

Die Bedingungen also, welche Herr Graff vorschrieb, und gleichwohl für unerreichbar, für *unmögliche* Bedingungen hielt, — Absteckung und Endigung der jährlichen Cursus, und Ausgleichung der Fortschritte der Schüler, — diese lassen sich wohl noch leidlich erfüllen; und das Klassensystem kann aus seinen scharfsinnigen Bemerkungen Nutzen ziehn, obgleich er es dadurch umzustossen gedachte. Freilich, wenn ich mich frage, ob ich lieber in diesem Klassensystem, oder in der Graffischen Schule, als Lehrer angestellt seyn möchte: so würde ich unbedenklich das Letztere wählen. Denn es möchte mir bald unerträglich werden, alle Jahre in meiner Klasse dasselbe zu treiben; und dagegen ohne Vergleich angenehmer, sechs Jahre lang die nämlichen Schüler von unten herauf zu bilden; indem, wenn von diesem sechsfach grösseren Kreislaufe der Anfangspunct wiederkehrte, er mich selbst merklich verändert, und um eine schätzbare Erfahrung bereichert, antreffen würde.

Dass dem Plane des Herrn Graff ausser den drei schon beleuchteten Einwürfen noch eine vierte Bedenklichkeit entgegenstehe, habe ich oben angemerkt; und jetzt wird dieselbe schon vor Augen liegen, ja auch im Wesentlichen schon gehoben seyn. Nämlich eben die unvermeidliche Ungleichheit der Schüler, die zu dem gleichen Unterrichte ihre verschiedenen Persönlichkeiten mitbringen, und dadurch sich immer weiter von einander entfernen, so dass sie nach einiger Zeit nicht mehr in die gleichen Lehrstunden passen, — diese drückt die Graffische Schule eben so sehr wie die gewöhnliche; und wenn man darauf nicht Acht gäbe, so würde eine solche Schule, nachdem sie drei Jahre lang bestanden hätte,

eben so verdorben seyn, wie eine heutige Tertia oder Secunda es durch das ungleichartige Gemenge der ewig Kommenden und Gehenden nur immer seyn kann. Der Unterschied wäre bloss, dass in der Graffischen Schule das Missverhältniss der Schüler allmählig, und nicht, wie dort, ruckweise, eintreten würde; allein mit der aufgegebenen Klassen-Versetzung hätte man sich auch des Palliativs beraubt, wodurch sonst das Uebel wenigstens minder fühlbar, wenn auch nicht minder gross gemacht wird.

Darum muss ich es als einen durchaus nothwendigen Zusatz zu Graff's Plane betrachten, dass man verschiedenartige Schulen, deren Begriff in einem ziemlich rohen Bilde durch unsre Gymnasien, Bürgerschulen und Elementarschulen dargestellt wird, in Ein Ganzes vereinigen solle; und es ist nun der letzte Theil meines Geschäffts, mich hierüber näher zu erklären.

Einen Anknüpfungspunct bietet mir Herr Graff selbst dar; indem er das Erlernen einer fremden, zumal todten Sprache, als ein zufälliges, entbehrliches, wenn schon gewisser Umstände wegen höchst nützliches, Hülfsmittel der Erziehung darstellt. Man kann dreist einem Jeden anmuthen, dass er dies unmittelbar klar finde; das Gegentheil würde beweisen, dass er in der Pädagogik ein völliger Fremdling sey, von ihrem Geiste gar Nichts wisse, sondern an dem Körper der Werkzeuge klebe, deren sie sich zu bedienen pflegt. Es muss gar nicht nöthig seyn, mit Herrn Graff daran zu erinnern, dass auch der gebildete Grieche keine andre Sprache kannte als die seinige. Sprachen sind Zeichen; und Zeichen interessiren vermöge der Sachen die sie darstellen. Gehn einmal die griechischen Auctoren uns verloren: so behält die Sprache keinen Werth, ausser für wenige Gelehrte, die darin ein Document aus alter Zeit erblicken, woran wir Andern eben so wenig zu studiren Lust haben, als an den Urkunden, aus welchen uns das Merkwürdigste zu erzählen wir den Historikern überlassen.

So sehr ich nun überzeugt bin, dass in unsern Zeiten kein Unterricht für ganz vollständig gelten kann, der nicht einen Theil seines Weges durch die alten Sprachen herdurch

genommen hat, — weil nämlich ohne dies Niemand dazu gelangen wird, sich das Alterthum, mit dem wir durch so viele Bande zusammenhängen, lebhaft zu vergegenwärtigen: — so gilt mir dennoch das Sprachstudium, und zwar das der griechischen ebensowohl als der römischen Sprache, für eine *Last*, die man dem *Interesse*, als der *Kraft*, nur dann auflegen darf, *wann es stark genug ist*, *um nicht unter dem Drucke zu erliegen*.

Die Schule aber, welche ihren Lehrlingen eine solche Last zu ertragen anmuthet, hat sich auf Neben-Rücksichten eingelassen, die nicht unmittelbar aus den pädagogischen Principien folgen. In ihr zeigt sich die Erziehung nicht mehr in ihrer einfachen, ursprünglich natürlichen Gestalt, sondern in einer künstlich angenommenen, durch Umstände bedingten; und darum ist die Wirksamkeit einer solchen Schule selbst nur bedingterweise wohlthätig. Können ihre Lehrlinge sich durcharbeiten, so haben sie einen grossen Schatz gewonnen; bleiben sie aber auf halbem Wege stehn, dass heisst, gelangen sie nicht zum Genusse der Werke des Alterthums, so ist eine kostbare Zeit und Mühe, ja, was am schlimmsten ist, eine kostbare Empfänglichkeit und Lernlust, unnütz verschwendet. Nun mögen die Philologen ihre alte bekannte Ausrede, von der formalen bildenden Kraft des Sprachstudiums, in die neuesten Phrasen kleiden: das sind leere Worte, wodurch Niemand überzeugt werden wird, der die weit grösseren bildenden Kräfte anderer Beschäfftigungen kennt, und der die Welt mit offenen Augen ansieht, worin nicht wenige und nicht unbedeutende Menschen leben, die ihre geistige Existenz keiner lateinischen Schule verdanken. — Jedoch, ich muss mich erinnern, dass die Pädagogen sich hüten sollen, es mit den Philologen zu verderben; nicht bloss darum, weil diese in der That die ersten Plätze in den Schulen besetzt halten; sondern es liegt in der Natur der Sache, dass man den Philologen das Gedeihen ihres Werks wünschen muss, weil sie schaden, wenn sie halbe Arbeit machen, und im Gegentheil meistens da nützen, wo sie durchdringen. Denn dass sie hie und da einen Lehrling in ihre eigne Einseitigkeit hineinziehn, darf man für keinen Schaden rechnen;

solche Einzelne werden späterhin gewöhnlich Stützen und Erhalter des philologischen Wissens, dessen Erhaltung wir ja allerdings im hohen Grade wünschen müssen.

Was also fehlt an den Gymnasien, weshalb sie durch die Bürgerschulen und Elementarschulen ergänzt werden müssten? — Nichts anders fehlt ihnen, als dass sie unbehutsamer Weise die Last der Sprachstudien *auch solchen* Schülern auflegen, deren Interesse nicht kräftig genug ist, um die Schwierigkeiten zu überwinden; und dass sie (könnte ich in Rücksicht auf das bisher gewöhnliche Verfahren hinzusetzen,) das Erwachen des Interesse viel zu gleichgültig erwarten; als wenn sich das von selbst verstünde, und als wenn nicht tausend Erfahrungen die bösen Folgen des innerlichen, geistigen Müssiggangs bezeugten, der mit der fleissigsten Handhabung der Grammatik und des Lexikons nur gar zu wohl besteht. Angenommen nun, dieser zweite Fehler sey verbessert durch den Gebrauch richtiger Methoden: so bleibt noch der erste, der sich nur dadurch heben lässt, dass man diejenigen Schüler vom Gymnasium entfernt, welche nicht dahin zu bringen sind, durch das Medium der fremden Sprache hindurch zu greifen, um sich den Kern dessen, was sie lesen, herauszuholen.

Was soll man aber vollends von den Eltern sagen, die bei dem bestimmten Vorsatze, ihre Söhne sollen nicht studiren, sie dennoch aufs Gymnasium schicken? Diese wissen recht eigentlich nicht, was sie thun. Niemals kann und darf das Sprachstudium so erleichtert, niemals ein so *schneller* Gewinn des unmittelbar Interessanten und Bildenden daraus gezogen werden, dass schon die Knaben *vollständigen* Lohn ihrer Anstrengungen sollten empfangen können; immer bleibt ein bedeutendes Opfer an Zeit, Mühe und Lust, welches man der Jugend nur in der Hoffnung anmuthet, sie werde künftig, in reifen Jahren, nach gehörig vollendetem Studium, die Vergütung dafür empfangen. Aber welche unermessliche Thorheit, solche Knaben, von denen man voraus beschliesst, sie sollen das Ziel *nicht* erreichen, auf den langen und mühevollen Weg hinauszustossen, der dahin führt. Wollen wir nicht auch kostbare Gewächse im Glashause erziehen, *mit*

dem Vorsatze, sie alsdann, wann die Blüthen sich eben zeigen, in Sturm und Frost hinauszutragen? Wollen wir nicht auch Fundamente zu hohen Thürmen bauen, *mit dem Vorsatze*, es beim Fundamente bewenden zu lassen, niemals aber wirklich einen Thurm darauf zu errichten? Kann man widersinniger handeln, als indem man kostbare Anstalten macht, *mit dem ausdrücklichen Beschlusse*, *sie ja nicht so weit fortzusetzen*, *dass irgend ein bedeutender Erfolg daraus hervorginge!* Ich wiederhole es, wenn vernünftige Personen so verfahren, so *wissen sie nicht was sie thun.* Sie schicken ihre Kinder aufs Gymnasium, weil sie gehört haben, das sey die vornehmste Schule des Orts. Sie selbst aber halten sich für noch weit vornehmer als die Schule; darum behalten sie sich vor, ihre Kinder wieder wegzunehmen, sobald es ihnen belieben wird. — Und die Gymnasien — nehmen solche Schüler wirklich an! —

Hier muss der Staat ins Mittel treten. Der Staat, der, bei uns wenigstens, die Würde der Gymnasien dadurch erhöhte, dass er sie zu strengen Richtern über diejenigen ihrer eignen Schüler einsetzte, die zur Universität abgehn: er wolle nun auch sein Werk vollenden, indem er *jener andern* Abiturienten gedenkt, durch welche Tertia und Secunda überfüllt waren, während Prima ihnen die Thüre vergeblich öffnet. Ob er durch Rath oder durch Verbot zu wirken vorziehe: in jedem Fall muss es dahin kommen, dass Niemand das Gymnasium betrete, ausser mit der ernstlichen Absicht, es recht und ganz zu benutzen; und dass Niemand es lange besuche, dessen Fähigkeit und Neigung nicht dieser Absicht entspricht. Je ausgewählter die Schüler, desto leichter das Lernen, desto heiterer die Lehre! Und je mehr Munterkeit und Frohsinn die Studien belebt, desto mehr wird sich die Scheu vor den vermeintlich hochgespannten Forderungen verlieren.

Allein mit welchem Namen wollen wir nun jene andern Schulen benennen, wohin die gehören, die beim Gymnasium unrecht kamen? Bürgerschulen? Der Ausdruck ist zwar gut, in sofern die Adligen auch Bürger sind, die ihre Söhne dem frühzeitigen Eintritt in den Soldatenstand bestimmt

haben; denn diese Söhne befinden sich offenbar in unserem Falle; sie passen nicht ins Gymnasium, und suchen gleichwohl so viel Bildung, als ein junger Mensch bis zum siebenzehnten Jahre erreichen kann. Dennoch nehme ich mir die Freiheit, die sogenannten Bürgerschulen mit dem Ausdrucke: *Hauptschulen,* zu begrüssen. Zwar nicht den Schülern zu Ehren, — sondern darum, weil in ihnen das pädagogische Wirken sich am reinsten, am deutlichsten, nach seinen eigentlichen Principien gestalten kann. Es versteht sich nämlich nach dem Vorhergehenden von selbst, dass hier der Zweck: das vielseitige Interesse zu wecken, auf einem kürzeren und geraderen Wege solle verfolgt werden, als bei den Gymnasien. Der Umweg, im Knabenalter die alten Sprachen mühsam zu erlernen, um sie erst gegen die männlichen Jahre hin als Bildungsmittel zu benutzen, ist hier rein abgeschnitten. *Die Hauptschule lehrt das, was unmittelbar interessirt.* Nicht als ob sie der Kraft keine Last auflegte; aber hier entstehen weit schneller und sicherer aus den Lasten selbst neue Kräfte. Nicht als ob hier die Studien durch Berechnung ihrer Nützlichkeit und Einträglichkeit versüsst würden; aber wenn ein Knabe sich zu der wirklichen Welt neigt, so muthet man ihm hier nicht an, die Augen gewaltsam zu verschliessen, damit das dunkle Bild des Alterthums ihm vor die Seele trete; und wenn sein Vater täglich den Gedanken an seinen künftigen Stand aufregt, so widerstreitet ihm nicht die Schule durch die Forderung einer solchen Vertiefung, wie sie nöthig ist, um in römischer Sprache erst zu denken und dann zu schreiben. Wollen wir den Gymnasiasten und den Hauptschüler kurz vergleichen? Jener lebt in der Vergangenheit, dieser in der Gegenwart. Jener will sich bilden, dieser will nach aussen hin handeln. — Lasst uns dem Gymnasium alle diejenigen zuführen, die dafür geboren sind; lasst uns die Schulen und die Familien durchmustern, um sie alle zu finden; lasst uns noch mehr wohlthätige Vereine schliessen, um dürftige Gymnasiasten zu unterstützen. Dieser Sorge bedürfen die Hauptschulen nicht; sie werden sich von selbst anfüllen, so bald sie erst in Wahrheit vorhanden sind — aber existiren müssen sie, sonst fehlt für die grössere

Menge der Unterricht, der allein bei ihr Eingang findet und Früchte bringt.

Wiewohl übrigens die Hauptschule nicht, gleich dem Gymnasium, darauf rechnet, dass die Bildung, welche sie ertheilt, durch die Universität ergänzt werde, so ists gleichwohl nöthig, einen Weg zu öffnen, damit auch die ehemaligen Hauptschüler unter irgend einer Form akademische Bürger werden können. Zwar wird die Universität ihrentwegen nichts ändern, sie mögen immerhin *jetzt* empfinden, dass es eine Entbehrung sey, die alten Sprachen nicht zu verstehn. Aber historische, mathematische, philosophische, zum Theil vielleicht selbst juristische Vorlesungen (jedoch nur zu ihrer Belehrung, und nicht zum Behuf einer Amtsführung) können sie hören, und grösstentheils benutzen.

Wird man mich wohl jetzt noch fragen, in welchen Fächern die Hauptschule denn unterrichten solle? Muss ich Geschichte und Geographie, deutsche Literatur und Uebersetzungen aus dem Alterthum, Mathematik und Physik, Naturgeschichte, Technologie, Religions- und Sittenlehre noch nennen? Diese Worte werden nichts helfen, wenn man sich nicht die sechs Klassen des Interesse vergegenwärtigen will. Also kurz: die Hauptschule lehrt *beobachten*, *denken* und *empfinden;* unter dem letztern Ausdrucke fasse ich das ästhetische, sympathetische, gesellschaftliche und religiöse Interesse zusammen.

Eine kurze Erwähnung der Elementarschulen darf hier nicht fehlen. Zwar ist ihr Name höchst unpassend. Schulen, worin wirklich *bloss* Elemente, gleichsam Buchstaben, zu künftiger Zusammensetzung gelehrt würden, ohne alle Rücksicht auf unmittelbare Erweckung des geistigen Lebens, — würde die Pädagogik absolut unbedingt verwerfen müssen. Denn es wären die Stunden des Aufenthalts in diesen Schulen geradezu dem geistigen Müssiggange preis gegeben; es ginge auch daraus nicht die mindeste Hoffnung hervor, dass in Folge sich aus den Elementen eine wirkliche *geistige Beschäfftigung* zusammensetzen werde, — falls nämlich die Schulen sich genau an ihren Namen hielten, folglich sich um den *Gebrauch* der Elemente gar nicht bekümmerten.

Nun macht es wohl nicht leicht eine wirkliche Schule so arg; das Schlechteste ist eben so selten, wie das Beste. Wo nichts als Lesen und Schreiben gelehrt wird, da lässt man doch wohl etwas aus dem Katechismus und der Bibel lesen; man knüpft also gleich das Höchste, und was in die menschlichen Gemüther mit unmittelbarer Gewalt eindringt, die Religion, an die Buchstaben; wodurch diese schon für das Kind, das noch nicht lesen kann, zu Hieroglyphen werden, die es mit Ahndungen eines geheimen und erhabenen Sinnes betrachtet. Wenn nun auch gewöhnlich die Elemente das Uebergewicht behalten, so ist eine solche Schule doch im Kleinen dasselbe, und nichts Schlechteres, wie im Grossen ein Gymnasium, das *nur* lateinische und griechische Sprache lehren will. *Dieses* könnte füglich *auch* Elementarschule heissen; denn es lehrt die fremde Sprache lesen und übersetzen, *was* aber nun solle gelesen und durchdacht werden, dafür mag der Schüler sorgen, wann er erwachsen und sein eigner Herr ist; jetzt soll er nur die Elemente der Bezeichnungen kennen lernen, deren Verknüpfung mit edeln und grossen Gedanken er künftig — falls er etwa Belieben tragen wird, — bei den alten Auctoren nachsehen kann! — Wie nun die *schlechte* Elementarschule und das *schlechte* Gymnasium (ein solches, wie eben beschrieben worden,) gleichartig sind, so gleicht auch die *gute* Schule stets sich selber, sie sey mässig gross, wie die Hauptschule, oder weit umfassend, wie das Gymnasium, oder so klein und eng zusammengekrümmt, wie die Elementar- und Dorfschule. Immer ernährt sie *dieselben* Interessen, immer leitet sie zum Denken eben so wohl als zum Beobachten; immer weiset sie auf das Schöne in der Welt und auf das Erhabene über der Welt; immer weckt sie die Mitempfindung für häusliches und bürgerliches Wohl und Wehe. *Darum*, weil sie *dieses* leistet, *ohne etwas davon auszulassen;* weil sie es *gleichmässig* leistet, *ohne Eins dem Andern vorzuziehn*, darum ist sie eine *gute* Schule. Aber welche Hülfsmittel sie anwende, das macht den Unterschied. Benutzt sie nur die allernächsten und einfachsten, befriedigt sie das Bedürfniss der Bezeichnung bloss durch die leichtesten und durch die

kirchlichen Schriften, also durch das nächste Gegebene: dann ist sie *untere Schule*, *kleine Schule*, oder, wie man zu sagen pflegt, Elementarschule. Ihr Ruhm besteht darin, dass sie mit Wenigem viel ausrichtet. Aber wo man nicht auf Weniges beschränkt ist, da soll man umgekehrt alle Hülfsmittel aufsuchen, die einen vergrösserten Erfolg versprechen können. Dieses thut die Hauptschule; sie zieht Alles in ihren Kreis, was nur irgend ein jugendliches Gemüth wohlthätig beleben kann; daher ihr siebenzehnjähriger Entlassener Alles seyn muss, was er in diesem Alter nur irgend werden konnte. Der Hauptschüler muss in Hinsicht seiner Gesammt-Bildung dem *gleich alten* Gymnasiasten überlegen seyn, denn dieser ist durch die alten Sprachen aufgehalten worden; — ein hart klingendes Wort, dessen Milderung darin liegt, dass der Gymnasiast langsamer reift, dass *seine* Studien lebenslänglich an ihm bilden, und er also den reichsten Ersatz sich mit der grössten Gewissheit versprechen kann. Jedoch dies setzt voraus, dass das Gymnasium sein Wagestück, den weiten Weg der Bildung durch die Alten, auch glücklich beendige, und dass es unterwegens nicht vernachlässigt habe, unmittelbar in die Gemüther einzugreifen, wo immer sich die Gelegenheit darbot.

Ausdrücklich protestiren aber muss ich hier gegen die ganz verkehrte Ansicht, als seyen die Bürgerschulen ähnlich den untern und mittlern Klassen der Gymnasien, die Elementarschulen vergleichbar den untersten Klassen derselben. Dieser Irrthum muss aus zweien Gründen äusserst verderblich werden. Erstlich, weil alsdann *nur* die Gymnasien ganze Schulen wären, die andern aber Bruchstücke. Zweitens, weil dann die ganze Anlage des Unterrichts auf *allen* Schulen ohne Ausnahme verkehrt ausfallen würde. Denn das Gymnasium muss mit seinen alten Sprachen, (namentlich insbesondere mit der griechischen, aber auch nicht viel später mit der römischen) nothwendig *früh* anfangen, weil nur frühzeitig gegründete Fertigkeiten ganz geläufig werden, und weil Alles darauf ankommt, dass kein Gymnasiast auf halbem Wege stehen bleibe. Also fällt hier das Beginnen der alten Sprachen noch mit den Uebungen der Orthographie

in der Muttersprache, und selbst mit denen im richtig accentuirten Lesen und mit den ersten grammatischen Elementen derselben, zusammen. Folglich ist vom ersten Anfange an der Gymnasiast anders beschäfftigt, als der Elementarschüler. Auch kann sich das Gymnasium von keiner Elementarschule eine irgend bedeutende Vorarbeit versprechen, es wäre denn in den allerersten Anfängen des Lesens und Schreibens, die eigentlich jedes Kind zu Hause gemacht haben sollte. Und selbst in dieser Hinsicht sollte sich das Gymnasium seine eigene Elementarklasse halten, um sicher zu seyn, dass nicht in den Anfängen durch eine fehlerhafte Behandlung etwas verdorben würde; und weil manche feinere Rücksichten auf den künftigen Unterricht dabei genommen werden können, an die kein Lehrer der Elementarschule denkt. — Andererseits muss die Hauptschule frühzeitig an die Naturwissenschaften gehn, zu denen das Gymnasium und die Elementarschule, beide aus verschieden Gründen, weniger Zeit haben. Auch die Anschauungs-Uebungen und die Anfänge des Rechnens müssen in der Hauptschule gleich Anfangs mit grossem Ernste betrieben werden, weil sonst die schwerste ihrer Wissenschaften, die Mathematik, nicht in der kurzen Studienzeit bis zum sechzehnten oder siebzehnten Jahre so weit geführt, und so geläufig in ihren Anwendungen gemacht werden könnte, als es durchaus nöthig ist, wenn nicht algebraische Formeln und logarithmische Tafeln für den abgehenden Schüler noch todte Buchstaben und Zahlen bleiben sollen. Die Elementarschule ihrerseits darf das Lesen- und Schreibenlernen *gar nicht so schnell treiben*, wie sie müsste, wenn sie jenen andern Schulen die Lehrlinge zubereiten sollte. Denn je weniger Mittel zur eigentlichen Geistesbildung sie hat, desto sparsamer muss sie damit umgehn, — das heisst, *desto weniger darf sie die Wirksamkeit dieser Mittel stören durch die bloss mechanische Arbeit des Lesens und Schreibens.* Ein Elementarschüler soll lange *mündlich* sprechen, und mündlichen Ausdruck verstehen lernen, ehe er lesen lernt. Er soll mit dem Zeichnen früher als mit dem Schreiben beschäfftigt werden. Kann er im *zwölften* Jahre die volle Fertigkeit im Lesen zugleich mit der richtigen Betonung

erreichen, und gewinnt er gegen die Zeit seiner Entlassung im *vierzehnten* Jahre eine saubere Handschrift, so hat er genug gethan; nämlich im Puncte des Lesens und Schreibens. Hingegen die Entwickelung seiner Begriffe, die Erweiterung seines Gesichtskreises durch die Geographie des Landes und die Topographie der Gegend, wo er lebt, sammt der Kenntniss von den Naturproducten und dem Verkehr der Menschen, die hier wohnen, die Uebungen im Kopfrechnen, und im Ausmessen der Linien und Flächen (nach Art der Anschauungs-Uebungen), desgleichen ganz vorzüglich die Lebendigkeit religiöser Gefühle, und die sämmtliche Vorbereitung auf den Eintritt in die kirchliche Gemeinschaft, — dies Alles giebt der Elementarschule eine grosse Aufgabe, neben welcher sie gar nicht daran denken kann, nur geschwind lesen und schreiben zu lehren; denn das Alles sind Hauptarbeiten, die ihren Zweck in sich selbst haben; es sind keinesweges Vorarbeiten für eine andre höhere Lehranstalt.

Die vollkommene Scheidung der Gymnasien, Hauptschulen und kleinen Schulen ist also ganz bestimmt, und auf eine durchgreifende Weise gegeben durch die ihnen zugemessene Zahl der Lehrjahre*), und die ihnen angewiesenen und zugänglichen Lehrmittel. Es wäre leicht, dies noch vollständiger auszuführen, wenn ich tiefer in die allgemeine Pädagogik zurückgehn wollte. Die Lehre von der Klarheit, Association, der systematischen und methodischen Verknüpfung der Vorstellungen, ist es, an die man sich wenden muss. Daraus ergeben sich die Regeln, wie Ein und Derselbe Lehrgegenstand auf verschiedene Weise nach einander muss behandelt werden; es ist aber leicht, auch die Beschränkungen des minder vollständigen Unterrichts darnach zu bestimmen. Auf dem Gymnasium soll man von vielen, scheinbar ganz getrennten, Puncten zugleich anfangen (oder bald nach einander den Unterricht zu ihnen hinlenken); jeder einzelne Punct

*) Es versteht sich von selbst, dass für Gymnasien in die Zahl der Lehrjahre auch noch die Universitätsjahre mit einzurechnen sind; denn kein Gymnasium macht seine Schüler fertig; sondern dies geschieht durch die sogenannte philosophische Facultät, falls der Studirende sie gehörig benutzt.

wird soviel möglich unmittelbar, also unabhängig von den übrigen, klar gemacht; hat der Lehrling *während* des Vortrags *scharf darauf gemerkt*, so ist es gut; und der Lehrer soll sich nicht darum kümmern, ob die Sache *behalten* werde, *oder nicht.* Es wird, vermöge einer psychologischen Nothwendigkeit, etwas davon bleiben. Später kommt man in dieselbe Gegend, lehrt die Sache noch einmal, und bringt sie in einige, noch zufällige Verbindungen. Auch jetzt soll der Lehrer sich wenig um die Frage kümmern, ob der Knabe morgen noch wissen werde, was er heute gelernt hat. Das ist noch nicht nöthig; wohl aber muss *während des Vortrags* nicht bloss auf das Einzelne, sondern auch auf dessen Verknüpfungen, wohl gemerkt, und diese Verknüpfungen müssen ganz klar vorgestellt worden seyn. Wiederum ein andermal, jedoch nicht zu spät, kehrt der Unterricht auf denselben Punct zurück; *nun* stellt er ihn in die wesentliche systematische Verbindung; *jetzt* auch verlangt er, dass die Sache behalten werde, und bei den Gegenständen, die sich zum Auswendiglernen eignen, wird dieses gefordert, und nöthigenfalls mit aller Strenge darauf gedrungen. — Bei dieser dreifachen Wiederkehr auf das Nämliche zieht sich nun das Anfangs einzeln Hingestellte immer mehr zusammen; die Vorstellungen treten in vorgeschriebene Reihen, Ordnungen, Klassen, ausser und neben einander. War aber des Anfangs einzeln Hingestellten sehr viel: so verknüpft es sich nicht gleich Alles auf einmal; sondern an vielen Orten in dem ganzen Gedankenkreise des Zöglings entstehen Einheiten von untergeordneter Beschaffenheit; Gruppen von Kenntnissen und Einsichten, denen noch höhere Verbindungen bevorstehn. Jahre gehn darüber hin, ehe diese letztern, eine nach der andern, zu Stande kommen. Das Gymnasium zählt die meisten Lehrjahre, es nimmt sich also die längste Zeit, um überall die höhern Verbindungen zu stiften; und es wirft Anfangs die bunteste Vielheit aus, in der Zuversicht, es werde mit dem weitläuftigen Geschäffte der fernern Bearbeitung dieser Vielheit schon noch fertig werden. Da auch das Gymnasium nicht stirbt, so ist hieran kein Zweifel, wofern nur seine Schüler sich nicht erlauben, vor ge-

endigter Lehrzeit davon zu gehn. — Hingegen die Hauptschule kann hier mit dem Gymnasium nicht ganz gleich rechnen. Sie hat zwar nicht nöthig, gleich Anfangs allen ihren Vorrath eng beisammen zu halten; sie *darf* es nicht einmal, denn die vorstehenden Regeln sind allgemein, und müssen in jedem Unterrichte ohne Ausnahme befolgt werden. Allein wie weit man das Mannigfaltige Anfangs auseinander stellen wolle? Wie viel man hinstreue? Wie lange man warte, ehe es mehr und mehr seinen wesentlichen Verbindungen nahe gebracht wird? Wie spät man die allgemeinen Gesichtspuncte und Uebersichten herbeiführe? Darin giebt es Modificationen, wodurch sich die Hauptschule vom Gymnasium merklich unterscheiden muss. Jene braucht eher als dieses (wiewohl auch nicht gleich anfangs) Chronologie in der Geschichte, den Globus in der Geographie (der in allen Schulen den Landkarten *nachfolgen* soll, und durchaus nicht vorangehn darf); ein System in der Botanik (gleichviel ob das Linnéische oder ein anderes), sie lehrt eher Geometrie im Zusammenhange (das Gymnasium muss diese Stufe nicht zu früh betreten wollen, sondern sich *länger* bei Uebungen, ähnlich der Anschauungs-Lehre, verweilen); auch sind zusammenhängende Religionsvorträge in der Hauptschule, wo Alles früher fertig werden soll, eher an der Zeit als im Gymnasium. — Sehr seltsam freilich wird vielleicht Mancher diese Behauptungen finden. „Bleiben denn die Schüler der „Gymnasien länger kindisch; sie, die ja Latein und Grie„chisch lernen, und dadurch offenbar mehr geübt, und „schneller zur Reife gebracht werden müssen?" — Was ich darauf antworte, das weiss man schon. Ich *leugne* eben, dass die alten Sprachen dem Knaben einen Vorsprung geben; ich *behaupte* gerade, *dass sie ihn zurückhalten;* und *wiewohl ich dies keinesweges bedauere oder tadele*, so muss doch hiernach berechnet werden, wie schnell im Allgemeinen sich die verschiedenen Schulen von der Mannigfaltigkeit zur Einheit aufwärts bewegen können. — Hierin müssen die kleinen, die sogenannten Elementarschulen, die allerschnellsten seyn. Geht Alles seinen natürlichen Gang: so sehn im Durchschnitte die vierzehnjährigen Schüler, welche die

Elementarschule entlässt, älter aus, als die gleich alten Hauptschüler; den vierzehnjährigen Gymnasiasten aber wird noch am meisten Kindliches ankleben, ohne dass dies für sie im mindesten ein Vorwurf wäre. Jene Ersten schauen am ernsthaftesten in die Welt hinaus; diese Letztern gehn sorglos einen Tag nach dem andern in die Schule, und denken noch an keinen künftigen Beruf. Dies, sollte ich glauben, müsste Jeder, der offene Augen hat, auf den Gesichtern lesen können; und wenn man darauf Acht gäbe, würden sich die Schüler wohl dabei befinden.

Was heisst nun das: *die Gymnasien, Hauptschulen, und kleinen Schulen sollen zu Einem Ganzen vereinigt werden* —? Von welchen Versetzungen aus einer Schule in die andere ist nun die Rede? Beschäftigen wir uns etwa mit der, vermeintlich grossen, Frage, was denn ein Knabe anfangen werde, der sich noch spät zum Studiren entschliesst, nachdem er zuvor die Hauptschule, oder gar nur die kleine Schule besucht hatte? Wer auf dergleichen Fragen Gewicht legt, der hat seine Begriffe über den nothwendigen Unterschied der Schulen noch nicht ins Klare gebracht.

Weder von den Knaben allein, noch von den Eltern allein, darf man die Entscheidung erwarten, ob es ihnen beliebe, diese oder jene Schule, und die Universität zu besuchen. Sie wissen selten, was, und warum sie es wollen; man muss sie darüber aufklären; man muss ihnen die Frage zurecht stellen, alsdann werden die Antworten allmählig richtiger ausfallen.

Hiezu ist durch unsere strengeren Gesetze wegen der Abiturienten-Prüfungen ein sehr guter Anfang gemacht: es fehlt aber noch einigermaassen an jenen Hauptschulen, wohin nun diejenigen gehören, denen die erwähnten Gesetze allzudrückend vorkommen.

Und besonders muss ich hier bemerken, dass die Abiturienten-Prüfung schwer empfunden wird, weil sie erst im entscheidendsten Augenblicke eintritt. Etwas ihr Aehnliches sollte alle Jahre, und in allen Schulen Statt finden. Nicht

als ob ich noch mehr Probearbeiten, noch mehr *Anstrengung um des Examens willen*, wünschte; denn deren haben wir, die Wahrheit zu sagen, schon viel zu viel; sondern blosse Musterungen der Schüler, so wie sie sich in ihrer natürlichen Stimmung zeigen, diese sind jährlich zu veranstalten, und auf eine folgenreiche Weise zu gebrauchen.

Wir wollen hier einen Augenblick bei der Frage verweilen: ob wohl die Aufstellung einer *Normal-Stufe*, das heisst, die Angabe, wie weit es gewisse Schüler bei einem gewissen Zeitabschnitte sollen gebracht haben, sich mit mehr Sicherheit im früheren, oder späteren Alter derselben, denken und wagen lasse? Es leuchtet unmittelbar ein, dass dieses bei Jünglingen schwieriger ist, als für Knaben; denn jene sind unter einander verschiedener als diese. Die Ungleichheit wächst in der Regel mit den Jahren, indem, wer einmal zurückblieb, dieser eben darum schwerer weiter kommt, wenn er auch von jetzt an eben so fleissig wäre, wie die Andern. Dass man mit den Knaben mehr Nachsicht hat als mit den Jünglingen, scheint nicht hinreichend begründet. Glaubt man, die Knaben verstünden noch nicht so genau, was man eigentlich von ihnen verlange? Wo sie diese Stumpfheit zeigen, da haben sie kein Interesse gefasst; der Unterricht hätte (wenn sie nicht einfältig waren) dafür sorgen können. Oder denkt man, sie wären noch keiner so absichtlichen Anstrengung fähig? Dafür sind sie biegsamer, haben auch noch weniger nachzuholen, als ein Jüngling, der sich früher vernachlässigt hatte. Ueberhaupt aber kömmt es mir hier nicht darauf an, dass man gegen die Knaben ein *strenges* Urtheil *ausspreche*, und sie dadurch zu grösserem Fleisse ansporne, sondern nur, dass man ein *richtiges* Urtheil *fälle*, wie weit sie von dem Puncte entfernt seyen, wo sie hätten stehn sollen. Dieser Punct muss für Tertianer, oder für Schüler dieses Alters, eben so wohl bestimmt seyn, als für Primaner, die man zur Universität entlässt. Die Angabe dieses Puncts ist übrigens kein Gesetz, sondern nur ein Maassstab, und die Wirkung des Zurückbleibens hinter demselben ist keine Strafe, sondern ein zweckmässiges, und für den Schüler selbst wohlthätiges Verfahren.

Nach diesen Vorerinnerungen versetze ich mich nun in Herrn Graff's Lehranstalt, von der ich eigentlich zu reden habe. Dieselbe sey ein Gymnasium; und wir nehmen unsern Standpunct in der *ersten Schule* nach Graff's Sprachgebrauch, dass heisst, in der Mitte der im ersten Jahre gesammelten Schüler. Schon nach einigen Monaten wird der Lehrer einige Individuen bemerken, denen in Nebenstunden nachgeholfen werden muss. Es ist nöthig, dass hiezu ein Gehülfe, wenn auch nur ein fähiger Jüngling, in der Nähe sey. Nach einem Jahre können sich Einige zeigen, die man in diesem Kreise nicht länger dulden kann, weil sie mit heftiger Begierde nach aussen greifen, und zum ruhigen Merken auf einen an sich interessanten Gegenstand nicht zu bringen sind. Anstatt sich nun bei Züchtigungen aufzuhalten, schickt man diese, ohne irgend eine Rücksicht auf die Eltern, vom Gymnasium weg; denn hier soll eine ungestörte Aufmerksamkeit herrschen. Den Eltern steht dagegen die Hauptschule offen, wo man gegen das äusserlich unruhige Leben der Kinder gar nicht streng ist, sondern vielmehr sich darauf gefasst hält; indem man hier nicht mit den Schwierigkeiten der alten Sprachen zu kämpfen hat; und durch das Ganze des Unterrichts die Unruhigen viel leichter fassen kann. — Wir kehren für jetzt zurück ins Gymnasium. Das zweite Jahr sey verlaufen; vielleicht wieder ein Paar müssen ausscheiden; entweder wie zuvor, wegen ausgelassener Wildheit, oder auch wegen allzuschwacher Fähigkeiten; in welchem letztern Falle es dahin kommen kann, dass nur die kleine Schule sie aufnimmt, während die Hauptschule, die für auffallend langsame Köpfe nicht gemacht ist, sie verschmäht. — Nach dem Ende des dritten Jahrs wird die erste Schule des Gymnasiums nicht leicht*) in den Fall kommen, einen Schüler auf die Hauptschule, oder auf die kleine Schule zu verweisen, denn sie hat ja erst vor einem Jahre ihre Kreis gereinigt. Aber es kann gar leicht begegnen, dass solche Knaben, deren guter Wille am Tage liegt, und die auch zum Aufmerken nicht zu beschränkt sind, in den Uebungen und Fertigkeiten zu weit

*) *Nicht leicht!* — Jedoch ist es im Nothfalle immer *möglich*, und muss zu allen Zeitpuncten möglich seyn.

zurückstehn, um fernerhin mit den Andern Schritt zu halten. Diese kommen nun in die Uebungsklasse des Gymnasiums. Hier verweilen sie ein Jahr lang, und treten dann — nicht etwan in den vorigen Kreis zurück, sondern in die *zweite* Schule, oder in den Schülerkreis, der ein Jahr später zusammen getreten war, und der also jetzt auf dem Puncte seyn soll, wo ein Jahr früher die erste Schule war. An die Uebungsklasse giebt eben jetzt die zweite Schule diejenigen ab, welche der Nachhülfe bedürfen. Man sieht hieraus, dass die Uebungsklasse unaufhörlich fortbesteht, aber bei jährlichem Wechsel aller ihrer Schüler. — Die erste Schule aber wird nun fernerhin nicht *gern*, und nicht *leicht* mehr Einen ausstossen: lieber wendet sie Ermahnungen und Strafen an, und so hält sie die Ihrigen zusammen, bis zum Ende des sechsten Jahrs. Die jetzt vierzehn- oder funfzehnjährigen Knaben werden nun nach Secunda versetzt; einer Klasse, die mehr als *einen* Lehrer hat, wegen des grössern Umfangs, und der schon einigermaassen *gelehrten* Behandlung der Studien; so wie auch Prima, welche der obersten Klasse unserer Gymnasien ähnlich seyn wird. Es ist übrigens nicht nothwendig, dass Secunda alle jene Schüler auf einmal annehme; vielmehr muss *hier gerade* für die raschen, sehr ausgezeichneten Köpfe dadurch gesorgt werden, dass man sie früher als gewöhnlich versetzt; für die langsamen aber kann wiederum eine Verweilung auf ein halbes Jahr etwa, auf einer Uebungsklasse eintreten, wodurch die Ungleichheiten, die sich in den letzten drei Jahren in der ersten Schule mochten erzeugt haben, fortgeschafft werden. Und wenn jetzt noch ein Schüler seine Absichten ändert, so mag er von hier an den Weg des Studirens verlassen. Die Hauptschule wird ihn gern in einen ihrer Schülerkreise aufnehmen, wofern er übrigens keinem Tadel unterliegt. Für solche Subjecte aber, die in spätern Jahren unvermuthet missrathen, ist gar keine Schule offen; sie sind eine unglückliche Last für ihre Familien.

Wir haben hier den Gang aller successiven Schulen des Gymnasiums beschrieben; denn jede setzt in den ersten beiden Jahren die Untauglichen bei den andern Lehranstalten

ab; jede schickt am Ende des dritten Jahrs Einige in die Uebungsklasse, und empfängt Andre aus derselben; jede hält alsdann, wo möglich, die Ihrigen vest bis zur Versetzung nach Secunda. Nur das muss noch hinzugefügt werden, dass sich das Gymnasium bereit halten soll, neue Ankömmlinge aus der Hauptschule, und selbst aus der kleinen Schule, aufzunehmen. Wie ist das möglich? — Gewiss leichter als man denkt. Erstlich gehören dazu Zeugnisse von vorzüglichen Fähigkeiten, oder sehr gutem Willen (der *auch* einer Fähigkeit gleich gilt); denn ein leichtsinniger Wechsel wird nicht gestattet, und sehr ausgezeichnete Talente werden in allen, auch in den untersten Schulen, bemerkt, sobald sie zu erkennen sind, und ermuntert, sich wo immer möglich den Studien zu widmen. Es ist also für solche Ankömmlinge gewiss nicht schwer, sich in die neue Bahn zu fügen. Zweitens lässt man sie nicht unmittelbar eintreten, sondern erst nach besonderer Vorbereitung. Hiezu aber müssen die ältern und besten Schüler mitwirken, für welche es eben so nützlich als ehrenvoll ist, sich im Lehren zu üben; denn bekanntlich *lernt man durchs Lehren*, ungefähr wie man eine Sprache besser versteht, in der man versucht hat zu schreiben. Drittens — und dies ist die Hauptsache — werden in *allen* Schulen *alle* Arten des Interesse geweckt, und folglich braucht *nicht die Gemüthsstimmung*, sondern nur der Gegenstand der Beschäfftigung zum Theil gewechselt zu werden. Wer es nun noch für schwer hält, in spätern *Knabenjahren* Griechisch und Lateinisch zu lernen, der besinne sich an die häufigen Beispiele von *Männern*, die noch weit später damit zu Stande kamen.

Die Hauptschule wird das Bedürfniss, ihre Schülerkreise zu reinigen, etwas weniger empfinden als das Gymnasium. Denn sowohl die schwächeren als die unruhig lebhaften Naturen kann sie leichter in Thätigkeit setzen und erhalten, da ein grosser Reichthum von unmittelbar interessirenden Gegenständen ihr zu Gebote steht. Lästig sind ihr gleichwohl die verschiedenen Grade der Fertigkeiten in einem und demselben Schülerkreise. Daher kann man ihr mehrere Uebungsklassen, und auf kürzere Zeiträume geben. Schon am

Ende des zweiten Jahrs mögen Einige die erste Schule verlassen, um auf ein Halbjahr in die Uebungsklasse zu treten; die zweite Schule wird nach Verlauf des Halbjahrs sie eintauschen gegen Andre, die sie eben dort abgiebt. Am Ende des vierten Jahrs kann dieselbe Einrichtung sich wiederholen. Zuletzt erfolgt auch hier eine Versetzung in eine oberste Klasse, an welcher für verschiedene Fächer mehrere Lehrer arbeiten.

Die kleinen Schulen werden am meisten gedrückt durch die Verschiedenheit der Köpfe, die sie sich müssen gefallen lassen. Denn was auf dem Gymnasium und in der Hauptschule nicht fortkommt, das sollen sie aufnehmen; und überdies auch noch die rascheren Geister beschäfftigen, die in den unteren Volksklassen emporkeimen. Möchte diese Schwierigkeit nur *gefühlt* werden! Möchte es dahin kommen, dass der Volksschullehrer sich über die *gar zu guten* Naturen beschwerte, die ihm sein Amt vollends sauer machen! Möchten die Mittel einer edeln Freigebigkeit sich so weit ausdehnen lassen, dass man dreist ausrufen dürfte: Jedem das Seine! *Auch den Musen das, was ihnen zugehört.*

Genug geträumt! Nicht ich bin Gesetzgeber der Schulen. Und wenn die Frage, ob unsre Zeit Beruf habe zur bürgerlichen Gesetzgebung, von einem berühmten Rechtslehrer verneint werden durfte: so ist an durchgreifende Umwandlung der Schulen vollends nicht zu denken. Denn gewiss! Weit mehr schöpferische Geisteskraft, und weit mehr edeln, reinen Willen, erfordert diese, als die Abfassung und Einführung eines neuen Gesetzbuchs für das Privatrecht. Hat Herr Regierungsrath Graff richtig gesehn, was nach einem langen Zeitverlauf ein fähigeres Geschlecht dereinst zur Wirklichkeit bringen wird: so mag er sich *des Anblicks* erfreuen, und hierin seinen Trost finden wegen der ihm versagten Thätigkeit. Mir wenigstens ist eine solche Art, mich zu trösten, ziemlich geläufig.

Und nun zum Schlusse dem Leser, der bis hieher las ohne zu blättern, mein Dank für geneigtes Gehör; *dem* Mann aber gebührt mein wärmerer Dank, dessen Idee mich, während des Schreibens dieser Bogen, entweder nützlich beschäfftigte, oder doch angenehm unterhielt.

VIII.

Ueber die gute Sache.

Gegen Herrn Professor Steffens.

1819.

Freiheit der mündlichen und schriftlichen Mittheilung ist das entschiedenste Bedürfniss der öffentlichen Lehrer und Schriftsteller. Daher müssen sie alles anwenden, um sich ein so kostbares Gut zu erhalten; und nicht minder sollten sie alles verhüten, was ohne Noth bei den Regierungen hierüber Bedenklichkeiten aufregen kann.

Nun sind aber die Gegenstände, worüber am meisten und am lebhaftesten öffentlich gesprochen, geschrieben, gestritten wird, gerade von der höchsten Wichtigkeit für den Staat und die Kirche. Beide würden unaufhörliche Erschütterungen leiden, wenn jede in Umlauf gesetzte Meinung ernstliche Folgen hätte. Soll die Rede frei seyn, so müssen die meisten Worte verhallen; der Staat rechnet darauf, dass sie verhallen werden. Die Schriftsteller wissen dies, und dürfen sich darüber nicht wundern. „*In der Mitte aller Irrthümer* „*wird allein das Wahre sich halten; denn wider einan-* „*der streitend, vernichten die Irrthümer sich selbst*;“ — das ist die Voraussetzung, wovon der Staat und die Schriftsteller gemeinschaftlich ausgehen, wenn jener bewilligt, was diese verlangen.

Also: wo Irrthum ist, da muss auch ein Widerstreit der Irrthümer seyn. Dies ist das Mindeste; besser wäre: Widerlegung des Irrthums; das Beste: Irrthum besiegt durch Wahrheit. Beides kann jedoch vorläufig entbehrt werden, wenn bloss von der Freiheit des literarischen Verkehrs die Rede ist.

Bekanntlich hat kürzlich eine Schrift von *Stourdza* allerlei Besorgnisse erregt; deren ich zwar mich zu erwehren suche, die mich aber doch erinnern, dass es wohlgethan sey, zu widersprechen, wenn Irrthum verkündigt wird; und dass zuweilen der Staat von den angestellten öffentlichen Lehrern das Reden erwartet, damit Er schweigen könne.

Mit solchen Betrachtungen war ich beschäfftigt, als mir ein Büchlein des Herrn Professor *Steffens* gebracht wurde, betitelt: *die gute Sache.* Darin fand ich einige Sätze der sogenannten Naturphilosophie, die zugleich Staatslehre seyn will; die Sätze sind im Wesentlichen nicht neu; und vielmals schon habe ich dergleichen stillschweigend an mir vorübergehen lassen; mein Inneres konnten diese Irrthümer nicht bewegen, und meinen äusseren Verhältnissen glaubte ich Genüge zu leisten, indem ich die Quellen jener Naturphilosophie bezeichnete, und ihren Wassern einen andern Lauf anwies. Dies ist in meinen frühern Schriften geschehen, und wird in meinen späteren fortgesetzt werden.

Allein Herr Professor Steffens erlässt auf dem Titelblatte eine „Aufforderung, zu sagen, was die gute Sache sey, an Alle, die es zu wissen meinen.“ Und allerdings glaube ich davon eben so viel zu wissen, als der Auffordernde. Er spricht sich ferner also aus:

„Der Redlichmeinende mag uns ohne Schonung angreifen. „Der Uebelwollende mag alle Waffen brauchen; Gründe, „Witz, ja Beschuldigungen, Verdrehungen und Verläumdun-„gen. Meinem Verleger habe ich aufgetragen, alles, was „gegen mich erscheint, sorgfältig zu sammeln. Ich werde „auf alles achten, wo ich mich besiegt fühle, es redlich be-„kennen, was ich abzuwehren vermag, nach Kräften abweh-„ren, ja wenn unter einer Masse von Anfällen, Verdrehungen „und Verläumdungen sich irgend etwas einem Grunde ähn-„liches verbergen sollte, dieses, als stünde es in dem beson-„nensten und gründlichsten Aufsatze, ruhig herausheben.“

Nun bekenne ich, eine so vollständige Aufforderung noch niemals gelesen zu haben. Derjenige muss, wahrlich! viel Muth besitzen, er muss seiner eigenen Ruhe, Besonnenheit und Gründlichkeit sehr zuversichtlich vertrauen, der einen solchen Aufruf in alle vier Winde hinauszusenden wagt! So urtheile nicht ich allein, sondern ohne Zweifel auch das Publicum; und weil der Muth eine glänzende Tugend ist, die stets das Vorurtheil für sich hat, so kann man denken, wie viel Herr Steffens schon hiedurch in der öffentlichen Meinung wird gewonnen haben!

Indessen wird es ihm an Gegnern nicht fehlen; und wenn es bloss darauf ankommt, dass widersprochen werde, gleichviel wie, so braucht meine Feder sich nicht zu bemühen. Denn Herr Steffens ist mit den Turnfreunden beschäfftigt; vielleicht auch mit andern Freunden und Bekannten. Sein Titelblatt redet von „*Begebnissen des Verfassers in Berlin;*“ die jedoch, nach der Vorrede zu urtheilen, auf unangenehme Berührungen unter Privatpersonen beschränkt waren. Da ich nun nicht die Ehre habe, zu den Freunden und Bekannten des Herrn Professor Steffens zu gehören, so sollte ich mich wohl hüten, mich in ein Gespräch einzumengen, was diese öffentlich mit einander zu führen etwa für gut halten mögen: — allein gerade umgekehrt, dieser Umstand enthält den eigentlichen Antrieb, wesshalb ich dem Herrn Steffens entgegentrete.

In einem Kreise von Bekannten wird zwar oft lebhaft gestritten, allein stets aus gewissen zugestandenen Vordersätzen, die in diesem Kreise für unstreitige Wahrheiten gelten; für Symbole, auf welche zu schwören man bereit seyn muss, um in dieser Gesellschaft geduldet zu werden, oder mindestens für die Zeichen des guten Tons und der Erhebung zur Höhe der Zeit. Alle Streitigkeiten in dem Kreise sind Bestätigungen der Vordersätze, die in demselben einmal für ausgemacht gelten. Wenn nun fremde Zuhörer eingelassen werden: so lernen auch sie gar bald den Unterschied zwischen dem Streitigen und dem Unbestrittenen; sie prägen sich das letztere um desto tiefer ein, je länger das Schauspiel dauert, und je feuriger die Reden und Gegenreden gewechselt werden.

Die Scene des Schauspiels ist nun vollends diesmal in Berlin, in der Hauptstadt, — ein Umstand, der wohl allein zu erklären vermag, wie Herr Professor Steffens dazu kommt, den ihm zugestossenen Begegnissen eine öffentliche Wichtigkeit beizulegen. Es scheint in der That dabei vorausgesetzt, Berlin sey für Deutschland, was Paris für Frankreich.

Hieran glaube ich bis jetzt nicht; und eben so wenig räume ich die Fichte'schen und Schellingischen Principien ein, aus denen, allem Vermuthen nach, wird disputirt werden.

Was jener Kreis für unstreitig, für ausgemacht halte, das interessirt mich, die Wahrheit zu sagen, in Rücksicht der feinern Bestimmungen sehr wenig; aber eine Reihe von Erfahrungen, gesammelt seit den frühesten Verkündigungen der Fichte'schen und Schellingischen Lehre, hat mich überzeugt, dass gerade darum die philosophischen Streitigkeiten immer weiter von der Wahrheit abführen, weil eingeräumt wurde, was man hätte läugnen sollen. Namentlich die Schellingische Schule hat den Platz, den sie einnimmt, nicht ihrer Stärke, sondern der Schwäche ihrer Gegner zu danken. Darum will ich diesmal widersprechen, weil ich mit grösster Wahrscheinlichkeit voraussehe, dass die streitenden Parteien den Irrthum nicht aufdecken, sondern gemeinschaftlich befestigen werden.

Weil man indessen jedesmal dem Gegner, dem man sich stellt, eben hiedurch eine Ehrenbezeugung darbringt: so muss ich in dieser Hinsicht noch Einiges hinzusetzen.

Einem Buche, worin ich gar nichts Wahres fände, würde ich gar nichts entgegenstellen. Herr Professor Steffens ist nicht bloss Naturphilosoph, sondern ein geachteter und wohlgesinnter Mann; hievon zeugen auch mehrere Stellen seiner oben genannten Schrift, welchen ausdrücklich beizustimmen ich nicht unterlassen werde.

Auf der andern Seite aber muss ich bemerken, dass Herr St. noch lange nicht berechtigt ist, einen fortgesetzten wissenschaftlichen Schriftwechsel von mir zu erwarten. Er hat freilich versprochen, auf Alles, was einem Grunde ähnlich sehe, zu achten; ja es ruhig herauszuheben, selbst wenn es unter allerlei Verkehrtheiten begraben läge. Meinerseits hingegen verspreche ich gar Nichts. *Vielmehr erkläre ich, dass mir an einem Siege über Herrn Professor Steffens nichts gelegen ist;* ja dass ich mich darum selbst dann nicht bemühen würde, wenn ich auch unter den Zeitgenossen irgend welche Kampfrichter sähe, die ich für competent gelten lassen könnte. Damit diese Erklärung mir jedoch nicht schlimmer gedeutet werde, als sie gemeint ist, werde ich mich weiter auslassen müssen.

Um die Zeit, da Schelling sein System des transscendentalen Idealismus schrieb, waren mehrere Andre, — unter ihnen, um nur zwei zu nennen, Herr Professor *Fries*, und ich, — jeder unabhängig vom Andern, beschäfftigt, die scharfsinnigen, jedoch irrigen Lehren Fichte's, welche Schelling sublimirte und überbot, zu widerlegen, und neuen Untersuchungen Platz zu schaffen. Wer unter uns nun den weitesten Weg zurückgelegt habe, wessen Forschungen die neuesten, tiefsten und reifsten seyen? davon darf hier nicht die Frage seyn; denn die Wettkämpfer haben keine Stimme unter den Richtern. Herr Professor Fries aber hat wenigstens ein bedeutendes literarisches Publicum erlangt; und schon desshalb kann ihn die Schellingische Schule nicht ignoriren. Was mich betrifft, so mögen immerhin meine kurzen Lehrbücher in dem engen Kreise meiner Zuhörer geblieben seyn; der grösste Theil meiner Untersuchungen ist ohne Zweifel dem grössern Publicum, das sich aus schwer zu verstehenden Lehrbüchern nicht gern unterrichtet, sondern gewöhnt und sogar *verwöhnt* ist, sich von den Schriftstellern Alles wiederholt und in erneuerten, bequemern, zierlichern Darstellungen vortragen zu lassen, — noch so gut als völlig unbekannt. Wenn aber einer von den Wettkämpfern sich die Miene giebt, als wäre Er allein vorhanden, so ist dies eine Beleidigung für die andern; und wenn er eine Partei findet, die seinen Uebermuth unterstützt, so muss billiger Weise jeder einzelne von dieser Partei darauf gefasst seyn, dass ihm die Zeichen der Geringschätzung vorgehalten werden, deren die Partei, und der Einzelne, der zu ihr gehört, sich schuldig gemacht haben.

Nun ist es eine bekannte Sache, und schon sonst mehrmals gerügt worden, dass die Schellingische Partei, in ihrer grossen Verblendung, und nur mit sich allein beschäfftigt, keine Wettkämpfer anerkennt; sondern dass sie nur armselige Gegner und Neider, gegen welche sich lediglich eine möglichst vornehme Verachtung gezieme, ausser ihrem Kreise zu erblicken glaubt. Demnach — und aus welchem andern Grunde wäre es zu erklären? — erlaubt sich diese Partei, von den eigenthümlichen Arbeiten und Ansichten ihrer Geg-

ner, keine Notiz zu nehmen*); sie erlaubt sich, überall und unaufhörlich *von der Philosophie* auf eine Weise zu reden, als ob im ganzen deutschen Sprachgebiete keine andre Philosophie existirte, als die Schellingische; sie erlaubt sich dieses nicht etwa bloss dann, wann sie ihre eignen Lehrsätze (oder vielmehr Ansichten) entwickeln will, sondern auch da, wo ein öffentliches Verhältniss der Philosophie zum Staate und zur Kirche soll zur Sprache gebracht, wo es in Flugschriften, die in Aller Hände kommen, und die auf die öffentliche Meinung wirken, soll zur Schau gestellt, und der Beurtheilung eines Jeden Preis gegeben werden.

Das Beispiel liegt in der Nähe. Herr Professor Steffens schreibt ein Büchlein, betitelt: *die gute Sache.* Man kann keinen Titel ersinnen, der populärer wäre; es ist vorauszusetzen, dass dies Schriftchen in allen Lesecirkeln umlaufen werde. In demselben philosophirt nun Herr St. auf seine Weise, in seiner Sprache, — das ist *seine* Sache, und ob diese eine gute oder schlechte Sache sey, soll uns noch nicht kümmern, — aber ferner: er spricht *über die Philosophie*, er erzählt dem Haufen seiner Leser, dass in dem vollendeten Staate Philosophie sowohl als Poesie und Kunst verschwinden würde; und was dergleichen erbauliche Dinge mehr sind, von denen weiter unten noch Mehr wird angeführt werden. Wer hat Herrn Prof. Steffens bevollmächtigt, also über die Philosophie an die Menge zu berichten? Glaubt er, alle übrigen Forschungen und Ueberzeugungen, die den nämlichen Namen tragen, seyen stillschweigend annihilirt, bloss darum und dadurch, weil es ihm beliebt, in dem ganzen Schriftchen die tiefste Unwissenheit in Ansehung dessen zu affectiren, was ausser seiner Schule geschieht? Oder glaubt er, Fries, und Köppen, und Krug, und Bouterwek, und so viele Andere, würden die Verantwortung für Alles das mit übernehmen, was die Herrn Steffens und Schelling als erhabene Weisheit mit dem ihnen eigenthümlichen Pathos verkündigen?

*) Sie scheint wirklich Nichts davon zu kennen, und Alles ausser ihr bloss nach dem Spruche zu messen: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich.

Was mich betrifft, so liegt mir bloss daran, mein Verfahren zu rechtfertigen, indem ich den von Herrn Steffens aufgestellten Sätzen widerspreche, ohne gleichwohl mich zu einem fortgesetzten Streite mit ihm zu erbieten. Ein solcher Streit würde nämlich voraussetzen, dass mein Gegner, indem er von der Philosophie spräche, nicht bloss von der seinigen redete, sondern unter andern auch von der meinigen; ja noch mehr, dass er auch meine Lehre kennte, und sie wohl durchdacht hätte, — mindestens so gut, wie ich die seinige kenne, mit deren Grundzügen mich bekannt zu machen, ich für die Schuldigkeit eines akademischen Lehrers gehalten habe. Dies Alles darf ich nun von Herrn Professor Steffens gar nicht erwarten; und hiedurch ist meine Stellung gegen ihn bestimmt; daher denn auch Er mir meine Erklärung, dass mir an einem Siege über ihn nichts gelegen ist, nicht übel nehmen kann.

Jedoch, um ja nichts Anstössiges übrig zu lassen, nehme ich diese Erklärung auf den Fall zurück, dass Herr Prof. St. mir eine hinreichende Kenntniss meiner Untersuchungen nachweise. Und wegen der Frage, was hinreichend sey, nenne ich ihm — um nicht beschwerlich zu fallen oder zudringlich zu scheinen, — lediglich ein paar kleine Abhandlungen, die ich schon vor fünf Jahren herausgegeben habe. Die eine heisst: *Theoriae de attractione elementorum principia metaphysica*; die andre steht im dritten Hefte des Königsberger Archivs für Philosophie, und ist psychologischen Inhalts. Wer diese beiden Abhandlungen nicht bloss gelesen, sondern *von Anfang bis zu Ende verstanden* hat, der kennt zwar noch nicht das Ganze meiner Philosophie, aber er kann mir doch eine Grundlage anbieten, wenn er verlangt, dass ich mich auf ein wissenschaftliches Gespräch mit ihm einlassen soll. Herrn Professor Steffens müsste ich freilich wegen der fraglichen Gegenstände noch auf meine praktische Philosophie verweisen; doch fürchte ich, es werde an den beiden genannten Abhandlungen schon *zuviel* seyn!

Jetzt kehre ich zu dem Puncte zurück, von dem ich ausging. Das Büchlein über die gute Sache ist gewiss von einem guten Willen ausgegangen, aber es ist mehr geeignet, einem

verwirrten Geräusch von allerlei Stimmen, als einer wirklich belehrenden Disputation den Anlass zu geben. Man kann nun zwar nicht hoffen, in dem Geräusche verstanden zu werden, aber es mag doch gut seyn, eine etwas fremd klingende Stimme unter die andern zu mischen, die sonst, bei aller ihrer Dissonanz, ziemlich nahe daran seyn möchten, in *einen* Ton zusammenzufallen, ohne den *rechten* Ton getroffen zu haben. Und es wäre schlimm für die Philosophie, wenn das Publicum, das so leicht dem Gesammt-Eindrucke nachgiebt, den rechten Ton auch hier in der *Mitte* zwischen den falschen suchte, während er weit von diesen allen entfernt, in einer ganz andern Gegend läge. Indessen bedarf es, um dies zu verhüten, blosser Antithesen gegen die aufgestellten Streitsätze, indem, wo die eine Partei nichts zum Beweise ihrer Behauptungen vorbringt, auch von der andern nichts Gründlicheres kann verlangt werden; und wenn die erstere durch einige Berufungen auf ältere Actenstücke auszureichen glaubt, dies auch der andern nicht muss verdacht werden. Was dem Einen recht, ist dem Andern billig. Es kommt hier bloss darauf an, das Gleichgewicht zwischen den Parteien zu erhalten, damit keine derselben mehr zu gelten scheine, als ihr gebührt.

Jetzt zuerst ein paar Sätze des Herrn Steffens, die ich für richtig erkenne, und denen ich desshalb keine Antithesen, sondern Zusätze beifügen werde. Diese finden sich S. 50 u. f. der angeführten Schrift.

„Was die Philosophie vorzüglich zu vermeiden hat, ist „die thörichte Einbildung, dass sie in einer bestimmten Rich- „tung nach aussen wirken könne.“

Zusatz. Auf die Frage: *was die gute Sache sey?* lässt sich im Allgemeinen und in der Kürze durchaus nichts Besseres antworten, als was Platon im vierten Buche der Republik so vortrefflich entwickelt hat:

τὸ τὰ αὑτοῦ πράττειν.

„Jeder thue das Seine.“ Die *Vielgeschäfftigkeit* dagegen ist die *schlechte* Sache! Wenn aber die Philosophen nicht bloss

für Andre, sondern auch für sich selbst weise seyn wollen, so dürfen sie nicht vielgeschäfftig seyn; also müssen sie damit anfangen, sich vor allem unruhigen Drängen und Streben nach Wirksamkeit zu hüten; sie müssen anerkennen, dass Geschäfftsführung im Staate eine ganz andre Geistesrichtung und Uebung voraussetzt, als Erweiterung des speculativen Wissens; dass die anhaltende Betrachtung des Uebersinnlichen und des Allgemeinen nicht ohne Verlust an Umsicht und Schnellkraft des Blickes für die irdischen, besondern, individuellen Angelegenheiten möglich ist; mit Einem Worte, sie müssen die Anwendung und Ausführung ihrer Grundsätze Andern überlassen. Die Theilung der Arbeit sondert immer mehrere Fächer der menschlichen Thätigkeit von einander, je weiter und höher der Mensch strebt. Heutiges Tages haben die Philosophen mehr als jemals dafür zu sorgen, dass es an Kräften zur Fortsetzung der angefangenen Forschungen nicht fehle; und daneben können sie sich um die Angelegenheiten des Augenblicks gar wenig bekümmern.

„Unsre Ansicht ist, dass alles Heil aus der selbstständigen Entwickelung aller Elemente des Staates entspringt.“

Zusatz. Das Heil des Staates entspringt aus dem Heil der Provinzen, der Bezirke, der Städte, Flecken, Dörfer, Familien, endlich der Individuen. Es entspringt nach einer andern Ansicht, die mit jener verbunden werden muss, aus dem Heil der Bauern, Handwerker, Kaufleute, Gelehrten, Geistlichen, Soldaten, Beamten aller Art*). Kurz, das Heil des Staats und der Staat selbst, ist ein leerer, hohler Begriff, sobald man ihn nicht in Gedanken zusammensetzt aus den kleinern Gesellschaften und Verbindungen, die, *in durchaus unbestimmter und unbestimmbarer Zahl und Art*, in ihm vorhanden sind, und aus den Bedürfnissen und Neigungen der Menschen in ihm, noch ferner entstehen. Die Staatslehre wird von vorn herein verdorben, sobald man auf die verfängliche Frage: *was ist der Zweck des Staats?* irgend

*) Man wird sich vielleicht wundern, die Beamten hier genannt zu sehen. Man überlege weiter, und es wird hervorgehen, dass sogar die Bauern und Handwerker in gewissem Sinne zu den Beamten gehören. Auch auf *ihre* Leistung rechnet das Ganze.

eine solche Antwort giebt, wodurch andre Zwecke ausgeschlossen werden. Die einzig richtige Antwort ist diese: *der Zweck des Staats ist Zusammenordnung und Beschützung aller, auf einem gegebenen Boden entstandenen und noch entstehenden Gesellschaften: so dass die Summe der Befriedigung aller gesellschaftlichen Strebungen ein Maximum werde. Hierbei versteht sich von selbst, dass die Zusammenordnung sehr oft Unterordnung werden muss,* ja dass sie in *Ausschliessung* übergehen kann, welches weiter zu entwickeln hier nicht der Ort ist*).

Dass aber in allen Kreisen und Klassen des Staats, deren jeder und jede selbst eine kleinere Gesellschaft ist, eine *selbstständige* Thätigkeit, daher auch *Entwickelung*, Statt finden müsse, die sich nicht in einem andern Kreise und einer andern Klasse ersetzen lässt: dies folgt im Allgemeinen aus dem Begriffe der Gesellschaft. Denn alle Gesellung beruht auf dem sie unmittelbar stiftenden allgemeinen Willen, und dieser auf dem Willen der Individuen, die sich gesellet haben. Nun ist der Staat das System aller Gesellschaften auf einem gegebenen Boden; folglich ist *Wille* das Element, woraus ursprünglich der Staat erzeugt wird. Dieser muss in allen Individuen, ferner als allgemeiner Wille in allen kleinern Gesellschaften bis zur allumfassenden ganzen, vorhanden seyn; was daran fehlt, das fehlt an dem Staate, und kann in keinem andern Theile desselben ersetzt werden. *Gewöhnlich fehlt daran sehr viel; die Menschen wissen nicht einmal, was sie wollen.* Alsdann ist die Regierung zum Theil Vormundschaft; jedoch in abnehmendem Grade, wenn die wahre Bildung steigt.

Indem ich die vorstehenden Zusätze mit der Schrift des Herrn Steffens vergleiche, dringt es sich mir auf, dass ich schon, ehe ich es wollte, mich mit ihm in Streit versetzt habe. Denn wenn er die von mir aufgestellten Behauptungen

*) Man unterscheide die Fragen: was der Zweck des Staats *sey*? und: welchen Zweck der Staat sich setzen *solle*? Hierüber vergleiche man Antithesis 1.

zugäbe, so würde eine beträchtliche Menge seiner Sätze sogleich umfallen. Sein Staat ist ein Naturwesen, eine Pflanze mit einem organischen Triebe, welchem gemäss man sie muss wachsen lassen, wenn man sie nicht verderben will. Von einer solchen geistigen Einheit, die aus ursprünglich ganz getrennten Elementen durch Verschmelzung entsteht, fehlt Herrn Steffens der Begriff; Vegetation ist das Höchste, was er kennt; selbst das eigentliche *Wollen* muss ihm darauf zurückkommen. Fast wäre es besser, wenn er nur erst einmal in den, zwar leeren und verkehrten, Begriff der transscendentalen Freiheit sich ganz hineindächte; dieser würde ihm in der Staatslehre wenigstens Anfangs minder im Wege seyn, als seine, an sich falschen, und selbst wenn sie wahr wären, hier durchaus verkehrt angebrachten Naturansichten. Da ich nun mit Herrn Steffens nichts anderes anfangen kann, als mit ihm streiten, so sey denn auch der Streit ohne Verzug eröffnet!

Ich werde jetzt die Theses des Gegners mit den Ziffern bezeichnen, die sie in seinem Buche haben; man wird daraus sehen, dass ich die meisten ganz unberührt lasse, weil die wenigen, die ich aushebe, schon den Stoff zu einem Streite ohne Ende enthalten.

Thesis 1. „Der Grundirrthum aller herrschenden Ansichten vom Wesen des Staats ist der, dass die Menschen „ursprünglich *ein gleiches Recht auf die irdischen Güter* „haben. Eine doppelte Ansicht entspringt aus dieser, bald „deutlicher und bewusster, bald mehr zurückgedrängt, und „wohl nicht selten völlig bewusstlos wirkenden; indem einige „annehmen, dass jenes ursprüngliche Recht durch eine *göttliche Fügung* in dem Laufe der Zeiten beschränkt ist, so „dass eine ungleiche Vertheilung entstanden ist, die, wie sie „entstand, fortdauernd geehrt werden muss, und ein neues „Recht erzeugt, welches unverletzlich ist, (die einseitige Ansicht der *Legitimität*,) während andere annehmen, dass „die Staaten durch eine Uebereinkunft eine gleichmässige „Vertheilung begründen sollen, und, wo durch den Unbill

„der Zeiten das Gleichgewicht aufgehoben wurde, dieses „durch eine Revision des ursprünglichen Vergleichs wieder„herzustellen sey. Nach beiden Ansichten ist die Freiheit „in den Staaten nie zu retten, denn *jede Beschränkung der* „*ursprünglichen Natur hebt die Freiheit auf*, mag sie für „einige grösser, oder für alle gleich seyn.“

Antithesen.

Vorerinnerung. Des Gegners Begriff von der Freiheit liegt nun am Tage. Wenn die ursprüngliche Natur beschränkt wird, so wird ein Quantum *Natur* aufgehoben; aber nach Herrn St. ist das Aufgehobene *Freiheit*; also Freiheit = Natur.

Antithesis 1. Der Grundirrthum aller falschen Staatslehren ist der, wenn man den Begriff vom Staate als einem Naturproducte, der allerdings unentbehrlich ist, oben an stellt, statt ihn *zweien andern*, einem logischen und einem ethischen, die *beide* ihm vorangehen müssen, unterzuordnen.

Der logische Begriff des Staats ist der eines Systems von Gesellschaften auf einem gegebenen Boden, welches durch eine einzige, in ihm selbst liegende Macht geschützt ist.

Der ethische Begriff des Staats hängt von fünf praktischen Ideen ab, welchen gemäss er nicht bloss ein System von Gesellschaften seyn und bleiben, sondern sich im strengen Sinne in eine einzige beseelte Gesellschaft verwandeln soll*).

Jeder wirkliche Staat muss zuerst durch den logischen Begriff aufgefasst werden, der ihm zum Maassstabe dient, ob er den Namen eines Staats mehr oder weniger verdiene. Aber diese Messung ist gleich weit verschieden von den beiden Fragen, der einen: was er als Naturproduct sey, wie er es geworden, und welches Schicksal er in sich trage; und der andern, wie er sich in irgend einem seiner zeitlichen Zustände verhalte zu den ethischen Forderungen, die er erfüllen sollte.

Antithesis 2. Wenn man den blossen Naturbegriff des Staats oben an stellt, so entsteht die Irrlehre des Herrn

*) Wenn der Leser über diese und die folgenden Behauptungen volles Licht verlangt: so muss ich ihn auf meine praktische Philosophie verweisen.

von Haller, die sich auf das Factum der natürlichen Ueberlegenheit und des Bedürfnisses, und auf die hieraus unvermeidlich entstehende Verbindung, beruft; ohne zu begreifen, dass mitten in dieser Ungleichheit sich eine Gleichheit, ein Zusammenfliessen der Willen erzeugt, und dass gerade nur hierin, nicht aber in dem übrig bleibenden Widerwillen und dem geheimen Kriege der Schwächern und Stärkern, der Staat seinen Sitz und sein Wesen hat.

Wenn man den Naturbegriff mit dem logischen vermengt, und dasjenige als das Natürliche ansieht, was aus dem letztern allein, und nach Ausschliessung aller nähern Bestimmungen, von selbst folgt: so erscheint die in der That natürliche Ungleichheit der Menschen als naturwidrig; und die Forderung, wiederum zur Natur zurückzukehren, ergiebt nun die Irrlehre des Rousseau, von einem bürgerlichen Vertrage, worin bloss von aufgeopferten und wiedergewonnenen Vortheilen, von einer Freiheit des Sinnenlebens und einer Gleichheit des Stimmrechts auf dem Markte, ohne alle höhere, sittliche Bedeutung, die Rede ist.

Wenn man endlich Alles in einander mengt, praktische Ideen in höchster Verworrenheit ahndet ohne sie zu verstehen, und die Willen der Menschen aus ihrer Eigenthümlichkeit hervorwachsen lässt, wie die Aepfel auf den Bäumen, ohne von dem psychologischen Mechanismus, der zwischen der Eigenthümlichkeit des Individuums und seinem Wollen *auf sehr mannigfaltige* Weise den Vermittler machen *kann*, das Mindeste zu wissen: dann entsteht eine Irrlehre wie die des Herrn Steffens, die aber innerlich so unbestimmt ist, dass sie sich nur in phantastischen Reden kund geben kann, wovon bald die Probe folgen soll.

Antithesis 3. Eine unter den fünf praktischen Ideen ist die der Billigkeit, und eine von den Anwendungen derselben (also etwas ziemlich Untergeordnetes, was auf keine Weise dazu taugt, an der Spitze zu stehn,) ist jener vermeinte Grundirrthum des Herrn Steffens, wornach die Menschen ein gleiches Recht auf die irdischen Güter zu haben glauben. Dieser Gedanke ist gar nicht so durchaus verkehrt, wie der Gegner meint; wohl aber ist es eine Vorstellungsart,

worin erstlich Recht und Billigkeit verwechselt, zweitens die nöthige Rücksicht auf die übrigen praktischen Ideen vergessen ist; daher man jenen Anspruch zwar nicht gänzlich für nichtig erklären, wohl aber ihn in der Anwendung gar sehr beschränken muss.

Antithesis 4. Der Begriff der Legitimität hat seinen Sitz in dem eigentlichen, nackten Begriffe des *Rechts;* und die göttliche Fügung ist etwas bloss untergeschobenes, um diesen, wie so manchen andern Gedanken, zu verstärken, ja sich selbst davon desto fester zu überreden. Wer sich auf Legitimität beruft, der ermahnt allemal die Menschen an das, was sie früher selbst, wenigstens schweigend, eingeräumt und zugestanden haben; und wer die Legitimität leugnet, der kann nur versuchen, das Factum und dessen Bedeutung zu schwächen, indem er das Schweigen als nothgedrungen, als ein unzureichendes, gemissdeutetes Zeichen seiner Zustimmung, oder die geschehene Einräumung als beschränkt auf gewisse Zeit, oder auch als bedingt, und die Bedingung als nicht erfüllt darstellt. In jedem Falle ist hier die Frage von einer *Uebereinkunft*, die, wenn sie wahrhaft und vollständig Statt fand, ein *Recht* begründete, und wenn sie einseitig gebrochen würde, einen Zustand des *Unrechts* herbeiführte, welches durch die erneuerte Anerkennung der Legitimität allein kann gehoben werden. Von der Anwendung dieses Begriffs auf einen gegebenen Fall, und von der Rücksicht auf andre praktische Ideen kann hier nicht die Rede seyn; gegen Herrn Steffens aber muss behauptet werden, dass nur eine ganz unzulässige Verwechselung, diesen Begriff mit jenem, der billigen Gütergleichheit, zusammenmengen konnte. Doch muss Herr St. hier entschuldigt werden; der Fehler, den er begangen, ist fast allgemein; und die höchst leichte und klare Unterscheidung, die sich bei der mindesten Aufmerksamkeit aufdringt, ist zur Schmach der Naturrechte erst in meiner praktischen Philosophie bestimmt nachgewiesen worden.

Thesis 2. „Ein jeder Mensch erscheint in der Welt „mit einer ursprünglichen Gabe, sein, von Gott ihm ertheilter „Ruf, seine eigenthümliche Natur, diese bestimmt allein

„seine Stellung, erzeugt seine Heimath, begründet sein „Recht.“

Antithesis 5. Kein Mensch kann einen göttlichen Ruf bestimmt nachweisen.

Antithesis 6. Nicht die Individualität *allein*, sondern in Verbindung mit tausend mal tausend Umständen, bestimmt die Stellung des Menschen.

Antithesis 7. Das Recht durch die Individualität begründen zu wollen, ist die allerärgste und verderblichste Verfälschung des Rechts, die durch einen philosophischen Irrthum nur jemals begangen werden kann. Dies muss den Naturphilosophen um so mehr ohne Schonung, dürr und derb gesagt werden, weil schon Spinoza, ihr Vorgänger, die empörendste Lehre dieser Art mit wahrer Frechheit in seinem Tractatus politicus gepredigt hat; und man um desto grössere Gefahr läuft, dass sie vollends in seine Fussstapfen hineingerathen werden *).

Thesis 3. „Kein Mensch kann, dem Wesen nach, irgend „etwas erwerben, keiner sich berufen auf eigenes Verdienst, „nur was ihm von Gott aufgegeben ist, kann er ausrichten, „die eigenthümliche Natur enthüllen. Geburt höher als Ver„dienst.“

Frage 1 und 2. Was heisst: *dem Wesen nach* etwas erwerben? Heisst es, mit der erworbenen Sache Eins werden, mit ihr und sie mit sich verschmelzen? Das kann freilich Niemand. Oder heisst es, die Einräumung der Sache von den Mitbürgern, und eben dadurch nach Völkerrecht auch von den übrigen Menschen erlangen? Das kann Jeder; und zwar *theils* durch Geburt, *theils* durch Verdienst. Uebrigens sehe man Antithesis 5.

Thesis 4. „*Je reiner sich die ursprüngliche Eigen„thümlichkeit darstellt, desto vollkommener offenbart sich „die Einheit eines jeden Bürgers mit dem Ganzen des „Staats*, desto tiefer erwacht das unwiderstehliche Gefühl, „dass wir zur wechselseitigen Befreiung auf der Erde leben, „dass das Schicksal eines jeden Menschen in der innersten,

*) Man kann hier meine Gespräche über das Böse vergleichen.

„tiefsten Wurzel an dem Schicksale aller hängt, aus diesem „gebiert *sich die Liebe.*“

Frage 3 und 4. Giebt es nicht auch ein Diebs-Organ, und in den ursprünglichen Eigenthümlichkeiten gewisser Menschen ein geistiges Analogon desselben, welches macht, dass diese Menschen nichts liegen lassen können, sondern es, von einem unwillkührlichen Zuge hingerissen, in die Tasche stecken? Man behauptet es gebe deren, die, weil sie gesellschaftliche Bildung erlangt haben, zwar stehlen, aber das Gestohlne freiwillig zurückgeben. — Gesetzt, die Frage sey zu bejahen, und es gebe auch noch andere Eigenthümlichkeiten, als z. B. einen Hang zur Grausamkeit, zur Verschlagenheit u. dgl., wovon bei den Thierklassen die auffallenden Beispiele des Tigers und des Fuchses vorkommen, und wozu die Geschichte einzelner Menschen ebenfalls Belege darbietet: so entsteht die zweite Frage; „*ob durch reine Darstellung solcher ursprünglichen Eigenthümlichkeiten auch vollkommene Einheit eines jeden Bürgers mit dem Ganzen des Staats offenbart werde?*“

Frage 5, 6, 7. Was heisst: *tief erwachen?* (Tief schlafen kennen wir wohl.) Was sind *innerste Wurzeln*, und welches Gewächs hat seine Wurzel inwendig? Was heisst *sich gebären?*

Antithesis 8. Die Einheit der Bürger mit dem Ganzen des Staats hängt davon ab, dass sich der allgemeine Wille richtig zusammensetze aus den Willen der kleineren Gesellschaften im Staate, und der Individuen. Dies geschieht in der Wirklichkeit sehr unvollkommen; auch kann es nicht seyn: wenn die Bürger unwissend und vereinzelt leben, und wenn die Regierung Zwecke verfolgt, die nicht aus dem gesellschaftlichen Bedürfnisse entspringen. Umgekehrt, wenn die Regierung dasjenige richtig auffasst, was dem allgemeinen Willen, (er sey nun ausgesprochen oder nicht,) angemessen ist, — und eine jede gute Regierung sucht dies, auch ohne repräsentative Verfassung, durch *ihre* Beamten zu erforschen, — wenn sie dem gemäss verfährt und zugleich ihr Verfahren den Staatsbürgern deutlich macht, *so dass diese ihren Wunsch und ihre Bedürfnisse in den*

getroffenen Maassregeln wiedererkennen: *dann* ist die Einheit der Bürger mit dem Ganzen des Staats vorhanden.

Was aber die ursprüngliche Eigenthümlichkeit der Menschen betrifft: so hat diese zwar auch eine Beziehung auf den Staat und seine Einheit; denn wegen der nothwendigen Theilung der Arbeit sind verschiedene Eigenthümlichkeiten erwünscht; und man muss sie benutzen. Aber hier ist gar keine Congruenz zwischen den verschiedenen Arbeiten, die der Staat *nöthig hat* und derentwegen er sich nach den Arbeitern *umsieht*, — und zwischen den wirklichen Talenten, Geschicklichkeiten, Neigungen, die sich ihm *darbieten*. Nur einem Naturphilosophen nach der heutigen Mode kann es einfallen, sich eine prästabilirte Harmonie einzubilden zwischen den Bedürfnissen und Mitteln. Der Staat braucht bald Matrosen und Soldaten, bald entlässt er sie; er braucht Bergleute, wenn eine neue Mine entdeckt wird; Baumeister, wenn eine Stadt abgebrannt ist; Schauspieler, wenn Geld genug vorhanden ist, um eine kostbare, aber geistvolle Erholung zu bezahlen. Aber die Eigenthümlichkeiten der Menschen kommen und gehen nicht mit diesen öffentlichen Wünschen, sondern man benutzt, was man findet; so wie man Metalle und Steine gebraucht, wenn man sie hat. Leider findet man nicht allemal gute Bruchsteine da, wo man bauen will, sondern muss sich mit Ziegelsteinen behelfen. Eben so geht es dem Staate. In ihm giebt es einige höchst wichtige Posten, die durchaus nur von seltenen Genies passend besetzt werden können. So z. B. sollten alle Predigerstellen von solchen Männern eingenommen seyn, die durch keine Schule können gebildet, durch keine Gelehrsamkeit und Uebung hervorgebracht werden; von Männern, denen der religiöse Sinn nicht angekünstelt, sondern natürlich ist; und die alle Aufklärung vertragen können, ohne dadurch zu erkalten und zum Irdischen herabzusinken. Diese Naturen sind selten; hier ist eine Aufforderung für den Staat vorhanden, *sie aufs sorgfältigste zu suchen*, denn jeder einzelne Mensch dieser Art ist ein unschätzbares Gut für die Gesellschaft, sobald er an seine rechte Stelle kommt. — Dieselbe Wahrheit, welche hier in einem Beispiele nachgewiesen worden, entwickelt Plato in

der Republik in Beziehung auf das Ganze des Staats. Aber *nimmermehr* ist es ihm eingefallen, *den Staat nach den vorhandenen Eigenthümlichkeiten der Menschen einzurichten;* der mindeste Versuch dieser Art würde den Staat umkehren. *Die meisten Eigenthümlichkeiten müssen untergeordnet werden* unter moralische und bürgerliche Gesetze. Und diese Unterordnung beginnt der Einzelne schon dadurch selbst und gern, dass er in irgend eine Gesellschaft eintritt.

Antithesis 9. Ob wir zur wechselseitigen Befreiung oder zur gegenseitigen Beschränkung im Staate verbunden seyen? das ist eine schief gestellte Frage, die man nur damit entschuldigen kann, dass die Naturrechts-Lehrer durch ihre schiefe Staatslehre den Anlass dazu gegeben haben. Je dichter die Menschen wohnen, und je verwickelter ihre Verhältnisse werden: desto grösser wird *beides*, Beschränkung und Befreiung. Der Staat ist allerdings kein blosses Tribunal, das streitende Parteien aus einander setzt; er ist keine blosse Polizei, welche die Wege durchs Leben säubern und pflastern lässt; er ist keine blosse Armee, die gegen den Feind zu Felde zieht: mit einem Worte, der Staat besteht nicht aus lauter Negationen; sondern sein Wesen ist ursprünglich positiv, eine Verschmelzung der Wünsche und Bestrebungen; und das Positive wächst in ihm, je höhere Stufen der Ausbildung er erreicht; es kann und soll wachsen bis zur innigsten Durchdringung der Gemüther. Und dieser Begriff übersteigt bei weitem jenen einer blossen Befreiung oder gar Erlösung (wie sich Herr St. anderwärts noch viel schiefer ausdrückt); denn es ist gar nicht einbedungen in den Begriff des Staats, dass man ihn schlechterdings dem Zwange und dem Bösen entgegensetzen müsste. Selbst die Macht im Staate, welche dem Unrecht wehrt, würde als Centrum der Kraft und der Geschäftsführung auch dann noch übrig bleiben, wenn gar kein Unrecht mehr zu fürchten wäre. Alsdann würde sie noch immer, wie jetzt, der Schutz der Gesellschaft seyn, nämlich gegen Verwirrung und Abspannung aus Irrthum und Unkunde.

Antithesis 10. Von der Liebe giebt es freilich mancherlei Species; schlechte und gemeine, so wie edle und

erhabene. Doch ist kaum zu glauben, dass Herr St., wo er die Geburt der Liebe angeben will, gerade die erstern im Sinne gehabt habe. Und noch viel weniger ist einzuräumen, dass er die letztern richtig beschrieben habe, indem er sie aus dem Gefühl entstehen lässt, dass die Schicksale verbunden seyen. Die Ordnung ist gerade umgekehrt; *erst* liebt man, *dann* stiftet man ein Verhältniss, von dem man fühlt und weiss, dass es die Schicksale zusammenknüpft. Wer das umdreht, dem mag, in der Ehe wenigstens, der Himmel gnädig seyn! Dass wahre Liebe uneigennützig sey, ist das Mindeste, was man von ihr sagen kann; sie kennt auch eben so wenig den sublimen Eigennutz der Befreiung und Erlösung, als den der Bereicherung an irdischen Gütern; denn sie hat gar keine Motive, und will durchaus nichts als sich selbst.

Thesis 5. „Freiheit ist Einheit der ursprünglichen Natur, innere Uebereinstimmung mit sich selbst."

Antithesis 11. Zwar kann die Freiheit nicht besser erklärt werden, als durch innere Uebereinstimmung mit sich selbst. In diesem Sinne, da der Mensch von innerer Sklaverei der Leidenschaften befreit gedacht; als erfüllend das eigene Gesetz, als nachbildend das selbsterzeugte Vorbild, angesehen wird: — in diesem Sinne ganz allein ist die Freiheit eine Idee von absoluter Würde und Vortrefflichkeit. Aber sie ist auch eine *Idee;* — nicht in jenem falschen spinozistisch-naturphilosophischen Sinne, als ob ohne Weiteres überall ein Ideales und Reales beisammen wären, vermöge der Correspondenz der beiden unendlichen Attribute Gottes, oder des damit schlecht genug zusammengereimten Objectiven und Subjectiven des Fichte'schen Ich, und des daraus sublimirten Schellingischen Absoluten: — sondern die Freiheit nach jener Erklärung ist eine Idee im alten Platonischen Sinne, ein Muster, dem die Dinge nicht nachkommen, obgleich sie scheinen ihm nachzustreben. Diese Uebereinstimmung mit sich selbst *sucht* der Mensch, aber er *hat* sie nicht. Er sucht sie in seiner zeitlich-wirklichen Existenz, nicht in der *ursprünglichen Natur* seiner Seele; denn diese ist weder in Zwiespalt, noch in Einstimmung mit sich selbst, eben darum, weil sie wahrhaft Eins ist.

Thesis 6. „Freiheit ist reinste Darstellung der Liebe, „heitere, ungehemmte Offenbarung des Besondern im Gan„zen, dieses in jenem.“

Antithesis 12. Die vorstehende Thesis ist ein ächtes Kind der Modephilosophie, deren Charakter darin besteht, dass sie alles in einander mengt; daher, wenn *sie* ja etwas Wahres zu offenbaren weiss, sie es wenigstens niemals bei einer „heitern und ungehemmten“ Offenbarung bewenden lässt, sondern das Rechte mit dem Verkehrten, das Gerade mit dem Schiefen und Krummen in ein heilloses Chaos zusammenknetet.

Es war ein wahres Wort, dass die Freiheit innere Uebereinstimmung sey; diese Wahrheit war schon verdorben, als die ursprüngliche Natur dazu kam. Nun vollends stürzt auch noch die Liebe herbei, — die das gerade Gegentheil der Freiheit ist. „Der Schmetterling ist gefangen,“ sagt man im gemeinen Leben ganz richtig von dem, welcher liebt. Die Psyche kann und mag sich nicht mehr frei bewegen, nachdem sie das geliebte Wesen gefunden hat, von welchem sie nicht mehr lassen will. Sie *verschmäht die Freiheit!* Selbst die innere Uebereinstimmung genügt ihr nicht. — Aber Herr Steffens ehrt die Liebe, und ehrt auch die Freiheit; nun will er nicht mehrere Götter dulden, darum müssen die Beiden Eins seyn. Sie sind aber nicht Eins, und können es durch keinen Machtspruch werden.

Antithesis 13. Das Besondere steht nicht dem Ganzen, sondern dem *Allgemeinen*, und das Ganze seinerseits steht dem *Theile*, aber nicht dem Besondern entgegen. Dass die Schellingische Lehre dies alles vermengt hat, hindert uns nicht, jedem Dinge seine rechte Stelle wieder zu geben.

Antithesis 14. Die Freiheit ist keine Darstellung; weder von der Liebe, noch von irgend etwas in der Welt; sie ist keine Offenbarung, weder eine heitere noch eine trübe, weder eine gehemmte, noch eine ungehemmte; sie hat nichts zu schaffen weder mit dem Besondern und Allgemeinen, noch mit dem Ganzen und dem Theile.

Thesis 7. „Der Staat, seinem Wesen nach, beschränkt „die Menschen durchaus nicht; er befreit sie vielmehr: denn

„er ist organische Darstellung der lebendigen Einheit einer „grossen Mannigfaltigkeit eigenthümlicher Naturen.“

Frage 8. Weiss Herr Professor Steffens nicht, dass der Staat die Menschen beschränkt, indem er Abgaben, Kriegsdienste u. dgl. von ihnen fordert?

Antwort. Er weiss das sehr gut; es würde aber gemein klingen, wenn man so etwas sagen wollte. Die Naturphilosophie muss in Räthseln vorgetragen werden; die aber den Fehler haben, dass gleich daneben eine Auflösung steht, welche falsch ist, und deren Falschheit durch das Räthsel selbst nur noch mehr ins Licht gesetzt wird.

Antithesis 15. Der Staat ist keine Darstellung, sondern er ist selbst eine lebendige Einheit; und indem er sehr passend mit einem organischen Leibe verglichen wird, bewährt sich die Vergleichung nicht so sehr in der *Befreiung* der eigenthümlichen Naturen, als in der *Assimilation*, und in der *Bändigung* der chemischen Eigenthümlichkeiten; die bekanntlich erst dann ihre widerspenstige Natur an den Tag legen, wann das Leben aufgehört hat, und sie nun in wilder Anarchie den Leichnam zur Verwesung fortreissen. So lange aber der Leib noch lebt und gesund ist, müssen sie gehorchen, ja dienen; oder falls ihre Gewalt ihm zu gross ist, dann muss er unterliegen, und sterben; gerade wie der Staat, wenn seine organische Reizbarkeit nicht mehr stark genug ist, um die Action der Grossen, oder des Heers, oder des Volks, durch tausendfache Reaction zu überwältigen, und sie zu seinem eignen Heil umzulenken.

Da nun der Organismus seine Bestandtheile, und ihre eigenthümlichen Naturen, vielmehr *beherrscht* als *befreit:* so leuchtet ein, dass wir uns vergebens verwundert haben, als wir hörten, der Staat, der ihm ähnlich ist, beschränke die Menschen *durchaus nicht!*

Frage 9. Warum hat denn Herr Professor Steffens seine Thesis mit einer offenbaren Unwahrheit angefangen? Etwa um sich das Ansehn eines Taschenspielers zu geben, der auch unmögliche Dinge möglich zu machen verspricht?

Die Antwort fehlt entweder, oder sie ist angedeutet in

dem Anfange eines Satzes, den der Sturmwind weit abwärts verschlagen hat, nämlich in der

Thesis 21. „Der Staat ist, *nicht für die Erscheinung*, „vielmehr *für die Befreiung der Geister*, lediglich freie „Ausbildung jeder Eigenthümlichkeit, der unerschütterliche „Glaube, dass die ungehemmte Entwickelung der unendlichen „Mannigfaltigkeit des Eigenthümlichen zugleich die organische „Einheit aller, die Erlösung auf jeden Punct (sic) auch die „des Ganzen sey, ist die heiligste Offenbarung der Liebe, „die heiterste Darstellung des schönsten Vertrauens auf Gott, „die tiefste Religiosität.“

Vorerinnerung. Der dithyrambische Schwung der Begeisterung hat aus dieser Thesis die gehörige Interpunction hinweggeführt; und da ich mich hüten muss, meinem Gegner etwas unterzuschieben, so darf ich nachfolgenden guten Rath an den Leser, nur als Conjectur vortragen.

Vor den Worten: „*der unerschütterliche Glaube*,“ setze man ein Punctum; auch kann der mehrern Deutlichkeit wegen, hinter den Worten: *organische Einheit Aller*, entweder ein Semicolon oder ein Gedankenstrich; und zwischen den Worten *sey* und *ist*, die sich ohnehin nicht gern berühren mögen, ein Colon geschrieben werden.

Antithesis 16. Die Thesis entrückt, wie man sieht, den Staat der Erscheinungswelt; und überlässt dem Leser, der an die Unterscheidung der sinnlichen und übersinnlichen Welt gewöhnt ist, ihn in der letztern wieder zu suchen.

Wiewohl ich nun anderwärts erinnert habe, dass die eben erwähnte Unterscheidung unzulänglich ist: so kann ich mich doch hier in keine Erörterungen darüber einlassen, unter deren Schwere diese leichten Blätter ganz zu Boden sinken würden. Also mag der Leser zusehn, was er mit einem *Staate in der übersinnlichen Welt* anfangen könne; wegen der „*Befreiung der Geister*,“ die Herr Steffens ebenfalls im Dunkeln lässt, will ich jedoch suchen, ihm einiges Licht zu geben.

Man erinnere sich an die obige Vergleichung zwischen dem Staate und einem organischen Körper. Um uns den letztern bestimmt zu denken, wollen wir annehmen, es sey

ein Baum; mit Wurzeln, Stamm, Aesten, Zweigen, Blättern, Blüthen, Früchten; auch wollen wir uns an die Staubfäden und Griffel der Blüthe, an Kern, Fleisch, und Hülle der Frucht besinnen; und uns jetzo einen jeden dieser Theile nicht als etwas Stehendes und Fertiges, sondern als ein Werdendes, Wachsendes und Welkendes, vorstellen. Worin nun das, was man *das Leben* des Baums nennt, eigentlich bestehe? wollen wir hier nicht fragen; denn diese Untersuchung würde die ganze Philosophie des Herrn Steffens und seines Meisters Schelling untergraben; und darum ist es uns hier nicht zu thun. Vielmehr wollen wir auf der Oberfläche bleiben; und uns die innere Regsamkeit des Lebens, nicht als ein zeitliches Geschehen, sondern als einen während aller Zeitmomente sich gleich bleibenden Nisus, denken; analog der Geschwindigkeit eines gleichförmig bewegten Körpers, die in allen Puncten des Weges und der Zeit die nämliche ist, während vermöge ihrer der Körper seinen Ort unaufhörlich verändert. Hieraus wird nun hervorgehn, dass dieser Nisus zum Wachsen ein verschiedener seyn müsse in den verschiedenen Theilen des Baums; indem ohne Zweifel die Staubfäden nach einem andern Gesetze sich entwickeln als die Griffel; die würzige Hülle der Frucht einen andern Saft in sich producirt als das Fleisch; die Blumenblätter sich anders färben als das grüne Laub; u. s. w. Gleichwohl müssen doch die innern Regsamkeiten der verschiedenen Theile angesehen werden, als einander wechselseitig bedingend. Denn der Baum würde krank werden, und keine Früchte tragen, wenn man ihm alles Laub wegnähme, oder gar die Wurzeln abschnitte; kurz, es ist eine nahe liegende Vorstellung, deren Unrichtigkeit man entschuldigen muss, (denn freilich ist sie unrichtig,) dass der ganze Baum *einen einzigen Lebenstrieb* in sich habe, *welcher aber nicht anders, als in der Spaltung der mannigfaltigen Triebe sich äussern könne*, die sich verschiedenartig in Blättern, Blüthen, im Kern, in der Schale u. s. w. zu offenbaren scheinen. Denkt man sich nun den ganzen Baum: so hat man jene organische Einheit, den Ursprung mannigfaltiger Eigenthümlichkeiten; und denkt man die sämmtlichen ein-

zelnen Theile, so *befreien* und *erlösen* sie sich durch ihr wirkliches Wachsen gegenseitig von dem Drucke des Triebes, *der in einem Jeden wäre gehemmt worden, wenn er sich nicht in Allen hätte Luft machen können.*

Wer nun diesen Begriff des organischen Lebens, der auf der obersten Oberfläche der Erfahrung, das heisst, der *Erscheinung* liegt, für eine Offenbarung des wahren Wesens der Dinge hält, der betrügt sich freilich eben so gröblich, als wenn er den todten Stein für eine blosse, raumerfüllende, undurchdringliche, träge Masse hält; *beides* beweiset, dass man noch gänzlich an der Erscheinung klebe, dass man die von ihr dargebotenen Begriffe gar nicht zu übersteigen wisse, und das eigentliche philosophische Denken über Naturgegenstände noch nicht angefangen habe. Und wenn man nun vollends diesen Wahn der Erscheinung auf Gegenstände der praktischen Philosophie überträgt: so verräth man eine Armuth des Geistes, welche der Mannigfaltigkeit und Ungleichartigkeit der philosophischen Probleme nicht nachkommen kann; denn die praktischen Gegenstände erfordern eine ganz andre Beurtheilung und Geistesrichtung wie die theoretischen; und die Verwechselung jener mit diesen ist eben so arg, als wenn der Lebenstrieb des Pomeranzenbaumes die Goldfarbe der Früchte auf die Blätter übertrüge, und das Oel der Schalen in die Zellen des Fleisches ergösse, weil es ihm an Kraft fehlte, die ursprüngliche Eigenthümlichkeit seiner verschiedenen Theile zu beobachten und aufrecht zu halten.

Gleichwohl ist diese nämliche Vorstellungsart, welche bloss den Erfahrungsbegriff der Vegetation enthält, der Schlüssel zu den Lehren des Herrn Steffens über die gute Sache.

In seinem Staate sollen sich die Geister befreien und *wechselseitig erlösen*, indem sie keinesweges irgend eine heroische Anstrengung für einander aufbieten, nichts für einander thun oder leiden, keine Art von Opfern bringen, sondern auf die bequemste Weise von der Welt, das erhabene Werk der Erlösung vollführen, wozu weiter nichts erfordert wird als: „*freie Ausbildung jeder Eigenthümlichkeit, und ungehemmte Entwickelung ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit.*“

Wie es dem Baume keine Mühe kostet, zu wachsen, so kostet es vermuthlich auch dem Menschengeschlechte keinen Kampf, sich zum vollkommenen Staate zu erheben, und falls dieser einmal erreicht wäre, sich in demselben zu erhalten!!!

Welche fürchterliche Abspannung aller sittlichen Kräfte würde entstehn, wenn diese Bequemlichkeits-Lehre allgemeinen Glauben fände! Was für ein Leichtsinn würde sich verbreiten, wenn die christliche Kirche sich auf eine solche Vorstellung von der *wechselseitigen Erlösung* einliesse! Man mag sich die Erlösung denken wie man will, immer bleibt sie das Höchste in der Religion, das Allerheiligste im Tempel; vorausgesetzt, dass man nur an *Einen* Erlöser glaube, in welchem die Menschheit sich selbst übersteigt, und vor welchem jeder Einzelne sich demüthigt, um eine vorhandene Wohlthat sich in tiefster Ehrfurcht zuzueignen, die er mit allen Andern gemeinschaftlich geniesst, zu der jedoch selbst seinen Beitrag liefern zu wollen, der höchste Uebermuth wäre, der ein menschliches Herz anwandeln könnte.

Da einmal hier von der Erlösung die Rede ist, so wollen wir fortfahren, die sibyllinischen Blätter, welche der Sturmwind so durch einander geweht hat, dass abwechselnd von den Ständen und der Censur, vom Schüler und vom Könige gehandelt wird, etwas besser zu ordnen, und dem gemäss auf Thesis 21 jetzt zunächst Thesis 46 und 47 folgen zu lassen.

Thesis 46. „Der Staat ist ein religiöses Individuum, „seine Freiheit nur durch Erlösung, durch Anerkennen der „geheimen Schuld, durch Reue und Busse zu erringen."

Antithesis 17. Hier ist, dem Himmel sey Dank! nun wenigstens ein Zeichen, dass mit dem Worte *Erlösung* nicht bloss gespielt, sondern dass Etwas von dem, was dieser Ausdruck bedeutet, auch wirklich dabei ist gedacht worden. Es ist die Rede von Schuld, Reue und Busse.

Von wahrer Busse, im sittlichen Sinne, hat ohne Zweifel erst das Christenthum den Begriff deutlich hervorgehoben. Es hat ihn unauflöslich mit dem sich stets erneuernden Gefühle der Trauer um das Blut und die Wunden Jesu Christi, mit dem schmerzlichen Gedanken des Todes am Kreuze, und dem Gegensatze zwischen der tiefsten Schmach des

äussern Lebens, und der höchsten innern Herrlichkeit, — dergestalt zusammengeknüpft, dass sich unwillkührlich die ganze Seele von einem brennenden Hasse des Bösen erfüllt, dessen Besiegung und Tilgung der einzige Zweck des erhabenen, freiwilligen Opfers gewesen ist. Auf diese Weise ist ein solcher Gemüthszustand hervorgerufen, in welchem der Mensch sich bereit und willig findet, die geheime sowohl als die offenbare Schuld anzuerkennen, sie zu bereuen und zu büssen. Bis hieher sind wir mit Herrn Steffens in sofern auf einem Wege, dass wir von einerlei Sache, der Erlösung nämlich, reden; jedoch mit dem Unterschiede, dass wir die Gemüthszustände *einzelner* Menschen im Auge haben, deren Erlösung, mit ihrer Besserung gleichen Schritt haltend, durch das Christenthum eine Hülfe erlangt hat, die in ihrer Art nicht übertroffen werden kann; während der Gegner den *Staat* vor uns hinstellt, in welchem er eine wechselseitige Erlösung erblickt, die ohne Zweifel ihre Hülfsmittel aus dem jetzigen, und künftigen Zusammen-Leben der Menschen erst noch erhalten soll. Denn wie ist schon die Wechselseitigkeit möglich? Was also die Kirche als schon vollbracht, und zwar durch einen Einzigen, darstellt, das soll nach Hrn. St. noch geschehen, und zwar durch die Bürger Eines Staats, also durch gewöhnliche Menschen.

Und nun versuche man, hiemit die folgende Behauptung zusammen zu reimen:

Thesis 47. „Der *Heiland* ist die innere Quelle aller „bürgerlichen Freiheit, die Offenbarung der Liebe, die jede „eigenthümliche Natur in *ihrer Art bestätigt* und befreit, „Kirche und Staat sind Eins, und jede freie Verfassung „*christliche* Theokratie.“

Frage 10. Wer ist hier der Heiland?

Frage 11. Hat Jesus Christus jede eigenthümliche Natur in ihrer Art bestätigt? Und heisst das: Schulden bekennen, bereuen, büssen, wenn man sich schmeichelt, in seiner eigenthümlichen Natur ganz vortrefflich zu seyn? Hat das Christenthum so viel individuelle Sittenlehren, als es Menschen mit verschiedenen Sinnesarten giebt?

Antithesis 18. Wer vom Altare die geweihten Gefässe

nimmt, heisst ein Kirchenräuber. Wer aber sich scheut vor der Vergleichung mit einem solchen Verbrecher; der hütet sich nicht bloss, der Kirche etwas zu entwenden, sondern auch, irgend ein Geräth derselben unnützer Weise zu berühren; vollends, es zu irgend einem Privatgebrauche zu benutzen.

Die Kirche hat aber keine goldenen und silbernen Gefässe, die ihr gleich wichtig wären, wie die Worte und Ausdrücke, in welche sie gewohnt ist, ihre Gedanken niederzulegen. Die Kirche kennt nur einen Heiland und Erlöser; aber viele Staaten, folglich viele wechselseitige Befreiungen, wodurch jede Eigenthümlichkeit in ihrer Art bestätigt wird, wofern Herr Steffens Recht hatte, diese Attribute dem Staate beizulegen. Eben desshalb kann die Kirche nicht einräumen, dass sie und der Staat Eins wären; sie kann nicht erlauben, dass die Worte: *Erlösung* und *Heiland!* irgend Jemandem zu seinem Privat-Gebrauche dienen; sondern diese Worte müssen stets ganz genau im kirchlichen Sinne genommen werden.

Antithesis 19. Die Geschichte erbittet sich von Herrn Steffens das Wort: *freie Verfassung*, zurück. Sie ist gewohnt, es für Sparta, Athen, Rom, zu gebrauchen, welche Städte bekanntlich nicht christliche Theokratien waren.

Thesis 48. „Worauf alle Zeichen der Zeit deuten, und „alle Verwirrung der irdischen Verhältnisse, das ist Einheit „des Protestantismus und Katholicismus, die Erstehung einer „Kirche, in welcher alle Herzen sich beugen vor dem Er„löser, jedes Erkennen, gereinigt, seine höchste Bedeutung „findet, die wahre Freiheit ihre heiterste Darstellung. Der „fröhliche Glanz dieser Zeit wird entstehen und vergehen, „wie alles Irdische, wird nicht ohne Schatten seyn, aber „jede Hoffnung lebt in ihr, und alle That erhält, als stille „gläubige Vorbereitung ihre heiligste Bedeutung in Bezie„hung auf sie.“

Anthithesis 20. Worauf kein Zeichen der Zeit deutet, was im Gegentheil durch Jesuiten und Inquisition, durch geheime Künste und durch offene Anmaassung, ja durch die Schwärmer selbst, die der protestantischen Kirche entsagt haben, um sich der römischen in die Arme zu werfen, —

rein unmöglich gemacht wird: das ist die Vereinigung der gebesserten Lehre mit den hierarchischen Machtsprüchen, welche, wenn sie es nur vermöchten, alle Erkenntniss auslöschen und alle Freiheit zu Boden schlagen würden. Der Protestantismus ist eine feste Burg, die in unsern Zeiten neuer Vertheidigung bedarf, und sie zuverlässig finden wird, ja sie schon gefunden hat, weil hier aus der Grösse des Uebels selbst die Heilung entspringt.

Nicht länger halte ich es aus, mich in Antithesen und Fragen nach den Wendungen meines Gegners zu richten; während es mir erlaubt ist, mit freier Bewegung selbst über die gute Sache zu schreiben. Um also von Herrn Professor Steffens einen höflichen Abschied zu nehmen, will ich noch ein paar Sätze von ihm, die ich gut finde, ohne weitere Erinnerung beifügen, und alsdann meinen eignen Gang gehen.

Thesis 58. „Fanatismus wirkt von innen heraus und „verblendet selbst die Besten.“

Thesis 59. „Jeder keimende Fanatismus erscheint in „lockender Gestalt, ja häufig liebenswürdig.“

Thesis 60. „Den Fanatismus in seinen Folgen zu be„streiten, ist unmöglich; einmal mächtig geworden, wird er „zerstörend; bis er auf den Trümmern des Heiligsten sich „selbst vernichtet. Man muss den Muth haben, dem keimen„den Fanatismus in seiner scheinbar liebenswürdigen Gestalt „zu begegnen und ihn im Princip zu vernichten.“

Diese drei Sätze unterschreibe ich mit voller Ueberzeugung.

Man wird über die gute Sache nicht leicht schreiben, wenn man nicht ihrentwegen einige Besorgniss hegt. In diesem Falle nun befinde ich mich in der That gemeinschaftlich mit Herrn Steffens, wenn schon nicht ganz aus denselben Gründen.

1. Die Besorgnisse entspringen theils aus der unsichern Lage Deutschlands unter den Nachbarn, theils aus dem verworrenen Streben vieler Köpfe im Innern.

2. Die äussern Verhältnisse erfordern Einigkeit unter den deutschen Bundesstaaten, und Kraftäusserung des Bundes als eines Ganzen.

3. Während dieses den Mächtigen überlassen bleiben muss, gebührt es sich für die Nation, nach wahren politischen Kenntnissen und Einsichten zu streben, damit Gewicht in der öffentlichen Meinung seyn könne. Denn ein leichtsinniges Plaudern wird jeder kluge Staatsmann verachten.

4. Zu dem Wissen muss auch die edle Form der Aeusserung, eine bescheidene Freimüthigkeit hinzukommen; um den Regierungen zu zeigen, dass ihre wirklichen Verdienste dankbar erkannt werden, und dass ihre wahrhaft populären Maassregeln, aber auch nur diese, auf eine so starke, freiwillige Mitwirkung rechnen können, dergleichen kein Zwang hervorgebracht hätte.

5. Populär im höchsten Grade ist Alles, was Einheit der Maassregeln in Beziehung auf das Ausland zu erkennen giebt, das Gegentheil im höchsten Grade Alles, was auf Spaltung unter den Deutschen hinweiset.

6. Populär ist eben desshalb Alles, was die Bundesversammlung als einen thätigen Mittelpunct der Leitung deutscher Angelegenheiten bezeichnet; unpopulär jede Verminderung ihres Ansehens.

7. Uebertreibung politischer Schriftsteller, und jeder Mangel an Schicklichkeit in der Aeusserung dessen, was den Regierungen auffallen kann, sollte durch einen Verlust an der Popularität des Schriftstellers gebüsst werden. Wo Schwätzer Beifall finden, da sucht keine Regierung sich eigentliche, freie Achtung zu verschaffen, da genügt ihr der blinde Gehorsam.

8. Zu dem verworrenen Streben vieler Köpfe gehört zwar nicht der Wunsch nach repräsentativen Verfassungen, aber wohl die Begierde, dass bei uns ein eben solcher Kampf zwischen der Regierung und der Oppositionspartei seyn möchte, wie in England und Frankreich.

9. Die Reibung ist nicht das Rechte; und eine Existenz durch beständigen Streit gleich starker Parteien ist eine schlechte Existenz; sie ist eben so unsicher als unwürdig.

10. Sicherstellung der bürgerlichen Freiheit durch den beständigen Kampf der Aristokraten und Demokraten, durch unaufhörliches Streben und Gegenstreben zwischen König, Adel und Volk, ist eins der gefährlichsten politischen Phantome; entsprungen aus Missdeutungen der Geschichte alter und neuer Zeit.

11. Der Kampf ist laut, aber die Eintracht ist still. Daher scheint oftmals auch bei sehr grosser und vollkommener Eintracht ein geringfügiger Kampf sehr bedeutend. Er gleicht alsdann einem Strudel auf der Oberfläche eines tiefen Wassers. Mag nun immerhin der Strudel brausen und schäumen, wenn die Tiefe ruhig liegt! Aber wehe uns, wenn wirklich das ganze Element sich regt. Dann hört die Ordnung auf; Anarchie geht voran, Despotismus kommt bald hintennach.

12. Repräsentative Verfassungen nöthigen die Regierung, eine Partei zu suchen, sobald man ihr parteiisch widerstrebt. Das ist nicht nur wider ihre Würde, es ist auch wider die Würde des Staats und des Volks.

13. Soll Deutschland Heil finden in Repräsentationen, so müssen durch die Nation, durch die öffentliche Meinung, die Fehler vermieden werden, die sich anderwärts in diese Formen eingeflochten haben. Die Regierung muss nicht zu schleichenden Maassregeln getrieben werden; sie muss ihren ganzen monarchischen Charakter behalten; denn auf ihm beruht die Zuverlässigkeit der Ordnung. Man muss es ihr nicht erschweren, für gute Polizei zu sorgen; man muss ihr nicht verleiden, sich der Volksbildung anzunehmen. Die ganze Verfassung muss nicht erstarren in dem Buchstaben der Gesetze, sondern sich für künftige, bessere Einsicht zugänglich erhalten.

14. Die Repräsentation muss nichts anderes leisten wollen, als eben dasselbe, was die Regierung, in so weit sie guten Willen hatte, stets durch einsichtsvolle und freimüthige Beamte erreichen konnte und vielfältig erreicht hat; nämlich einen getreuen und mit gehörigem Nachdruck vorgetragenen Bericht von den wahren Angelegenheiten und Bedürfnissen des Volks. Es ist aber nicht zu verkennen, dass in dieser Hinsicht die Repräsentation ein weit bequemeres

und weit vollständiger zum Zwecke führendes Mittel ist, als irgend ein anderes, — wenn nur die Wahl frei und die Repräsentation der verschiedenen Interessen diesen proportional ist.

15. Die Repräsentation kann aber niemals mehr gelten, als was das Betragen des ganzen Volks sie gelten macht. Kann z. B. ein kühner Eroberer den Ehrgeiz des Volkes aufregen, kann er es fortreissen von einem Kriege zum andern: so sind alle repräsentativen Formen blosse Schatten, die in dem Glanze des Herrschers verschwinden.

16. Kein Friede ist haltbar, der auf Kosten der Billigkeit geschlossen, — keine Einstimmung, die mit Verläugnung der Wahrheit erkauft wurde.

17. Darum sollen und können sich Protestanten und Katholiken nur dadurch nähern, dass beide Parteien vorwärts schreiten — die hinterste am geschwindesten! — nicht aber dadurch, dass eine von beiden, oder wohl gar beide, zurückfallen in schon überwundene Verkehrtheit.

18. Den Katholiken muss man geradezu anmuthen, dass sie sich reformiren sollen. Es ist übrigens nicht nöthig, dass sie dabei wissentlich in die Fussstapfen einer vorhandenen Reformation hineintreten. Sie werden schon von selbst hineingerathen. Etwas ähnliches sollte man auch den Juden vorschlagen. Jedoch von Zwang und Ueberredung kann weder hier noch dort die Rede seyn.

19. Hingegen die Protestanten müssen protestiren gegen jede Anmuthung, jenen auf halbem Wege entgegenzukommen.

20. Die heutige Schwärmerei in der Theologie hat dieselbe Quelle wie die in der Medicin, und wie der moderne Empirismus der Juristen. Es ist die intellectuale Anschauung, welche die Schwärmer angelockt, und die nüchternen Köpfe von der Philosophie zurückgestossen hat. Wo nun die Geschichte etwas Wesentliches leisten kann, — wie beim positiven Recht, — da tritt sie hervor, wenn die Philosophie zurückweicht, anstatt dass beide hätten einträchtig zusammen arbeiten sollen; wo sie hingegen nicht in ihrer Sphäre ist, da lässt sie sich wohl selbst manches gefallen, um den Schwärmereien diesen oder jenen Dienst einer scheinbaren Bestätigung zu leisten.

21. Dennoch darf man die Geschichte nur ernstlich fragen: so wird sie ernstlich antworten, um neue Schwärmereien durch ältere zu beschämen, und besonders um den intellectualen Anschauungen ihren zeitlichen und irdischen Ursprung nachzuweisen. Die Geschichte der Philosophie von Kant bis Schelling wird ganz anders aussehen, als man sich heute vorstellt.

22. Alle intellectuale Anschauung ist Schwärmerei, und alle Schwärmerei droht den Uebergang in Fanatismus.

23. Darum darf keine Schwärmerei Nachsicht finden vor den Denkern; während sie vom Staate so lange geduldet werden muss, bis sie sich in fanatischen Handlungen zeigt.

24. In wie fern Herr Professor Steffens sich dem Fanatismus entgegenstellt, ist diese Schrift nicht wider ihn, sondern für ihn; weil er aber einer Lehre anhängt, die sich auf intellectuale Anschauung beruft: so ist er in dem Streite wider den Fanatismus ein schwacher Kämpfer; und man verliert Nichts, wenn man denjenigen geradezu als Gegner behandelt, der nur ein schwacher Freund und Gehülfe seyn würde.

IX.

Erste Vorlesung über die praktische Philosophie.

Im Sommer 1819.

[illegible] darf man die Geschichte nur ernstlich fra- [illegible] ernstlich [illegible], um neue Schwärmereien [illegible] und besonders um den Intel- [illegible] ihren [illegible] und irdischen Ur- [illegible] Die Geschichte der Philosophie von [illegible] ganz [illegible], als man sich [illegible]

[illegible] ist Schwärmerei, und [illegible] in Fanatismus.

[illegible] Nachsicht finden vor [illegible] vom Staate so lange geduldet [illegible]

[illegible] wider ihn, son- [illegible] Lehre anhängt, die sich [illegible]: so ist er in dem Streite [illegible] Kämpfer; und man [illegible] geradezu als Gegner [illegible] Freund und Gehülfe seyn [illegible]

[illegible]

M. h. H. Das System der praktischen Philosophie, welches ich, meiner langen Gewohnheit gemäss, in diesem Halbjahre wiederum vortrage, wurde niedergeschrieben und öffentlich durch den Druck bekannt gemacht zu einer Zeit, da ich in Göttingen als Unterthan des Königs Hieronymus Napoleon lebte und lehrte. Mit andern Worten, es erschien mitten in der Zeit der hoffnungslosesten Schmach, welche Deutschland jemals erduldete. Was damals die Zeitgenossen nicht mehr erleben zu können meinten, geschah bald; Deutschland wurde erlöset vom fremden Joche. Glauben Sie vielleicht, diese Veränderung hätte gewirkt auf meine Lehrsätze vom Recht und der Pflicht, vom Staate und seinen wesentlichen Einrichtungen? Sie würden Sich irren. Als mein Buch erschien, war der westphälische Despotismus noch nicht reif genug, um einem Lehrer, der nur allgemeine Betrachtungen anstellte, Zwang aufzulegen; daher konnte ich in meine kurzen Worte alles das einhüllen, was jemals, auch in der freiesten Zeit, im ausführlichen mündlichen Vortrage auseinanderzusetzen mir Bedürfniss geworden ist und noch werden wird. Und bemerken Sie wohl, meine Herren: damals genossen die deutschen Universitäten überall, auch im Auslande, einer sehr hohen Achtung, durch welche sie gegen Machtgriffe geschützt waren. Niemand glaubte einen Vorwand finden zu können, um sie in ihrer alten Freiheit des Lehrens und Lernens zu kränken. Der grosse Napoleon fürchtete, Deutschland, — das damals so geduldige Deutschland! — aufzuregen, wenn er die Universitäten angriffe. Soviel wirkte der unbescholtene Ruf, dessen sich unsre Hochschulen erfreuten! Seitdem nun hat sich manches Jahr herumgewälzt, mit allem dem Reichthum der mannigfaltigsten Begebenheiten, um derentwillen man oft gesagt hat, unsre Zeit presse Jahrhun-

derte zusammen in Jahrzehende. Und dass ich in diesen Jahren des Wechsels meine praktische Philosophie, die zwar immer dieselbe blieb, mit wechselnder Stimmung, wechselnder Hoffnung, vortragen musste, können Sie leicht denken. Doch niemals, selbst in den trübesten Tagen niemals! — habe ich beim Anfange dieser Vorlesungen eine solche Beklommenheit empfunden, wie jetzo.

Sie sehn schon, meine Herrn, dass ich beklommen bin, da ich ein Blatt mitbringe, welches ich ablese; Sie sehn, dass ich mir nicht getraue, mich nach meiner Gewohnheit der Eingebung des Augenblicks zu überlassen. Und warum nicht? Weil die Worte, die ich heute im Anfange der Stunde zu Ihnen spreche, bereit seyn sollen, Jedem, der von mir desshalb Rechenschaft fordern könnte, genau und pünctlich vorgelegt zu werden.

Doch spannen Sie Ihre Erwartung ja nicht zu hoch! Was ich Ihnen sagen will, ist das Einfachste von der Welt. Nichts weiter will ich, als Ihnen erklären, weshalb ich diesmal diese Vorlesungen, die schon, wie gewöhnlich, im Katalog als Privat-Lectionen angekündigt waren, öffentlich halte. Indessen freilich, um dies erklären zu können, muss ich des Gegenstandes gedenken, der jetzt das allgemeine Gespräch des Tages ausmacht.

Eine Begebenheit*) hat sich ereignet, die, wenn sie erdichtet wäre, tragisch heissen würde; tragisch im höchsten Sinne des Worts, weil sie weder ein blosses Unglück, noch ein blosses Verbrechen, noch eine blosse Abbüssung des einen durch das andre, — mit einem Worte, nichts Einfaches für Gefühl und Beurtheilung, sondern gerade im Gegentheil, eine so schreckliche Verwickelung darstellt, dass sie das Gefühl betäubt, indem sie das Urtheil auf zwiefache und entgegengesetzte Weise beschäfftigt, und dass man den Tod als Erlöser zugleich und als verdiente Strafe herbeiruft, damit der Verbrecher die Nemesis versöhne, und durch höhere Erleuchtung von seinem unglücklichen Wahne gereinigt werde. Menschen können ihn richten und sie müssen es; aber das

*) Die Ermordung Kotzebue's.

ist nicht Alles; jenseit des Grabes muss ihm eine neue Sonne aufgehn, zuerst um die Nacht seines Irrthums zu erhellen, dann um ihm den wahren Weg der Tugend und des Heils zu zeigen, welchen er, wie es scheint, redlich suchte und nicht finden konnte. Jenseit des Grabes, — in der übersinnlichen Welt, die wir jedoch hier als Verlängerung unseres irdischen Lebens betrachten, suchen wir die Milderung, die Besänftigung, deren unser empörtes Gefühl bedarf; und leicht würden wir finden, was wir suchen, wenn uns ein Gegenstand der Phantasie beschäfftigte, den wir mit poetischer Freiheit behandeln könnten! Leider! die That, von der ich spreche, ist wirklich geschehen. Kein glückliches Hinderniss hat den Dolchstoss vereitelt; kein besonnener Freund, kein warnendes Zeichen hat den Irrenden zurechtgeführt. Er hat Zeit genug gehabt, um fürchterliche Danksagungen gen Himmel zu senden für das Gelingen einer That, die der Himmel niemals lohnen, höchstens nach vollständiger Busse verzeihen kann.

Und wer ist der Thäter? Ein Studirender. Und wo sucht man den Grund der That? In dem Geiste, der jetzt auf den Universitäten herrschen soll. Und wen macht man desshalb verantwortlich? Die akademischen Lehrer. Und in welcher Facultät sucht man die Irrlehrer? In der philosophischen.

Dahin ist es gekommen! Ein Trugbild von heroischer Tugend hat einen einzelnen Jüngling verleitet, — wir hoffen wenigstens bis jetzt, es sey ein Einzelner; darum verklagt man die Freiheit des Denkens und Lehrens, ohne welche bald die Philosophie wird in Vergessenheit gerathen müssen.

Gleichwohl ist es sehr gewiss, dass eben nur die Philosophie vermag, die schwankenden Meinungen vestzustellen, und das Paradoxon zu lösen, wie eine That, an der jede Entschuldigung scheitert, hervorgehn konnte aus Gesinnungen, die eine wahre moralische Energie zu bezeichnen scheinen. Es ist gewiss, dass eben jene heilloseste Verschwendung der edelsten Gemüthskräfte, die wir betrauern, durch die nämliche Wissenschaft, welche zu lehren mir hier obliegt, ohne viel Mühe hätte in wohl überlegte Sparsamkeit können verwandelt werden, vielleicht mit Verlust an falscher Grösse,

aber mit Gewinn an wahrer Würde, die sich nur auf Unschuld und Reinheit gründen kann.

Sie werden im Laufe dieser Vorlesungen allmählig die verschiedenen Arten der Beurtheilung hervortreten sehen, aus welchen sich der Ausspruch über eine That und Gesinnung unvermeidlich zusammensetzt. Sie werden sehen, in wiefern dies beides, That nämlich und Gesinnung, theils verbunden, theils aber auch gesondert werden muss, um die Beurtheilung zur Reife zu bringen. Sie werden auch jene unglücklichen Verwickelungen begreifen lernen, in welchen zuweilen der gesunde Sinn der redlichsten Menschen sich gefangen findet, so dass er nicht mehr vermag, sich über Liebe und Hass zu erheben, sondern nur partheiische Urtheile zu Stande bringt, die oft auf beiden Seiten gleich verkehrt, und doch gleich ehrlich gemeint, zum Vorschein kommen. Sie werden Gelegenheit finden, über jene Jesuitische Moral nachzudenken, welche lehrt, der Zweck heilige die Mittel. Sie werden sehn, dass dieser Grundsatz, weit entfernt, moralisch zu seyn, vielmehr alle Moral untergräbt; und dass er, unfähig die Thaten zu reinigen, die Gesinnungen in ihrem Innersten vergiften muss, wenn er ins Herz eindringt, und nun mit Vestigkeit durchgeführt wird. Sie werden sehen, dass die praktische Philosophie den Menschen zum Handeln zwar auffordert, aber noch weit mehr darin beschränkt, und dass sie ihm im Voraus die Hoffnung benimmt, der wahren Tugend in den äusserlichen Handlungen einen richtigen, und vollständig angemessenen Ausdruck zu geben. Schlagen Sie mein Buch auf; es ist vor mehr als einem Jahrzehend geschrieben, und auf die heutigen Begebenheiten gewiss nicht berechnet; aber es schliesst mit einem Capitel über die *Gränzen* der Geschäfftigkeit. Und wie sollte es nicht? Hatte doch schon Platon, der beste unter den alten Sittenlehrern, die Gerechtigkeit *darin* gefunden, dass Jeder das Seinige thun, und *nur* das Seinige! Wenn dem also ist: so liegt in der Vielgeschäfftigkeit das Unrechte und Verkehrte; so ist Ueberschreitung des Berufs der Schritt zur Sünde; so ist falsche Einbildung eines vermeinten Berufs der allergefährlichste Wahn, der ein sonst edles Herz umstricken kann.

Aber die praktische Philosophie, wie genau sie auch lehren mag, was zu thun und zu lassen sey, hat gewöhnlich das Schicksal, dass sie der Reue gleicht; der Reue, die zu spät kommt. Zu spät schon damals, als Platon ihren ersten Grundgedanken richtig darlegte; denn das Zeitalter war schon verdorben, ein verzehrendes Fieber erschöpfte schon die gährenden Kräfte; Ordnung und Unterordnung war schon entwichen aus dem Volke, und dem macedonischen Despotismus wurde schon die Gelegenheit bereitet, die er späterhin so begierig ergriff. Zu spät kommt die praktische Philosophie auch jetzt. Sie findet ein Geschlecht, das sich einbildet, ein philosophisches zu seyn, — und das in der Staatslehre zwischen den ausschweifendsten, unter sich entgegengesetzten Irrthümern umherschwankt, indem es bald von Freiheit und Gleichheit, bald von der Ueberlegenheit der Stärkern und dem Bedürfnisse der Schwächern, bald von der ursprünglichen Eigenthümlichkeit als dem Grunde alles Rechts zu reden beliebt. Ein Geschlecht, das sich einbildet, ein philosophisches zu seyn, und das mit besserem Rechte ein aufgeregtes, stürmisches, vielgeschäfftiges genannt wird; während Philosophie mit der nämlichen Gemüthsruhe anfangen muss, mit der sie endigen soll. Jedoch eben desshalb, meine Herrn! gebiete ich mir in diesem Augenblick, nicht weiter zu klagen. Es soll nicht scheinen, als hätte ich selbst die Gemüthsruhe verloren. Wie in den vorigen Jahren, so will ich auch jetzo meine Wissenschaft in ihrer Allgemeinheit vortragen, meinen Zuhörern aber nicht bloss die Nutzanwendung überlassen, sondern ihnen auch, falls ich irgend eines Einflusses auf ihre Stimmung mächtig bin, die Stimmung der Ueberlegung, der nüchternen Prüfung, der Umsicht und Vorsicht mittheilen, die ich selbst zu allererst von demjenigen fordere, der da begehrt, für einen Philosophen gehalten zu werden. Sie sollen es fühlen, meine Herrn, dass die Wissenschaft, welche ich lehre, zwar für einen denkenden Menschen nicht eben schwer zu fassen, wohl aber unfasslich ist für jeden unruhigen Kopf. Begegnet es irgend einem von Ihnen, dass er sich hat hinreissen lassen von einer Angelegenheit des Augenblicks, sey sie gross oder klein, und erfülle sie

ihn mit Liebe oder mit Hass: so soll er gewahr werden, dass er hier bei mir ein Fremdling ist, den höchstens das Einzelne ansprechen kann, dem aber der Zusammenhang fehlt. Wer zu irgend einer Parthei gehört, und wem diese Verbindung mehr gilt, als ruhige Vernunft und veste Ordnung; den will ich bald überzeugen, dass ich ihm nicht erlaube, mich zu seiner Parthei zu zählen. Das, meine Herrn, ist meine Weise, und dafür bin ich hier lange genug bekannt.

Und darum achte ich mich berechtigt eben so sehr als verpflichtet, unter den gegenwärtigen Umständen meine praktische Philosophie nicht etwa leiser vorzutragen, als sonst; sondern noch lauter; ja so laut und so öffentlich, als es ohne Zudringlichkeit und Anmaassung nur möglich ist. Noch immer besteht hier in Königsberg der unglückliche Unterschied zwischen öffentlichen und Privat-Vorlesungen, der anderwärts beinahe verschwunden ist. Noch immer kann die Rücksicht auf eine geringfügige, dem wahrhaft Dürftigen leicht zu erlassende Zahlung, es dahin bringen, dass ein wohlgeordneter Lehrcursus zerrissen wird, indem bei einigen Vorlesungen das Lehrzimmer zu sehr, bei andern gleich wichtigen, ja als Fortsetzung der vorigen geradehin nothwendigen, zu wenig gefüllt ist. Wenn ich eine solche Rücksicht für diesmal hinwegräume, wenn ich die Thüren meines Lehrzimmers für diesen Sommer so weit als möglich öffne, so wird man mich wohl nicht anklagen, als hätte ich mir und meinen Vorlesungen eine übertriebene Wichtigkeit beigelegt. Ich will weiter nichts, als die Veranlassung zum Nachdenken über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens so öffentlich als möglich darbieten. Ich weiss längst, dass weder ich noch meine Lehre zu dem Geiste dieser Zeit passen. Ich wende auch nicht das kleinste Mittel an, mich diesem Geiste näher anzubequemen. Wer mein Lehrbuch mit meinen Vorträgen vergleichen will, der wird finden, dass sie sich verhalten wie kleine Schrift zur grossen; und dass meine mündliche Rede bloss dazu dient, damit man in meinem Buche das lesen könne, was wirklich darin steht, was aber freilich, einer langen Erfahrung zufolge, weder ungeübte noch blöde Augen, ohne Hülfe, darin zu finden wissen. Erwarten

Sie demnach hier nichts Verändertes, nichts für den Augenblick Ersonnenes! Am allerwenigsten dürfen Sie glauben, ich wolle Ihnen mit der Einschärfung dessen beschwerlich fallen, was zwar sehr wahr, aber auch allbekannt ist, z. B. dass der Meuchelmord ein Verbrechen ist, und dass, wer für sich selbst Freiheit der Rede verlangt, dieselbe Freiheit auch seinem Gegner gestatten muss. Unbekanntschaft mit solchen Sätzen ist es nicht, um derentwillen Sie, meine Herrn, sich hier versammeln konnten. Auch wollen wir die Erinnerung an jene unselige Begebenheit keinesweges vesthalten, sie würde uns nur stören; wir wollen uns ihrer absichtlich entschlagen, und das wird jetzt um so leichter geschehen, nachdem ich ein für allemal einige Worte darüber gesprochen habe.

Wir kommen nunmehr zu unserm eigentlichen Zwecke, zu der Wissenschaft, die ich hier lehren soll. Hiezu ist es allerdings nützlich, dass wir einen Fall vor Augen haben, in welchem wir uns aufgefordert fühlen, den Werth einer Gesinnung und Handlung zu beurtheilen. Aber statt des einen Beispiels können wir tausend andre finden; und unter diesen andern Beispielen wiederum viele, die weit bequemer sind für den Zweck meiner nächsten Vorlesungen, welcher darin besteht: *über die ersten Gründe solcher Beurtheilung Rechenschaft zu geben.* Weit bequemer, — denn *die* Fälle, in welchen neben dem offenbaren Verbrechen noch etwas von lobenswerthen Gesinnungen hervorblickt, sind mehr gemacht, das moralische Urtheil zu verwirren, als es aufzuklären; höchstens können sie *dazu* dienen, uns von der Nothwendigkeit der Wissenschaft, die man praktische Philosophie nennt, zu überführen. So nämlich wie mitten unter Streit und Gewaltthätigkeit sich das Bedürfniss von Recht und Gesetz am meisten fühlbar macht: eben so ergiebt sich aus dem Streit der Meinungen am deutlichsten, wie nöthig es wäre, veste und bestimmte Gründe zu kennen, wornach die richtigen Beurtheilungen des Guten und Bösen, von den falschen und verkehrten können unterschieden werden. Allein das Gefühl vom Bedürfnisse dieser Kenntniss ist noch nicht die Kenntniss selbst; um die wahren Gründe der moralischen Beurtheilung wirklich zu finden, muss man sich zuerst das

Deutlichste, Offenbarste, was keinen Zweifel und keine Verwirrung in uns hervorbringt, zu vergegenwärtigen suchen.

Man muss ferner die Thatsache des moralischen Urtheilens, so wie es in uns geschieht, sich möglichst vollständig vor Augen stellen. Dazu nun gehört erstlich die Bemerkung: dass eine Handlung, die wir als moralisch betrachten, stets aus einem Wollen hervorgeht, während die Strebungen eines bloss thierischen Triebes so wenig als die Wirkungen einer Maschine, für gut oder böse gehalten werden. Was aber *Wollen* sey? darnach fragt man nicht, sondern man setzt es als bekannt voraus, indem man moralische Urtheile fällt; man hält sich überzeugt, dass Jeder das Wollen aus seiner innersten Erfahrung kenne, und es von Allem, was unwillkührlich in ihm vorgeht, wohl unterscheide.

Ueberlegen Sie ferner, meine Herrn, dass zu jedem Wollen ein Gegenstand gehört, welcher gewollt wird; dieser Gegenstand heisst eben insofern ein *Gut*, als er die Befriedigung des Wollens herbeibringt, sobald er selbst erreicht wird. Es heisst ein *wahres* oder ein *falsches* Gut, weil entweder die Befriedigung, so wie sie gehofft wurde, erfolgt, oder im Gegentheil die Erlangung des gewollten Gegenstandes den Willen selbst verändert, ihn wohl gar in Widerwillen verwandelt; da denn der Mensch klagt, von einem trüglichen Scheine verblendet gewesen zu seyn. Hier werden Sie Sich erinnern, dass nach der Erlangung des angestrebten Guts jedesmal der Mensch darüber zu urtheilen pflegt, ob dasselbe ein wahres oder falsches Gut sey? ob er sich nunmehr seiner Erwartung gemäss befriedigt finde oder nicht? Diese Beurtheilung, ist *sie* es etwa, die wir die moralische nennen? Sie werden leicht entdecken, dass sie es ganz und gar nicht ist, sondern dass man sich hier vor einer Verwechselung hüten muss, die freilich oft genug begangen ist. Nämlich es sind zwei verschiedene Urtheile, das eine über den Gegenstand, ob er dem Willen entspreche, oder nicht; das andre über den Willen, ob er moralisch gut sey oder böse. Sie sehn aber auch den Anlass zu der Verwechselung. Nämlich das Wort *gut* ist doppelsinnig; einmal bedeutet es Güter die man besitzen kann; das andremal bezeichnet es den

persönlichen Werth, den man uns selbst zuschreibt. Die Güter sind das Gegentheil der Uebel, die das Unglück über uns verhängt; das Gute ist das Gegentheil vom Bösen, was in unserm eignen Herzen liegt.

Wir sind noch lange nicht fertig mit dem Geschäfft, uns die Thatsache des sittlichen Urtheilens klar vor Augen zu stellen. Denn man schreibt dem Menschen, den man als gut oder böse betrachtet, nicht bloss *Willen* zu, sondern auch *Vernunft*. Was ist Vernunft? Auch dies wird als bekannt vorausgesetzt, und zwar wiederum aus der innern Erfahrung. Jedermann ist sich bewusst, dass er überlegen und wählen könne; jedermann nennt die Andern um sich her desto vernünftiger, je genauer sie ihr Wollen mit der Betrachtung aller Umstände in Einstimmung setzen, je besser sie es verstehen, ihre Wünsche zu beschränken, sobald daran etwas Unpassendes bemerkt wird; unvernünftig aber heisst derjenige, welcher die Gründe nicht vernimmt, die ihn vom Handeln abhalten könnten und sollten. Fragen Sie mich noch nicht, was für Gründe das seyen? — Denn es ist eben diese Frage, zu deren richtiger und genauer Beantwortung wir uns jetzt erst von ferne vorbereiten. Soviel aber liegt klar vor Augen, dass wir bei einer vollständigen Beurtheilung der Moralität einer Handlung, oder eines Vorsatzes dazu, allemal annehmen: der Beurtheilte sey innerlich sein eigner Zuschauer gewesen; er habe als solcher die Gelegenheit und die Fähigkeit gehabt, sich selbst zu loben oder zu tadeln, und hiemit sich entweder anzutreiben oder zurückzuhalten; eine Fähigkeit, die man bald Vernunft, bald Freiheit nennt; und um deren richtige Benennung wir uns hier noch nicht zu bekümmern brauchen, weil wir noch nichts erklären, sondern nur fürs erste die Thatsachen auffassen wollen. Desshalb nun sage ich nicht etwa, der Mensch *hat* Vernunft, oder Freiheit, sondern vielmehr: indem wir Jemanden moralisch beurtheilen, setzen wir in ihm voraus die Selbstbeobachtung, Selbstbeurtheilung, und Selbstbestimmung; dergestalt, dass, wenn diese drei Stücke fehlten, wir über ihn nicht glauben würden ein vollständiges moralisches Urtheil fällen zu können. Hingegen eine unvollständige, oder besser eine partielle Be-

urtheilung, würde dennoch möglich seyn, wie sich tiefer unten zeigen wird.

Wenn aber Jemand sich selbst beurtheilt, thut er wohl dieses nach derselben Regel, nach welcher auch wir, und jeder andre unbefangene Zuschauer, ihn beurtheilen werden? Oder nach einer andern, oder vielleicht nach gar keiner Regel? — Hierüber lässt sich, wenn man nicht gleich Anfangs Erschleichungen in die Thatsachen einmischen will, nichts anderes sagen, als dieses: es scheint, als müsste die Beurtheilung nach einer allgemeinen Regel geschehen; denn man setzt voraus, dass alle Zuschauer, wenn sie nur unbefangen seyen, über einerlei Gesinnung und That auch einerlei Urtheil fällen werden; und man nimmt an, dass, nach Hinwegräumung aller Eigenliebe und Verblendung, auch der Thäter selbst seine That nicht anders als einstimmig mit dem unpartheiischen Zuschauer beurtheilen könne. Also muss ja wohl eine allgemeine Regel vorhanden seyn, die, weil sie in Allen dieselbe ist, auch Allen das gleiche Urtheil abnöthigt. So schliesst man; allein bemerken Sie wohl, meine Herren, dass ich mich für diesen Schluss nicht verbürge. Es könnte ja seyn, dass man nach gar keiner Regel urtheilte, sondern dass nur das Urtheilen eine Begebenheit wäre, die sich in den Urtheilenden unter gleichen Umständen stets auf gleiche Weise ereignete. Allein man ist nun einmal gewohnt, zu einem Urtheil einen Richter, und zu dem Richter ein Gesetz, ja auch zu dem Gesetze einen Gesetzgeber hinzuzudenken. Wendet man diese Meinung an auf unsern Gegenstand: so entsteht der Gedanke, es liege in uns ein Gesetz, das vielleicht von der Gottheit, als dem höchsten Gesetzgeber, uns eingepflanzt sey. Wollen Sie indessen die blosse Thatsache der innern Erfahrung rein auffassen, so müssen Sie fürs erste den Richter, das Gesetz, und den Gesetzgeber noch ganz weglassen, bis wir etwan in der Folge genauer sehen, was an der Sache sey.

Das aber ist unleugbar, dass oftmals in der Brust des Menschen ein grosser Aufruhr entsteht, wenn sich der Wille nicht nach dem Urtheile richtet. Oder bleibt auch Anfangs Alles stille, so kommt doch eine späte Reue nach; und diese Reue lässt sich nicht für Thorheit erklären, wenn sie auch

erst so spät eintritt, dass sich die begangenen Thaten gar nicht mehr zurücknehmen, noch in ihren Folgen abändern lassen; vielmehr ist sie dafür bekannt, dass sie unter allen Qualen, die ein Mensch leiden kann, die schrecklichste und unheilbarste ist. Mit ihr steht in genauer Verbindung die Schande, die gerade so in dem Verdammungs-Urtheil Anderer, wie die Reue in der Selbst-Verklagung besteht. Und auf ähnliche Weise hängen auch die Gegentheile, nämlich das gute Gewissen und die Ehre, mit einander zusammen. Beides ist sehr bekannt; und ganz in der Nähe werden Sie noch einen dritten Begriff finden, nämlich den der Tugend. Sie dürfen nur den Unterschied der Ehre vom guten Gewissen, dass jene von Andern, dieses von uns selbst herrührt, in Gedanken weglassen, so bleibt das reine *Löbliche* zurück; dieses aber, wenn es vollständig ist, und schon desshalb als dauernde Eigenschaft einer Person vorgestellt wird, ergiebt das, was man Tugend nennt. Aus dem Vorigen ist klar, dass dieselbe auf der innigen Verbindung und Einstimmung zwischen Vernunft und Willen beruht.

Eben diese Verbindung führt noch einen Hauptbegriff herbei, den wir sorgfältig merken müssen. Denn wiewohl wir es oben zweifelhaft gelassen haben, ob das moralische Urtheilen wirklich nach einer, ihm vorangehenden, Regel geschehe, wobei die Regel das Erste, das Urtheil das Zweite seyn würde: so ist doch soviel ganz offenbar, dass, wenn einmal erst moralische Urtheile ausgesprochen sind, und wenn sie als etwas Vorhandenes und Bekanntes angenommen werden, sie alsdann auch als Vorzeichnungen, Vorbilder, Vorschriften für den Willen erscheinen, die, falls sie allgemein sind, und sich unter verschiedenen, wechselnden Nebenumständen gleich bleiben, selbst Regeln sind, denen der Wille unterworfen ist. Und hierin liegt nun der Begriff der *Pflicht*, auf den ich Sie führen wollte. Man hält diesen Gedanken vest, obgleich man einräumt, der Wille könne sich der Pflicht entziehn. Man sagt alsdann, die Pflicht *soll* befolgt werden, obgleich ihr der Wille nicht folgen *muss*, sondern *frei* ist. Und hier kommt uns der Ausdruck *Freiheit* noch einmal entgegen, jedoch in einer ganz anderen Bedeutung, wie oben. Denn vorhin fanden wir

die Freiheit in der Vernunft; hier in dem Willen. Vorhin erschien die Freiheit als Empfänglichkeit für Gründe; hier als Ungebundenheit trotz den Gründen. Eine sehr gefährliche Zweideutigkeit, deren wir öfter werden erwähnen müssen.

Es ist jetzt Zeit, Ihnen von der Absicht aller dieser Entwickelungen Rechenschaft zu geben. Aus der Thatsache, dass wir Willen, Vernunft, und eine Verbindung beider, in jedem Menschen voraussetzen, über den wir ein moralisches Urtheil fällen, entspringen drei Hauptbegriffe, der von Gütern, Tugenden und Pflichten; und hiemit die drei Fragen nach dem höchsten Gute, nach der ganzen Tugend, und nach der allgemeinsten Pflicht. Könnte man nur Eine dieser Fragen beantworten, so wäre der Eingang in die praktische Philosophie geöffnet. Dem höchsten Gute würde man die andern Güter unterordnen; aus der ganzen Tugend würde man das Verhältniss aller ihrer Theile bestimmen; aus der allgemeinsten Pflicht würde man durch Anwendung auf die im Leben vorkommenden Fälle und Umstände die sämmtlichen Verhaltungsregeln ableiten; und sobald man Eins von diesen Dreien geleistet hätte, würde sich das Uebrige leicht ergeben. Denn zwischen Gütern, Tugenden, Pflichten, ist eine enge Verbindung, wie Sie leicht errathen werden, und wie ich nächstens ausführlich darzustellen mir vorbehalte.

Nun hat wirklich die praktische Philosophie sich bisher immer abwechselnd bald als eine Lehre von Gütern und deren Unterordnung und Zusammenfassung unter das höchste Gut, bald als eine Darstellung der Tugend, ihrer Bestandtheile und ihrer Aeusserungen, bald als die Wissenschaft vom Sittengesetze und den daraus entspringenden Pflichten gestaltet. Desshalb muss unsre erste gemeinsame Ueberlegung darin bestehen: welche, und ob irgend eine dieser Formen, wir als die richtige anzuerkennen und uns anzueignen befugt sind? Da wir aber im Anfange der heutigen Stunde uns nur gar zu deutlich an die Schwankung und an das Verwickelte in den moralischen Urtheilen erinnert haben: so können Sie leicht denken, dass man sehr Ursache hat, sich um eine recht veste Grundlage für unsre Wissenschaft zu bemühen, damit man zu sicheren Entscheidungen gelange, und nicht etwa selbst über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens in fortdauernden Zweifeln befangen bleibe.

X.

Ueber Menschenkenntniss in ihrem Verhältniss zu den politischen Meinungen.

Rede, gehalten in der Deutschen Gesellschaft am 3. August 1821.

X.

Ueber Menschenkenntniss in ihrem Verhältniss zu den politischen Meinungen.

Rede, gehalten in der Deutschen Gesellschaft am 3. August 1821.

Der heutige Festtag, der noch eine lange Reihe von Jahren hindurch möge gefeiert werden, erneuert jedesmal die Veranlassung, die kühne Stellung des preussischen Königs-Throns in der Mitte grösserer Mächte und Völker zu bewundern; und von da weiter umherschauend, die Veränderungen zu überdenken, welche die zuletzt erlebten Jahre mit sich brachten. Gewiss! wir Alle wünschen einander Glück, dass der traurige Zeitraum vor den letzten Befreiungskriegen uns jetzt schon wie im entfernten Hintergrunde erscheint; dass *der* Mann, der einst allmächtig war, in diesen Tagen als auf seinem einsamen Felsen verstorben konnte angekündigt werden, ohne eine merkliche Bewegung der Gemüther zu veranlassen; und dass wir die Blitze, die jetzt noch am politischen Horizonte flammen, wie ein stummes Wetterleuchten mit ansehn können, ohne zu fürchten, der Donner werde bald auch über unsern Häuptern rollen. Gleichwohl kann der theilnehmende Zuschauer sich der mannigfaltigsten Empfindungen nicht erwehren, wenn er die schönen Länder, Italien und Griechenland, betrachtet; wenn er den Schmerz der Sehnsucht sich denkt, womit ein unterrichteter Mann in jenen Gegenden an den Ruinen einer vielleicht für immer begrabenen Vorwelt vorbeigehn muss. Aber können wir auch verweilen in diesen Empfindungen der Theilnahme? Können wir unserm Herzen uns überlassen, während die Frage, was klug, was unklug war, auf uns eindringt? Ueberspannte Entwürfe, tollkühne Wagstücke, stossen das Mitgefühl zurück; sie tragen die Schuld, wenn erträgliche Uebel in gänzliches Verderben ausarten. Die neuesten Unternehmungen, höchst verschieden in Ansehung der Frage von Recht und Unrecht, sind einander ähnlich in Hinsicht des Erfolgs; der bei der einen äusserst misslich ist, bei der andern offenbar verfehlt

war. Wie Mancher, der in Gefühlen schwärmend, schon im Geiste den Einwohnern von Turin und Neapel zujauchzte, und mit ihnen die goldne Wolkengestalt anbetete, die man, mit einem Worte von sehr schwankender Bedeutung, *Freiheit* zu nennen pflegt; wie Mancher mag hinterher sich im Stillen geschämt haben, als ihm die Zeitungen den Ausgang meldeten!

Sie werden es nicht missbilligen, höchstgeehrte Anwesende! wenn ich die Hindeutung auf bestimmte Thatsachen hier ganz kurz abbreche, und mich in meine Behausung, die der allgemeinen Begriffe, zurückziehe. Dass ich aber gerade jetzt mich veranlasst finden konnte, über *Menschenkenntniss in Beziehung auf politische Meinungen* nachzudenken, liegt deutlich genug vor Augen. Menschenkenntniss ist eine natürliche Feindin aller politischen Ueberspannung, und wo man die letztre wahrnimmt, kann man sehr sicher schliessen, es müsse an jener erstern gefehlt haben. Stärker jedoch kann sich die, der Menschenkenntniss entgegenstehende Verblendung unmöglich äussern, als wenn, im Angesichte der europäischen Mächte, in solchen Gegenden ein Volksaufstand gepredigt wird, wo keine allgemeine, drückende Noth des Volkes voranging, die allein den flüchtigen Worten und Meinungen auch da noch Bestand geben könnte, wo es darauf ankommt, das Aeusserste zu wagen.

Indem nun auf der einen Seite die wesentlichsten Bedingungen und Kennzeichen der wahren Menschenkenntniss, auf der andern die Haupt-Unterschiede der politischen Meinungen, den Gegenstand meiner Betrachtung ausmachen müssen, damit am Ende das Verhältniss einleuchte, welches der Natur der Sache nach zwischen beiden besteht: kann ich nicht umhin, an jener eingebildeten, falschen Menschenkenntniss vorüberzugehn, die so gemein ist, wie das politische Gespräch; so beschränkt, wie der Gesichtskreis in welchem sie entstand; so abhängig von Vorurtheilen und Leidenschaften, als nur irgend eine Meinung, im Gegensatze des wahren gründlichen Wissens, es seyn kann. Ich meine jene Art von Menschenbeurtheilung, die wir bei den gewöhnlichen Zeitungslesern fast aller Klassen und Stände antreffen. Bei jeder wichtigen Neuigkeit, die Europa durchläuft, bewegen

sich unzählige Zungen; sie loben, sie tadeln, sie schmähen; sie drohen wohl gar; doch vor allen Dingen sind sie beschäfftigt, die Gesinnungen der auf der Weltbühne handelnden Personen auszusprechen, verborgene Absichten zu verkünden, und von geheimen Zurüstungen den Erfolg zu weissagen. Könnten wir alle diese Zungen auf einmal reden hören, unstreitig würden wir die natürliche Partheilichkeit der verschiedenen Stände, Alter und Völker leicht wiedererkennen, wir würden sehn, wie oft diejenigen sich am klügsten dünken, die sich von den arglistigen Absichten der Mächtigen die abenteuerlichsten Vorstellungen ausgesonnen haben; und wie oft die Grossen das Misstrauen der Geringern mit gleichem Misstrauen vergelten. Ist dies die wahre Menschenkenntniss? Eben so wenig als Gespensterfurcht Naturkunde ist. Vorsichtig mag man den nennen, der sich jede Gefahr so gross als möglich, und jeden Mächtigen als gefährlich denkt; aber dieser Vorsichtige ist weder ein guter Beobachter noch ein guter Bürger; ob ein guter Staatsmann? darüber mögen Geschichte und Erfahrung reden; allein ich besorge, sie werden den ängstlichen Regierungen, die stets gegen das Volk auf ihrer Hut sind, nicht eben das beste Zeugniss ausstellen. Wie dem auch sey: jede Kenntniss, also auch Menschenkenntniss, wird der Unbefangenste am sichersten erwerben. Daher erwarte ich sie nicht etwa bei dem, welcher oft durch Schaden klug wurde, sondern bei dem, welchen sein natürlich richtiger Blick von Jugend auf vor Schaden gehütet hat. Und wenn die spätern Jahre des Lebens den Vorzug der vollständigern Beobachtung, und der reifern Beurtheilung besitzen, so hat es mir doch oft geschienen, die wahre Weltklugheit wachse mit dem Menschen heran, dergestalt dass, wo sie dem Jünglinge nicht blüht, sie auch dem Manne keine Früchte zeitigt.

Die erste Bedingung der ächten Menschenkenntniss liegt hiemit schon vor Augen; sie heisst: ruhige, unbefangene Beobachtung, ohne Furcht und Hoffnung, ohne Vorliebe und Abneigung. Schwer ist es gewiss, diese Bedingung zu erreichen. Denn wer geht durchs Leben, ohne beständig zu fürchten und zu hoffen? Welches menschliche Antlitz kann

uns begegnen, das wir nicht auf irgend eine Weise, oft ohne es zu merken, mit unsern Wünschen und Besorgnissen in Verbindung setzten? — Wenigstens ist das die Art vieler Menschen, alle Sachen und Personen als Gelegenheiten und Gefahren zu betrachten; ihre Gespräche sind Erkundigungen, ihre Grüsse schon sind Gesuche, wo nicht umgekehrt Begünstigungen für den, dessen stummes Anliegen sie zu errathen glauben. Diese Gattung von Leuten pflegt für sehr klug gehalten zu werden; allein ihre Menschenkenntniss möchte zu vergleichen seyn mit der Botanik derjenigen, die in den Pflanzen nur Heilkräfte suchen, und keine Blume lieben, die nicht officinell ist und nicht im Laboratorium zu thun giebt. Dem wahren Botaniker hingegen ist jedes Gewächs merkwürdig, was sein Wissen vermehrt, und sein Verhältniss zur Natur zu einer innigern Vertraulichkeit erhebt; eben so werden auch nur diejenigen Beobachtungen uns mit Sicherheit in das Wesen des Menschen hineinschauen lassen, die wir ohne weitere Rücksicht desshalb machen, weil wir ein offenes Auge haben, und desshalb aufbewahren, weil wir keinen Beitrag zu dem Ganzen unseres Wissens gering schätzen.

Indessen ist das unbestochene Sehen und Urtheilen, nebst der Sorge, nicht Erfahrung mit Erschleichung zu mischen, nur die erste vorläufige Voraussetzung, ohne welche kein unverfälschtes Wahrnehmen würde Statt finden können; aber die Kunst des Beobachters reicht weiter; sie verlangt Schärfe der Unterscheidung und Vollständigkeit der Zusammenfassung. Indem wir diese unentbehrlichen Tugenden bei dem Menschenkenner aufsuchen: wird es uns sogleich auffallen, dass demselben eine besondere Schwierigkeit im Wege steht. Ihm ist nämlich sein Gegenstand dem grössten Theile nach gar nicht unmittelbar in der Erfahrung gegeben. Jeder Mensch schaut zunächst nur in sein eigenes Innere; die Herzen der Andern sind ihm verschlossen, wenn sie sich nicht freiwiliig ihm öffnen; und selbst in diesem Falle, wie macht er es, sie zu verstehen? Er vergleicht sie mit sich selbst; er deutet ihre Aeusserungen auf einen ähnlichen Lauf der Empfindungen und Vorstellungen, wie er in seinem Bewusstseyn vor-

fand; er deutet richtig oder falsch, nicht bloss weil er jene Andern, sondern auch weil er sich selbst besser oder schlechter beobachtete. Hier müssen die mindesten Spuren dessen, was er in sich nur noch kaum unterschied, zu Aufschlüssen dienen, um von den grössten Abweichungen der Charaktere und Empfindungsweisen nur die Möglichkeit zu fassen; der Einzelne muss die Menschheit in sich tragen, in sich finden und durchdenken, um alle die mannigfaltigen Aussenseiten anderer Menschen in seiner Vorstellung auf ein Inneres, das etwa dahinter verborgen seyn könne, zurückzuführen. Er muss in sich selbst ganz allein den Dolmetscher finden, um ihre Sprache, — nicht bloss die Laute ihres Mundes, sondern auch die Zeichen ihres Handelns, sich zu übersetzen und auszulegen. Welche Feinheit der Selbstbeobachtung setzt dies voraus! Die ganze Möglichkeit des Guten und des Schlechten, des Edeln und der Verworfenheit, die Kräfte der Tugend und des Lasters, die Schwächen der Abspannung und der Ueberspannung, das vorwärts und rückwärts Schreiten und Gleiten, den Aufschwung, die Stetigkeit und das Niedersinken — dies alles soll er in sich erkennen, um es in Andern wiederzufinden; denn er kann die Andern nicht einmal errathen, ausser nach der Vorzeichnung, die er in sich erblickt, und die er wohl in Gedanken vergrössern, verkleinern, hie und da abändern und anders zusammensetzen, aber nicht aus anderm Stoffe bilden kann, nicht zu erfinden, nicht wirklich neu zu schaffen vermag.

Dass unter diesen Umständen in der That Menschenkenntniss in gewissem Grade möglich ist, und dass es Manchem gelingt, sie zu erwerben: dies zeigt einen hohen Grad von Gleichartigkeit der menschlichen Naturen in allen dem, was man die Elemente ihrer Zusammensetzung nennen mag; doch kann Jeder nur nach dem Umfange seines Geistes, und nach der Geduld, womit er der Selbstbeobachtung sich widmet, ohne vor der vollendeten Auffassung an sich meistern zu wollen, dahin gelangen, mehr oder weniger von dem Ganzen der Menschheit zu verstehen. Ohne nun die Schwierigkeiten, welche selbst in das eigne Innere tief hineinzuschauen uns verwehren, hier weiter zu erwähnen: wende ich mich zu

der Forderung der Vollständigkeit im Zusammenstellen dessen, was die Erfahrung darbietet.

Hier kommt es nicht darauf an, in vielen Exemplaren einerlei vor Augen zu haben, sondern kein Exemplar für ein Ganzes zu halten, das nur ein Bruchstück ist. In wiefern nun auf die Menschengeschichte der Spruch passt: es geschehe nichts Neues unter der Sonne, wiederholt sich in vielen Beispielen nur einerlei Erscheinungen und Lehren; und in dieser Hinsicht allein, würde Geschichte wenig geeignet seyn, Menschenkenntniss zu fördern. Aber aus einem andern Grunde muss die Summe von allgemeinen Bemerkungen über den Menschen, welche man *Psychologie* nennt, sehr nothwendig durch Geschichte ergänzt und berichtigt werden. Nämlich kein Mensch steht allein; und kein bekanntes Zeitalter beruht auf sich selbst; in jeder Gegenwart lebt die Vergangenheit, und was der Einzelne seine Persönlichkeit nennt, das ist selbst im strengsten Sinne des Worts ein Gewebe von Gedanken und Empfindungen, deren bei weitem grösster Theil nur wiederholt was die Gesellschaft, in deren Mitte er lebt, als ein geistiges Gemeingut besitzt und verwaltet. Daher täuscht man sich sehr, wenn man die Beobachtung eines einzelnen Menschen für vollständig hält; man täuscht sich, wenn man das Mannigfaltige in ihm, und man täuscht sich nochmals, wenn man die Einheit dieses Mannigfaltigen, sey sie nun wirklich vorhanden oder nur hineingedacht, als bezeichnend für das Ursprüngliche seines Wesens ansieht. Das wahre Ursprüngliche des menschlichen Geistes ist vollkommen einfach; eben desshalb enthält es nicht das Mindeste von der Mannigfaltigkeit der Gesetze, welche die Psychologen in dem Denken, dem Wollen, dem Empfinden zu bemerken glauben, sondern diese Gesetze entstehn erst mit den Gedanken und aus denselben; auch sind sie nur desshalb allgemein, weil die Bedingungen ihrer Erzeugung in den menschlichen Seelen überall gleichartig sind. Doch ich darf mich hier nicht vertiefen in diejenige Wissenschaft, welche in Ansehung der Seele das, was jenseits der Erfahrung liegt, zu erkennen gestattet; es sey genug nur angedeutet zu haben, dass die Psychologie, wenn sie vollständig seyn soll,

nicht auf der blossen Erfahrung allein beruhen könne; dass es vielmehr Quellen einer wissenschaftlichen Menschenkenntniss gebe, welche aufzusuchen desto nöthiger ist, je unzulänglicher und unsicherer jene Deutung ausfällt, die wir unserer inneren Wahrnehmung geben, wenn wir darnach Andere beurtheilen, in deren Inneres wir unmittelbar nicht hineinschauen können.

Mag man aber durch Speculation oder auch bloss durch Erfahrung den Menschen kennen: wofern man nur sich gewöhnt, nie die Auffassung des Einzelnen allein für vollständig zu halten, sondern ihn stets mit seiner Umgebung und in seiner Zeit zu betrachten, so wird leicht erhellen, dass in jedem Menschen eine ihm eigenthümliche Form, und ein auf ihn zufällig übertragener Stoff von Gedanken und Meinungen unterschieden werden müsse. Die eigenthümliche Form besteht in dem Temperament, und in einem, von Jugend auf beinahe gleichbleibenden, durch keine Erziehung und keine Schicksale abzuändernden, Rhythmus der geistigen Bewegungen. Hingegen die ganze Masse der Vorstellungen kommt eben so gewiss wie die Muttersprache, von aussen; und würde mit einer andern vertauscht werden, wenn wir das neugeborne Kind des Engländers nach China, das des Chinesen nach Paris verpflanzten, ohne Kunde und Begleitung aus dem väterlichen Hause. Diese Masse der Vorstellungen ändert sich aber auch ohne Verpflanzung durch die Zeit. So werden unstreitig deutsche Kinder jetzt mit ganz andern Darstellungen der deutschen Geschichte, und hiedurch mit ganz andern Nationalgefühlen ernährt, als dies vor der Schlacht bei Leipzig, und vor dem doppelten Einzuge in Paris, der Fall seyn konnte. Nur ist eine solche Veränderung nicht plötzlich und nicht durchgreifend. Sehr vieles von dem, was den jungen Deutschen jetzt beschäfftigt, ist noch genau das Nämliche, als was vor zwanzig Jahren sich darbot. Daher verräth sich die Zufälligkeit des Gedankenstoffes nicht bloss darin, dass dem Einzelnen eine veränderte Umgebung auch eine andere Summe von Vorstellungen würde zugeführt haben, sondern überdies sind die Theile dieser Summe einander selbst zufällig, und einer dem Laufe der

Dinge anheim gestellten Umwandlung durch neue Zusätze und Ausscheidung des Alten unterworfen. Wird man unter diesen Umständen wohl erwarten dürfen, dass alle Meinungen und Gewöhnungen eines Menschen unter einander vollständig zusammenstimmen müssten? Wenn er im Laufe der Zeit manche, in ihren Gründen widerstreitende Ansichten kennen gelernt hat, so läuft er Gefahr, von einer jeden unwillkührlich etwas zu behalten, und abwechselnd in längern oder kürzern Perioden, hie und dorthin zu schwanken. So erwacht in dem Weltmanne in spätern Jahren die Religion, zum Zeichen, dass ihre Jugend-Eindrücke niemals eigentlich ausgetilgt, sondern nur unterdrückt waren. Und wie viel schnellere Wechsel, wie stürmische Umkehrungen der Gesinnung würden wir vielleicht in dem heutigen Spanien finden, wenn wir dort die einzelnen Menschen ganz nahe beobachten könnten! Denn man kann es als psychologisch unmöglich ansehn, dass in dieser alten Werkstätte der Mönche, aus welcher jedoch die französischen Waffen leichter als die mitgekommenen Ansichten vertrieben werden konnten, jetzt schon ein bestimmtes Gleichgewicht der Meinungen sollte eingetreten seyn; vielmehr ist die bürgerliche Gährung in jenem Lande nur als ein äusseres Zeichen eines Kampfes zu betrachten, den eine grosse Zahl von einzelnen Menschen mit sich selbst kämpfen muss, um die ersten Jugend-Eindrücke gegen alles das Neue, was der Lauf der Zeit herbeiführte, in ein bestimmtes Verhältniss zu setzen. Und wiewohl Niemand den Spaniern wünschen wird, dass eine so lange und furchtbare Reibung, wie die des dreissigjährigen Krieges in Deutschland war, auch bei ihnen eintrete: so kann man doch kaum verkennen, dass dem heftigen Gegensatze der politischen Meinungen dort ein anderer in Ansehung der Religionslehren beinahe nothwendig folgen müsse, dessen Entscheidung desto länger dauern dürfte, je tiefer und schmerzlicher das Andenken an erlittene Verfolgungen wahrscheinlich noch in manchen Familien fortdauert. Der Religionskampf aber ist gewiss nicht bloss ein äusserer, sondern zuerst und vorzüglich ein innerer; ja in seine Strudel geräth gewöhnlich alles das, worin der Mensch mit sich selbst nicht einig werden

kann, mag es Wissenschaft oder Kunst, mag es Lebens*pläne* oder Lebens*ansichten* betreffen. Wer nun die Menschen wünscht kennen zu lernen, der wird sie vorzüglich in diesem Zustande der Uneinigkeit mit sich selbst zu beobachten suchen, und zwar nicht bloss dann, wenn sie den innern Streit offen zu Tage legen, sondern schon da, wo sie sich ungewiss fühlen, und eben desshalb das Sicherste statt des Besten, das Handgreiflichste statt des Höheren und Schöneren erwählen; wo sie in die Gemeinheit zurücksinken, weil in ihrem edlern Streben ihnen der Gegenstand dunkel, oder ihr Beruf, ihre Kraft ihnen zweifelhaft geworden ist. Auf diesem Puncte verführt sie das Beispiel, ergreift sie der Eigennutz, erdrückt sie die Auctorität; hier verlieren sie die Freiheit, die sie umsonst in den Staatsverfassungen wiedersuchen.

Diese Schwankung, welche daher rührt, dass in dem Gedankenkreise des Menschen keine ursprüngliche Einheit ist, wird in ihren Folgen noch wichtiger wegen eines andern Umstandes, dessen ich kurz erwähnen muss: ich meine die engen Schranken der Möglichkeit, dass der Mensch ein Mannigfaltiges zugleich bedenke, und beharrlich seiner Betrachtung gegenwärtig erhalte. Grosse Geister, im Gegensatze der Menschen von kleinem Gehirn, würden wir nicht bewundern, wäre nicht der weite Umfang dessen, was sie theils zugleich, theils schnell hinter einander fassen und besorgen, eine Seltenheit, deren Mangel der gewöhnliche Mensch nur zu schmerzlich an sich selber tadelt. Allein was heisst gross, und welcher Umfang ist weit? Diese Worte bezeichnen eine Vergleichung, welche, über die gewohnten Gränzen hinaus fortgesetzt, uns bald genug alle menschliche Geister als schwach und klein darstellt, wenn wir das Ganze der menschlichen Angelegenheiten zum Maassstabe nehmen. Sehr grosse Gelehrte bekennen, die Tiefe ihres Wissens mit Einseitigkeit der Bildung bezahlt zu haben, und sie verlangen sogar dieselbe Einseitigkeit von ihren Schülern. Der grösste Staatsmann lässt eine Menge von untergeordneten Personen für sich arbeiten; und ein berühmter Minister sagte von sich selbst, er wolle lieber seine Zeit damit tödten, dass er Papier zwecklos in Stücken zerschneide, als irgend eine Arbeit

selbst verfertigen, die er füglich einem Andern auftragen könne. Gewiss ein deutliches Bekenntniss, wie wichtig es sey, den Geist nicht zu überfüllen, wenn dessen Beweglichkeit nicht leiden solle. Daher bei wachsender Cultur die immer vermehrte Zahl der Unterschiede zwischen Ständen, Fächern, Gewerbszweigen, Arbeiten aller Art. Aber bei dieser Lage der Dinge rechnen wir Alle gegenseitig auf einander; Keiner vermag an seinen Platz sich zu stellen und zu behaupten, wo nicht jeder Andre auf dem seinigen steht. Wer denn bevestigt die Plätze, auf denen wir stehn? Unstreitig der Staat. Woher denn empfing der Staat die Macht, so viele Plätze zu stützen; so viele Personen, die an diesen Plätzen stehen, zu tragen? Ohne Zweifel von dem allgemeinen Gefühle des Bedürfnisses, sich anzulehnen an Gesetz und Ordnung, sich zu fügen in die bestehenden Formen. Aber wenn es wahr ist, dass die Stärke des Staats beruht auf der Schwäche und Beschränktheit der Einzelnen: muss nicht der Staat schwächer werden, wenn die Kraft, die Einsicht, die Ausbildung und Uebung bei den Einzelnen wächst? Wird nicht der Staat, indem er dieses wahrnimmt, die Bürger suchen in der Unmündigkeit zu erhalten? Werden nicht die Einzelnen ihrer Seits dem Staate widerstreben, wenn sie sehen, ihre Schlaffheit und Sorglosigkeit sey es gewesen, die sie abhängig machte von einer zwingenden Gewalt?

Dass ich diese allgemein bekannten Fragen beantworten sollte, werden Sie, höchstgeehrte Anwesende, nicht erwarten; ich habe sie nur in Erinnerung gebracht, um den Ursprung der unvermeidlich verschiedenen politischen Meinungen zu bezeichnen, die sich in allen Staaten zu allen Zeiten gefunden haben und finden werden.

Wir können alle politischen Meinungen, wie mannigfaltig sie auch seyn mögen, auf zwei bekannte Hauptklassen zurückführen. Die Anhänger der einen nennen sich Liberale; die der andern halten sich an der Legitimität. Beide kommen darin überein, dass sie das Recht zu ihrem Schilde erkoren haben; aber die einen reden von dem Recht, das, wie sie sagen, mit uns geboren ward, die andern verweisen uns an Urkunden und bestehende Verfassungen. Es dürfte

aber wenig Menschenkenntniss verrathen, wenn wir die Meinungen vom Recht als die wahre Quelle der Gesinnungen betrachten wollten. Mag es seyn, dass einzelne Denker sich in dieser Hinsicht bestimmte Ueberzeugungen gebildet, und dass sie, was weit mehr sagen will, diese Ueberzeugungen auch wirklich zur Grundlage ihrer ganzen politischen Denkungsart erhoben haben. Aber die grössere Zahl der Menschen, wenn vom strengen Denken, von systematischer Theorie die Rede ist, misstraut sich selbst; sie misstraut auch den Philosophen, und ist weit davon entfernt, etwa diesen oder jenen Schriftsteller als eine Auctorität für sich anzuführen, der man mit reiner Hingebung, vollends mit Aufopferung, folgen müsste. Die Liberalen wollen nur sich selber folgen; die Freunde der Legitimität suchen dagegen den Schutz derer, welche die Macht in Händen haben; und das Beste, was man von beiden Partheien sagen kann, besteht darin, dass die wahren Liberalen *Freiheit* nicht bloss für sich, sondern für Jedermann verlangen; die wahren Verehrer der Legitimität aber nicht bloss für sich, sondern für das bürgerliche Ganze den Schutz der *Ordnung* zu behaupten wünschen. Ist es nun möglich, möchte man fragen, dass die Liberalen keine Ordnung, dass die Legitimen keine Freiheit begehren? Beide wollen ja beides; wie können sie denn streiten? — Aber der Streitpunct liegt eben desshalb nicht auf dem Felde des Rechts, sondern auf dem der Menschen-Beurtheilung. Die Frage ist weit weniger über das was seyn solle, als über das, was seyn könne.

Hören wir die Liberalen: so ist der Mensch ursprünglich ein strebendes, wollendes Wesen; so beruht der Staat auf der Zusammenwirkung der Willen; so ist bei einer gebildeten Nation, und in Zeiten wie die unsrigen, jede Unterdrückung ein Reiz zur Gegenwirkung; so spannt Alles, was nicht mit allgemeiner Zustimmung geschieht, die Kräfte der Unzufriedenheit zur immer stärkern Aeusserung; das Ganze kann nicht in Ruhe seyn, ausser durch ein Gleichgewicht aller Wünsche und Interessen; man muss demnach erlauben, dass diese Wünsche, diese Interessen, und mit ihnen die Gedanken und Meinungen, sich laut äussern, man muss auf sie

hören, man muss bereit seyn, ihnen nachzugeben, selbst wenn dem öffentlichen Verlangen ein Irrthum zum Grunde läge. Die Nation muss nach dieser Ansicht Erfahrungen machen; durch Erfahrungen sich bilden; sie wird alsdann endlich von selbst den Ruhepunct finden, auf welchem ein vestes, durch allgemeine Ueberzeugung geheiligtes Gesetz die fernern Umwandlungen verhindert. Dann erst wird das goldene Zeitalter eintreten; Jeder wird sehen, dass er nach Billigkeit nichts mehr verlangen könne als er schon hat; Alle werden darauf achten, dass keinem einfallen könne, mehr als das Billige zu fordern. Ob es alsdann noch Kriege geben könne unter den Völkern? Kaum weiss ich, was ich im Namen der Liberalen hierüber sagen soll. Die edelsten und einsichtsvollsten unter ihnen können wohl nicht umhin, anzuerkennen, dass, wenn einmal von politischen Ideen die Rede seyn soll, die einer gesetzlichen Verknüpfung aller Staaten, welche einander berühren können, die wichtigste oder wenigstens die grösste und umfassendste von allen ist; allein es scheint fast, als ob dieser allgemeine Bund, diese Verbrüderung, heutiges Tages von Manchen weniger gewünscht würde, seitdem etwas in die Wirklichkeit eingetreten ist, das mit der bezeichneten Idee eine unverkennbare Aehnlichkeit hat. Soll man denn glauben, es wäre besser, wenn die Staaten gegen einander im Naturstande lebten, der, sobald einer es für sich nützlich findet, in Kriegsstand übergehn wird? Vielleicht! da Manche den Krieg als ein gymnastisches Spiel betrachten, dessen die Nationen zuweilen bedürfen, um sich zu ermuthigen und zu erfrischen. Aber die Consequenz wird alsdann auf die Frage leiten, ob eine ähnliche Gymnastik nicht auch zwischen den Provinzen eines Staats, ja zwischen den Familien einer Stadt, einzuführen wäre, damit die Wirkung noch sicherer und heilsamer ausfallen möchte. Doch, die wahren Denker können eine solche rückgängige Bewegung im Gebiete der Ideen nicht machen; und welche Meinung sie auch über einzelne Begebenheiten hegen mögen, darin werden sie zusammenstimmen, dass die öffentliche Anerkennung: für christliche Staaten gezieme sich ein christlicher Bund, zu den besten, würdigsten Erzeugnissen der neuern Zeit zu rechnen ist.

Hören wir nun auch die Freunde der Legitimität: so werden Viele, vielleicht die Meisten von ihnen, gleich zuerst in Ansehung des eben erwähnten christlichen Bundes ihre Menschenkenntniss gelten machen gegen die Idee; sie werden uns sagen, dass zwischen mehrern Staaten, die kein gemeinsames Oberhaupt anerkennen, es kein wahres Bündniss geben könne, als nur das der gemeinsamen Vortheile; weil aber dieses mit den Zeitumständen veränderlich sey, so müsse man sich mit jenem gebrechlichen europäischen Gleichgewichte begnügen, welches wir aus den Zeiten vor der französischen Staatsumwälzung wohl kennen. Nur innerhalb der einzelnen Staaten gebe es einen rechtlichen Zustand; und auch dies nur in sofern, als eine Herrschaft, eine unwiderstehliche Macht vorhanden sey, welche den Gedanken des Rechts, der als blosser Gedanke nichts vermögen würde, in ein wirkliches Verhältniss umbilde. Daher sey Alles verloren, sobald diese Herrschaft zweifelhaft werde; daher gebe es keine Herstellung des Verlornen, ausser durch Rückkehr und durch Wiederbevestigung derselben Herrschaft. — Jedoch, hiemit allein werden die Denkenden, die Verständigsten unter den Legitimen, sich nicht begnügen. Sie werden einsehn, dass blosse Herrschaft auch den Usurpator zum Fürsten des Rechts machen würde, so lange er noch das Haupt der Armee ist; sie werden bemerken, dass es gerade Mangel an Menschenkenntniss sey, zu glauben, das Scepter habe in jeder Hand, die es zu führen wisse, einerlei Gewicht. Denn eben das bezeichnet den legitimen Herrn nicht bloss als den rechtlichsten, sondern unter gleichen Umständen auch als den stärksten, dass in Ansehung seiner in den Gemüthern der Menschen keine Frage entsteht, wie er dazu komme, herrschen zu wollen? Dass ihm ganz allein es geziemt, die Krone zu tragen, sie sey nun eine Last oder ein Schmuck; weil es Schwäche seyn würde, das Geschäfft zu verweigern, welches der Umstand seiner Geburt, und die ohne sein Zuthun vorhandene Sitte ihm anweist. Oder wäre es etwa für Ludwig den achtzehnten, da er in der Verbannung lebte, anständig gewesen, sein Recht auf die Krone, ich will nicht sagen, gegen das angebotene Jahrgehalt zu verkaufen, aber

doch durch eine Verzichtleistung auszulöschen, und hiemit sich selbst unfähig zu machen, der Nation den Mittelpunct der Ordnung darzubieten, wozu ihn nachmals die Umstände wirklich erhoben? — Wohl aber geziemte es jenem andern Ludwig, dem Bruder des französischen Kaisers, einen Thron zu verlassen, für den er nicht geboren war; denn zwischen ihm und den Niederländern bestand nur ein erkünsteltes, willkührliches Verhältniss; höchstens ein Vertrag, der aufgehoben war, sobald die völlige Unmöglichkeit, die Pflichten desselben seinerseits zu erfüllen, offenbar einleuchtete.

Das Verhältniss des erblichen Herrschers nun, werden die Freunde der Legitimität fortfahren, enthüllt das ganze Geheimniss aller Stufen der Güter und des Ranges im Staate. Denn auch Adel und Reichthum erben sich fort; jeder Besitz aber geziemt dem am meisten, welchem er ungesucht zu Theil wurde. Ihn trifft kein Vorwurf der Habsucht; aber der Vorwurf der Schwäche würde ihn treffen, wenn er fahren liesse was sein ist. Nur die neuen Reichen brüsten sich mit ihren Schätzen; so verrathen sie die Begierde, womit sie die Hände darnach ausstreckten. Das ganze Volk empfindet diesen Unterschied, sofern es unbefangen beobachtet; wer ihn nicht empfindet, der ist geblendet, oder bestochen durch eigne Wünsche. Aber nur zum allgemeinen Nachtheil können in diesem Puncte die Empfindungen verfälscht werden, denn beginnt einmal der Glaube an uralten Besitz zu wanken und zu zweifeln, dann werden alle Güter die Zielpuncte des Eigennutzes; Betrug und Raub lauern auf Gelegenheit, Unruhe und Sorge wird das allgemeine Loos; die Nation hat dann ihren innern Frieden verloren.

Nachdem ich nunmehr in der Kürze die Meinung der Liberalen und die der Legitimen anzudeuten versucht habe, wird es nöthig seyn, zuvörderst beide unter einander zu vergleichen, damit leichter erhellen möge, auf welcher Seite sich die richtigste Menschen-Beurtheilung finde. Es lässt sich wohl nicht verkennen, dass die Liberalen sich eine *ideale Zukunft*, die Legitimen eine *ideale Vergangenheit* wenigstens dunkel vorstellen, die den Gegenstand ihrer Sehnsucht ausmacht. Denn die einen suchen das Neue, die andern

streben zurück zum Alten. Jene denken sich jeden Bürger als eine öffentliche Person, die mit Rath und That ins Ganze zu wirken berufen sey; und wo dies in der Wirklichkeit sich nicht zeigt, da glauben sie eine Lähmung der natürlichen Kraft, eine Folge der Unterdrückung wahrzunehmen, da setzen sie einen Drang voraus, der sich einmal Luft machen werde; dem man schon jetzt, oder bald, oder doch allmählig Luft machen müsse, um eine gefährliche Explosion zu vermeiden. Und wann nun alle verborgenen Kräfte öffentlich werden hervor getreten seyn, dann erst erwarten sie einen Zustand des ruhigen Gleichgewichts, des friedlichen Zusammenlebens, ja des harmonischen Zusammenwirkens; ohne zu bedenken, dass unter vielen aufgeregten, stark gespannten Kräften, bei vielen lauten Ansprüchen, die alle befriedigt seyn wollen, das Gleichgewicht auch viel schwerer zu erhalten, viel leichter zu stören ist, als in einem einfachern System der Wirkung und Gegenwirkung. Die andern aber, die Freunde des Alten, denken sich eine Vergangenheit des tiefsten Friedens, des Besitzes ohne Tadel, ohne Verdacht, ohne Frage nach seinem rechtlichen Ursprunge; als hätten jemals die Aermern ganz neidlos neben den Reichen gewohnt, als hätten alle Herrscher seit undenklichen Zeiten eine völlig legitime Herrschaft geübt; als wäre die Frage, woher das Recht zum Vorrang der Einen, woher die Pflicht der Andern zum Dienen und zur Unterordnung, eine Erfindung der neuesten Zeit. Allein das Loos der Menschheit war nicht so glücklich, und wird nicht so glücklich seyn, wie die verschiedenen Partheien sich überreden. Jede Zeit, jeder Staat, worin überhaupt der Grad von Bildung vorhanden war und seyn wird, den das politische Nachdenken voraussetzt, — hatte und wird haben sowohl Vorwärts- als Rückwärts-Strebende; sowohl Freunde der Patricier als Verehrer des Volks, sowohl eine rechte als eine linke Seite, und, wenn das Glück gross ist, sowohl einen Pitt, als einen Fox. Denn kein Zeitalter erbt von dem vorhergehenden einen durchaus geläuterten rechtlichen Zustand; es erbt Processe ohne Sentenz, und Sentenzen ohne Execution, und, was noch schlimmer ist, Executionen ohne Process und Sentenz; es erbt

Friedensschlüsse, die der Krieg erzwang, und die eben desshalb den Keim zum neuen Kriege enthalten. Unter solchen Umständen aber gehört noch mehr als blosse Rechtlichkeit dazu, wenn der Krieg nicht ausbrechen soll; die rohe Menge bedarf des Drucks von Oben, die Gebildeten bedürfen des Ehrgefühls, und alle bedürfen der Religion, damit jeder in seinem Gewissen sich scheue, die Vorwände zu ergreifen, die allenfalls den Streit beschönigen könnten.

Wenn nun schon die erste Bedingung der Menschenkenntniss, Unbefangenheit, und gleiche Entfernung von Vorliebe und Abneigung, sowohl bei den Liberalen als bei den Legitimen vermisst wird; wenn vielmehr die Einen als unmässige Liebhaber des Neuen, die Andern des Alten, sich leicht genug verrathen: werden wir sie die höhern Bedingungen der Menschenkenntniss, Schärfe der Unterscheidung, und Vollständigkeit der Zusammenfassung, besser erfüllen sehn? Oder werden wir nicht vielmehr entdecken, dass sie, weit entfernt, sich in fremde menschliche Empfindungen wahrhaft hinein zu versetzen, ihr eignes vorherrschendes Gefühl ohne Umstände auch Andern beilegen? — Wozu Neuerungen, fragte jener französische Generalpächter, befinden wir uns nicht wohl? Unstreitig befanden die Generalpächter sich wohl; und bei den übrigen Menschen setzten sie eine Genügsamkeit voraus, die statt aller Güter des Lebens dienen könne, um ein ähnliches Wohlseyn hervorzubringen. Wie stark der Stachel der Entbehrung die grössere Volksmenge reizen müsse, wie schwer die Tugend der geduldigen Entsagung sey, das haben von jeher gewiss wenige Reiche erwogen, sie haben desshalb gewiss die Summe der Kräfte, welche gegen sie und ihre Vorrechte gespannt seyen, sehr selten richtig geschätzt; sie haben schlecht überlegt, wiefern der scheinbare Friede in der bürgerlichen Gesellschaft, auf den sie zählen, haltbar und dauerhaft sey; sie verrechnen sich endlich ganz, wenn sie glauben, das Gewicht, was die untern Klassen drückt, noch vermehren zu müssen; sie vergessen alsdann, dass eben der Druck es ist, welcher den widerstrebenden Kräften ihre Spannung giebt. Aber die Liberalen, verrechnen sie sich weniger? Weil ihr eignes

Gemüth voll ist von politischen Interessen, weil *sie* nichts anderes bedenken als öffentliche Angelegenheiten, darum vergessen sie, dass die bei weitem grössere Zahl der Menschen nur ein bequemes und anständiges Privatleben im Auge hat; sie wundern sich, wenn Versammlungen, wozu alle Bürger eingeladen werden, um etwa für öffentliche Posten den rechten Mann zu wählen, nur spärlich besucht sind; sie klagen über Erschlaffung des Gemeinsinns, wenn nach solchen Zeiten, in welchen ausserordentliche Umstände eine Ueberspannung des politischen Interesse hervorgerufen hatten, nun wiederum die natürliche Sorge eines Jeden für sein Haus ihre Rechte gelten macht. Nun ist zwar gewiss, dass nicht die ganze Würde des Menschen Platz hat im Hause, dass sie, um in vollem Glanze zu erscheinen, Raum sucht im Felde oder auf dem Forum, oder vielmehr auf den Tafeln der Weltgeschichte, um die Nachwelt erreichen zu können. Aber die Geschichte wächst, während das Gedächtniss der Menschen gleich gross bleibt; und nach zehn Jahrtausenden wird im Tempel des Nachruhms der Platz so eng und so kostbar seyn, dass alle diejenigen, welche den Geist nicht gänzlich über die Zeit zu erheben Kraft besitzen, willig einräumen werden, die Bestimmung des Menschen sey durchgehends auf das Haus beschränkt, mit Ausnahme einer kleinen Minderzahl, die in öffentlichen Geschäfften ihren Wirkungskreis findet. Und wenn wir uns das Bild dieser entfernten Zukunft mehr ausmalen wollen, so erblicken wir zwar ohne Zweifel den ganzen Erdkreis, sofern die Natur nicht Eisfelder oder Sandwüsten entgegenstellte, bedeckt mit cultivirten Völkern und Staaten; wir erblicken alle diese Staaten in Gemeinschaft, in Verkehr, in Wechselwirkung; und wir können leicht voraussehn, dass alsdann derjenige Theil der Menschenkenntniss, welcher auf Vollständigkeit der Zusammenfassung beruht, weit leichter zu erreichen seyn muss als jetzt, weil es alsdann noch weit offenbarer einleuchten wird, wie in einem so weit ausgedehnten Raume der Zusammenwirkung Aller mit Allen, und nach einer so sehr verlängerten Weltgeschichte, Jeder mit dem Ganzen seiner Mitwelt und Vorwelt verbunden ist, so dass man ausser dieser allgemeinen Verknüpfung

den Einzelnen aufzufassen kaum noch wird versuchen wollen. Aber eben deswegen, weil das Ganze so gross, wird der Einzelne desto kleiner seyn; und weil die Geschichte so lang, wird das Leben des Menschen desto kürzer scheinen. Noch mehr als jetzt werden alsdann die verschiedenen Zweige der Industrie sich getheilt, noch schärfer als jetzt werden die Fächer der Kunst und der Gelehrsamkeit sich gesondert haben; noch mehr als jetzt wird man bei der Uebersicht des Ganzen der Wissenschaften sich mit allgemeinen Umrissen begnügen müssen. Und die noch weit wichtigern Umrisse des gesellschaftlichen Daseyns, die man Sitten, Urkunden, Gesetze, und Verfassungen nennt, müssen sie nicht in demselben Grade ehrwürdiger werden, wie es sich klärer zeigt, dass ohne sie die ungeheure Mannigfaltigkeit der menschlichen Verhältnisse sich nicht einmal überschauen, vielweniger in Ordnung halten, und gegen den furchtbarsten Umsturz sichern lässt? Gewiss, wenn erst ein entschiedenes und unverkennbares Uebergewicht des Allgemeinen über jedes einzelne menschliche Daseyn, ja über die Fassungskräfte jedes Einzelnen vorhanden ist: dann wird ein tiefes Gefühl der Abhängigkeit von dem grossen Gange der Dinge sich jedem Versuch eines willkührlichen Verfahrens entgegensetzen, und vor der Erkenntniss des Nothwendigen werden die politischen Meinungen verstummen. — Doch wohin bin ich gerathen? und welche entlegene Zukunft habe ich mir vorgespiegelt? Die politischen Meinungen sind laut und werden noch lauter werden; und alle diese Meinungen werden von grossen Menschenkennern nicht bloss angenommen, sondern vertheidigt und verfochten. Diesen Streit kann meine Rede, und würde sie auch zur vollständigsten Abhandlung, nicht enden und nicht schlichten; nur wünschen und hoffen kann ich, dass die zugleich legitime und liberale Herrschaft, unter der wir leben, uns fortdauernd mit dem Schutze beglücken möge, unter welchem allein es möglich ist, so ruhig und so unbefangen, wie ich es gethan habe, die politischen Meinungen zu berühren.

XI.

Ueber einige Beziehungen zwischen Psychologie und Staatswissenschaft.

Dass die Staaten aus Menschen bestehn, und dass die Menschen ihre geistige Natur in den Staat mitnehmen, liegt unmittelbar vor Augen. Daher war es natürlich, dass schon Platon in seinen Büchern von der Republik, Psychologie und Staatslehre verknüpfte. In der Seele glaubte er zwischen Denken und Begehren den *ϑύμος* zu finden, die Thatkraft, welche noch unbestimmt in Ansehung ihrer Gegenstände, sich nach beiden Seiten hin wenden, und entweder der Vernunft oder der Sinnlichkeit ihren Nachdruck mittheilen kann; ein Begriff, der etwas anders modificirt, bei den Heutigen den Namen der *Freiheit des Willens* führt, und auch hier das bezeichnet, was entweder für Vernunft oder für Begierde sich entscheidend, beide zur wirklichen Thätigkeit ergänzt, die sie für sich allein nicht entwickeln würden. In dem Staate suchte nun Platon denselben Typus wieder; und indem er sich den geordneten Staat gleich dem geordneten Menschen dachte, sonderte er zuerst unter den Staatsbürgern diejenigen aus, welchen ein freies Wirken, eine überwiegende Stärke, durch die Natur verliehen war; wenn nun diese zur guten Natur auch die gute Bildung empfangen würden, dann, dachte er, seyen sie die wahren Wächter des Staats, indem sie im Dienste der Weisesten, das gemeine Volk zugleich schützten und in Ordnung hielten. Eine repräsentative Verfassung nach heutigem Sinne, hat die Platonische Republik ganz und gar nicht, und wenn sie dem Platon wäre vorgeschlagen worden, möchte er sie leicht irgendwo in die Reihe derjenigen Verfassungen eingefügt haben, durch welche er seinen vollkommenen Staat, mit allmählig wachsenden Fehlern herabsinkend, in seiner Ausartung herdurchgehn lässt. Oder noch wahrscheinlicher würde er die Repräsentation, in Hinsicht auf die heutige Grösse der Staaten, als ein unter Umständen

brauchbares, keineswegs aber wesentliches Hülfsmittel angesehen haben, um das, worauf es in den Staaten ankommt, Uebereinstimmung derselben mit der menschlichen Natur, und Entscheidung des Unbestimmten was in ihr liegt, für das Gute und Rechte, — zu Stande zu bringen und vestzuhalten.

Ob die Psychologie der neuern Zeit irgend einen bedeutenden Denker einladen könne, nach ihrem Vorbilde sich einen wohlgeordneten Staat vorzustellen, das ist eine Frage, welche im Vorbeigehn zu berühren sich kaum vermeiden lässt, obgleich sie einer Untersuchung schwerlich werth ist. Wollen wir uns im Ernste den Staat in drei solche Gewalten zerlegt denken, die sich verhalten, wie das Vorstellungsvermögen, Begehrungsvermögen, Gefühlvermögen? Wollen wir einer Corporation im Staate das blosse Anschauen und Denken, der andern ein blosses Wünschen, Streben und Wollen, der dritten gar das rein passive Fühlen auftragen? Wollen wir ferner ein Collegium im Staate anordnen, welches das allgemeine Gedächtniss darstelle, ein andres, welches die Einbildungskraft repräsentire; und soll, indem wir so fortgehn, gar irgend ein Departement der Affecten und ein andres der Leidenschaften errichtet werden? Ehe wir einen so ungereimten Gedanken völlig ausführen, wird uns der Verdacht aufsteigen, die heutige Psychologie mit ihren gespaltenen Seelenvermögen möge wohl Schuld daran seyn, wenn sich zwischen ihrer Darstellung des einzelnen Menschengeistes und zwischen der bürgerlichen Vereinigung vieler Menschen keine Analogie will finden lassen; sie möge wohl das Untrennbare zu trennen versucht, und sich hintennach eine Wiedervereinigung dessen eingebildet haben, was, wäre es einmal getrennt, nimmermehr wieder zur Einheit zurückkehren würde.

Hiegegen dürfte Jemand einwerfen, es könne der Psychologie unserer Zeit nicht zum Vorwurfe gereichen, wenn sie einer zu weit getriebenen Analogie nicht entsprechen wolle. Das sey eben der Fehler der heutigen Philosophen, dass sie über dem Jagen nach Aehnlichkeiten der Unterschiede vergässen. Schon habe man in der heutigen Naturphilosophie unternommen, den Staat nach dem Vorbilde des

Universums zu construiren; das Misslingen eines solchen Beginnens solle uns warnen, nicht die Seele mit dem Staate zu vergleichen. Die innern Verhältnisse der Seele seyen schwerlich von der nämlichen Beschaffenheit, wie die äusseren Verhältnisse zwischen den Mitgliedern eines grossen und öffentlichen Gemeinwesens; jeder Staatsbürger sey ein ganzer Mensch, mit allen Vermögen des Leibes und der Seele; man könne nicht erwarten, dass die Verhältnisse auch nur zweier Menschen unter einander, vielweniger die unter den grossen Menschenmassen, den Ständen, den Communen, den Provinzen, welche den Staat ausmachen, das im Grossen wiederholen sollten, was im Kleinen in der tiefen Brust des Einzelnen verborgen liege. Das sey ebenso, als ob man sich einbilden wolle, eine grosse Menge von Uhren solle ein ähnliches Ganzes darstellen, wie die Theile einer einzigen Uhr; oder eine grosse Menge menschlicher Leiber solle sich zu einem solchen System verknüpfen, wie Lunge, Leber, Magen, Herz, Muskeln, Nerven, Knochen, in dem einzelnen menschlichen Leibe.

Das Gewicht dieses Einwurfs, geehrteste Anwesende, scheint mir in der That gross genug, um uns von übereilten Vergleichungen abzuschrecken. Wenn es sich nicht sollte nachweisen lassen, dass in dem Staate eine ähnliche Verknüpfung Statt finde, wie in dem menschlichen Geiste, so möchte es uns wenig helfen, etwa das Beispiel derer für uns anzuführen, die mit dem Mikrokosmos und Makrokosmos, in alten Zeiten, oder auch jetzt, gespielt haben. Wer lieber phantasirt als denkt, der verknüpft freilich Alles, aber nur in seiner Vorstellung, denn über die Natur der Dinge hat er keine Gewalt. Auch müssen wir uns darauf gefasst halten, dass, selbst wenn wir haltbare Vergleichungspuncte zwischen Seele und Staat wirklich antreffen sollten, doch auch des Verschiedenen, des Eigenthümlichen, des Unvergleichbaren, sich auf beiden Seiten genug zeigen werde.

Die erste recht deutliche Spur aber, welche auf die Aehnlichkeit zwischen Geist und Staat hinweist, liegt in dem Umstande, dass die *Sprache* es ist, welche das Band der menschlichen Gesellschaft knüpft. Denn vermittelst des Worts,

vermittelst der Rede, geht der Gedanke und das Gefühl des Einen hinüber in den Geist des andern; dort weckt er neue Gedanken und Gefühle, welche sogleich über die nämliche Brücke wandern, um die Vorstellungen des ersten zu bereichern; auf diese Weise geschieht es, dass der allermindeste Theil unserer Gedanken aus uns selbst entspringt, vielmehr wir Alle gleichsam aus einem öffentlichen Vorrath schöpfen, und an einer allgemeinen Gedanken-Erzeugung Theil nehmen, zu welcher jeder Einzelne nur einen verhältnissmässig geringen Beitrag liefern kann. Aber nicht bloss die Summe des geistigen Lebens, sofern sie im Denken besteht, ist ursprünglich Gemeingut, das sich durch die Sprache Allen mittheilt: sondern auch der *Wille* der Menschen, der sich nach den Gedanken richtet, die Entschliessungen, die wir fassen, indem wir auf das, was Andre wollen, Rücksicht nehmen, geben deutlich zu erkennen, dass unsre ganze geistige Existenz ursprünglich von gesellschaftlicher Art ist. Unser Privatleben ist nur aus dem allgemeinen Leben abgesondert, in welchem es seine Entstehung, seine Hülfsmittel, seine Bedingungen, seine Richtschnur findet und immer finden wird.

Nun ist aber offenbar, dass die Art, wie wir uns das allgemeine Leben aneignen, nothwendig gleichartig seyn muss mit den innersten Bestimmungen unserer eignen Geistes-Entwickelung. Das allgemeine Leben ist nichts ausser den Individuen; es besteht eben in dem, was diese, jedes einzeln genommen, in sich vollziehen, nachdem sie sich dazu gegenseitigen Anlass gegeben hatten. Wenn wir einen fremden Gedanken zu dem unsrigen machen, so muss derselbe Gedanke in uns möglich seyn, er musste auch in uns, wenn schon nicht zuerst, entstehen können. Wenn der Plan, den wir entwarfen, von Andern angenommen wird, wenn er ihre Mitwirkung erlangt; so musste er auch in ihren Neigungen und Bestrebungen Wurzel fassen können. Es leuchtet also ein, dass das ganze Gewebe des gesellschaftlichen Daseyns nicht nur aus den Fäden besteht, welche die Individuen spinnen, sondern dass es auch auf dieselbe Weise zusammenhängen muss, wie die Individuen ihre eignen Gedanken, Gesinnungen, Entschliessungen verknüpfen, denn es wird eben

von ihnen verfertigt, und ausser ihren Geistern und Gemüthern ist es gar nicht vorhanden.

Dies wird noch klärer werden, wenn wir eine andre Betrachtung anstellen, die Anfangs der vorigen gerade entgegenzustehn scheint. Sind nicht in der Gesellschaft eine Menge von verschiedenen, einander widersprechenden Meinungen im Umlauf? Giebt es nicht im Staate eine unzählbare Summe von streitenden Interessen? Und ehe sich ein allgemeiner Wille bilden kann, müssen nicht zuvor diese widerstrebenden Kräfte sich unter einander ins Gleichgewicht gesetzt haben? — Aber gerade eben so geht es in dem Geiste des einzelnen Menschen. Jedes Individuum trägt eine unermessliche Mannigfaltigkeit von Vorstellungen in sich, die unter einander vielfach entgegengesetzt sind; aber wegen dieses Gegensatzes verdrängen die Gedanken einander aus dem Bewusstseyn. Dieses wohl wissend, suchen wir uns aller Störung von aussen zu erwehren, wenn wir über etwas scharf nachdenken, wenn wir irgend eine, grössere oder kleinere, geistige Arbeit zu Stande bringen wollen; es ist uns aus langer Erfahrung bekannt, dass der Gegenstand, den wir bearbeiten, sogleich unser inneres Auge fliehen wird, sobald ein unzeitiges Geräusch, eine fremdartige Nachricht, ein unerwartetes Geschäft, uns in Anspruch nimmt; darum verbieten wir, wenn es nur möglich ist, der äussern Welt, uns neue Vorstellungen zuzuführen, auf so lange, als wir mit unserm schon gesammelten Gedankenvorrath lebhaft beschäfftigt sind. Aber was hilfts? Wir tragen der störenden Kräfte nur zu viele in uns selbst. Ehe wir es uns versehn, hat das in uns, was man Phantasie nennt, einen Sprung gemacht; unsre Gedanken sind auf einen Abweg gerathen, haben sich in einem Walde verloren; wir wissen nicht mehr was wir wollten, und müssen uns mit Anstrengung wieder auf die Anfangspuncte unseres Denkens zurückversetzen, um es nach dem vorigen Plane nun besser fortzuführen. So leicht stören wir uns selbst; so wirkt ein Theil unserer Vorstellungen wider den andern; so zerschneidet ein Gedankenfaden den andern. Und wie viel stärker noch zeigen sich die wider einander aufgeregten Kräfte in unserm Innern, wenn das Gefolge der Begierden

und Leidenschaften, wenn die Affecten in uns zum Vorschein kommen. Diese sind sammt und sonders nichts anderes, als verschiedene Modificationen der Abweichung unserer vorhandenen Vorstellungen vom Gleichgewichte; daher ist ein stürmisches Meer, dessen Wogen sich bald über dem Spiegel desselben Gewässers, wenn es ruhig ist, erheben, bald unter dieser Fläche hinabsinken, — das wahre und treffende Bild eines dem Wechsel der Affecten unterworfenen Gemüths. — Demnach, wenn in der Gesellschaft der Menschen die Meinungen einander widersprechen, so wiederholt sich hier nach einem grössern Maassstabe, was wir in unserm Innern beobachten können, wenn wir dem Spiel unserer eigenen Gedanken zuschauen; und wenn im Staate die Interessen sich kreuzen, so durchkreuzen sich nicht minder unsere Wünsche, unsere Rücksichten; ja wenn endlich im öffentlichen Leben ein Wechsel von Factionen die bürgerliche Ruhe stört, so lag das Vorbild nicht bloss, sondern selbst der Ursprung hievon offenbar in dem Tumult der Leidenschaften, die in den Gemüthern gähren.

Wir sehen nunmehr, wenn wir das Gesagte zusammenfassen, eine doppelte Grundähnlichkeit zwischen dem Staate und dem einzelnen Menschengeiste; nämlich Hemmung des Entgegengesetzten, und Verbindung dessen was sich nicht hemmt. Aus diesen beiden Anfängen entwickelt sich das geistige Leben; und eben darum erblickt man sie wieder in der Gesellschaft, wo die Sprache das Verbindungsglied wird für die Gedanken und Wünsche der verschiedenen Individuen.

Bevor ich nun diesem Principium seine Folgen abzugewinnen suche: muss ich zuerst meinen Gegenstand gehörig begränzen. Die Staatswissenschaft, sofern sie vorschreibt, was seyn *solle*, welche Verfassung und Verwaltung dem Gemeinwesen gebühre, liegt hier gänzlich ausser meiner Sphäre. Die angefangene Betrachtung ist rein theoretisch; sie nimmt die Staaten als vorhanden an, und als schwebend durch ihre innern Kräfte zwischen mancherlei Zuständen, ohne Rücksicht auf die Frage, was in diesen Zuständen Gutes oder Böses liege. Die Beschränkung auf einen solchen Standpunct ist unvermeidlich, weil die Psychologie, welche das andre

Glied der Vergleichung darbieten soll, eine rein theoretische Wissenschaft ist, innerhalb deren die Moral gar keine Stimme hat, wiewohl es sich von selbst versteht, dass die Erkenntniss des menschlichen Geistes, nachdem man sie besitzt, zum Dienste sittlicher Zwecke soll genutzt werden.

Zuerst nun gilt von jedem System von Kräften, es sey welches es wolle, immer der Satz, dass es zum Gleichgewichte strebe. So ist es in der Seele, so ist es im Staate. Allein die geistigen Kräfte erreichen ihren Gleichgewichtspunct niemals vollkommen, und sie sind auch dann, wenn sie demselben schon nahe stehn, äusserst leicht ihm wieder zu entführen. Das erfahren wir (um hier von der speculativen Erläuterung dieses Satzes zu schweigen,) zuvörderst in uns selbst. Wohl manchmal scheinen unsre Gedanken sich irgend einem Ruhepuncte zu nähern; allein gar bald werden wir inne, wie die mindeste Veränderung der äussern Reizung uns allerlei Vorstellungen aufregt, die in uns tief vergraben geschlafen hatten, die aber nunmehr, verstärkt durch neue Auffassungen von aussen, eine Kraft gewinnen, wodurch sie unsern geistigen Horizont verrücken; — uns zum Beispiel über öffentlichen Neuigkeiten unsre Privatsorgen vergessen machen; oder uns vom heitern Genuss des gesellschaftlichen Lebens plötzlich in irgend eine finstre wissenschaftliche Tiefe hinein versetzen. Diese Reizbarkeit, dieselbe Wandelbarkeit zeigt sich auch im Staate; sofern wir unter diesem Worte nicht etwa bloss die Verwaltungsmaschine, sondern das wahre gesellschaftliche Zusammenleben verstehn; und folglich darauf Acht geben, welche Gesinnungen, und wie schnell sie wechseln, jenachdem die öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen oder jenen Gegenstand gelenkt wird, und besonders jenachdem sie für diese oder jene Personen gewonnen und in Anspruch genommen wird, die eben sich hervorthun, oder sich eine allgemeine Missbilligung zuziehn. Was immer es seyn möge, das ein allgemeines Interesse erregt, es wirkt immer dahin, Meinungen hier zu verbinden und dort zu trennen; eine Veränderung, die oftmals vorübergehend, in manchen Fällen aber bedeutend ist durch ihre Folgen. Denn jede Vereinigung der Meinungen stiftet eine Gesammtkraft, welche,

wenn ihr Gelegenheit gegeben wird sich thätig zu äussern, nicht unterlassen wird zu verrathen, dass sie in etwas die Richtung verändert hat, wohinaus sich bis dahin das Ganze bewegte. Und jede Spaltung in den Meinungen schwächt eine Kraft, die bisher als eine einzige gewirkt hat. Dies würde weit öfter merklich werden und sich in wichtigen Folgen äussern, wenn nicht gewöhnlich ein und dasselbe Ereigniss hier Gleichdenkende vereinigte, dort Verschiedengesinnte von einander entfernte, so dass mehrere Kräfte zugleich entstehn, deren Wirkungen sich gegenseitig aufheben. Aber im Laufe der Zeit beobachtet man dennoch höchst auffallende Abänderungen in der Hauptrichtung des gesellschaftlichen Strebens, die sich allmählig aus jenen kleineren, und Anfangs unbedeutendern Umstimmungen, ergeben haben.

Man würde sich indessen die Reizbarkeit und Wandelbarkeit, sowohl im menschlichen Geiste, als im Staate, viel grösser vorstellen als sie wirklich ist, wenn man von dem Gedanken ausginge, dass die ungeheure Menge von Kräften, welche dort in der ganzen Summe aller Vorstellungen, hier in der Menge aller Individuen liegt, unablässig in Wirksamkeit wäre. Die psychologische Untersuchung lehrt aber, dass in einem solchen System von Kräften, wie die Vorstellungen des menschlichen Geistes es bilden, nothwendig die grosse Anzahl der schwächern Kräfte dem Uebergewicht einiger, verhältnissmässig weniger, hervorragenden, weichen müssen, so dass die schwachen nur noch in Verbindung mit den starken etwas bedeuten und vermögen. Wer nun dieses der Psychologie nicht würde glauben wollen; wer auch nicht in seiner innern Erfahrung wahrzunehmen wüsste, welcher Unterschied ist zwischen den herrschenden Hauptgedanken, und dem Schwarm von Notizen oder von Einfällen, die nur von jenen hervorgerufen oder veranlasst, kommen und wieder gehen, um gebraucht und wieder zur Seite geworfen zu werden; wer diese Unterordnung in sich selbst also nicht kennte: der würde wenigstens im Staate das Gegenbild dazu finden, wo es allemal Patronen und Clienten giebt und geben wird; und wo niemals eine Demokratie in dem Sinne existirt hat oder existiren wird, dass in der That Alle gleichen Einfluss

auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten hätten. Was man im Staate erreichen kann, das besteht darin, dass man die oftmals lästigen Coefficienten wegschafft, welche Reichthum und Geburt herbeibringen, und vermöge deren das Uebergewicht gar sehr von dem natürlichen Schwerpuncte der zusammenwirkenden Willen entfernt wird; wer aber diesen Gegenstand näher untersuchen will, der darf auch nicht vergessen, dass gerade Geburt und Reichthum es sind, wodurch, wenn man ihnen einen mässigen Einfluss lässt, die allzu grosse Wandelbarkeit und Reizbarkeit, die sonst nach psychologischen Gründen im Staate noch immer vorhanden seyn würde, am sichersten vermindert werden kann. Auf den Reichthum passt dies natürlich nicht, in wiefern er sich in den Händen schwindelnder Speculanten befindet, die ihn jeden Augenblick einem Hasardspiel Preis geben, und damit so lange fortfahren, bis sie ihn wirklich verloren, und sein Gewicht in andre Hände gebracht haben. Aber es passt auf diejenigen Güter, welche ruhig bei den Familien bleiben, während die Generationen wechseln; und welche den Glanz der Namen, die einmal durch Glück oder Werth ausgezeichnet waren, zu erhalten dienen. Hiemit soll nicht, nach Art einiger Neuern, gesagt seyn, dass die Idee des Staats ursprünglich und nothwendig Adel und unbedingtes Erbrecht einschliesse. Sondern nur soviel ist wahr, dass beide als Nothmittel nützlich sind, solange die bloss psychologischen Kräfte den Staat gar zu beweglich machen, das heisst, so lange noch in den Gedanken, den Meinungen, den Vorurtheilen, den Gefühlen, den Sitten, den Gesetzen, den Ueberzeugungen, nicht diejenige Vestigkeit und Gleichförmigkeit der Geistesbildung sich zeigt, welche, gemäss den ewigen und nothwendigen Wahrheiten, dereinst alle Nationalität veredeln und über den ferneren Wechsel erheben soll. Bis dahin aber sind in der That jene fremdartigen Gewichte, in einer gewissen, mässigen Stärke, dem Staate eben so unentbehrlich, wie der Ballast dem Schiffe, welches ohne ihn nicht tief genug im Wasser gehn, und desshalb allen Windstössen Preis gegeben seyn würde. Denn nach den psychologischen Gesetzen wechselt die in einem gegebenen Zeitpuncte vorhandene

Unterordnung der schwächern Kräfte unter die stärkern sehr leicht, und zuweilen sogar ziemlich schnell; wovon der Grund sehr begreiflich ist. Es sind nämlich an sich die schwächern vollkommen gleichartig den stärkern, sowohl in der Seele die Vorstellungen, als im Staate die Menschen. Nun können in der Seele die schwächern Vorstellungen, wenn sie gleich für jetzt völlig dienend und unterwürfig darnieder liegen, und für sich gar nichts zu vermögen scheinen, doch gar leicht in einem sehr bedeutenden Grade verstärkt werden, durch neue Wahrnehmungen oder durch neue Verbindungen; und genau eben so werden auch im Staate die Anfangs wenig thätigen, die ruhig unterwürfigen Menschen zuweilen durch neue Erfahrungen geweckt und erhitzt; sie werden alsdann vollends stark, und einflussreich, indem sie sich versammeln und rathschlagen, indem sie Partheien bilden, etwas Gemeinschaftliches unternehmen, und nach kleinern Erfolgen zu grössern Dingen aufstreben. Wenn so etwas begegnet, alsdann nimmt plötzlich das Staatsschiff eine andre Richtung; gerade so wie das Denken und Handeln der Menschen, wenn eine neue Combination, eine neue Erfindung gelungen ist, oder wenn auch nur eine neue Meinung sich über die andern Meinungen erhoben, wenn ein neues Vorurtheil den Standpunct verrückt hat, aus welchem man die Dinge zu sehen, — das heisst eigentlich, seine Vorstellungen von den Dingen zu verknüpfen, gewohnt war.

Es ist nun zwar schwer zu entscheiden, ob das menschliche Nachdenken mehr von diesem psychologischen Mechanismus, oder ob der letztere mehr von jenem abhänge, und durch dasselbe könne zur Ordnung und Beständigkeit gebracht werden. Soviel ist gewiss, dass keine menschliche Weisheit sich jenen Anfechtungen ganz entziehen kann, die aus der natürlichen Reizbarkeit unseres einmal vorhandenen Vorstellungskreises gegen neu hinzukommende Vorstellungen und Gefühle nothwendig entsteht. Allein andererseits muss man auch anerkennen, dass, indem der Mensch sein eigener Zuschauer ist, und indem die Menschheit ihre eigene Geschichte sammelt, schreibt, und beurtheilt, eben in dieser Selbstbeobachtung eine neue geistige Kraft entspringt, die

zwar nicht ganz alleinherrschend, doch sehr mächtig eingreifend, zur Mässigung der Reizbarkeit, zur Anordnung des Verworrenen, zur Bevestigung des Wandelbaren, nach Begriffen und mit Ueberlegung hinwirkt. Man kennt diese Kraft, womit der Mensch sich aus seinem Taumel emporarbeitet, nicht bloss aus eigner innerer Wahrnehmung, nicht bloss durch die Erinnerung aus den Jugendjahren und durch den Uebergang aus der eignen frühern Beweglichkeit zu der allmählig gewonnenen männlichen Vestigkeit: sondern jeder von uns, und schon die Meisten vor uns, waren der Wirksamkeit einer Fürsorge unterworfen, womit die frühern Geschlechter den spätern vorarbeiten, indem sie ihnen einen Schatz von Lehre und Warnung, von Regeln und Grundsätzen, von angenommenen Gesetzen und Einrichtungen überliefern, die zu den stärksten psychologischen Kräften gehören, welche es geben kann, und die in demselben Maasse an Herrschaft gewinnen werden, wie sie an innerer Wahrheit und Gültigkeit gewinnen. Was in dem Laufe eines Menschenlebens ein glücklicher Augenblick ist, da der Mensch, sich selbst mit seinen Blicken umspannend und beurtheilend, einem Gesetze sich unterwirft, dessen Urheber er selbst ist: eben dies ist in der Geschichte ein grosser Mann, ein Gesetzgeber, ein Weiser, der sein Volk begreift, und demselben die Ordnung vorschreibt, deren es bedarf. Er selbst hat sich erhoben aus der Mitte der Uebrigen; seine Gedanken sind ursprünglich entnommen aus der allgemeinen Gedankenmasse; darum passen sie auch wieder zu dem Denken und Fühlen der Andern, sonst könnten sie keinen Einfluss gewinnen, und am wenigsten nach seinem Tode sich erhalten.

Aber gerade dieser Umstand beweiset auch und erklärt, dass, und warum, Individualität und Nationalität in die angefangene Charakterbildung mit hinüber gehn. Zu keiner Zeit, in keinem Augenblicke, ist der Mensch reiner Geist, ist ein Volk die reine Menschheit; jede Ueberlegung, auch die, wodurch der Mensch für sich, oder der Gesetzgeber für das Volk, sich über sich selbst erhebt, um sich gleich einem Fremden eine Lebensordnung vorzuschreiben, — jede Entschliessung und Handlungsweise, die auf solche Ueber-

legung folgt, verräth immer noch den Boden, aus welchem sie entsprang, und zeigt, wenn nicht das Unrichtige, so doch das Einseitige dessen, der über sich oder sein Volk verfügte. Wie die Resultate der Wahrheitsforschung zweier gleich wahrheitsliebender Denker entweder in ihrem Inhalte, oder doch in der Methode sie zu erreichen, von einander abweichen, so hat auch die Sittlichkeit der trefflichsten Menschen ihr Persönlich-Eigenthümliches; so hat vollends jede Nationalbildung ihre Flecken und Schoosssünden, welche abzulegen sie weder Fähigkeit noch Neigung zeigt. Diese Abweichungen, in ihrem Ursprung vielleicht unbedeutend, werden in der Folge wichtig, wenn die mehrern — Menschen oder Nationen zusammenstossen. Kleine Vorurtheile reichen hin, um sie von einander entfernt zu halten; und wo keine Verbindung glückt, da steht die Zwietracht schon in der Nähe, um beim geringsten Anlass hervorzubrechen. Wem fallen hiebei nicht religiöse Secten und Religionskriege ein! Um ihnen auszuweichen, lehrte das achtzehnte Jahrhundert Toleranz, aber das neunzehnte, sich klüger dünkend, bezeigt hie und da schon wieder Lust, die alten Reibungen zu erneuern.

Dass in den Fehlern der Nationalbildung die Gebrechlichkeit der Staaten ihren Sitz habe, — während einzelne Fehler der Verwaltung, und selbst, wenn man will, der Verfassung, im Laufe der Zeit in soweit pflegen gehoben zu werden, als der gesunde Geist der Nation ihnen überlegen ist, — dies ist zu bekannt, um einer Ausführung zu bedürfen. Wenn wir aber die letzte Folge jener Gebrechlichkeit, den Untergang der Staaten, ins Auge fassen, wenn wir versuchen, sie mit dem Tode der einzelnen Menschen zu vergleichen, so werden wir inne, dass die beiden Fäden unserer Betrachtung hier aufhören, parallel zu laufen. Der Tod des Menschen ist kein psychologisches, sondern ein physiologisches Ereigniss; dieses aber entrückt den Gegenstand der Psychologie aller fernern Beobachtung. Hingegen die Staaten, wenn sie auch noch so sehr altern, gleichen doch jenem Sterblichen, dem eine Göttin Unsterblichkeit geschenkt, aber die ewige Jugend vergessen hatte. So schleppte das griechische Kaiserthum ein langes, sündiges und sieches Leben, und so hätte

auch das ihm verschwisterte römische Reich vielleicht noch lange gedauert, ja es wäre vielleicht mit Hülfe des Christenthums verjüngt worden, wenn nicht die Stösse von aussen ihm ein Ziel gesetzt hätten. — Man hat nun zwar, um die Parallele auf andre Weise fortzuführen, den Staaten oftmals ein organisches Leben zugeschrieben; durch welche Vergleichung die Physiologie an die Stelle der Psychologie gesetzt wird. Allein diese Zusammenstellung reicht gerade so weit und nicht weiter, als die vorige. Es ist der Mühe werth, dies näher zu bestimmen. Die Physiologie hat zu ihrem Gegenstande organische Leiber, deren ganze mögliche Bildung sich aus einem Keim entwickelt, dessen Kleinheit ihn den Sinnen entzieht. Mit dem Keime aber ist ganz bestimmt die fernere Evolution vollständig gegeben; dergestalt, dass man den Keim wohl pflegen oder verderben, die Evolution wohl einigermaassen beschleunigen oder verzögern, nicht aber dauerhaft verändern kann. Denn wenn Jemand etwa die Missgeburten als abgeänderte organische Formen betrachten will, so muss man ihn erinnern, dass diese an sich gebrechlich, und der Fortpflanzung unfähig sind. Solche Bestimmtheit der Form nun ist weder in dem menschlichen Geiste, noch in dem Staate zu finden. Vielmehr gilt vom Geiste und vom Staate der Satz, dass sie sich bestimmten Organismen zwar allmählig, und ins Unendliche fort nähern, sie aber niemals völlig erreichen; oder kurz: Physiologie zeichnet die Asymptote für Psychologie und Staatswissenschaft. Es ergiebt sich nämlich allerdings aus dem System aller Vorstellungen im Individuum und im Staate eine bestimmte Assimilationsweise für neu hinzukommende Vorstellungen, sammt den aus ihnen entstehenden Gefühlen und Begierden; aber jede Assimilation verändert zugleich das Assimilirende, und giebt dadurch den künftigen Assimilationen eine neue Richtung. Hierauf beruht die Möglichkeit der Erziehung, von der man sehr unrichtige Begriffe hegt, wenn man sie der Gärtnerei vergleicht; denn während die letztere bloss die vorbestimmte Evolution der Pflanzen fördert, greift die erstere allerdings in das Innere des Keimes ein, indem sie dem Menschen Gedanken, Gefühle und Bestrebungen einimpft, die er ohne sie niemals

erlangt hätte. Darum wird ein junger Neuseeländer, den wir in Europa erziehn, zwar nicht völlig Europäer werden, aber auch nicht völlig Neuseeländer bleiben; jenes nicht, weil sein Geist, als er zu uns kam, schon ein Analogon von organischer Bestimmtheit erlangt hatte; dieses nicht, weil die Organisation des Geistes nicht die Vestigkeit der eigentlichen Organismen hat, sondern sich nach neuen Eindrücken innerlich umändert. Und hiemit hängt unmittelbar der Unterschied zusammen, dass Pflanzen und Thiere eine zugemessene Zeit des Wachsens, Bestehens und Welkens haben; hingegen die Staaten sich bald schnell bald langsam entwickeln (vergleichen wir beispielshalber nur das heutige, noch sehr junge, und doch schon so starke, Nordamerika mit dem alten, langsam wachsenden Rom!) und dass eben so wenig in der Abnahme der Staaten, wie in ihrem Wachsen, bestimmte Perioden herrschen, vielmehr oftmals ein wechselndes Rückgehn und Vorwärtsgehn, wo nicht gar eine Art von Wiedergeburt in ihnen zu bemerken ist, dergleichen dem heutigen Frankreich, und vielleicht auch Spanien, zu Theil zu werden scheint. Und soll ich hiebei nicht auch an Deutschland, an Preussen mich erinnern?

Es sind in der That nicht sowohl die successiven, als die simultanen Merkmale des Staats und der Organismen, die zwischen beiden eine Vergleichung rechtfertigen. Wie die Organe, von denen die Organismen ihre Namen führen, — wie Lunge und Herz, Leber und Magen, Muskeln und Nerven, zum Leben zusammenwirken: so arbeiten bekanntlich im Staate die verschiedenen Stände, zwischen denen die gemeinsam obliegende Arbeit getheilt ist, zum Bestehen und Gedeihen der Gesellschaft einander in die Hand. Um aber diese Vergleichung durchzuführen, reicht es nicht hin, einen bestimmten Staat mit einer bestimmten Art von Thieren oder Pflanzen zusammenzustellen, sondern man muss beinahe die ganze Naturgeschichte durchlaufen, vom Polypen bis zum Menschen, oder vom Pilz bis zur Eiche, um den Staat, der eigentlich nie etwas bestimmtes *ist*, sondern der stets *wird*, und schwebt, und vorwärts oder rückwärts geht, mit dieser seiner ganzen Veränderlichkeit als einen Organismus denken

zu können. Denn beim Ursprung der Staaten war ohne Zweifel die Theilung der Arbeit in ihnen höchst unvollkommen, gerade wie die Theilung der organischen Functionen bei den niedrigen Thieren und Pflanzen; aber in dem aufblühenden Staate sondern sich die Stände immer weiter, sie nehmen Mittelglieder zwischen sich auf, denen die Sphäre ihres Thuns immer enger begränzt wird; wie wenn den Thieren ohne Herz allmählig Herz und Lunge, denen mit wenigen Nervenknoten allmählig ein Rückenmark und ein Hirn einwüchse. Und nun können wir in unsre Betrachtung auch wiederum den menschlichen Geist einführen, der uns eine Aehnlichkeit mit dem Staate darbietet, welcher ich, ihrer Dunkelheit wegen, vorhin noch nicht wagte zu erwähnen. Nämlich der Geist, wie der Staat, ist zwar niemals ein ganz vest bestimmter Organismus, aber er organisirt sich fortwährend; und dieses sein Fortschreiten bezieht sich nicht bloss auf die Weise der Assimilation neuer Vorstellungen, sammt der Reizbarkeit gegen dieselben, (wovon schon oben die Rede war,) sondern auch auf die Sonderung der Functionen, die zum geistigen Leben zusammengehören. Aber hier muss man nicht nach ausser einander liegenden, räumlich getrennten Organen fragen, dergleichen wohl Einige im Gehirn gesucht haben, weil sie das vollkommen intensive Wesen des Geistes, und die mitten in dieser strengen Intensität dennoch enthaltene Mannigfaltigkeit, Sonderung, und Entgegengesetztheit, nicht fassen, vielleicht nicht einmal ahnden konnten. Vielmehr muss man sich üben, um zuerst nur soviel zu begreifen, dass unsere Vorstellungen vom Raume und von den räumlichen Dingen, in der Seele nicht aussereinander, dass unsere Vorstellungen von der Zeit und den zeitlichen Dingen, in der Seele nicht nacheinander seyn können; dass vielmehr jede solche Vorstellung ihr Mannigfaltiges völlig zusammenfassen, völlig in Eins drängen muss, um den vorgestellten Raum und die vorgestellte Zeit wirklich zu enthalten, und Nichts davon zu verlieren. Hat man dies begriffen: dann wird man besser vorbereitet seyn, um auch noch zu fassen, dass in der Einen, ungetheilten Seele, deren Vorstellungen aber durch sehr vielfältige Gegensätze und daraus entstehende

Hemmungen gehindert werden, sich vollständig zu durchdringen, es verschiedene, grössere und kleinere *Vorstellungsmassen* gebe, in deren jeder eine gegenseitige Bestimmung der Partialvorstellungen allmählig entstehe, die sich aber in dieser Hinsicht auf verschiedenen Puncten der Reife befinden; dass während der stets fortgehenden Abwechselung unserer Gedanken, sich die mehreren Vorstellungsmassen berühren, in einigen Puncten verschmelzen, und dadurch eine neue, gegenseitige Wirksamkeit erlangen; dass die stärksten, die herrschenden Vorstellungsmassen theils mit den meisten schwächeren auf eine bestimmte Weise verbunden sind, theils mit neu hervortretenden sich am ersten, und am einflussreichsten, verbinden; und dass von der Art und Weise dieser Verbindungen (die unendlich verschieden, aber in jedem einzelnen Falle mit mathematischer Genauigkeit bestimmt ist,) die Eigenthümlichkeit der Herrschaft abhänge, welche die starken Vorstellungsmassen ausüben, und welche die schwachen von ihnen erleiden. Um hier an etwas Bekanntem anzuknüpfen, erinnere ich an die wissenschaftlichen Systeme, an die moralischen, politischen, religiösen Ueberzeugungen, an die Verknüpfung zwischen diesen und den wichtigsten Lebenserfahrungen und Lebensplänen, an das Gefüge der mancherlei Privatverhältnisse; — wer dies alles in sich selbst mit anhaltender Aufmerksamkeit beobachtet, der wird sehr bald seine eignen herrschenden Vorstellungsmassen, und die wichtigsten Verbindungen derselben, gewahr werden; auch die Art ihres Wirkens wird ihm nicht entgehn, wenn gleich die Erklärung dieses Wirkens ohne tiefere Speculation nicht genügend ausfallen kann. Der gebildete Mann ist demnach innerlich ausgerüstet mit einer Menge von Organen zu seinem Denken und für seine Entschliessungen; dem Ungebildeten fehlen diese Organe; alle Unwissenheit ist Mangel, aller Irrthum ist Krankheit in einem der Organe; wie viele aber ihrer, und wie vollständig ausgebildet ein jedes eigentlich seyn solle? das ist eine Frage die gerade so lautet wie die: wann im Staate die Theilung der Arbeit still stehn solle, und welches in den Unterabtheilungen der Stände die letzten Verzweigungen seyen? Es ist eine Frage wie die: wie viele

Organe eigentlich zu einem ganz vollkommenen Leibe gehören, nicht etwa bloss auf der Erde, oder in unserm Sonnensystem, sondern absolut genommen, und auf dem vollkommensten aller Weltkörper? Man sieht sogleich, dass alle diese Fragen unbeantwortlich sind.

Die Physiologie hat neuerlich angefangen, sich aufs engste mit der vergleichenden Anatomie zu verbinden; man wird daraus schliessen dürfen, dass sie sich nicht mehr auf die Angabe des Nutzens der einzelnen Theile in dem menschlichen Leibe beschränke, sondern dass sie dem Leben in allen Formen nachspüre, die es anzunehmen fähig ist. Die Staatswissenschaft wird Niemand mit der Statistik einzelner Staaten verwechseln; sie ist längst in ihrer natürlichen Verbindung mit der Geschichte bearbeitet worden; sie haftet also nicht an der besondern Organisation dieses oder jenes Staats, sondern sie hat die Möglichkeit und stufenweise Entwickelung der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt im Auge. Die Psychologie allein schien zurückgeblieben; und sie kann freilich nicht von der Stelle kommen, so lange sie sich mit den fabelhaften Seelenvermögen trägt, die ungefähr soviel bedeuten, als wenn ein Physiolog, der niemals ein anatomisches Messer in Händen gehabt, niemals eine Lunge, einen Magen, ein Herz, niemals Adern, Nerven, Muskeln gesehn, noch davon gehört hätte, dem menschlichen Körper allerlei Vermögen zueignen wollte, z. B. ein Vermögen zu athmen, ein Vermögen zu erröthen, ein Vermögen die Glieder zu bewegen, ein Vermögen zu wachsen, und dergl. mehr. Allein ich habe mir längst, und auch in dieser Vorlesung, die Freiheit genommen, die Seelenvermögen, Gedächtniss, Einbildungskraft, Verstand, Vernunft, und so weiter, bei Seite zu setzen; die wirksamen Kräfte in den Vorstellungen selbst aufzusuchen, und das geistige Leben, dessen Anfänge sich in den Thieren, in den Wilden, in den Kindern zeigen, bis zu seiner höchsten uns bekannten Ausbildung hinauf, als ein Continuum von Phänomenen zu betrachten, dessen gesammte Möglichkeit, mit allen in ihm liegenden Uebergängen und Verbindungen, die eine und untheilbare Aufgabe der Psychologie ausmacht; eine Aufgabe, die freilich nicht bloss empirisch

ist noch seyn kann, sondern die vielmehr die ganze Speculation, mit allen ihren Hülfsmitteln und Wendungen, und dann wiederum eine sorgfältige Vergleichung mit der Erfahrung, unumgänglich erfordert. Sobald aber die Psychologie auf diese Weise bearbeitet wird, ergeben sich nicht bloss die Vergleichungen, sondern auch die Anfänge der innern Verbindung, worin diese Wissenschaft mit andern zu treten geeignet ist. Nun bin ich zwar sehr weit entfernt, um einiger neuen philosophischen Grundsätze willen sogleich eine Reform in den mit der Philosophie verwandten Wissenschaften anzukündigen; eine Anmaassung, deren Beispiele nur allzubekannt sind. Allein, soviel getraue ich mir zu behaupten, dass eine richtige Psychologie viel genauer, als die bisherige falsche es vermochte, sich mit der Staatswissenschaft in Verbindung setzen wird. Was in den Staaten sich zusammenwirkend erhebe, sich wider einander wirkend vernichte; was leicht und schnell veränderlich, was langsam und schwer beweglich sey; wieviel der blinde Mechanismus durch sich selbst hervorbringe, wieviel kluge Ueberlegung, und sittlich reines Wollen vermöge; welche Reizbarkeit, welche Unsicherheit, welche Gefahr und Hoffnung auch der scheinbar am besten organisirte Staat übrig lasse; welche Theile seiner Einrichtung, gleich harten Knochen, bloss durch ihre mechanische Vestigkeit nützlich seyen, und wie man ihre Dauerhaftigkeit sichern könne; welche andre Theile dagegen die Reizbarkeit der Muskeln, oder gar die Empfindlichkeit der Nerven besitzen, und wie man diese durch leise Berührung zugleich schonen, und ins Spiel setzen müsse: diese und tausend ähnliche Fragen wird sich der Staatskundige schwerlich je genügend beantworten können, solange nicht die Hemmungen und Complicationen der Vorstellungen, die Strebungen und Spannungen der Gemüthszustände, der Ursprung der Formen aller Erfahrung, die Stufen der Entwickelung in Urtheilen und Begriffen, die Verhältnisse der Vorstellungsmassen in der Selbstbeobachtung und Selbstbeurtheilung, — kurz, solange nicht die geistige Organisation ihm klar vor Augen liegt, die, mehr oder minder ausgebildet, in jedem einzelnen, das Ganze des Staats mit bestimmenden Bürger

vorhanden ist; und die eben darum in Allen wirkt, weil das Ganze die Natur seiner ersten, einfachen Bestandtheile niemals verleugnen kann. Wenn nun die Psychologie einen Theil des Fundaments ausmacht, worauf die Staatswissenschaft, um vollständig begründet zu seyn, ruhen muss; so findet zugleich ein umgekehrtes Verhältniss zwischen beiden Statt, nämlich dies, dass die abgeleitete Wissenschaft zur Rechnungsprobe diene für die, von der sie abhängt; dass also die Irrthümer, welche in die Psychologie eingeschlichen seyn möchten, sich dadurch verrathen werden, wenn in der Staatswissenschaft nichts Haltbares vorkommt, was ihnen entsprechen könnte. Auch dieses Verhältniss aber ist gegenseitig; die richtigen Lehrsätze der Staatskunst, sobald sie hinausgehn über die praktischen Ideen, über die Bestimmungen dessen was seyn soll, müssen in Ansehung der Ausführbarkeit und der Wirksamkeit der durch sie vorgeschriebenen Maassregeln sich durch psychologische Gründe, die ihnen zur Unterstützung dienen, bewahrheiten; widrigenfalls sind sie ebenfalls des Irrthums verdächtig. Schwerlich könnte ich diesem Vortrage einen angemessenern Schluss hinzufügen, als indem ich zweier falscher Lehren gedenke, deren eine in der Psychologie, die andere in der Staatswissenschaft ihren Sitz hat, und die durch Zusammenstellung beider Wissenschaften ihr Irriges sehr leicht verrathen. Die eine ist die sogenannte transscendentale Freiheit des Willens, durch welche Kant, verleitet durch eine unrichtige Wendung in seiner Begründung der Sittenlehre, die der Wahrheit näher liegende Ansicht Leibnitzens verdrängte, und welche Schelling, ganz wider den Geist der gesunden Naturbetrachtung, aufrecht halten wollte. Nach dieser Lehre von der Freiheit des Willens ist der Causalzusammenhang aufgehoben, welcher den Gang der Menschengeschichte, und die Bildung der Staaten, aus psychologischen Gründen umfassen sollte. Wo jedes Individuum absolut frei ist, da muss man in der gesammten Thätigkeit Aller, und folglich in dem Resultate dieser Thätigkeit, keinen Zusammenhang, sondern Lücken und Sprünge erwarten; und da ist es ganz vergeblich, eine auch nur wahrscheinliche Regelmässigkeit der Zusammenwirkung veranstalten

zu wollen. Also wäre die Staatskunst zwar vielleicht eine Aufgabe in der Idee, aber eine vollkommene Thorheit in der Ausübung. Da dieses falsch ist, so muss auch die Annahme der transscendentalen Freiheit einen Irrthum enthalten, dessen Entwickelung übrigens nicht dieses Orts ist. Das andre Beispiel bietet in der Staatswissenschaft die Meinung dar, als lasse sich irgend eine Verfassung erfinden, die für alle Staaten die rechte sey oder doch die beste. Wenn dies wahr seyn soll: so muss der Schwerpunct des gesammten Wollens im Staate durch irgend eine Einrichtung können bevestigt werden, indem, wenn er sich verrückt, offenbar die Constitution des Staats keinen Haltungspunct mehr hat. Nun setzt aber die Vestigkeit jenes Schwerpuncts entweder Unbeweglichkeit aller einzelnen Willen, oder genaue Compensation ihrer Bewegungen voraus, wovon das letztre, wenn wir es psychologisch überlegen, sich wo möglich noch ungereimter zeigt als das erstre. Hat man aber mit der Reizbarkeit des menschlichen Geistes zugleich auch die Gesetze des Uebergewichts der stärksten und am besten verbundenen Vorstellungsmassen wohl begriffen, hat man überdies die psychologische Möglichkeit einer moralischen Bildung eingesehn, vermöge deren die herrschenden Vorstellungen eben die des Guten und Rechten seyn müssen: so ergiebt sich nicht bloss eine Freiheit der Individuen, die gerade nach Kant's eigentlicher Meinung in der Moralität selbst liegt, sondern es erhellet auch, dass jenes Streben nach der besten Verfassung des Staats, wofern es nicht widersinnig seyn soll, innigst verbunden seyn muss mit dem Bemühen für die allgemeine Veredlung des Volks, durch welche allein die Wirksamkeit des unter sich entgegengesetzten Privatinteresse soweit vermindert, und ein gemeinsamer Schwerpunct alles Wollens so dauernd bezeichnet werden kann, dass es erlaubt ist, an eine wahre Stabilität des Staatsgebäudes zu denken. Doch diese Wahrheit ist zu unserer Zeit der allgemeinen Anerkennung schon so nahe, dass ich hoffen darf, in Ihrer Zustimmung, geehrteste Anwesende, für meinen Vortrag hier einen Ruhepunct zu finden.

XII.

De attentionis mensura causisque primariis.

Psychologiae principia statica et mechanica exemplo illustraturus

scripsit Joannis Fridericus Herbart

Philos. et Paedag. P. P. O. in Academia Regiomontana.

1822.

XII.

De attentionis mensura causisque primariis.

Psychologiae principia statica et mechanica exemplo illustraturus

scripsit Joannes Fridericus Herbart

Philos. et Paedag. P. P. O. in Academia Regiomontana.

1822.

PROOEMIUM.

Disquisitionibus psychologicis cum adductus essem ad aequationem differentialem formae sequentis

$$\frac{m\,du + n\,(1-u)^{\frac{1}{\beta}-1}\,du}{pu - qZ + r} = dZ,$$

solvi eam posse per methodum notissimam coefficientium indeterminatorum, ea quidem lege atque conditione, ut, quoties divergere inciperet series infinita, toties novi quaererentur coefficientes, novaque series adstrueretur; iamdudum demonstravi, eiusque calculi expositionem publici iuris feci*). Verumtamen haec erat nomine potius, quam revera problematis solutio. Nam taedium calculi etsi semel aut iterum diligentia vinci posset, casus tamen difficiliores aggredi vetuit; quaestionis autem natura postulabat, ut magna valorum literis m, n, β, tribuendorum varietas perlustraretur; nec enim psychologiae praesidium in numeris singulis computandis positum est, sed in toto functionum ambitu percurrendo, eoque, quantum fieri potest, uni conspectui proponendo. Itaque saepius ad eandem rem reversus, pluribus modis eam tentavi, ut viam magis expeditam invenirem; nec tamen suetis mathematicorum substitutionibus et transformationibus quicquam profeci. Patet, in aequatione proposita variabiles u et Z esse permixtas, eamque ab homogeneis, si pro β ponatur numerus magnus aut parvus, longe abhorrere; nec ullum auxilium a theoremate Tayloriano exspectandum esse, cum $\frac{dZ}{du}$ pendeat ab utraque quantitate variabili; quamobrem omnes

*) Königsberg. Archiv f. Philosophie etc. 3. Hft. 1812. (Vgl. Bd. I, No. XIII.)

quotientes differentiales sunt incogniti. Accedit, quod non tantum Z, sed etiam $\frac{dZ}{du}$, calculo est eruendum, ad erroris suspicionem propulsandam; negotii enim rite confecti nullum aliud habemus indicium, nisi illud, quod ipsa praebebit aequatio, ubi substituto valore invento ipsius Z in idem nos reducet $\frac{dZ}{du}$, cuius valorem iam cognoverimus. Quibus difficultatibus fractus, ingenii mei tarditatem increpans, totam hanc disquisitionem, in psychologia quidem admodum necessariam, aliorum diligentiae iam commendandam atque relinquendam putabam, cum lux nova mihi, de natura serierum divergentium meditanti, affulgere videbatur. Series enim, quibus uti mathematici consuerunt, ita procedunt, ut exponentes eandem servent differentiam; quod etsi calculum solet commodiorem reddere, tamen haud scio, an ipsi functionum naturae nonnunquam parum sit aptum atque consentiens. Itaque paullulum de via communi deflectens, nullam omnino seriei formam praescribens, sperabam fore, ut idoneis exponentibus ex ipso calculo haustis, paucissimis terminis id assequerer, quod series praeformatae ne in infinitum quidem productae potuerint perficere. Cuius rei periculum facere non frustra sum conatus; adeo enim commodam calculi rationem sum nactus, et variis numeris constantibus in aequationem introducendis tam aequabiliter se applicantem, ut vix mihi persuadere possim, ullam in tali re solutionem directam meliorem fore, quam hanc indirectam. Minime tamen haec ita accipi velim, quasi meam opinionem illorum iudicio anteponam, qui in mathematicis plus studii collocarunt.

Caeterum mea parum refert, quam longe abfuerim a summa calculi subtilitate; non enim eam sum provinciam sortitus, mathematicorum artificia ut traderem. Neque magis in eo laboravi, ut commendarem hanc, qua primus sum usus, applicationem matheseos ad psychologiam; neve id egi, psychologiae intima viscera ut patefacerem. Consilium huius libelli scribendi totum in eo positum est, ut calculi ad psychologiam adhibendi luculentum praebeatur exemplum; cui consilio satisfacturus, exemplum tale debebam eligere, quod a

reliquis psychologiae partibus posset segregari; omnia autem erant removenda, quibus adhibitis lectores in metaphysicas tenebras devoluti sibi fortasse viderentur.

Quaestio causarum, quibus fiat, ut animi attentio vel excitetur, conservetur, augeatur, vel demittatur, concidat, evanescat, etsi non una omnium gravissima, tamen in maximarum numero est habenda. Schola Wolffiana attentionem putabat esse principium notionum distinctarum, totiusque facultatis superioris, qua homines bestiis praestarent. Quod etsi recte se habere negabunt ii, qui bestias docent artes, futilissimas certe, nec eas ipsas sine attentione percipiendas, manifesto tamen, in quo videmus homines hominibus antecellere, in eodem etiam bestias tam longe superant homines cuncti, ut nulla fieri possit comparatio. Fichtii dictum memini, attentionem esse fontem libertatis; quod dictum, eo sensu, quo proferebatur, minime probandum, paullo immutatum verissimum esse libenter concesserim. Quamquam enim celeberrimum illud commentum de libertate, quam dicunt, transscendentali, totius philosophiae theoreticae certissima est pernicies, illud tamen vere dici potest, libertatem tantam fore, quantum habeamus imperium in attentionem nostram; ut, si quis sponte sua attentionem posset in quamcunque partem et convertere et revocare, eandemque pro arbitrio et extollere et deprimere, hic certe non finitam illam, quam homines tanquam virtutis praemium consequuntur, sed infinitam libertatem, tanquam donum naturae esset adeptus. Neque mirum, viros quosdam fortes et strenuos propositique tenaces, cum in coercendis cupiditatibus tum in regendo cogitationum decursu admodum exercitatos, in eum incidisse errorem, ut, quam vim voluntatis multum valere sentirent, eandem ultra omnes terminos adaugeri, idque ipsum volendi nisu et contentione perfici posse putarent, atque si quis contrarium affirmaret, eum ignaviae crimen subire arbitrarentur. Iidem tamen si tam acres fuissent in observando, quam vehementes fuerunt in disputando, primum hoc animadvertissent, attentionem saepissime antecedere omnem voluntatem, neque exspectare, donec libeat eam provocare; deinde intellexissent, in ea ipsa voluntate, quae iubeat cogi-

tationes quasdam deponi atque removeri, inesse attentionem quandam ad illas res quarum oblivisci velimus; postremo si ingenue fateri voluissent, quoties invitissimi suam attentionem turbari, atque ne summo quidem conatui obtemperare sentirent, eo certe redacti fuissent ut suspicarentur, minimam attentionis partem sitam esse in nostra potestate, voluntatem vero non tantum maxima ex parte, sed omnem pendere ab attentione, ita quidem, ut, quandocunque attentio pareat voluntati, tum aliam quandam necesse sit attentionem subesse ipsi huic voluntati.

Qualemcunque tamen attentioni statuas nexum intercedere cum voluntate atque cum omni hominum facultate superiori, id efficietur quod volui: quaestionem de causis attentionis maximi in psychologia esse momenti. Efficietur etiam aliud quid: duo videlicet esse attentionis genera, quorum alterum pendeat a voluntate, alterum non pendeat. Sed hic denuo est dividendum: praecipuae attentionis causae saepissime latent in cogitationibus iis, quas dicimus *reproductas*, cum anteriore sint tempore conceptae, post dimissae, et nunc primum revocatae; unde sequitur, ceteris omnibus paribus attentionem nullam fuisse futuram, si forte is, qui nunc animum attendit, non accessisset praeparatus prioribus illis cogitationibus olim iam conformandis. Longe aliter se habebit tota quaestio, si attentionem nullis alienis subnixam adiumentis spectamus; qualis in iis sit necesse est, qui eiusmodi adminicula sibi nondum compararunt. Atque hoc est punctum illud quaestionis principale, quod volui designare, ubi in huius commentationis inscriptione de causis attentionis *primariis* me dicturum significavi. De reproductionis vi in sustinenda attentione tantum adiiciam, quantum potero; uberior tamen huius rei explicatio reservanda est alii libro, quoniam non omnia, quae huc pertinent, commode separari possunt ab universo disquisitionum psychologicarum ambitu; eandemque ob causam voluntatis in attentionem potestas hic fere est silentio praetereunda.

Quod autem metaphysicam quoque missam fecerim, id sane mirabuntur ii maxime, quorum causa potissimum haec scripsi; itaque brevi dicam quod sentio. Recte nihil de rebus psychologicis scribi potest, nisi iuncta metaphysica atque

mathesi; sed quae recte sunt scripta, ea lectorem desiderant omni ex parte praeparatum. Nostri autem temporis ea est calamitas, ut foedissimum factum sit illarum artium discidium: qua calamitate tanto magis atque gravius premitur haec aetas, quanto rariores sunt, qui illud malum vel agnoscant vel sibi demonstrari patiantur. Mathematici superbiunt in legibus phaenomenorum determinandis, veram rerum naturam, quae subsit phaenomenis, nihil curantes; philosophi se iactant in contemnendis sensuum praestigiis; ubi autem ad phaenomena explicanda descendunt, destituti matheseos auxilio maxime necessario, ineptissimas nugas effutiunt; nesciunt enim, quid quamque rem sequatur, quod ex sola logica satis intelligi non potest: quocirca vel recte positis principiis recte uti nequeunt. Quae cum ita sint: psychologia cuinam sit scribenda, revera nescio: illorum quidem neutris eam scribi posse video. Ut tamen aliqua ex parte initium caperem, confugiendum mihi putavi ad nudam experientiam, atque periculum faciendum, possemne more mathematicorum rebus, quas omnes norunt, calculum applicare, omissis iis, de quibus plurimi dubitant, pauci consentiunt, multi ne audiendum quidem sibi arbitrantur.

Interim ne quis iustum me putet excedere modum, cum poscam, qui mathematicus, idem ut sit philosophus: clarissimum adferam exemplum; non Platonis et Pythagorae, non Leibnitzii et Wolffii, qui fortasse in singulis matheseos partibus excelluisse, nec tamen in universa arte amplificanda totum vitae studium collocasse videbuntur: his, inquam, testibus uti nolo; locupletiorem habeo; quem iure magistrum omnium, qui nunc vigent, mathematicorum dicere possumus, Leonhardum Eulerum! — Cuius cum evolverem theoriam motus corporum solidorum, formulas et aequationes inde petiturus (nec enim aliud quid exspectabam), disputantem inveni auctorem usque ad §. 184 de loco et tempore, de motu et quiete, de viribus mechanicis, id est, de metaphysicae notionibus difficillimis; atque ita quidem disputantem, ut essent luculentissima omnia, multa verissima, ipsique errores commissi ad excitandum lectoris ingenium apti; quo nihil melius de ullo philosophorum easdem res tractante praedicari potest. Iam ea lectione finita desii mirari, formulae

illae paene divinae, quibus totam mechanicam corporum esse superstructam sciebam, unde originem traxerint: quae enim coelesti quodam afflatu pervenisse ad hominum ingenia possunt videri: ea manifesto philosophandi nisu strenuo et diligentia assidua sunt detecta. Quamobrem non omnis *mechanicae coelestis* inventae laus soli mathesi est tribuenda, sed metaphysicae sua pars vindicanda: mathesis autem ad summum dignitatis fastigium tum denique est perventura, ubi metaphysicam adiuvans *mechanicam mentis* patefecerit; ut tandem aliquando genus humanum eam assequatur scientiam, quam Apollo commendavit Pythius nobilissimo illo praecepto: nosce te ipsum.

CAPUT PRIMUM.
PRAEMONENDA.

1.

Omnes vires agere censentur, quantum possunt, nisi impediantur viribus contrariis: quod ubi accidit, vel contrarius exorietur eventus, vel nullus. Primum indicat, vim fortiorem vicisse; secundum, vires esse aequales, unde ductum est nomen *aequilibrii.* Nam ad libram et pondera hic non esse respiciendum, omnes norunt: tota vocabuli vis posita est in denotanda aequalitate actionum et reactionum, se invicem tollentium, ut quaecunque ex singularum virium conatibus prodire debuerint, ea prorsus cessent, et, cum semper sint exstitura, perpetuo tamen deleantur et evanescant. Iam per se patet, hanc notionem adeo esse universalem, ut ad motum et materiam nullo modo possit restringi. Quaecunque fieri possunt, ea possunt impediri; quamcunque vim animo fingas, aliam contrariam ipsi cogitare poteris, eamque, si placet, aequalem priori, aut, si mavis, per se quidem vel fortiorem vel remissiorem, sed eiusmodi conditionibus implicatam, ut actiones tamen evadant aequales, seque invicem in ipso nisu agendi exstinguant. Cuius rei vectis praebet exemplum, sed ita comparatum, ut eius notio principalis multo latius pateat. Removere possumus non pondera tantum, sed fulcrum, iugum, ipsam denique lineam mathematicam atque vires motrices ei adplicatas; remanebunt vires qualescunque certis conditionibus agendi obnoxiae, quibus determinetur, quantum hae vires sint acturae, ut diiudicari queat, utrum eventus nascatur, an vero nascens destruatur.

Igitur eodem iure, quo loquimur de virium magneticarum, electricarum, chemicarum aequilibrio, psychologiae quoque

tribuenda erit pars quaedam statica, et alia pars mechanica, quamvis nihil fiat in mente, quod ad notiones loci et spatii possit referri. Multa enim evenire et mutari in animis nostris, certissimum est; earumque mutationum vires quasdam esse causas, nemo negabit, nisi quis putet fortuito fieri, quae fiunt in mentibus, quod est absurdum. Quarum virium si veras notiones adhuc usque concepissent philosophi, indagare etiam potuissent leges motuum animi, nec non leges aequilibrii in animo; sed haec omnia non modo neglecta, sed prorsus incognita iacuerunt, quoniam illi falsissimis de quibusdam facultatibus animi opinionibus decipi se passi sunt, in quibus ne minimum quidem inest veritatis vestigium.

2.

Cum de aequilibrio in animo vel constituto vel sublato, sermonem inceperim: quaerenda mihi sunt exempla in experientia communi obvia, quibus ea, quae dixerim, possim illustrare. Ac primo quidem lectores puto cogitaturos de animi perturbationibus, et de virtutibus iis oppositis, constantia et gravitate, quarum id videtur esse munus proprium, ut aequilibrium vel tueantur, vel restaurandum curent. Neque tamen haec exempla per se sunt satis perspicua, sed paullo diligentius consideranda: nondum enim patent vires oppositae, quas quaerebamus, ut earum aequilibrium cognosceremus. Cave putes, alteram vim esse virtutem, alteram animi perturbationem: sed virtus illa potius artifici est similis, machinam eversam reficienti; nec quisquam somniabit de aequilibrio artificis cum machina; sed ipsi machinae insint pondera quaedam, necesse est, ab artifice ad aequilibrium redacta. Sic etiam virtus efficiet, ut in animo perturbato vires quaedam sibi oppositae, ab aequilibrii statu deiectae, quam celerrime reponantur. Quales autem hae sint vires, inde nondum perspicimus; nec spes est, eas, nisi alia subveniant auxilia, posse cognosci. Tanta enim cogitationum in animo perturbato est multitudo, tamque celeriter moventur atque aestuant, ut facile intelligatur, totam hanc rem longissime esse remotam a simplicitate principiorum in limine theoriae alicuius ponendorum. Teneant velim lectores hanc admonitionem, in primordiis psychologiae perscrutandis omnino abstinendum esse ab exem-

plorum complicatorum usu: vera enim initia adeo sunt parva, ut cerni vix queant; atque ut accedant ad similitudinem punctorum illorum, in quorum motibus describendis prima mechanicae corporum capita versantur.

3.

Oppositas sibi invicem esse scimus simplicissimas illas perceptiones colorum, sonorum, et alias eiusdem generis: nec ullam aliam ob causam, nisi quoniam sibi sint oppositae, virium naturam eas induere affirmo. Quae propositio in duas est dividenda:

1) perceptiones simplices oppositae in se invicem agunt tanquam vires contrariae;
2) eius actionis causa est ipsa contrarietas.

Harum propositionum secunda huc non pertinet; est enim tota metaphysica: fuit tamen pronuntianda ad arcendas falsas opiniones. Nolo in hac commentatione omnia probare; sed recte intelligi cupio.

Primae propositionis veritatem in experientia communi quasi per nebulam internoscere licet. Fac, te hominem audire utentem lingua tibi ignota: senties, verba pronuntiata tibi excidere memoria, nisi ille tam lente loquatur, ut possis in singulis syllabis excipiendis commode morari: senties itaque, sonorum oppositorum varietatem eam vim habere, ut perceptiones tuae se invicem ex animo tuo propellant. Sed fuit quondam tempus, ubi nullam omnino linguam didiceras: tum omnes soni, quos audiebas, eam in animo tuo exercebant vim, quae nunc a sermone quidem patrio tibi abesse videtur, quoniam eum tibi familiarem reddidisti. Ex hoc exemplo reliqua omnia possunt cognosci. Hominum adultorum experientia maximam partem se habet eodem modo ac sermo patrius; perceptiones singulares ita sunt inter se arctissimo vinculo coniunctae, ut separatim agere non possint; et hanc ob causam non sentimus, quanto illae sibi ipsae sint invicem impedimento, quantamque inter se exerceant pressionem. Ac ne tum quidem, cum aliquid novi accidit, totam vim contrarietatis, inter novas et priscas perceptiones intercedentis, experimur; nihil enim accidere potest, quod homini adulto omni ex parte sit novum.

Mirari solent homines primo discentes, quantam aëris molem inscii corpore sustineant: multo magis mirarentur, si scirent, quantus in animo sit notionum et cogitationum nisus contrarius. Sed maxime mirum hoc fortasse videbitur, quod ob hunc nisum nullo dolore afficimur: quod tamen satis facile poterit explicari.

Effectus enim simplex simplicis pressionis ex notionum vel perceptionum contrarietate coortae, nullus est alius, nisi ut illae notiones vel omnino vel aliqua ex parte evanescant, prorsus eodem modo, sicut evanescunt tum, cum obruimur somno. Obdormiscere autem nemo se sentiet unquam; abeunt enim cogitationes, quas absentes observare non poterit: eandemque ob causam sensus nullus inest in singulis perceptionibus, quatenus ab aliis se ex animo propelli patiuntur. Longe aliter se habet res, ubi plures agunt vires, ut effectus pressioni simplici debitus impediatur; iamque haec est regio dolorum et cupiditatum, quam tamen in hac commentatione ne e longinquo quidem possum ostendere. Adeant lectores, si placet, meum compendium psychologiae*). Hic ad calculum mihi est properandum, cuius causa haec scribo.

4.

Formulas fundamentales staticae mentis alibi iam exposui, hic autem denuo eas evolvi necesse est, propterea quod hac opportunitate utendum, ad latinos terminos technicos constituendos.

Deest primo in sermone latino vox satis congruens cum nostro: *Vorstellung*. Nam *notio* usurpari solet pro cogitatione generis, non autem pro perceptione rei singularis, quam nunc ipsam vel intuemur vel sentimus; accedit etiam, quod in vernaculo sermone tria habemus correlata: *Vorstellung*, *Vorgestelltes*, *Vorstellen*; quibus designandis vocula *notio* se accommodari non patitur. Sed quoniam verbum aptius vix posse inveniri videtur, (nam *idea* graecum est, et Platonicae philosophiae, iam nimium falsa huius vocis interpretatione turbatae, omnino relinquendum,) a *notione* distinguere possumus eam, quam refert, *imaginem (von der Vor-*

*) Lehrbuch zur Psychologie. Königsberg 1816.

stellung das Vorgestellte); dicuntur etiam notiones animo *informari*, sed eiusmodi infinitivo non est opus. Prorsus enim falsa est opinio, actum quendam vel facultatem formandarum notionum, diversam ab ipsis notionibus, menti inesse; eumque errorem genuit mechanicae mentis summa inscientia.

Remotis iam omnibus facultatibus, tum sensuum, tum rationis; remota etiam tota quaestione de origine notionum, (quae quaestio, nimis festinanter agitata, satis diu praestrinxit philosophorum aciem,) *ponamus*, *uni menti inesse duas notiones simplices contrarias*, *et praeterea omnino nihil*. Quae notiones si vel maxime sibi sint contrariae, patet tamen, altera notione prorsus depressa, ita ut nullam vim exercere possit, alteram ab omni illa, de qua antea dixi, pressione fore immunem: idque probe est tenendum, etsi iam perspiciamus, fieri non posse, ut altera totum pressionis subeat onus, altera maneat intacta, sed distribuendum esse hoc, quicquid sit, oneris, ita quidem, ut utraque notio partem eius legitimam sustineat.

Sed antequam hic pergam, dicendum est de notionum *robore* proprio, quam *intensitatem* nominare possem, nisi lectoribus cavere deberem a confundendo robore cum *tensione* notionum, quae est res plane diversa atque paullo infra illustranda.

Robur proprium est id, quod nos dicimus *Stärke einer Vorstellung*. Experientia docet, notionem aliam alia fieri fortiorem, ubi rem aliquam vel diutius contemplemur, vel clariore luce adhibita conspiciamus, vel oculos, aures, etc. propius admoveamus. Quoquo modo nata sit haec quantitas intensiva notionum, sive hoc robur, numeris iam possumus uti ad designandas rationes inter eiusmodi quantitates. Nominemus alteram notionem A, alteram B, sintque m et n certi quidam numeri: poterimus ponere $A:B = m:n$, etsi nulla nobis suppetit mensura, sive unitas, ad quam referatur vel A vel B, si de absoluta harum notionum quantitate intensiva quis velit interrogare.

Sed suspicor, fore, qui inanes hoc loco moveant scrupulos. Dicent enim, notionibus nullam competere quantitatem intensivam, neque notionem arboris per se fortiorem esse

notione domus. Qui si mihi melius latine reddere poterunt id, quod nos dicimus *Vorstellung*, libenter concedam illis, ut suo more loquantur de notionibus: verborum enim erit haec, non rerum disputatio. Arboris autem et domus notiones sunt admodum compositae, atque hanc ob causam ab hac disquisitione alienissimae; neque earum mentionem fecissem, nisi saepissime protervas eius generis obiectiones essem expertus.

Redeamus ad propositum; atque iam erit manifestum, pressioni illi a notionum contrarietate proficiscenti utramque notionem tanto fortius posse resistere, quanto plus habeat roboris. Itaque resistent in ratione $m : n$. Quanto magis autem restiterint, tanto minorem mutationem sunt passurae; itaque mutationes erunt $= \frac{1}{m} : \frac{1}{n} = n : m$. Ubi monendum, de nulla alia mutatione hic cogitandum esse, nisi de illa, quam supra indicavi, scilicet notiones prorsus oppressas evanescere, et quasi consopiri. Neque tamen prorsus evanescent, sed obscurabuntur tantum. Etenim si altera evanuisset, nihil superesset, unde altera vel minimum pateretur; cum autem sibi invicem sint impedimento, neutra totam sustinebit pressionem, itaque utriusque aliquantum in animo remanebit.

Calculi hoc loco instituendi nullum aliud est negotium, nisi ut iacturam faciendam riti distribuat. (*Jactura* idem est ac lingua vernacula *die Hemmungssumme;* ratio distribuendae iacturae est *Hemmungsverhältniss.*) Tanta autem est iactura facienda, ut eodem designetur numero, qui indicat minorem notionem; minorem vero eam dico, quae minus habet roboris. Quod ut commodius perspiciatur, certos ponamus numeros; sintque binae notiones $= 3 : 2$; iactura facienda erit $= 2$. Nam *si notio minor tota esset oppressa, altera maneret intacta atque prorsus incolumis; quod cum fieri nequeat, aliquantum patietur, neque tamen plus, nisi id, quod minori notioni sit emolumento;* ut *ademtam alteri altera sibi vindicet partem;* sive, ut, claritatis quantum alteri detrahatur, tantum accedat alteri. Notiones enim omnino nituntur contra pressionem, eamque ob causam iactura semper erit *minima, quae esse potest.* Ita existit calculus sequens:

$(3+2) : \begin{Bmatrix}2\\3\end{Bmatrix} = 2 : \begin{Bmatrix}\frac{4}{5}\\\frac{6}{5}\end{Bmatrix}$, unde residuum erit fortioris notionis $= 3 - \frac{4}{5} = \frac{11}{5}$, tenuioris notionis $= 2 - \frac{6}{5} = \frac{4}{5}$; sive universe, posito $a > b$, $(a+b) : \frac{b}{a} = b : \frac{\frac{bb}{a+b}}{\frac{ab}{a+b}}$; unde

$$a - \frac{bb}{a+b} = \frac{aa+ab-bb}{a+b}, \text{ et } b - \frac{ab}{a+b} = \frac{bb}{a+b}.$$

Hic calculus facillime accommodabitur quotcunque datis quantitatibus. Pro ternis notionibus, posito $a > b$, et $b > c$, iactura facienda est $= b + c$; ut enim fortissima notio remaneret incolumis, binae minores *prorsus* essent opprimendae; quod cum illa fortissima non possit efficere, obscurabitur aliqua ex parte; quantum autem haec detrimenti capiet, tantum illis accedet lucri. Ratio iacturae distribuendae designatur per numeros $\frac{1}{a}, \frac{1}{b}, \frac{1}{c}$, sive commodius per bc, ac, ab; unde habebitur

$$(bc+ac+ab) : \begin{Bmatrix}bc\\ac\\ab\end{Bmatrix} = (b+c) : \begin{Bmatrix}\frac{bc.(b+c)}{bc+ac+ab}\\\frac{ac.(b+c)}{bc+ac+ab}\\\frac{ab.(b+c)}{bc+ac+ab}\end{Bmatrix}$$

ubi tamen notandum, c non admittere valorem minorem quam $b\sqrt{\frac{a}{b+a}}$. Hic enim valor prodit ex aequatione $c = \frac{ab.(b+c)}{bc+ac+ab}$, quo casu notio minima, cui respondet numerus c, prorsus evanescit. Nam si $c - \frac{ab.(b+c)}{bc+ac+ab}$ evaderet quantitas negativa, omni sensu esset destituta. Saepissime tamen accidit, ut c sit $< \frac{ac.(b+c)}{bc+ac+ab}$; sed tum res redit ad calculum pro binis notionibus a et b; quod hic fusius explicare non possum. Re explorata apparet, eiusmodi notiones omnino consopitas, quamdiu ita se habent, nihil facere ad determi-

nandum statum animi, atque propterea in calculo prorsus negligendas esse.

Totius staticae mentis fundamentum iam est in conspectu; sed sunt quaedam diligentius consideranda.

A) Notiones pressionem ferentes atque sustinentes, niti contra nunquam desinunt; quod si fieret, aequilibrium constitutum denuo tolleretur.

B) Quo magis premuntur, tanto magis contra nituntur: unde efficitur, notiones minimi roboris maxime intendi.

C) Etsi evanuisse, vel ex animo propulsae dicantur, latentes tamen resident in mente, et quidem integrae, non truncatae, nulla sui parte amissa*).

D) Pressione sublata, non possunt quin emergant; quod ut fiat, nullo alieno auxilio est opus; etsi notiones coniunctae mutuum saepissime sibi invicem auxilium praebent. Hinc petenda est memoriae et imaginationis explicatio.

E) Notiones per se non sunt vires; itaque si quarundam minor est inter ipsas contrarietas, minus etiam virium inter sese exercent. Nam omnis earum vis est mutua, quocira haec vis longe diversa est ab earum robore.

F) Hinc patet, quid discriminis intersit inter staticam corporum et staticam mentis. Corpora plerumque agunt tanquam pondera: est autem suum cuique pondus, quo cognito pressionem etiam novimus inde exspectandam. Vectibus imposita, mutato intervallo ab hypomochlio, diversis modis ab aequilibrio recedunt vel propius accedunt; cuius rei nihil simile est in notionibus. Comparari tamen quodammodo potest pressio notionum cum pressione corporum elasticorum; neque vero utilitatis vel subsidii ad calculos commodius peragendos quicquam inde poterit redundare. Difficillimi enim calculi versantur in determinando aequilibrio earum notionum, quae cum aliis sunt aliqua ex parte, nec tamen omnino atque perfecte coniunctae; quae res psychologiae ita est propria, ut prorsus abhorreat a rebus in corporum natura considerandis. —

*) Distinxi hic *animum* a *mente*; ut *animus* sit idem, quod germanice dicere consuevi *Bewusstseyn*; qua quidem in re vocabulum latinum mihi aptius ipso vernaculo videtur.

Mechanicae mentis formulam fundamentalem investigaturi, redeamus necesse est ad iacturam faciendam, quam fieri scimus non a robore notionum nunquam deminuto, sed ab imaginis, animo obversantis, claritate. Qua iactura facta, adest aequilibrium; sed ea subito fieri nequit; transeant enim necesse est notiones per omnes claritatis gradus a summo ad infimum usque. Non opus in hac re videtur verborum ambagibus. Tota iactura facienda, quam neglecta distributione in singulas notiones hoc loco tanquam unicam *Summam* consideramus, ponatur $= s$; elapso tempore $= t$ pars illius summae depressa sit $= \sigma$; itaque pars residua $= s - \sigma$; haec pars erit vis agens in temporis puncto sequente $= dt$; huic actioni proportionalis erit depressio inde exstitura, quam ponemus $= d\sigma$: inde habebimus aequationem $(s-\sigma)\, dt = d\sigma$; unde $t = log. \frac{Const}{s - \sigma}$.

Posito $t = 0$, erit $\sigma = 0$, unde $Const = s$, itaque $t = log. \frac{s}{s - \sigma}$, atque $\sigma = s\,(1 - e^{-t})$; $s - \sigma = s e^{-t}$; unde intelligitur, aequilibrium omnino perfectum nunquam adfuturum, quoniam non fit $\sigma = s$, nisi $t = \infty$.

Primo statim intuitu apparet magnum discrimen his formulis intercedens cum formulis fundamentalibus mechanicae corporum; quae repetuntur a differentialibus secundi ordinis, quoniam a celeritate spatium, celeritatis autem incrementum pendet a vi motrice. Manifesto totum hoc discrimen oritur a corporum inertia, qua pergunt in motu, etiamsi nulla vi externa sollicitentur. Psychologia nihil habet, quod possit comparationi ansam praebere.

CAPUT SECUNDUM.

DE ATTENTIONIS CAUSIS PRIMARIIS.

5.

Minoris sane laboris esset ac negotii, attentio quid efficere possit, perscribere, quam quibusnam causis fiat ut gigna-

tur, alatur, adtenuetur. Quodcunque enim summi homines valent ingenio et diligentia, id valent attentione; et ubicunque vel acumen deficit vel studium, defuisse attentionem iure suspicabimur. Cum autem mathematicis potissimum haec scribantur, licebit pace illorum impedimenta etiam in causarum numero habere, quandoquidem illi certe hoc dabunt, impedimenta esse causas negativas: unde non parum adiumenti nobis est accessurum. Nam patebit, de attentione non tantopere quaerendum esse, cur adsit, quam cur deficiat; eiusque rei rationem inveniemus multis modis inhaerere in iactura illa facienda, de qua locutus sum in capite superiore.

Attentus dicitur is, qui mente sic est dispositus, ut eius notiones incrementi quid capere possint: carent autem attentione, qui res obvias non percipiunt. Itaque cernitur quaedam integritas atque valetudo mentis in attentione; contra vitio vertitur non attendisse, quod vel videndo, vel audiendo, vel cogitando assequi potueris. Hinc fit, ut attendendi legem nobis imponamus: eaque in re voluntatis imperium multum posse, omnes norunt. Quamobrem dividenda est attentio in duas partes, voluntariam et non voluntariam: quarum partium primam hic seiungimus a nostro proposito; altera qualis sit, observando necesse est didicisse, antequam ad calculum rem revocare in animum inducere possimus.

Ac primum omnium id experientia docet maximeque confirmat, tempori obnoxiam esse attentionem: debilitatur enim atque frangitur diuturnitate. Ipsum nomen attentionis, ductum a tendendo, denotat vim quandam contrariam, cui sit resistendum atque contra enitendum: scimus etiam, devicta attentione alias quasdam cogitationes prorumpere, mentemque in diversas quasi partes trahere, unde suspicari licet, eas latuisse tanquam hostes in insidiis, atque iam antequam conspicerentur, coecam illam vim nobis intulisse, cui resistendum esse sentiebamus, et cui tamen aliquando fuit cedendum. Multum saepe sublevamur in eiusmodi certamine, si in ipsa re, ad quam attendimus, satis inest varietatis, ut eam perlustrando quasi in orbe circumagamur: e contrario autem ut quaeque res est simplicissima, ita maxime solet attentionem defatigare. Sed si quis inde concluderet, aucta varietate semper dimi-

nutum iri attentionis molestiam, in summum illaberetur errorem; id enim ipsum est difficillimum, magnam rerum copiam sic animo comprehensam tenere, nihil ut excidat, nullaque in parte ut ordo turbetur. Videmus, plures hostes a diversis partibus attentioni esse cavendos: idque magis elucescet, ubi perpendemus, rerum novitas quid adferat vel praesidii vel difficultatis. Novi aliquid dicere vel monstrare student omnes, quorum interest aliorum animos in se converti; sed saepissime videmus, nova repudiari, ne antiquis et consuetis pars honoris detrahatur. Itaque contradicere sibi ipsa videtur experientia, cum attentionis fovendae causa commendet modo simplicitatem, modo varietatem, modo nova, modo antiqua: neque tamen hic adesse contradictiones veras, sed apparentes tantum, calculi ope infra ostendetur.

Tempus in attentionem non solum vim exercet diuturnitatis, sed etiam opportunitatis. Qui suspenso sunt animo, spectaculo, meditatione, curis occupati, ii nihil percipere solent; oculis non vident, auribus non audiunt, sensibusque integerrimis uti nesciunt. Fortiorem tamen sonum, lumenque ardentius percipiunt; unde patet, ad proportiones rem redire, ut, qui magis sit occupatus, is vehementius sit compellandus.

Sed cum pateat, ut quaeque maximo impetu in sensus irruant, ita plurimum esse effectura, magnopere mirum potest videri, in lenissimis perceptionibus tamen eam esse vim, ut penitus animis nostris se insinuent, firmissimasque nobis praebeant notiones. Cave putes, hinc argumenta peti posse contra mechanicam mentis; calculus ipse totum miraculum destruet, reique rationem exhibebit.

Reliquum est, ut de diversitate hominum, aetatum, morum, hilaritatis vel morositatis, pauca adiiciam. Observamus sane, non omnes iisdem rebus oculos et aures praebere; sed quando tangi ea quisque sentiat, quae ipsi sint cordi, tum demum animum appellere et aures arrigere: prima artis cuiuscunque elementa discentium perbrevem esse attentionem, sed magis assiduam fieri procedente scientia et usu: hilarem respuere tristia, morosum iocosa, ita ut attendere non modo nolit, sed etiam vix possit: et quae sunt eiusdem generis plura. Facillime perspicitur, haec omnia pendere a cogitatio-

nibus reproductis, atque propterea non referenda esse inter causas primarias: quas enim quisque non habet praeformatas cogitationes, eas reproducere nequit; quibus autem est instructus, his augeri quidem vehementer potest attentio et minui, sed semper licebit quaerere, quid futurum fuisset, si reliquis causis illae non insuper accessissent? Deesse certe poterant salvo eodem animi statu, qui fuit ante attentionis initium: ita enim quiescebant obrutaeque iacebant quasi in fundo mentis, ac si omnino nunquam affuissent. Causas autem primarias ab hac accedente reproductione prorsus segregandas esse, melius ex ipso calculo apparebit: cui iam nos accingamus.

6.

Primordia calculi capienda sunt a quaestione praevia: notio nunc primum exoriens in mente, remotis omnibus impedimentis, qualis sit futura functio temporis? Ac praesto videbitur responsio: tempori fore proportionalem; quoniam oriatur in omnibus punctis sive minimis particulis temporis. Eodem modo celeritas corporis cadentis uniformiter augetur crescente tempore, quoniam a gravitate constante corpus impellitur. Verumtamen responsio illa omnino est falsa: experientia docet, tempore minime longo elapso, perceptionem quamcunque ita esse perfectam, ut nullum amplius incrementum (quod quidem sentiri possit) ipsi accedat, etsi diutissime velimus in eadem perceptione perseverare.

Paullulum hic subsistamus. Dicent fortasse aliqui, celeritatem nascentem non fuisse comparandam cum notione nascente, quoniam illius quidem causa sit nota, huius vero ignota. Errant; ignoramus causam celeritatis; nam gravitas nihil est nisi verbum designando phaenomeno aptum, attractio autem, quam plurimi putant agere in distans, certissime est falsa hypothesis, quod cum nonnisi metaphysicis rationibus explicare possim, hic tantum confirmabo auctoritate Euleri in *Theoria motus corporum rigidorum* §. 184. Omne argumentum, unde concludimus, celeritatem illam esse proportionalem tempori, eo nititur, quod in singulis particulis temporis nihil est discriminis, quare si quid in ullo temporis puncto iam oriatur, id aeque in omnibus fieri arbitramur.

Sed haec in mente secus se habent. Quae dicturus sum, metaphysicis nituntur rationibus; lectores ea videbunt experientiae esse consentanea, ac per se simplicissimam praebere hypothesin, etsi argumentis comprobari non possent.

Unaquaeque notio, in statu suo completo, habenda est pro unitate tali, qualis est sinus vel cosinus totus; quae augeri non potest, sed admittit fractiones. Notionem in mente nascentem, itaque nondum completam, dicimus perceptionem; quae cum nascendo augeatur, fractio est illius unitatis. *Quantum autem eius tempore quodam elapso iam natum est, tantum denuo nasci nequit;* itaque ademtum est a facultate mentis, eandem notionem in maius robur evehendi. Ponamus totam hanc facultatem $= \varphi$; elapso tempore $= t$, si notionis robur sensim crescendo evectum est ad quantitatem $= z$, residuum illius facultatis erit $\varphi - z$. Perceptionis intensitatem ponamus esse constantem, et $= \beta$; habebimus

$$\beta(\varphi - z)\,dt = dz; \text{ unde } \beta t = log.\frac{Const}{\varphi - z}.$$

$$\text{Pro } t = 0 \text{ etiam } z = 0; \text{ hinc } \beta t = log.\frac{\varphi}{\varphi - z}$$

$$z = \varphi\left(1 - e^{-\beta t}\right); \text{ et } \frac{dz}{dt} = \beta\varphi e^{-\beta t}.$$

Hinc sequitur:

1) facultatem mentis, notionem aliquam *producendi*, cito decrescere, nec tamen unquam prorsus in nihilum abire. (Quaestionem, an eiusmodi facultates possint *restaurari*, hic non curo; tantum dico, notiones, quibus utatur homo adultus, maximam partem esse *reproductas*, non autem denuo *productas*. Addentur nonnulla de hac re in capite sequente.)

2) quamcunque perceptionis intensitatem, minimam aeque ac maximam, aptam esse, ad idem efficiendum notionis robur, si temporis satis sibi concedatur. Ita tollitur admiratio illa, de qua in §. praec. sum locutus.

Formulae propositae attentionem indicant absolutam, sive maximam, nullis cum viribus contrariis confligentem: quae si unquam usu veniret, nomine quidem latino, ducto a tendendo, non recte designaretur, quoniam intendi non possunt, quae secura sunt ab omni nisu contrario.

Sed nisi forte velimus sermonem instituere de primo vitae initio, ut aliae nullae nec praecesserint, nec simul adsint notiones (quod sane ridiculum esset), semper confligendum erit cum viribus oppositis; notionum animo praesentium quaedam erunt contrariae notioni nascenti: hinc *iactura facienda*, et *pro rata parte distribuenda.*

I. Ad iacturam determinandam primo loco observandum est, orientem notionem initio certe admodum imbecillam fore, ipsique confligendum esse cum notionibus priori tempore natis; quod tempus nisi fuerit perbreve, illae iam non parum roboris erunt consecutae. Itaque certum est, notionem nascentem esse omnium notionum minimam; atque iam patet ex supra dictis (4), *ad iacturam faciendam tantum unoquoque temporis puncto accrescere, quantum accedat ad notionem nascentem**): nisi forte minor sit contrarietas; qua de re pauca adhuc sunt dicenda.

Mente concipiamus colorem rubrum et caeruleum: quos ita distare scimus, ut intermedius sit violaceus, neque tamen unicus sibique semper par, sed modo propior rubro, modo caeruleo. Horum colorum ea est ratio, ut quasi linea continua interposita videatur inter rubrum et caeruleum, qui sint eius lineae puncta extrema: violacei autem coloris tot sunt varietates, ut proximae quaeque non possint discerni, earumque contrarietas sit infinite parva. Hoc exemplo ad cuiuscunque generis notiones accommodato, apparebit, *contrarietatem notionum* (nostro sermone *der Hemmungsgrad*) esse quantitatem talem, ut eius maximus valor sit $= 1$, reliqui valores intermedii sint inter 0 et 1. Maximum valorem admisimus supra (4), ubi diximus, si altera notionum *prorsus* sit oppressa, *tum demum alteram fore incolumem:* quod si fieri posset, etsi prior illa *non prorsus* esset oppressa, contrarietas notionum non esset $= 1$, sed aequalis cuidam fractioni genuinae $= \pi$.

*) Docuimus, pro ternis notionibus a, b, c, posito $a > b$ et $b > c$, fore iacturam $= b + c$; iam fingamus, b vel c aliquid incrementi capere, ita tamen, ut semper maneat $< a$: patet, idem incrementum accedere ad iacturam, quae semper est $= b + c$.

Jactura facienda in hac, quam nunc tractamus, disquisitione, non pro constante haberi debet: sed variabilis est duplici ratione, tum crescendo, tum decrescendo. Invenimus esse $\frac{dz}{dt} = \beta\varphi e^{-\beta t}$, hinc iactura accrescit $\pi\beta\varphi e^{-\beta t} dt$, denotante π quantitatem contrarietatis inter notionem nascentem et illas, ad quas animo praesentes accedit. Eodem autem tempusculo $= dt$, quo augetur iactura $= v$, diminuitur etiam suo ipsius pondere, quoniam unoquoque temporis puncto notiones claritatis suae primitivae detrimentum aliquod capiunt: ea iacturae adhuc faciendae deminutio est $= v dt$. Hinc existit aequatio $dv = \pi\beta\varphi e^{-\beta t} dt - v dt$. Lectores nosse censentur integrationem formulae $dy + Py\,dx = Q dx$; qua applicata ad $dv + v dt = \pi\beta\varphi e^{-\beta t} dt$ invenietur

$$v = e^{-t}\left[\int e^{t}.\pi\beta\varphi e^{-\beta t} dt + Const.\right]$$

Est autem $\int e^{t}.e^{-\beta t} dt = \int e^{t(1-\beta)} dt = \frac{1}{1-\beta}.\int e^{t(1-\beta)}$,

$$\text{unde } v = \frac{\pi\beta\varphi}{1-\beta} e^{-\beta t} + Ce^{-t}$$

Restat constans determinanda. Fieri potest, ut iam initio temporis adsit quaedam iactura facienda, scilicet ex iis notionibus, quae animo obversantur antequam nova notio accedat: neque tantum potest fieri, sed revera necesse est, quoniam scimus (4), nunquam ullas notiones prorsus ad suum aequilibrium pervenire. Ponamus, sicut iam consuevimus, illam iacturam primo fuisse $= s$, deinde eius desedisse aliquantum $= \sigma$, eo autem temporis puncto, quo accedat nostra nova notio, reliquam esse quantitatem $= s - \sigma$; sequitur, pro $t = 0$ esse $v = s - \sigma$, unde fit $s - \sigma = \frac{\pi\beta\varphi}{1-\beta} + C$; atque hinc denique $v = \frac{\pi\beta\varphi}{1-\beta} e^{-\beta t} + \left(s - \sigma - \frac{\pi\beta\varphi}{1-\beta}\right) e^{-t}$. Interdum commodius erit scribi $v = \pi\beta\varphi \frac{e^{-\beta t} - e^{-t}}{1-\beta} + (s-\sigma)e^{-t}$

Haec iactura facienda rite distribuatur necesse est, eaque

distributio caput est negotii suscepti: sed antequam eo procedamus, iuvabit paullo altius inquirere in formulam modo inventam, variosque valores in illa comprehensos.

Primo intuitu apparet, quomodo pendeant hi valores a quantitatibus π et $s-\sigma$; sed numerus β multifariam formulae implicitus est: unde hoc quidem statim intelligitur, inter iacturam, sive pressionem, et intensitatem novae notionis, non esse simplicem quantitatis relationem; etsi ex huius notionis adventu ea pressio coorta videatur.

Ponamus $\beta=1$: inveniemus $\frac{e^{-\beta t}-e^{-t}}{1-\beta}=\frac{0}{0}$; ut differentiatione opus sit ad verum valorem cognoscendum; quam patet ita esse instituendam, ut β sumatur pro variabili. Prodit te^{-t}; atque hinc $v=\pi\varphi te^{-t}+(s-\sigma)e^{-t}$

Porro $dv=e^{-t}dt\,[\pi\varphi(1-t)-(s-\sigma)]$

Sit $\pi\varphi(1-t)-(s-\sigma)=0$, sequitur $\frac{\pi\varphi-(s-\sigma)}{\pi\varphi}=t$, quo tempore elapso ad summum evecta erit iactura facienda; post autem magis decrescit, quam novis accessionibus augetur.

Differentiando formulam universalem, habebitur

$$\frac{dv}{dt}=-\frac{\pi\beta^2\varphi}{1-\beta}e^{-\beta t}+\left(\frac{\pi\beta\varphi}{1-\beta}-(s-\sigma)\right)e^{-t}$$

pro posito $=0$ prodibit

$$log.\ nat.\ \frac{\pi\beta^2\varphi}{1-\beta}-\beta t=log.\ nat.\left(\frac{\pi\beta\varphi}{1-\beta}-(s-\sigma)\right)-t$$

$$\text{unde } t=\frac{1}{1-\beta}log.\ nat.\left(\frac{1}{\beta}-\frac{(s-\sigma)(1-\beta)}{\pi\beta^2\varphi}\right)$$

Ex hac formula pro omnibus valoribus numeri β colligitur, quando iactura futura sit maxima; ut autem eius vim commodius perspiciamus, addam quae sequuntur.

1) Sit $s-\sigma$ adeo parvum, ut proxime accedat ad valorem $=0$; sequitur $t=\frac{1}{1-\beta}\,log.\,\frac{1}{\beta}$. Haec quantitas semper est positiva, etsi $\beta>1$; fit autem infinita, ubi β evanescit; et infinite parva, si β crescit in infinitum; quoniam logarithmi, quamvis infiniti, inferiorem iis numeris tenent ordinem, cum quibus simul abeunt in infinitum.

2) Habeat $s-\sigma$ valorem finitum et mediocrem (nequit enim esse permagnum, quoniam pars est omnium notionum animo simul praesentium); atque ponamus

a) $\beta > 1$; videbimus, β posse ascendere ad infinitum; quo facto fit t

$$= -\frac{1}{\beta}\, log. \left(1 + \frac{s-\sigma}{\pi\varphi}\right)\frac{1}{\beta}$$

$$= -\frac{1}{\beta}\left(log. \left(1 + \frac{s-\sigma}{\pi\varphi}\right) - log.\,\beta\right) = +\frac{1}{\beta}\, log.\,\beta,$$

quod est infinite parvum.

b) $\beta < 1$; iam cavendum erit, ne formula nanciscatur valorem negativum, qui futurus esset imaginarius, quoniam tempus semper est positivum. Itaque scribamus

$$t = \frac{1}{1-\beta}\, log. \frac{\pi\beta\varphi - (1-\sigma)\,(1-\beta)}{\pi\beta^2\varphi}$$

perspicuum est, tempus fore nullum, si habeatur

$$\pi\beta^2\varphi = \pi\beta\varphi - (s-\sigma)\,(1-\beta), \text{ sive}$$

$$s-\sigma = \pi\beta\varphi, \text{ vel } \beta = \frac{s-\sigma}{\pi\varphi}$$

His expositis, omnia adhuc usque tradita sunt exemplis ad certos numeros adactis illustranda. Simplicitatis causa ponamus $s-\sigma = 1$, et $\pi = 1$, quoniam istae quantitates parum molestiae facessunt; sed β et t per varios valores sunt persequendae. Commodum erit, literae φ tribuere valorem $= 10$, etsi vere est unitas illa, quam uniuscuiusque notionis robur non potest excedere: quod si stricte vellemus observare, numerorum integrorum usus paene omnis tolleretur, atque prorsus in fractiones devolveremur. Caeterum patet, veritatem nullo modo laedi, si unitatem illam quasi decima sui parte demensam concipiamus; dummodo memoria teneatur mensura semel constituta.

Ex aequationibus propositis

$$z = \varphi\,(1 - e^{-\beta t})$$

$$\text{et } v = \frac{\pi\beta\varphi}{1-\beta}\, e^{-\beta t} + \left(s - \sigma - \frac{\pi\beta\varphi}{1-\beta}\right) e^{-t}$$

inveniuntur valores sequentes:

	$\beta=\frac{1}{2}$	$\beta=1$	$\beta=2$
$t=\frac{1}{10}$	$z=0,4876$ $v=1,3689$	$z=0,9516$ $v=1,8097$	$z=1,8127$ $v=2,6270$
$t=\frac{1}{2}$	$z=2,2119$ $v=2,3294$	$z=3,9347$ $v=3,6392$	$z=6,3212$ $v=5,3795$
$t=0,64436$			$z=7,2437$ $v=5,513$ maximum.
$t=0,9$		$z=5,9343$ $v=4,0657$ maximum.	
$t=1$	$z=3,9347$ $v=2,7544$	$z=6,3212$ $v=4,0469$	$z=8,6467$ $v=4,6510$
$t=1,17558$	$z=4,4444$ $v=2,7780$ maximum.		
$t=2$	$z=6,3212$ $v=2,4609$	$z=8,6467$ $v=2,8419$	$z=9,8169$ $v=2,4756$
$t=3$	$z=7,7683$ $v=1,7833$	$z=9,5022$ $v=1,5434$	$z=9,9753$ $v=0,9961$
$t=10$	$z=9,9327$ $v=0,06697$	$z=9,9994$ $v=0,00458$	$z=9,9999$ $v=0,00094$

Intuentem hanc tabulam fugere non potest, adesse etiam aliud maximum praeter illud, quod calculo iam persecuti sumus; comparantes enim pro tempore $=2$ valores ipsius v, intelligimus, eam seriem, ubi $\beta=1$, hic eminere, cum tamen et ab initio medium locum teneret, et sub finem eodem revertatur. Quod latius patere primo confirmabimus exemplis; computantes enim pro $\beta=\frac{1}{5}$ tempus maximi $=1,3733$ et ipsum maximum $=1,5197$, invenimus, tempore $=2$ valorem ipsius v inferiorem fore hoc maximo, atque hinc certe inferiorem etiam valore $2,8419$, quem adipiscitur v in serie illa, ubi $\beta=1$: posito autem $\beta=5$ prodit tempus maximi $=0,38312$ et ipsum maximum $=7,3618$; sed deinde ita decrescit v, ut tempore $t=2$ sit $=1,8264$. Nec mirum: omnis enim notionum motus in mente (quem motum scimus

nihil esse praeter vicissitudinem minoris et maioris claritatis), pendet ab earum contrarietate, qua premuntur, intenduntur, et ad agendum excitantur; itaque maiores existunt motus, ubi fortior accedit perceptio nova ad notiones iam animo praesentes; iisque motus maiores celerius etiam tendunt versus finem suum, qui est aequilibrium: minores autem motus sunt tardiores, atque ita in longius tempus producuntur.

Calculo quoque eandem rem persecuturi, utamur differentiatione ipsius v secundum β; ut $(s-\sigma)\,e^{-t}$ habeatur pro constante, et factores $\pi\varphi$ itidem constantes seponantur. Restat differentiandum $\frac{\beta}{1-\beta}\left(e^{-\beta t}-e^{-t}\right)$; prodibit

$$d\beta\,\frac{e^{-\beta t}(\beta^2 t-\beta t+1)-e^{-t}}{(1-\beta)^2}$$

Numerator evanescit pro $\beta=1$; sed cum idem fiat in denominatore, bis repetatur differentiatio necesse est, qua peracta perducimur ad numeratorem

$$e^{-\beta t}(\beta^2 t^3-\beta t^3-4\beta t^2+3t^2+2t)$$

Posito $\beta=1$ et reiectis iis quae invicem destruuntur, superest $e^{-\beta t}(2t-t^2)$, quod cum evanescat posito $t=2$, iam apparet, hoc tempore maximum illud quaesitum pro $\beta=1$ revera adesse.

Oritur autem hic magna quaestio, quid hoc sibi velit, $\beta=1$ et $t=2$? quod ut intelligatur, subsint unitates necesse est, non arbitrariae, sed determinatae. Eiusmodi unitates nonnisi experientiae ope constitui possunt; quanti autem hoc sit laboris, quot subtilissimarum observationum moles comparanda et exagitanda, ex mathematicorum studiis, in cognoscendam corporum libere cadentium celeritatem aliaque similia impensis, satis perspicitur. Fateor, me nondum eo pervenisse, ut certi aliquid de illis unitatibus proferre possim; interim a maximis erroribus illae ipsae disquisitiones nobis cavent, in quibus versamur. Neminem latet, quomodo afficiamur novis perceptionibus: permovemur aliquantulum, mox autem animus quasi in integrum restituitur. Itaque satis breve nobis videtur id tempus, quo iactura facienda primo evehitur ad

maximum, deinde fere tota residit, ut animum in motu esse non amplius sentiamus. Rite perpensis iis, quae in nobis ipsis observamus, nemo diem aut annum putabit pro unitate illius temporis habendum; ne de tota quidem hora cogitabit quisquam; sed ipsa horae minuta prima nimis longa videbuntur; in minutis secundis dubitabundi haerebimus. Altera ex parte certissimum est, fractiones admodum parvas minuti secundi ab hac quaestione esse alienissimas; nec ulla alia est causa, cur celeritatem corporum coelestium et luminis admirari soleamus, nisi haec una, motus animi ita tardos esse, ut nullam mutationum internarum seriem, cum illa celeritate comparandam, in nobis queamus observare.

Satis cognita iactura facienda, pergamus ad eiusdem distribuendae negotium.

II. Differt haec distributio duplici modo ab illa, quam antea (4) perfecimus: variabilis enim est et ipsa iactura et ratio eius distribuendae.

1) Quandoquidem iactura est variabilis: uno quasi actu in partes dissecari nequit; sed redeamus necesse est ad minimas eius particulas, quibus in tempusculis infinite parvis notionum claritas diminuitur. Cum v sit functio ipsius t, post certum tempus quantumcunque certa aderit iactura facienda, quae per proximum tempusculum dt manebit constans; hinc vdt erit id, quod necessitate urgente $= v$ in tempusculo dt adimendum omnibus notionibus simul sumtis, atque hanc ob causam distribuendum est in singulas notiones.

2) Ut ratio distributionis explicetur, ponamus, animo praesentes esse notiones duas a et b eo ipso tempore, quo accedat nova notio, cuius vim variabilem designemus per x. Respiciendo ad anteriora (4) patebit, rationem distributionis denotari numeris $\frac{1}{a}$, $\frac{1}{b}$, $\frac{1}{x}$; sive commodius numeris bx, ax, ab.

Hinc calculus induit formam sequentem pro nova notione x:

$$(bx + ax + ab) : ab = vdt : \frac{abvdt}{bx + ax + ab}$$

Ponamus $a + b = c$, $ab = c'$: terminus ultimus, quem quaesivimus, fit $\frac{c'vdt}{cx + c'}$: cuius integratione peracta invenietur ea

iacturae pars, quae novae notioni erit ademta. Hanc partem postea designabimus litera Z, distinguenda a z. Itaque erit

$$\frac{c' v dt}{cx + c'} = dZ.$$

Similis erit calculi forma, si plures animo affuerint notiones eo tempore, quo accederet nova. Potest etiam fieri, ut non eadem sit omnium notionum inter sese quantitas contrarietatis: hoc casu scribantur numeri illi, rationem distributionis denotantes, ita:

$$\frac{\varepsilon}{a}, \frac{\eta}{b}, \frac{\vartheta}{x}, \text{ sive } bx\varepsilon, ax\eta, ab\vartheta,$$

ubi ε, η, ϑ, determinandi sunt secundum contrarietatum quantitates. Hinc pro $\frac{abvdt}{bx + ax + ab}$ prodibit $\frac{ab\vartheta vdt}{(b\varepsilon + a\eta)x + ab\vartheta}$. Sed posito $b\varepsilon + a\eta = c$ et $ab\vartheta = c'$, eadem recurret formula $\frac{c' v dt}{cx + c'}$ qua iam usi sumus; constantium valore immutato, unde sequenti calculo nihil negotii potest accedere. Atque revera unica tantum adest constans, scilicet quotiens $\frac{c'}{c}$, isque variis modis existere potuit ex numeris a, b, ε, η, ϑ; ut eundem calculum variis liceat constantibus primitivis applicare.

Latet autem summa difficultas in illa vi variabili, quam designavi litera x. Mirum fortasse videbatur lectoribus, quod eius loco non statim ponerem illud z, quod scimus esse $= \varphi(1 - e^{-\beta t})$; nam qualis tandem ea vis potest esse, nisi vis ipsius novae notionis z? Sane nulla est alia, sed non est eadem tota atque integra, sed pars eius variabilis. Quod ut intelligatur, res denuo est consideranda. Singulis tempusculis oritur dz, quod est infinite parvum: adsunt autem vires finitae contrariae notionum animo praesentium. Nonne exspectandum est, vim infinite parvam a viribus finitis protinus exstinctum iri? Hoc revera fieri in quibusdam casibus, infra videbimus: si semper fieret, nunquam alicuius novae perceptionis conscii nobis esse possemus. Fac autem, singulis tempusculis aliquid remanere ex singulis dz: *omnes istae particulae superstites iungentur inter se*, atque ita

vim efficient finitam, eamque semper crescentem. Ita revera fieri solet; quomodo autem fieri possit, intelligemus attendendo ad ea, quae supra dicta sunt de virium in animo agentium natura. Diximus (4, E), notiones per se non esse vires, sed sollicitari ad agendum pressione mutua. Hinc patet, infinite parvas illas particulas dz exercere infinite parvam pressionem contra notiones animo iam praesentes, neque maiorem pati reactionem, quam excitaverint; ut non mirum sit, *aliquantum* remanere, atque *coalescere in quantitatem finitam*. Certissimum tamen est, hanc quantitatem finitam non adaequari posse toti summae omnium dz, sive toti z; multum enim est deperditum, atque quasi dispersum; quod cum nonnisi vim habeat infinite parvam, in conflictu virium finitarum pro nihilo est habendum.

Jam duos constituamus limites, quos inter necesse est quantitatem illam finitam contineri: hi limites sunt z et $z - Z$, denotante Z eam partem ipsius z, quae elapso tempore t ita est depressa, ut non amplius sit animo praesens. Vis novae notionis minor esse non potest quantitate $z - Z$; nam quantum ejus animo simul est praesens elapso tempore t, tantum certe coaluit, unamque exercet actionem; verum paullo maiorem esse, inde sequitur, quod notiones partim depressae, vim tamen integram conservant (4, C). Distinguamus duo tempora diversa, t et t'; elapso breviore tempore t, animo praesens sit $z - Z$; procedente tempore haec quantitas et augetur novis dz accedentibus, et minuitur pressione non intermissa; elapso longiore tempore t' aliud habebimus $z' - Z'$; quantum autem prioris $z - Z$ interea est depressum, id non desinit agere in animo, sed pergit in resistendo viribus contrariis; attamen non continetur in quantitate $z' - Z'$; atque ita errorem calculi efficiet, si totam vim agentem ponemus $= z' - Z'$.

Nihilominus utemur calculo sic instituto, quoniam nulla spes est, eum accuratius exhibendi: quocirca deliberandum est, quanto in errore possimus versari. Ac primo notandum, quantitatem negligendam non esse talem, ut, si cognita esset, simpliciter addi deberet ad vim agentem; sed semper quodammodo est seiuncta, atque hanc ob causam parum habet

momenti*). Negligimus enim id, quod animo non est praesens; hanc autem ipsam ob causam non potest coalescere cum iis novae notionis incrementis, quae postea in animum inducuntur.

Deinde videamus, quomodo fieri possit, ut quantitas negligenda vel augeatur vel minuatur. Quo magis priore tempore creverit quantitas $z - Z$, et quo fortius postea deprimitur, tanto maior habebitur error. Sin statim ab initio maxima fuit pressio subeunda, non multum potuit coalescere; et postea deminuta pressione haud multum absumetur. Hoc modo dignoscemus eos casus, in quibus respiciendum erit ad alterum limitem, qui, etsi nunquam potest attingi, de erroris commissi quantitate tamen nos poterit securos reddere.

*) Huius rei explanandae causa redeamus ad supra (4) tradita; et perpendamus exempla calculi, quo determinatur acquilibrium notionum, si vires earum sunt constantes. Ponamus ternarum notionum robora esse in proportione numerorum 3, 1, 1; iactura facienda erit $= 2$; eaque sic distribuetur:

$$7 : \begin{Bmatrix} 1 \\ 3 \\ 3 \end{Bmatrix} = 2 : \begin{Bmatrix} \frac{2}{7} \\ \frac{6}{7} \\ \frac{6}{7} \end{Bmatrix}; \begin{matrix} 3 - \frac{2}{7} = \frac{19}{7} \\ 1 - \frac{6}{7} = \frac{1}{7} \\ 1 - \frac{6}{7} = \frac{1}{7} \end{matrix}$$

Mutemus exemplum; ponamus loco binarum notionum, quarum utraque $= 1$ unam singularem, cuius vis sit $=$ duabus illis, sive $= 2$. Jactura etiam erit $= 2$, sed longe aliam habebimus distributionem, scilicet

$$5 : \begin{Bmatrix} 2 \\ 3 \end{Bmatrix} = 2 : \begin{Bmatrix} \frac{4}{5} \\ \frac{6}{5} \end{Bmatrix}; \begin{matrix} 3 - \frac{4}{5} = \frac{11}{5} \\ 2 - \frac{6}{5} = \frac{4}{5} \end{matrix}$$

ubi patet, quantum momenti sit in coniunctione earum virium, quas antea pro disiunctis habuimus. Sed dicet fortasse aliquis, in priore exemplo notiones numeris 1 et 1 designatas fuisse oppositas inter se; hinc maiorem exstitisse pressionem. Itaque si non fuissent oppositae, sed tantum disiunctae, lenior fuisset pressio subeunda? Minime! nam et iactura et eius distributio eaedem manent. Quod ne paradoxon videatur, pauca addam. Ponantur binae notiones, b et c; iactura erit $= c$, ob contrarietatem inter b et c. Accedat tertia notio a; iactura erit $b + c$, ob contrariam fortiorem a. Itaque duplex adest ratio, cur iactura involvat quantitatem c; hinc vero non existit maior pressio, sed idem animi motus sufficit duabus rationibus simul; atque cum quantitas c iam opprimatur propter contrariam a, non potest denuo opprimi propter contrariam b.

Redeo nunc ad differentiale illud $\frac{c' v dt}{cx + c'} = dZ$, quod contineri videmus limitibus $\frac{c' v dt}{cz + c'}$ et $\frac{c' v dt}{c(z - Z) + c'}$, ita quidem, ut a priore limite semper satis longe absit, ad posteriorem autem multo propius possit accedere. Ex superioribus est $\frac{c' v dt}{cz + c'}$

$$= \frac{c' . \pi \beta \varphi . e^{-\beta t} dt}{(1-\beta) . (c\varphi (1 - e^{-\beta t}) + c')} + \frac{\left(s - \sigma - \frac{\pi \beta \varphi}{1 - \beta}\right) c' e^{-t} dt}{c\varphi (1 - e^{-\beta t}) + c'}$$

Ad hanc formulam, integrationi satis facili se praebentem, nisi valor nimis incommodus tribuatur literae β, infra revertar, ubi usus postulabit.

Longe aliter se habet aequatio $\frac{c' v dt}{c'(z - Z) + c'} = dZ$, sive $c' v dt = czdZ - cZdZ + c' dZ$, sive

$$\frac{c' \pi \beta \varphi}{1 - \beta} e^{-\beta t} dt + c' \left(s - \sigma - \frac{\pi \beta \varphi}{1 - \beta}\right) e^{-t} dt$$
$$= c\varphi (1 - e^{-\beta t}) dZ - cZdZ + c' dZ.$$

In hac aequatione permixtae sunt quantitates variabiles; nec certum ordinem aequationis assignare possumus, quoniam diversissimos literae β necesse est tribui valores; quamobrem de eius solutione directa et finita vix aliquem puto cogitaturum.

Ponamus $1 - e^{-\beta t} = u$; $\beta e^{-\beta t} dt = du$; $e^{-t} = (1 - u)^{\frac{1}{\beta}}$, $dt = \frac{du}{\beta (1 - u)}$; transformabitur tota aequatio in sequentem:

$$\frac{c' \pi \varphi}{1 - \beta} du + \frac{c'}{\beta} \left(s - \sigma - \frac{\pi \beta \varphi}{1 - \beta}\right) (1 - u)^{\frac{1}{\beta} - 1} du$$
$$= c\varphi u dZ - cZdZ + c' dZ.$$

Facile nunc discerni poterit casus, quo aequatio finitam admittat solutionem, scilicet si $s - \sigma = \frac{\pi \beta \varphi}{1 - \beta}$: eumque casum absolvam, antequam approximationis methodum universalem proponam. Moneo tamen, non multum esse praesidii

in hoc casu eiusque solutione; angustis enim limitibus circumscriptus est. Primo β non debet sumi > 1, ne $s - \sigma$ fiat negativum; deinde nec ad unitatem nimis prope debet accedere, quoniam $s - \sigma$ non potest evehi ad valores permagnos. Sed ubicunque β habetur satis parvum, incipiendum est ab hoc casu, ut reliqua commodius perspiciantur.

Ponatur $Z = y + \frac{c'}{c}$, $\frac{c'\pi\varphi}{1-\beta} = m$; erit aequatio nostra

$$m\,du = c\varphi u\,dy - cy\,dy, \text{ sive } du = \frac{c\varphi}{m} u\,dy - \frac{c}{m} y\,dy,$$

$$\text{unde } u = e^{-\frac{c\varphi y}{m}} \left(\int e^{-\frac{c\varphi y}{m}} . -\frac{c}{m} y\,dy + Const. \right)$$

$$\text{Porro } \int e^{-\frac{c\varphi y}{m}} y\,dy = -y . \frac{m}{c\varphi} e^{-\frac{c\varphi y}{m}} - \frac{m^2}{c^2\varphi^2} e^{-\frac{c\varphi y}{m}}$$

$$= -e^{-\frac{c\varphi y}{m}} \left(\frac{my}{c\varphi} + \frac{m^2}{c^2\varphi^2} \right)$$

$$\text{Hinc } u = \frac{c}{m} \left(\frac{my}{c\varphi} + \frac{m^2}{c^2\varphi^2} \right) + Const. e^{\frac{c\varphi y}{m}}$$

Ad constantem determinandam habemus $u = 0$

$$\text{pro } Z = 0 = y + \frac{c'}{c}, \text{ sive } u = 0 \text{ pro } y = -\frac{c'}{c}$$

$$\text{Cum commodius scribatur } u = \frac{1}{\varphi}\left(y + \frac{m}{c\varphi} \right) + Const. e^{\frac{c\varphi y}{m}},$$

$$\text{erit } 0 = \frac{1}{\varphi}\left(\frac{m}{c\varphi} - \frac{c'}{c} \right) + Const. e^{-\frac{c'\varphi}{m}}$$

$$\text{atque } Const = e^{\frac{c'\varphi}{m}} . \frac{1}{c\varphi} . \left(c' - \frac{m}{\varphi} \right)$$

$$\text{itaque } u = \frac{1}{c\varphi} \left[cy + \frac{m}{\varphi} + \left(c' - \frac{m}{\varphi} \right) . e^{\frac{\varphi}{m}(c' + cy)} \right]$$

Reponamus $Z = y + \frac{c'}{c}$

$$\text{fiet } u = \frac{c\varphi}{1}\left[cZ - c' + \frac{m}{\varphi} + \left(c' - \frac{m}{\varphi}\right)e^{\frac{c\varphi Z}{m}}\right]$$

$$\text{sive tandem } u = \frac{1}{c\varphi}\left[cZ + \left(c' - \frac{m}{\varphi}\right).\left(e^{\frac{c\varphi Z}{m}} - 1\right)\right]$$

Haec formula, etsi brevissima, tamen aliquid habet incommodi, quoniam non facile potest reverti: assumto enim u, quaeritur Z; ex natura formulae autem sumto Z quaerendum esset u. Levatur tamen haec molestia magna ex parte ope tabularum logarithmorum naturalium; quod ut illustrari possit exemplis, pro quantitatibus constantibus certi numeri sunt introducendi.

Constantes c et c' cum existant ex superioribus a et b, sit $a = b = 5$; hinc $a + b = c = 10$; $ab = c' = 25$. Iam supra statuimus $\varphi = 10$; scimus autem, hunc numerum φ revera esse unitatem, quam notiones excedere non possunt; quamobrem etiam a et b non possunt esse > 10. Ex ipsis autem existat necesse est $s - \sigma$, quae est illarum iactura adhuc *facienda inter se*, si nihil novi esset ad illas accessurum; unde patet, pro mediocri illo valore $a = b = 5$, $s - \sigma$ non statui posse ultra valorem $= 5$, quem si haberet, tota haec iactura adhuc integra esset, sive σ adhuc esset $= 0$. Sed alia exstat ratio, quae cavere nos iubet, ne ipsi $s - \sigma$ nimium valorem tribuamus. In aequatione $c'v\,dt = (cz - cZ + c')\,dZ$ ponatur $t = 0$; fient $z = Z = 0$, sed $v = s - \sigma$, unde pro $t = 0$ est $(s - \sigma)\,dt = dZ$; eodem vero primo temporis initio ex aequatione $z = \varphi\,(1 - e^{-\beta t})$, sive $dz = \beta\varphi e^{-\beta t}\,dt$ habetur $dz = \beta\varphi\,dt$. Iam apparet, non posse statui primum illud $dZ > dz$, quoniam non plus adimi potest, quam adest; itaque nunquam committendum erit, ut ponatur $s - \sigma > \beta\varphi$, quod est absurdum.

Quam ultimam invenimus aequationem, ea nititur positione $s - \sigma = \frac{\pi\beta\varphi}{1 - \beta}$; unde sequitur $\pi < 1 - \beta$, ne fiat $s - \sigma > \beta\varphi$. Itaque posito $\beta = \frac{1}{3}$, licebit sumere $\pi = 0,6$; unde habebimus, propter $\varphi = 10$, $s - \sigma = \frac{6}{2} = 3$; atque ita, quoniam

$m = \frac{c' \pi \varphi}{1-\beta} = 25 \cdot 9 = 225$, exemplum aequationis nostrae existit sequens:

$$u = \frac{1}{100}\left[10\,Z + \left(25 - \frac{225}{10}\right) \cdot \left(e^{\frac{100}{225}Z} - 1\right)\right]$$

$$= \frac{1}{10}\left[Z + \frac{1}{4}\left(e^{\frac{4}{9}Z} - 1\right)\right]$$

Inde sequitur $40\,u - 4\,Z = e^{\frac{4}{9}Z} - 1$,

sive *log. nat.* $(40\,u - 4\,Z + 1) = \frac{4}{9}Z$

Haec aequatio ut solvatur, ponamus

$$Z = 1,\ 2,\ 3,\ 4,\ 5,\ 6,\ 7\ \ldots .$$

$$\tfrac{4}{9}Z = \tfrac{4}{9},\ \tfrac{8}{9},\ \tfrac{12}{9},\ \tfrac{16}{9},\ \tfrac{20}{9},\ \tfrac{24}{9},\ \tfrac{28}{9},\ \ldots .$$

quibus fractionibus conversis in decimales, inspiciendo in tabulas logarithmorum naturalium facillime invenietur, cuinam numero integro proximum sit Z; deinceps autem approximationibus erit utendum. Caeterum notandum est, $u = 1 - e^{-\beta t}$ non posse ascendere ultra unitatem. Exempli causa ponamus $u = 1$; conversa fractione $\frac{24}{9} = 2{,}6666\ldots$ apparet, huic numero proximum esse *log. nat.* $14 = 2{,}639\ldots$; ex $Z = 6$ autem sequitur $41 - 4\,Z = 17$; igitur $Z > 6$; sed fractio $\frac{28}{9} = 3{,}1\ldots$ devolvit nos usque ad *log. nat.* 23; atque simul quantitas $41 - 4\,Z$ retrograditur usque ad 13; unde conspicimus, propius nos abfuisse a vero, cum poneremus $Z = 6$. Approximationis causa sit $Z = 6 + x$; unde

$$41 - 24 - 4\,x = e^{\frac{4}{9}(6 + x)}$$

$$\text{sive } 17 - 4\,x = e^{2{,}666\ldots} \cdot e^{\frac{4}{9}x}$$

$$= e^{2{,}666\ldots} \cdot \left(1 + \frac{4}{9} + \frac{16}{81} \cdot \frac{x^2}{2} + \cdots\right)$$

Est autem $e^{\frac{24}{9}} = 14{,}392\ldots$ hinc fit

$$17 - 14{,}392 = 2{,}607 = x \cdot \left(4 + \frac{4}{9} \cdot 14{,}392 + \cdots\right)$$

$$\text{et } x = \frac{2{,}607}{10{,}396} = 0{,}25$$

Ut propius accedamus, sit $Z = 6{,}25 + x'$; itaque

$$41 - 25 - 4x' = e^{\frac{4}{9}(6{,}25 + x')}$$

$$\text{sive } 16 - 4x' = e^{2{,}777\cdots} \cdot \left(1 + \frac{4}{9}x' + \frac{16}{81}\cdot\frac{x'^2}{3}\cdots\right)$$

$$\text{Cum sit } e^{2{,}777\cdots} = 16{,}0833\cdots \text{ sequitur}$$

$$-0{,}0833 = x' \cdot \left(4 + \frac{4}{9}\cdot 16{,}0833 + \cdots\right)$$

$$\text{unde } x' = -\ 0{,}0073\cdots, \text{ et } Z = 6{,}2426\cdots$$

qui numerus sequentibus seriei $e^{\frac{4}{9}x'} = 1 + \frac{4}{9}x'\cdots$ terminis adhibendis ulterius, si placet, investigabitur.

Potuimus etiam alia ratione calculum instituere; eaque utamur in altero exemplo. Sit $u - \frac{1}{2}$; habebimus aequationem

$$log.\ nat.\ (21 - 4Z) = \frac{4}{9}Z$$

Si z esset $= 4$, existeret $\frac{4}{9}Z = \frac{16}{9} = 1{,}7777\cdots$ et *log. nat.* $(21 - 16) =$ *log. nat.* $5 = 1{,}60943$; unde $Z < 4$; sed si ponamus $Z = 3$, fit $\frac{4}{9}Z = \frac{12}{9} = 1{,}333\cdots$ et *log. nat.* $(21 - 12) =$ *log. nat.* $9 = 2{,}197\cdots$ Est autem $1{,}777\cdots$ $=$ *log. nat.* $5{,}91\cdots$ et $1{,}333\cdots =$ *log. nat.* $3{,}78\cdots$ atque videmus quasi eodem tempore procedere numerum 5 usque ad 9, et retrogradi numerum $5{,}91\cdots$ usque ad $3{,}78\cdots$ ut, si illis motum ab aequabilitate non nimis abhorrentem tribuere liceat, celeritates motuum sint in ratione $(9-5) : (5{,}91 - 3{,}78)$ sive $4 : 2{,}13$. Occurrant autem necesse est sibi in aliquo itineris conficiendi loco, quem facile inveniemus. Intervallum primitivum numerorum 5 et $5{,}91\cdots$ est $0{,}91\cdots$ itaque iam cognitis celeritatibus habemus $4 : 2{,}13 = x : 0{,}91 - x$, unde $x = 0{,}5938$; et $0{,}91 - x = 0{,}32$. Quaerimus autem illud Z, quod pertineat ad inventum x; idque innotescet per hanc proportionem: $2{,}13\cdots : 0{,}32\cdots = 4 : 0{,}5938\cdots = 1 : 0{,}1484\cdots$ unde $Z = 4 - 0{,}1484 = 3{,}8516$. Quod ut facilius intelli

gatur, numerorum mutationes, quae sibi respondent, ita proponam:

Mutato numero $(21-4Z)$ ex 5 in 5,5938 et in 9

$$\text{et } e^{\frac{4}{9}Z} \ldots\ldots 5{,}91 \ldots 5{,}5938 \ldots 3{,}78 \ldots$$
$$\text{mutatur } Z \ldots\ldots 4 \ldots 3{,}8516 \ldots 3;$$

atque propter aequationem $21-4Z=e^{\frac{4}{9}Z}$, verum Z eadem ratione interpositum sit necesse est inter 4 et 3, qua ratione 5,5938 interiacet inter 5 et 9, vel inter 5,91 et 3,78. Correctione tamen opus est, tum ob defectum in numeris 5,91... et 3,78...; tum ob errorem admissum in hypothesi motus aequabilis in functionibus alia lege procedentibus. Quae correctio sic instituenda, logarithmum convertendo in seriem:

$$log.\ nat.\ (5{,}5938-4x) = l\,5{,}5938 + l\left(1-\frac{4x}{5{,}5938}\right)$$
$$=\frac{4}{9}(3{,}8516+x)$$

$$\text{sive } 1{,}72159-\left(\frac{4x}{5{,}5938}+\frac{1}{2}\cdot\left[\frac{4x}{5{,}5938}\right]^2+\ldots\right)=1{,}7118+\tfrac{4}{9}x$$

Neglecto seriei logarithmum referentis termino secundo, et qui eum sequuntur, habebimus

$$0{,}0098 = x\left(\frac{4}{9}+\frac{4}{5{,}5938}\right)$$
$$\text{unde } x = 0{,}00845, \text{ et } Z = 3{,}86005$$

Ad ulteriores correctiones viam patere, manifestum est; quas autem adhibui, eae iam usum psychologiae excedunt, quocirca crassiori calculo utamur; verum id agamus, ut totam rem uno adspectu possimus amplecti.

Tentando e tabulis invenietur

$$\text{pro } u=\tfrac{1}{4},\ Z=2{,}11$$
$$u=\tfrac{3}{4},\ Z=5{,}21$$

Itaque habemus

	diff. I.	II.	III.	IV.
pro $u=0,\ Z=0$				
	2,11			
$u=\frac{1}{4},\ Z=2{,}11$		— 0,36		
	1,75		+ 0,04	
$u=\frac{1}{2},\ Z=3{,}86$		— 0,40		— 0,12
	1,35		— 0,08	
$u=\frac{3}{4},\ Z=5{,}21$		— 0,32		
	1,03			
$u=1,\ Z=6{,}24$				

Quamquam differentiae non evanescunt, valde tamen diminuuntur, atque licebit nobis seriem τοῦ Z habere pro arithmetica; ut possimus compingere omnia in notissimam formulam interpolationis: cuius ope invenietur

$$Z = 9{,}332\, u - 4{,}064\, u^2 + 2{,}304\, u^3 - 1{,}28\, u^4$$

Haec formula si quem offendet, quoniam non est adaequata, fatendum tamen erit, eam correctionibus ansam praebere commodissimam. Ponatur exempli causa $u = \frac{1}{3}$; prodibit $Z = 2{,}728$; quod si recte se haberet, *log. nat.* 3,42 esset $= 1{,}21$; est autem revera $= 1{,}23\ldots$; ut error quidem sit commissus, sed talis error, cuius remedia secundum methodos traditas in promtu iam habeamus, et facillime possimus expedire.

Comparationis causa mutabo quasdam quantitates constantes; sit $\beta = \frac{1}{5}$, unde $1 - \beta = \frac{4}{5}$; hinc $\pi < 1 - \beta$ poterit adscendere in maiorem valorem; ponamus igitur $\pi = \frac{3}{4}$; atque habebitur $s - \sigma = \dfrac{\pi\beta\varphi}{1-\beta} = 1{,}875$; $\dfrac{c'\pi\varphi}{1-\beta} = m = 234{,}375$;

$c' - \dfrac{m}{\varphi} = 1{,}5625$; $\dfrac{c\varphi}{m} = 0{,}42667$; ut formula universalis

$$u = \frac{1}{c\varphi}\left[cZ + \left(c' - \frac{m}{\varphi}\right).\left(e^{\frac{c\varphi}{m}Z} - 1\right)\right]$$

abeat in hanc:

$$u = \tfrac{1}{10}\left[Z + 0{,}15625\left(e^{0{,}42667\,Z} - 1\right)\right]$$

		diff. I.	II.	III.	IV.
unde pro $u = 0$,	$Z = 0$				
		2,15			
$u = \frac{1}{4}$,	$Z = 2{,}15$		—0,14		
		2,01		+0,24	
$u = \frac{1}{2}$,	$Z = 4{,}16$		—0,38		—0,23
		1,63		+0,01	
$u = \frac{3}{4}$,	$Z = 5{,}79$		—0,39		
		1,24			
$u = 1$,	$Z = 7{,}03$				

Non morabor in serie ex his valoribus construenda: patent enim primo intuitu, quae sunt consideranda. Erat

in primo exemplo $\beta = \frac{1}{3}$; $\pi = 0{,}6$; $s - \sigma = 3$;

in secundo $\beta = \frac{1}{5}$; $\pi = 0{,}75$; $s - \sigma = 1{,}875$;

deminuta simul perceptionis intensitate (β) et pressione initiali ($s - \sigma$), mirum non est, initio fere eandem servari

proportionem inter notionis acquisitae robur ($10\,u = z$) et eius detrimentum (Z); etsi autem inde ab $u = 0$ usque ad $u = \frac{1}{4}$ inter quantitates Z nihil fere sit discriminis, subinde tamen perspicitur, quid possit maior notionum contrarietas (π) ad augendam detrimenti quantitatem; cum videamus, quantum distent valores finales 6,24 et 7,03. Caeterum in hoc genere calculi iactura facienda

$$v = \frac{\pi\beta\varphi}{1-\beta} e^{-\beta t} + \left(s - \sigma - \frac{\pi\beta\varphi}{1-\beta}\right) e^{-t}$$

non potest assurgere ad maximum; nam ex hypothesi constituta $s - \sigma = \frac{\pi\beta\varphi}{1-\beta}$ sequitur $v = \frac{\pi\beta\varphi}{1-\beta} e^{-\beta t}$, sive $(s - \sigma)\, e^{-\beta t}$, unde intelligitur, pressionem semper diminutum iri, idque fieri eo celerius, quo maius sit β. Cum autem respiciendum sit ad temporis decursum, quaeramus t ex assumtis u. Habemus $u = e - 1^{-\beta t}$, hinc $t = \frac{log.\, nat.\,(1-u)}{-\beta}$, atque

	in exemplo primo	secundo
pro $u = 0$,	$t = 0$	$t = 0$
$u = \frac{1}{4}$,	$t = 0{,}86\ldots$	1,44
$u = \frac{1}{2}$,	$t = 2{,}08$	3,46
$u = \frac{3}{4}$,	$t = 4{,}16$	6,93
$u = 1$,	$t = \infty$	∞

Itaque propter minorem perceptionis intensitatem in secundo exemplo notionem novam multo tardius et formari et pressioni cedere videmus. Quid autem accidisset, si in altero exemplo eadem adfuisset pressio initialis ($s - \sigma$) ac in primo? id quidem iam scimus ex superioribus; nam propter $s - \sigma = 3 > \beta\varphi = 2$ notio nova ipsis temporis punctis, quibus perciperetur, ita fuisset exstincta, ut eius ne minimum quidem vestigium in mente potuisset remanere. Quem casum observamus in hominibus, qui sanis sensibus, sed animo suspenso, nihil nec auribus nec oculis percipere videntur. Restituto cogitationum aequilibrio, prorsus in integrum restituitur facultas notionis formandae ex perceptionis particulis minimis coalescentibus; ipsa autem haec facultas nihil aliud est nisi impedimenti secessio; qua secessione facta, coale-

scunt illae particulae nullam aliam ob causam, nisi quoniam sunt in eadem mente, nec distinentur nimia pressione.

7.

Cum rarissime possit evenire, ut sit $s - \sigma = \frac{\pi \beta \varphi}{1 - \beta}$, aequationis propositae

$$\frac{c' \pi \varphi}{1 - \beta} du + \frac{c'}{\beta}\left(s - \sigma - \frac{\pi \beta \varphi}{1 - \beta}\right)(1 - u)^{\frac{1}{\beta} - 1} du$$
$$= c \varphi u dZ - cZdZ + c' dZ$$

integrandae negotium maxima ex parte adhuc superest peragendum. Etsi autem methodum universalem approximationis traditurus sum, eius tamen demonstrandae causa utar numeris certis assumtis; incipiendum enim est a coefficientibus indeterminatis, et enatis inde seriebus infinitis; quae series nisi oculis proponantur, ostendi nequit, quomodo ulterius sit procedendum.

Sit β, ut erat, $= \frac{1}{5}$, sed $\pi = 1$, et $s - \sigma = 1{,}9$; ut habeamus casum non longe abhorrentem ab eo, quem modo tractavimus. Prodibit calculus satis facilis, quem absolvere licet serie infinita tali, qualem offerent coefficientes indeterminati.

Habemus aequationem

$$312{,}5\ du - 75\ (1 - u)^4\ du = (100\ u - 10\ Z + 25)\ dZ.$$

Ponatur $Z - Au + Bu^2 + Cu^3 + Du^4 + \cdots$

Coefficientibus more solito determinatis invenimus

$$Z = 9{,}5\ u + 5{,}05\ u^2 - 0{,}2766 \cdots u^3 + 7{,}8 \cdots u^4 + \cdots$$

Pro $u = 0{,}05$ fit $Z = 0{,}487 \cdots$ atque cum novae notionis robur sit $z = 10\ u = 0{,}5$; residuum eius ademto Z erit $= 0{,}013$, quod etsi parvum, tamen non omnino est nihil. Sed posito $u = 0{,}1$, sive $z = 1$, existit $Z = 1{,}001$; unde intelligitur, iam plus esse detrimenti quam lucri; quod cum fieri nequeat (nam quantitatibus negativis hic nullus est locus), videmus, filum perceptionis quasi abscindi, et parvulam notionem natam ita esse oppressam, ut in maius robur crescere non possit. Neque tamen omnino pro nihilo est habenda; iam enim adepta est quantitatem finitam; paullo post poterit reproduci et augeri; sed reproductionem nunc quidem non curamus.

Minuamus pressionem; sit $s - \sigma = 1$; maneant reliqua. Aequatio erit

$$312{,}5\, du - 187{,}5\,(1-u)^4\, du = (100\, u - 10\, Z + 25)\, dZ$$

et coefficientibus determinatis

$$Z = 5\, u + 10\, u^2 - 21{,}666 \ldots u^3 + 49{,}166 \ldots u^4 - \ldots$$

quam seriem patet esse adeo divergentem, ut ea vix uti possimus usque ad $u = 0{,}1$.

Tandem perventum est ad ea, quae omni huic scriptioni ansam praebuerunt. Ad plenam problematis solutionem duplex ratio est ineunda; primo efficiendum, ut totius functionis Z etsi non adaequatam descriptionem, imaginem tamen adumbratam adipiscamur, deinde ut in singulis valoribus error, quousque quis velit, approximando corrigatur.

Seriei divergentis propositae naturam diligentius perpendentem fugere non potest, omnes terminos sibi invicem derogare, sed tanto impetu ferri, ut alius alii recte nequeat moderari. Terminus secundus, continens quadratum ipsius u, nimis celeriter crescit; qui cum sit coercendus, accedit tertius, ab illo subtrahendus; sed hic involvit cubum quantitatis u, adeoque vehemens assurgit, ut novo temperamento sit opus; pessimum autem remedium affert quartus, multo magis ipse coercendus quam superiores; et sic porro alius super alium proruunt, ut tota series a veritate avertatur. Itaque vitium est in forma seriei, sive in exponentibus, ad describendam functionem placide fluentem haud idoneis. Si autem hoc vitium ita conemur tollere, ut sumtis aliis exponentibus sueto more coefficientes determinemus, vel nullos vel eosdem reperiemus. Ponatur exempli causa

$$Z = Au^{\frac{1}{2}} + Bu + Cu^{\frac{3}{2}} + Du^2 + Eu^{\frac{5}{2}} + \ldots$$

eiecti coefficientes postliminio redibunt; quoniam prior illa aequatio tacite complectitur hanc novam, atque affirmat esse $A = 0$, $C = 0$, $E = 0$, et sic porro; ut nihil relinquatur nisi termini involventes dignitates integras ipsius u.

Quantumvis divergat series, tamen ex ea bini valores ipsius Z erui poterunt, sumto u satis parvo: *cognito autem* Z, *semper ex ipsa aequatione invenietur* $\frac{dZ}{du}$; *atque si*

contingat, ut hunc quotientem possimus determinare tanquam functionem ipsius u, integrando reditus patebit ad ipsum Z.

Pro $u = 0{,}05$ aequatio proposita dabit $Z = 0{,}2726$, $\frac{dZ}{du} = 5{,}8583$; pro $u = 0{,}1$ erit $Z = 0{,}5832$; et $\frac{dZ}{du} = 6{,}4964$.

Differentiale seriei $Z = 5u + 10u^2 - 21{,}66\ldots u^3$ est

$$\frac{dZ}{du} = 5 + 20u - 64{,}99\ldots u^2,$$

sed hinc retinendum est nihil nisi $\frac{dZ}{du} = 5 + \mu u^\lambda$; ubi per μu^λ ea omnia designavi, quae pendent ab u; eaque aliqua ex parte cognoscemus ex binis illis valoribus iam inventis. Quibus ut accommodetur μu^λ, ponendum

$$\mu \cdot 0{,}05^\lambda = 0{,}8583; \quad \mu \cdot 0{,}1^\lambda = 1{,}4964$$

$$\text{unde } log.\ \mu + \lambda\ log.\ 0{,}05 = l\ 0{,}8583$$

$$\text{et } log.\ \mu + \lambda\ log.\ 0{,}1 = l\ 1{,}4964$$

$$\text{itaque } \lambda = \frac{l\,1{,}4964 - l\,0{,}8583}{l\,0{,}1 - log.\ 0{,}05} = 0{,}80194$$

$$\text{et } \mu = 9{,}4840$$

$$\text{ut fiat } \frac{dZ}{du} = 5 + 9{,}484\ u^{0{,}80194}$$

$$\text{et integrando } Z = 5u + 5{,}2632\ u^{1{,}80194}$$

Confirmantur hoc calculo, quae dixi de exponentibus. In secundo seriei termino omnia erant nimia, atque hanc ob causam terminus tertius nimiam attulit correctionem, quae nunc non est metuenda.

Procedendi via iam est aperta; sed cautio quaedam adhibenda, ne calculi ambages fiant longiores. Si poneremus $u = 0{,}4$ aut $= 0{,}5$, terminus $9{,}484\ u^{0{,}80194}$ computandus esset per $log.\ 9{,}484 + 0{,}80194\ l\ u$, et $0{,}80194\ l\ u$ denuo per $l\ 0{,}80194 + log.\ l\ u$; atque cum eiusmodi calculus saepe sit repetendus (plures enim eiusmodi termini adsunt et prodibunt), haec ratio descendendi ad logarithmos logarithmorum, plurimum incommodi esset allatura. Itaque cum in arbitrio positum sit, quosnam valores velimus tribuere ipsi u, eligamus tales, ut eorum logarithmi fiant simplicissimi. Sit

$u = 0{,}316228$, cuius logarithmus est $= 0{,}5 - 1 = -\frac{1}{2}$; statim apparet, $0{,}80194\ l\ u$ esse $= -0{,}40097$; atque hac ratione calculi quantum superest facillime expedietur.

Ex $\frac{dZ}{du} = 5 + 9{,}484\ u^{0{,}80194}$, posito $u = 0{,}316228$, fit $\frac{dZ}{du} = 8{,}7716$; atque $Z = 5\ u + 5{,}2632\ u^{1{,}80194}$ dat $Z = 2{,}24303$. Sed ex aequatione proposita

$$\frac{312{,}5 - 187{,}5\ (1 - u)^4}{100\ u - 10\ Z + 25} = \frac{dZ}{du}$$

adhibito valore ipsius Z modo invento prodit $\frac{dZ}{du} = 7{,}9408$, atque facile perspicitur, hunc valorem multo propius illo superiore ad veritatem accedere, quoniam parum afficitur errore, qui in determinando Z potuit committi. Eadem ratione pro $u = 0{,}398107$, cuius logarithmus est $= 0{,}6 - 1 = -0{,}4$, habebitur $\frac{dZ}{du} = 9{,}5313$; et $Z = 2{,}99163$; sed hoc valore ipsius Z introducto in aequationem propositam invenitur $\frac{dZ}{du} = 8{,}2504$. Iam quaeratur, quantum intersit inter valores inventos ipsius $\frac{dZ}{du}$.

$$\begin{array}{r} 8{,}7716 \\ -\ 7{,}9408 \\ \hline 0{,}8308 \end{array} \quad \text{et} \quad \begin{array}{r} 9{,}5313 \\ -\ 8{,}2504 \\ \hline 1{,}2809 \end{array}$$

Ponatur $\frac{dZ}{du} = 5 + 9{,}484\ u^{0{,}80194} - \mu' u^{\lambda'}$; erit

$$\mu' \cdot 0{,}316228^{\lambda'} = 0{,}8308;\ \mu' \cdot 0{,}398107^{\lambda'} = 1{,}2809$$

unde $\lambda' = 1{,}8802$; et $\mu' = 7{,}2376$

$$\frac{dZ}{du} = 5 + 9{,}484\ u^{0{,}80194} - 7{,}2376\ u^{1{,}8802},$$

et integrando $Z = 5\ u + 5{,}2632\ u^{1{,}80194} - 2{,}5129\ u^{2{,}8802}$.

Sed ultimi termini modo inventi egent correctione, eamque ipsi praebebunt; certiores enim nos faciunt de valoribus ipsius Z antea adhibitis, ubi ex aequatione quaerebamus $\frac{dZ}{du}$.

Repetito calculo primus quotiens differentialis erit $= 7{,}7345$; alter $= 7{,}8519$; atque nunc

$$\begin{array}{r} 8{,}7716 \\ -\ 7{,}7345 \\ \hline 1{,}0371 \end{array} \quad \text{et} \quad \begin{array}{r} 9{,}5313 \\ -\ 7{,}8519 \\ \hline 1{,}6794 \end{array}$$

unde λ' rectius $= 2{,}0933$; $\mu' = 11{,}546$

$$\frac{dZ}{du} = 5 + 9{,}484\, u^{0{,}80194} - 11{,}546\, u^{2{,}0933}$$

$$Z = 5\,u + 5{,}2632\, u^{1{,}80194} - 3{,}7325\, u^{3{,}0933}$$

Idem correctionis genus denuo potest adhiberi, verum id fieri minime est necesse. Procedamus ponendo $u = 0{,}794328$, cuius numeri logarithmus est $= 0{,}9 - 1 = -0{,}1$; erit $\frac{dZ}{du} = 5{,}7549$, et $Z = 5{,}6166$; sed hoc valore ipsius Z introducto in aequationem prodibit $\frac{dZ}{du} = 6{,}4746$. Tandem ponatur $u = 1$; habebitur $\frac{dZ}{du} = 2{,}978$; $Z = 6{,}5307$; quo valore substituto, aequatio praebet $\frac{dZ}{du} = 5{,}2352$. Quaerantur differentiae valorum inventorum.

$$\begin{array}{r} 6{,}4746 \\ -\ 5{,}7549 \\ \hline 0{,}7197 \end{array} \quad \text{et} \quad \begin{array}{r} 5{,}2352 \\ -\ 2{,}978 \\ \hline 2{,}2572 \end{array}$$

Patet, ad inventum $\frac{dZ}{du}$ addendum esse terminum formae $\mu''\, u^{\lambda''}$; eumque, ut supra, accommodandum valoribus suscipiendis 0,7197 et 2,2572. Peracto calculo reperietur

$$\frac{dZ}{du} = 5 + 9{,}484\, u^{0{,}80194} - 11{,}546\, u^{2{,}0933} + 2{,}257\, u^{4{,}9638}$$

$$Z = 5\,u + 5{,}2632\, u^{1{,}80194} - 3{,}7325\, u^{3{,}0933} + 0{,}37845\, u^{5{,}9638}$$

Huic seriei nihil amplius est addendum; nam perventum est ad maximum valorem $u = 1$, ultra quem $u = 1 - e^{-\beta t}$ non potest extendi. Coefficientes decrescunt; exponentes vero tam cito assurgunt, ut ultimo termino turbari non possint valores prius inventi pro minoribus u; tertius tamen

terminus aliquantum erroris affert, si $u = 0,1$ vel paullo maius aut minus; sed eiusmodi valores determinandi sunt aut ex solis duobus terminis primis, aut ex ipsa serie primitiva; itaque correctione, alioquin satis expedita, non est opus.

Prima negotii parte confecta, sequitur, ut pro singulis valoribus inventis ad veritatem quousque quis velit appropinquemus.

Proposita aequatione huius formae

$$m\,du + n(1-u)^{\frac{1}{\beta}-1}\,du = pu\,dZ - qZ\,dZ = r\,dZ$$

integrando et constantem addendo prodit

$$mu + n\beta.\left[1-(1-u)^{\frac{1}{\beta}}\right] = p\int u\,dZ - \tfrac{1}{2}qZ^2 + rZ$$

Invento $\frac{dZ}{du}$ inveniri potest $\int u\,dZ$; quoniam autem nostrum $\frac{dZ}{du}$ non omnino recte se habet, ponatur pro certo quodam valore ipsius u, $p\int u\,dZ = f + v$, et simul $Z = g + w$.

Sit etiam $mu + n\beta.\left[1-(1-u)^{\frac{1}{\beta}}\right] = M$: erit

$$M = f + v - \tfrac{1}{2}qg^2 - qgw - \tfrac{1}{2}qw^2 + rg + rw$$

$$\text{et } M + \tfrac{1}{2}qg^2 - rg - f = v + (r - qg)\,w - \tfrac{1}{2}qw^2$$

Valores f et g functionum $p\int u\,dZ$ et Z sibi invicem respondent; quamobrem etiam variationes ipsarum sibi respondeant necesse est. Quae variationes cum sint v et w, eaeque satis parvae, si prior calculus bene successerit; possumus uti hac proportione: $dZ : pu\,dZ = w : v$, sive $v = puw$. Neglecto $\frac{1}{2}qw^2$, erit $\frac{M + \frac{1}{2}qg^2 - rg - f}{pu + r - qg} = w$; quo invento, supputandum $\frac{1}{2}qw^2$, et numeratori addendum, atque dividendum denuo. Repeti etiam potest tota haec correctio, positis $f + v = f'$, et $g + w = g'$.

In exemplo nostro ex invento $\frac{dZ}{du}$ fit $\int u\,dZ =$

$$2{,}5u^2 + 3{,}3848\,u^{2{,}80194} - 2{,}8207\,u^{4{,}0933} + 0{,}32411\,u^{6{,}9638}.$$

Habuimus autem pro $u = 1$*), $Z = 6{,}9091$; idque nunc

*) In subtiliori calculo non pro $u = 1$ quaerenda statim erit

est $= g$; porro $f = 338{,}82$; $M = 275$; hinc reperitur $w = 0{,}038098$; et post additum numeratori $\frac{1}{2}\, q\, w^2$ fit $w = 0{,}038228$, unde Z correctius $= 6{,}947328$. Si repeti placet correctionem, inveniemus $M + \frac{1}{2}\, q g'^2 = 516{,}327$, et $rg + f' = 516{,}326$; tota autem correctio redibit ad $\frac{1}{55526}$, ubi notandum, in toto calculo me non septem, sed tantum quinque logarithmorum notis decimalibus usum esse.

Peracto calculo, paullo accuratius inspiciamus, quid consecuti simus; et conferamus haec cum superioribus.

Posito $\beta = \frac{1}{5}$, primo (6, versus finem) fecimus $\pi = \frac{3}{4}$, $s - \sigma = 1{,}875$; inde exstitit functio Z describens curvam concavam; differentiae enim secundae semper erant negativae. Deinde fecimus $\pi = 1$; $s - \sigma = 1{,}9$; ita parum mutatis constantibus evenit, ut Z non solum abiret in curvam convexam, sed etiam pro $u = 0{,}1$ modum omnino excederet, et perceptionem vix inceptam exstingueret. Nunc servavimus et $\beta = \frac{1}{5}$, et $\pi = 1$; temperavimus autem $s - \sigma$, ut esset $= 1$; hinc orta est functio Z describens curvam primo quidem convexam, sed puncto inflexionis praeditam (fere pro $u = 0{,}4$; nisi calculus crassior me fefellit), atque abeuntem in concavam, ita quidem, ut primus quotiens differentialis paene idem sit in fine, qui fuit statim ab initio. Videmus, in eiusmodi casibus periculum instare, ne punctum inflexionis nimis prope accedat ad eam lineam rectam, quam describit $z = 10\,u$, hac enim linea tacta, evanescit $z - Z$, sive rumpitur perceptio: sed eo periculo superato, multo melius procedit nova notio formanda, quam initio sperandum videbatur. Quaeri potest, quantum $s - \sigma$ sit sumendum, ut punctum inflexionis cadat in lineam rectam ipsius $z = 10\,u$; putabam, me hinc non longe abfuturum esse, si ponerem $s - \sigma = 1{,}5$, servatis reliquis constantibus; verum instituto calculo reperi, scindi lineam rectam a functione Z statim post $u = 0{,}5$.

Tanta curvarum varietate reperta in exigua constantium

haec correctio, sed adhibenda ad terminos $\mu\, u^{\lambda}$ seriei inventae pro $\frac{dZ}{du}$; quorum etiam plures, si placet, eadem ratione, quam exposui, possunt inveniri.

mutatione, maiores ipsius β valores quid sint effecturi, nunc perscrutemur. Certum est, aucta perceptionis intensitate notionem inde orientem minus iacturae passuram esse; sed cum hanc ob rem etiam primus quotiens differentialis necessario adtenuetur, mirum videri potest, quod indicat formula, eum pro $u = 1$ in infinitum abire! Manifestum est, pro $\beta > 1$ fieri

$$(1-u)^{\frac{1}{\beta}-1} = \frac{1}{(1-u)^{\frac{\beta-1}{\beta}}}$$

atque hoc $= \frac{1}{0}$ pro $u = 1$; unde procul dubio pro eodem u,

$$\frac{m + n(1-u)^{\frac{1}{\beta}-1}}{pu - qZ + r} = \frac{dZ}{du} = \infty$$

Ut totam rem cognoscerem, posui $\beta = 5$, $s - \sigma = 1$, $\pi = 1$; ex $Z = Au + Bu^2 + Cu^3 + Du^4 + \ldots$ coefficientibus determinatis factum est

$$Z = 0{,}2\,u + 0{,}688\,u^2 - 1{,}1316\,u^3 + 3{,}85\,.\,.\,u^4 - \ldots$$

Hinc pro $u = 0{,}1$, $Z = 0{,}026$; pro $u = 0{,}2$, $Z = 0{,}064$; deinde determinato μu^{λ}, calculo prorsus eadem ratione confecto, ut supra ostendi, deductus sum ad series sequentes:

$$\frac{dZ}{du} = 0{,}2 + 0{,}85789\,u^{0{,}87338} + 2{,}2208\,u^{4{,}6566} + 15{,}7976\,u^{30{,}681}$$

$$Z = 0{,}2 + 0{,}45794\,u^{1{,}87338} + 0{,}39261\,u^{5{,}6566} + 0{,}49865\,u^{31{,}681}$$

ubi notandum, utriusque seriei terminum tertium inventum esse posito $u = 0{,}501187$, cuius logarithmus est $= -0{,}3$; et $u = 0{,}398107$, cuius logarithmus $= -0{,}4$; quartus autem terminus cum non posset quaeri ex $u = 1$, usus sum valoribus $u = 0{,}954992$ et $u = 0{,}977237$, quorum logarithmi sunt $= -0{,}02$ et $-0{,}01$. Pro $u = 0{,}977\cdots$ inventum est $Z = 1{,}219$; quamquam autem u iam proximum est limiti, quem transscendere nequit, magna tamen adhuc sequitur mutatio; quod ut intelligatur, respiciendum est ad tempus. Habemus $u = 1 - e^{-5t}$; haec autem quantitas citissime fere ad summum, quo perduci potest, fastigium extollitur; et pro

$u = 0{,}977$ est $t = 0{,}76\ldots$ neque mirum, sequenti tempore, incremento fere nullo accedente ad u, augeri pressionem, ut aequilibrium, notione nova magnopere turbatum, possit restitui. Quam rem calculo, quantum opus est, satis commode sic persequemur. Scimus, u fere ad quantitatem constantem esse redactum, ejusque limites facillime posse assignari; itaque nihil obstat, quo minus ipsi certum tribuamus valorem. Numeris m et n rite determinatis, erit aequatio nostra pro $u = 0{,}9772\ldots$

$$-62{,}5\,du + 67{,}5\,(1-u)^{-\frac{4}{5}}du = 122{,}7\,dZ - 10\,Z\,dZ$$

unde $-62{,}5\,u - 337{,}5\,(1-u)^{\frac{1}{5}} = 122{,}7\,Z - 5\,Z^2 + Const.$
Quoniam $Z = 1{,}219$, pro $u = 0{,}977\ldots$ erit $Const = -361{,}656$.

Hinc pro $u = 1$ inveni $Z = 2{,}745\ldots$ Si calculum accuratius institui placet, non tam cito properandum erit ad $u = 1$, sed pro valore paullo minori correctionis genus supra demonstratum adhibeatur necesse est, ut inveniatur numerus constans ipsi u tribuendus, qui minore errore usque ad $u = 1$ possit revera pro constante haberi. Sed operae non est pretium; satis iam perspicimus, augeri Z, neque tamen magis quam fuit exspectandum.

Nolo morari in aliis valoribus τῷ $s - \sigma$ pro eodem β tribuendis; quanta enim vis sit in pressione initiali, superiora satis demonstrarunt.

Alio loco*) casum $\beta = \frac{1}{2}$, et facilem et satis memorabilem, fusius explicui. Notandum est praecipue, pro $s - \sigma = 3{,}125$ et $\pi = 0{,}78125$ functionem Z abire in lineam rectam, sive esse perpetuo $= Au$; sunt etiam alii earundem quantitatum valores, quibus sumtis idem accidit. Posito $\pi = 0{,}78125$ tantum potest pressio initialis, ut pro $s - \sigma = 3{,}125$, Z evehatur usque ad $6{,}25$ pro $u = 1$, sed posito $s - \sigma = 0$, Z consistat in valore $= 2{,}7$. Cuius casus eam potissimum ob causam feci mentionem, quod addenda sunt pauca de altero limite, quem dixi hunc nostrum calculum non posse attingere, multoque minus transire. Etenim ubi

*) Königsberger Archiv, Heft III. (Vgl. Bd. I, No. XIII.)

primum exposui aequationem $\frac{c' v dt}{cx + c'} = dZ$ (6, II), locutus sum de limitibus quantitatis x, quorum alter est z, alter, veritati longe propior, $z - Z$; atque ostendi, illum primum tum potissimum respiciendum esse, ubi pressio, ab initio minor, deinceps augeatur, quod videmus fieri, si $s - \sigma = 0$, ut tota pressio pendeat a contrarietate π. Integrationem formulae $\frac{c' v dt}{cz + c'}$ procedere posito $e^{-\beta t} = x$ secundum regulas calculi integralis notissimas, loco citato monstravi, et res per se satis est manifesta; itaque hic tantum apponam valorem inventum pro $\beta = \frac{1}{2}$, $s - \sigma = 0$, $\pi = 0{,}78125$, $u = 1$; reperi enim $Z = 2{,}334$: alter autem calculus, quem hic ubique secuti sumus, praebuit $Z = 2{,}7$. Neque tamen putandum est, verum valorem adeo incertum relinqui, ut fluctuare possit inter 2,3 et 2,7; fac enim, Z esse $= 2{,}334$; sequitur, vim pressioni resistentem, sive x, reduci fere ad $z - 2{,}334$ (scilicet pro $u = 1$), itaque $x = z$ falsa erat hypothesis, falsumque ipsum $Z = 2{,}334$, ex hac hypothesi profectum; multo autem rectius $x = z - Z$ sive $z - 2{,}7$; quoniam ex $x = z - Z$ inventum est $Z = 2{,}7$. Quodsi hoc casu, ubi errare maxime potuimus, parum erroris adesse videmus: colligere licet, in reliquis calculum nostrum veritati satis fore consentaneum.

Denique, ne quid omissum videatur, minuamus quantitatem contrarietatis π; inveniemus id, quod exspectandum est, notionem recentem, etsi initio impedimentis laborantem, procedente tamen tempore liberius crescentem. Sit $\beta = \frac{1}{2}$, $s - \sigma = 2$, sed $\pi = \frac{1}{2}$; prodit calculo iam exposito

$$\frac{dZ}{du} = 4 - 3{,}6\,u + 3{,}3545\,u^{1{,}824} - 0{,}8149\,u^{2{,}753}$$

$$Z = 4\,u - 1{,}8\,u^2 + 1{,}1878\,u^{2{,}824} - 0{,}2171\,u^{3{,}753}$$

Vel $\beta = \frac{1}{2}$, $s - \sigma = 3$, $\pi = \frac{1}{2}$; hinc

$$\frac{dZ}{du} = 6 - 5{,}6\,u + 3{,}4102\,u^{2{,}11714} - 0{,}487\,u^{3{,}08}$$

$$Z = 6\,u - 2{,}8\,u^2 + 1{,}904\,u^{3{,}11714} - 0{,}119\,u^{4{,}08}$$

Utrumque exemplum ita comparatum est, ut terminus

secundus sit subtrahendus a primo, unde patet, pressionem statim ab initio relaxari. Contrarium observari potuit in exemplis superioribus, ubi terminus secundus erat positivus.

8.

Cum in calculo peragendo plurimum negotii valores numeri β facessant, vereri forsitan aliquis poterit, ne difficultatum moles magnopere augeatur, si ille numerus sit permagnus vel admodum parvus; quocirca hanc rem arbitror non omnino silentio esse praetereundam.

I. Sit β numerus magnus. Brevissimo tempore $u = 1 - e^{-\beta t}$ proxime accedet ad unitatem; hoc autem tempore Z erit admodum exiguum. Si calculum placebit institui, notandum erit, $\frac{1}{\beta} - 1$ propemodum reduci ad -1; ut loco aequationis

$$\frac{m + n(1-u)^{\frac{1}{\beta}-1}}{pu - qZ + r} = \frac{dZ}{du} \text{ scribi possit}$$

$$\frac{mdu}{puZ} + \frac{ndu}{r + (p-r)u - pu^2} = dZ.$$ Quomodo pergendum sit, postquam u valorem fere constantem sit assecutum, iam supra docui.

Sed calculo vix opus esse videtur. Omnia enim eodem fere modo se habebunt, ac si totum robur notionis recentis subito exstitisset, atque sine ullo temporis decursu accessisset ad eas notiones, quae iam antea animo observabantur. Quod ubi fit, calculo longe simpliciori est utendum, quem hic non curo, quoniam nimis est a proposito alienus. Quae enim fortissima perceptione mentem percutiunt, ea non pertinent ad excitandam attentionem, sed ad terrorem iniiciendum.

II. Sit β numerus admodum parvus. Sequitur, $\frac{1}{\beta}$ esse permagnum, et $(1-u)^{\frac{1}{\beta}-1}$ evanescere pro u adhuc parvo. Quamobrem hic, sicut in priore casu, calculus dilabitur in duas partes; quarum prima ita est comparata, ut u pro constante possit haberi, altera id praebet commodi, quod evanescente termino $n(1-u)^{\frac{1}{\beta}-1}$ res redit ad idem illud in-

tegrale finitum, cuius explicationem dedi statim ab initio (6, in fine). Itaque loco aequationis

$$\frac{m+n(1-u)^{\frac{1}{\beta}-1}}{pu-qZ+r}=\frac{dZ}{du}, \text{ primo habetur}$$

$$m\,du+n(1-u)^{\frac{1}{\beta}-1}du=dZ\,(Const-qZ)$$

deinde $m'du=p'u'dZ-q'Z'dZ+r'dZ$, ubi quantitates m', p', u', Z', r', invenientur facto $u=\varepsilon+u'$ et $Z=\eta+Z'$.

In utraque formula nihil est difficultatis; atque iam patebit, valores ipsius β parvos aut magnos non augere calculi molestiam, sed minuere et levare. Cavendum tamen erit, ne propter quantitates neglectas nimius exoriatur error; peracta igitur prima calculi parte, adhibeatur illud correctionis genus, quo supra usus sum (7), ubi quaesito integrali

$$\int u\,dZ \text{ posui } \frac{M+\tfrac{1}{2}qg^2-rg-f}{pu+r-qg}=\omega.$$

Ut satis commode inveniatur $\int u\,dZ$, habeatur necesse est $Z=Au+Bu^2+\ldots$; ad hanc autem formam obtinendam plerumque sufficiet, inventis duobus ipsius Z valoribus $=\gamma$ et $=\delta$, pro $u=u'$ et $=u''$, poni $\gamma=Au'+Bu'^2$, et $\delta=Au''+Bu''^2$. Versabitur enim calculus in quantitatibus admodum parvis; unde plura fortasse orientur commoda; sed ea mihi non magnopere curanda putavi, quoniam totius rei summam satis mihi videor explicuisse in antecedentibus.

9.

Quod matheseos proprium est munus et donum praeclarissimum, ut ex cogitationum temere vagantium nebulis nos eripiat, distinctarumque notionum lumen accendat: hoc tantum beneficium etiam in res psychologicas posse redundare, attentionis exemplo iam in eo sumus ut demonstremus. Satis enim cognitis quatuor attentionis causis primariis, duabus positivis, φ et β, duabus negativis, $s-\sigma$ et π, certam nunc constituemus attentionis mensuram.

Attentio procul dubio est quantitas: potest enim augeri et minui. Itaque ponamus hanc quantitatem $=X$; patet fore $X\,dt$ incrementum notionis, ad quam dirigitur attentio,

in tempusculo dt. Revocanda hic in memoriam sunt ea, quae tradidi supra (5), ubi dixi, attentum vocari eum, qui sit mente ita dispositus, ut eius notiones incrementi aliquid capere possint.

Idem autem incrementum est $d(z-Z)$; itaque $d(z-Z)$ $= X dt$, et $X = \frac{d(z-Z)}{dt}$; quae est attentionis mensura, sive ipsa attentio, quatenus ut quantitas spectatur.

Sepositis igitur omnibus causis secundariis, quibus effici solet, ut quantitates φ, β, $s-\sigma$, π, quas hic pro constantibus habemus, reddantur variabiles; nihil superest negotii, nisi ut evolvatur quotiens differentialis modo propositus.

Calculo determinavimus $\frac{dZ}{du}$; est autem $\frac{dZ}{dt} = \frac{dZ}{du} \cdot \frac{du}{dt}$, et propter $10u = z$, fit $10\,du = dz$; hinc

$$\frac{d(z-Z)}{dt} = \frac{10\,du}{dt} - \frac{dZ}{du} \cdot \frac{du}{dt} = \frac{du}{dt}\left(10 - \frac{dZ}{du}\right)$$

Porro $u = 1 - e^{-\beta t}$, $du = \beta e^{-\beta t} dt$, unde

$$\frac{d(z-Z)}{dt} = \beta e^{-\beta t}\left(10 - \frac{dZ}{du}\right) = \beta(1-u)\left(10 - \frac{dZ}{du}\right)$$

Primo adspectu patet, fore, ut attentio statim ab initio decrescat propter factorem $e^{-\beta t}$, nisi alter factor $\left(10 - \frac{dZ}{du}\right)$ contrario moto satis celeri progrediatur. Quanto maius fuerit β, tanto maior primo temporis puncto erit attentio, sed ea lege, ut quanto maior fuerit, tanto citius decrescat. Perceptiones vehementiores fortem quidem excitabunt attentionem, sed talem, quae aufugiat rapidissimo cursu.

Uberius nunc exponam exemplum illud satis memorabile, quo usus sum in calculo explicando, ubi vidimus, functionem Z describere lineam puncto inflexionis praeditam; ut intelligatur, qualis in eiusmodi casibus exstitura sit attentio.

Erat in illo exemplo $\beta = \frac{1}{5}$, $s - \sigma = 1$, $\pi = 1$, et

$$\frac{dZ}{du} = 5 + 9{,}484\,u^{0{,}80194} - 11{,}546\,u^{2{,}0933} + 2{,}257\,u^{4{,}9638}$$

Invenietur inde

pro u = 0,1,	$\frac{dZ}{du}$ = 6,49,	Attentio = 0,63
0,2	7,22	0,45
0,3	7,69	0,32
0,4	7,87	0,26
0,5	7,82	0,22
0,6	7,53	0,198
0,7	7,05	0,177
0,8	6,45	0,14
0,9	5,79	0,08
1	5,23	0

Ubi notandum, primo temporis initio attentionem fuisse $=1$, celeriterque esse diminutam, antequam functio Z tenderet versus punctum inflexionis. Sed inde ab $u=0,4$ usque fere ad $u=0,7$ videmus illam lentius decrescere; quod ut ad temporis decursum reducatur, apponam has temporis determinationes:

pro $u = 0,4$,	$t = 2,55$
0,5	3,46
0,6	4,58

Cetera satis patent ex ipsa aequatione $u = 1 - e^{-\frac{1}{5}t}$. Longe aliter res se habebit, si $u = 1 - e^{-5t}$; habuimus posito $\beta = 5$, $s - \sigma = 1$, $\pi = 1$,

$$\frac{dZ}{du} = 0,2 + 0,85789\, u^{0,87338} + 2,2208\, u^{4,6566} + 15,79\, u^{30,68}$$

itaque attentionis factor $1-u$ citissime decrescit, et alter factor $10 - \frac{dZ}{du}$ *prorsus evanescit*, ubi $\frac{dZ}{du} = 10$, quod eventurum est tempore finito. Atque hoc multo latius patet; scimus enim, si $\beta > 1$, semper fieri $\frac{dZ}{du} = \infty$ pro $u = 1$, unde intelligitur fore $\frac{dZ}{du} = 10$ tempore quodam finito; idque tempus necessario finis erit attentionis.

Reliquum est, ut exemplum adferam attentionis initio paullulum crescentis. Inventum est posito $\beta = \frac{1}{2}$, $s - \sigma = 3$, $\pi = \frac{1}{2}$,

$$\frac{dZ}{du} = 6 - 5{,}6\,u + 3{,}4102\,u^{2,11714} - 0{,}487\,u^{3,08}$$

unde pro $u =$	0, attentio $=$	2
	0,1	2,04
	0,2	2,002
	0,3	1,89
	etc.	etc.

Facile perspicitur, attentionis fovendae vim maximam esse in valoribus minoribus ipsius π, id est, contrarietatis notionum; ultimum enim exemplum eo potissimum differt a superioribus, quod posuimus $\pi = \frac{1}{2}$. Memores autem semper simus necesse est, omnem adhuc usque fuisse quaestionem de una eademque perceptione per aliquod temporis spatium perseverante sine ulla mutatione; quid enim sit causae, cur variatio delectet, hac ipsa disquisitione sumus edocti, scilicet quoniam fieri nullo modo potest, ut attentio stabilis et immota in una re simplici diutius haereat defixa.

CAPUT TERTIUM.

DE IIS ATTENTIONIS PHAENOMENIS, QUORUM RATIO EX CAUSIS PRIMARIIS REDDI NEQUIT.

10.

Omnis theoria comparanda est cum experientia; quod in rebus psychologicis ita quidem fieri, ut certorum numerorum instituatur comparatio, rarissime potest*); functionum autem natura satis apparet in phaenomenorum vestigiis, si modo theoria fuerit satis completa. Expositis igitur attentionis causis primariis, ulterius quomodo sit progrediendum, paucis adhuc indicandum est; quoniam experientia nostra miscet causas primarias cum secundariis. *Sunt autem omnes causae pro secundariis habendae, quibus fit, ut variis modis mutentur illae primariae.*

*) Potest tamen fieri in re musica; ut docui iam pridem in *Königsberger Archiv für Philosophie* etc. *Heft II.* [Vgl. Bd. I. No. XII.] eaque disquisitio lectoribus hic in memoriam est revocanda.

In experientiam nostram tota illa atque integra notionum producendarum facultas vel potius *possibilitas* (verbo utor minus latino, ne foveam errorem pessimum de facultatibus certis animo insitis,) nunquam potest cadere; sive, ut signa mathematica repetam, quantitas φ abit in $\varphi - z$ non sua lege, sed minuitur etiam notionibus reproductis, quoniam nulla perceptio simplex nobis adeo est nova, cuius non aliquid ex priore tempore menti inhaereat.

Deinde solemus esse in duplici fluxu tum cogitationum tum perceptionum; ut quantitates $s - \sigma$ et π, perpetuis sint mutationibus obnoxiae.

Quae inde sequantur, exponi non possunt, nisi prius cognitis reproductionis legibus.

Omni pressione subito sublata, notionem oppressam qualemcunque emersuram esse, iam supra dixi (4, D). Ponamus hanc notionem $= H$; elapso tempore t reproducta sit eius quantitas $= h$; nisus, quo haec notio mutat statum suum, insequenti tempusculo dt erit $H - h$; itaque reproducetur $(H - h)\,dt$, idque erit $= dh$. Ex aequatione $(H - h)\,dt = dh$, sive $dt = \frac{dh}{H - h}$, sequitur $t = log.\,\frac{H}{H - h}$, et $h = H\left(1 - e^{-t}\right)$ prorsus eadem ratione, ut vidimus residere iacturam faciendam (4, in fine).

Verumtamen pressio nec subito, nec omnis unquam tollitur; sed levatur accedente nova perceptione homogenea, iisdem notionibus, quibus illa oppressa tenebatur, contraria et repugnante. Itaque reproductio non prorsus sequitur illam legem simplicem modo expositam, sed aliam magis compositam; cuius formam ut quodam modo intelligant lectores, animadvertant necesse est, aucta perceptione recente sensim plus spatii sive libertatis dari notioni emergenti; ut liberiori nisu possit statum suum mutare. Inde fit, ut ab exiguis profecta initiis magna tamen celeritate augeatur reproductio: expressa enim per seriem procedentem secundum dignitates temporis, hanc induit formam: $at^3 + bt^4 + \ldots$, ut appareat, eam statim post initium propemodum proportionem cubi temporis servare.

Est etiam aliud reproductionis genus, ortum a mutuo

coniunctarum notionum auxilio; cuius leges calculi ope determinatae tanti sunt momenti, ut totam psychologiam novo lumine collustrent; quas alio loco sum expositurus.

11.

Notio qualiscunque, anteriore tempore menti informata, si cum omnibus aliis, quibuscum est coniuncta, oppressa et obruta iacet, idque non mechanicis tantum, sed etiam staticis legibus, nihil potest in definiendo praesenti animi statu: itaque facultati sive possibilitati, eiusdem generis notionem perceptione nova denuo concipiendi, nihil omnino praeripiet. Restaurata est igitur tota haec quantitas, quam designare itera φ consuevimus. Oborta autem perceptione homogenea, protinus incipit reproductio; quae cum augeatur magna celeritate (10), quantitas φ citissime diminuitur; idque tanto magis est futurum, quanto saepius eiusmodi perceptiones iam praecesserunt, quoniam omnes olim conceptae notionis homogeneae partes simul reproducuntur.

Observamus, res quotidiano usu familiares nobis factas nullam fere attentionem excitare. Versamur in domo, in platea, occurrunt nobis res plurimae notissimae; sed earum adspectu minime movemur; persequimur cogitationes eas, quibus eramus occupati. Ubi vero aliquid incidit novi, statim oculi intenduntur, aures arriguntur, cogitationes turbantur et quasi disiiciuntur. Quod fieri minime posset, nisi ea adesset discriminis ratio, quam exposuimus. Attentio, fugata reproductione, redux et praesens cernitur eodem temporis puncto, quo ab hoc hoste non premitur.

Ut tamen semper adversetur attentioni reproductio, tantum abest, ut potius saepe sociae sint et amicae coniunctissimae. Res aliqua ex parte iam cognitae multo melius et firmius percipiuntur, quam plane novae et a consuetudine abhorrentes. Ratio est in promtu. Obest primo rerum novarum contrarietas π; sunt enim oppositae consuetis; deinde continua perceptionum sive etiam cogitationum novarum series sibi ipsa repugnat, magnumque involvit $s - \sigma$, si tertia et quarta perceptio accedit aequilibrio nondum constituto inter priores. In consuetis alia res est; quibus homogenea nova

ubi accedunt, sensim illis adiunguntur, quarum ad aequilibrium iamiam erat perventum.

Audimus vernaculo sermone saepe hanc querimoniam: res novas et antea inauditas non posse *comprehendi*, earumque cogitationem aegre eo adduci, ut *consistat*. (*Wir können das nicht begreifen, nicht verstehen.*) Quod tametsi intellectui magis quam attentioni soleat vitio verti, revera magnam partem redit ad molestiam in conatu attendendi exortam ob defectum aequilibrii. Sane non est mirum, aegre comprehendi notiones, quibus adversi aliquid vel revera inest, vel ob cogitationes perperam annexas inesse putatur; fluctuant enim varia reproductionum excitata mobilitate, quae priusquam requiescat, consistere non possunt. Multo magis mirandum, saepissime homines sibi placere in opinione rerum, ut putant, praeclare exploratarum, quas si recte perspexissent, omnino ne cogitari quidem posse intellexissent; cuius generis esse omnes experientiae formas universales, priusquam correctione metaphysica sint subactae, alio loco docui*). Quae res tanto compluribus viris doctis fuit miraculo, ut ipsi in opinionum somniis mallent persistere, quam ad genuinam philosophiam criticam expergisci. Ne tamen in nimiam hoc loco delabamur admirationem, cautum est in superioribus. Ademta enim molestia aequilibrii in notionibus constituendi, ademtus est sensus contradictionum; atqui in vulgaris experientiae formis, prima infantia conceptis, aequilibrium certe nequit deesse; ut vel ex hac sola ratione intelligatur, quanta vis sit consuetudinis in occultandis veris theoreticae philosophiae principiis.

Turbato animi aequilibrio per cogitationum reproductarum decursum, impediri attentionem, satis est manifestum. Distingui tamen possunt duo attentionis genera, quorum alterum continetur aequilibrio, alterum requirit animi motum vel adeo perturbationem. Sunt sane quaedam voluptatum illecebrae, nec non doloris et irae incitamenta, quibus mente prorsus quieta non fere attendimus, etsi multo plus habeant imperii in eos, quorum iam in eam partem declinatus est animus.

*) Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie, vierter Abschnitt.

Hinc admonemur, posse talem esse cogitationum reproductarum seriem et continuationem, ut conspiret cum serie quadam perceptionum; idque sectantur omnes et oratores et poetae et magistri, ubi docilem reddere attentionem cupiunt. Sentiunt enim, magni sua interesse, ut minime ipsis resistat auditorum animus, sed sua sponte in eam partem vergat, in quam ipsi ducere velint. Itaque nunquam *longius* deflecti eos oportet ab exspectatione nostra, nec immiscere eiusmodi aliquid, quod possit a re alienum videri; *aliquantulum* tamen decipere exspectationem solent, ut novitati consulant; sed ea cautione, ne rumpatur cogitationum filum, quod ubi semel acciderit, operam perdiderunt. Maxime autem ridiculi sunt, qui coelum et terram et Acheronta moventes et miscentes, nihil proficiunt; quoniam nec praesenserunt, quamnam in partem secuturus sit lectoris animus, nec intelligunt, imaginum diversissimarum notiones temere cumulatas, ipsius contrarietatis mole et pondere necessario ita corruere, ut praeter taedium nihil relinquatur.

12.

De voluntatis potestate in attentionem quaerentibus, duplex parata ex superioribus est responsio. Primo enim vim habet voluntas agendi in illas causas attentionis primarias; deinde alio impulsu agit in reproductionem, ut per hoc quasi medium tendat versus eundem finem.

In causam primam φ voluntatis imperium est nullum; ut per se patet. Alteram, β, saepissime mutamus pro arbitrio, per actiones externas, sensus manusque vel etiam res obiectas vel admovendo vel retrahendo, ut perceptiones fiant vel fortiores vel remissiores. Actione autem interna potissimum nobis subiicimus causam tertiam $s - \sigma$; eaque actio cultiori vitae atque honestati et virtuti maxime est propria. Sapientis esse, animum servare liberum a perturbationibus, omnes norunt; itaque quatenus homines sapiunt, omni opera et diligentia enituntur, ut quam proxime semper accedant ad mentis aequilibrium. Tendit eodem omnis fere cura, qua mens ut sit sana in corpore sano, studemus efficere. Ubi notandum, prudentium voluntatem saepe succurrere imbecillitati aliorum; attentio enim vi et minis, vel etiam precibus et

exhortationibus, solet excitari; qua ratione liberi quidem animorum motus, artibus excolendis apti, ad effectum non perducuntur (quos etiam in nobismet ipsis voluntati non parere scimus); sed proterva petulantia effrenataeque libidines hoc modo coercentur; et ad sanitatem revocantur.

Quarta causa primaria π non ita quidem pendet a voluntate, ut nunc cum maxime possimus pro arbitrio perceptionum recentium et notionum iam dudum menti insitarum contrarietatem et contentionem vel minuere vel augere: sed tota forma voluntatis, quem *characterem* hominis vocare solemus, res novas vel repudiat vel adsciscit; atque ita maximam in attentionem vim exercet.

Reproductio quomodo dirigatur voluntate, res est a nostro proposito aliena; sed quomodocunque id fiat, transeat effectus necesse est in attentionem, quam scimus multis modis affici a reproductione. Quamobrem etiam voluntatis in ipsam voluntatem imperium huc pertinet, minime quidem absolutum, nec miraculum, neque tamen omnino negandum. Sed sentiant velim lectores, plurima esse in psychologia quae nesciant, quorumque cognoscendorum nulla unquam sit spes, nisi tractentur simili ratione qua usus sum in altero huius libelli capite, ubi primarias quidem attentionis causas in lucem satis mihi videor protraxisse.

Absoluta hac scriptione, cum iam in eo essem, ut typis excudendam dimitterem, feliciter mihi contigit, ut collega aestumatissimus Bessel, astronomus celeberrimus, ad me visendum veniret: quocum in eiusmodi sermones deductus sum, ut ei quid nuperrime egerim, narrare, et aequationem

$$dZ = \frac{m\,du + n(1-u)^{\frac{1}{\beta}-1}\,du}{pu - qZ + r}$$ proponere non dubitarem. Summum virum, cui nihil in mathesi est arduum, si adirem, magna me posse molestia liberari, iamdudum intellexeram; sed fuerat verecundia, ne ipsius otium circulosque turbarem; periclitari etiam volebam, quid meis viribus possem.

Re cognita, illius tam insignis fuit humanitas, ut statim de aequatione se meditaturum polliceretur; aliquot autem diebus elapsis, de eo, quod invenisset, per literas his verbis certiorem me faceret:

„*Von so verschiedenen Seiten ich Ihr Differential auch*
„*anzusehen bemüht gewesen bin, so hat sich mir doch*
„*keine zeigen wollen welche seine Integration gäbe.*
„*Ich habe es verschiedene Male vorgenommen und wie-*
„*der liegen lassen, in der Zwischenzeit aber nie meine*
„*Gedanken davon entfernt; alles ist fruchtlos gewesen;*
„*und am Ende bin ich fast überzeugt worden, dass nur*
„*eine successive und ganz kunstlose Näherung zum Ziele*
„*führen kann. Ich meine dies so, dass man das Inte-*
„*gral, durch die Reihe*

$$Z = \alpha s + \beta s^2 + \gamma s^3 + \cdots$$

„*von $u = k$ bis $u = k + s$ sucht, wo s so klein genom-*
„*men werden muss, dass die höhern Glieder verschwin-*
„*den, und wo die Coefficienten aus den Gleichungen*

$$\begin{aligned}
25 - 15(1-k)^4 &= \alpha(2+8k-\tfrac{4}{5}Z') \\
+60(1-k)^3 &= 2\beta(2+8k-\tfrac{4}{5}Z') + \alpha(8-\tfrac{4}{5}\alpha) \\
-90(1-k)^2 &= 3\gamma(2+8k-\tfrac{4}{5}Z') + 2\beta(8-\tfrac{4}{5}\alpha) - \tfrac{4}{5}\alpha\beta \\
+60(1-k) &= 4\delta(2+8k-\tfrac{4}{5}Z') + 3\gamma(8-\tfrac{4}{5}\alpha) - \tfrac{8}{5}\beta^2 - \tfrac{4}{5}\alpha\gamma \\
-15 &= 5\varepsilon(2+8k-\tfrac{1}{5}Z') + 4\delta(8-\tfrac{4}{5}\alpha) - \tfrac{12}{5}\gamma\beta - \tfrac{8}{5}\beta\gamma - \tfrac{4}{5}\alpha\delta \\
&\text{etc.}
\end{aligned}$$

„*abgeleitet werden. Der Werth Z', von Z, ist bekannt,*
„*dadurch dass man von $k = 0$ anfängt, und bis $k + s$*
„*$= 0{,}1$ fortgeht; dann von $k = 0{,}1$ bis $k + s$, so weit*
„*es geht, u. s. w. — wodurch man, wenn man nur die*
„*Rechnung nicht scheuet, jede beliebige Genauigkeit*
„*erlangen kann.*“

Lectores ne haereant in numeris, quibus cel. Bessel est usus, dicendum mihi est, illum respexisse ad aequationem supra (7) propositam

$$312{,}5\,du - 187{,}5\,(1-u)^4\,du = (100\,u - 10\,Z + 25)\,dZ,$$

quae multiplicata per $\frac{2}{25}$ abit in hanc formam:

$$25\,du - 15\,(1-u)^4\,du = (8\,u - 0{,}8\,Z + 2)\,dZ$$

Methodus tradita non toto genere mihi differre videtur

ab illa, quam exposueram loco saepius commemorato (*Königsberger Archiv Heft III**)), ubi scripsi:

„*Man setze* $1 - e^{-\beta t} = u$, *und*

$$Z = Au + Bu^2 + Cu^3 + Du^4 + \ldots.$$

„*Aus dieser Reihe suche man für irgend ein hinreichend kleines t den Werth von Z mit der Genauigkeit, die man verlangt. Alsdann setze man weiter* $m - e^{-\beta t} = y$, *und*

$$Z = A' + B'y + C'y^2 + D'y^3 + \cdots$$

„*Hier ist m eine noch unbestimmte Grösse, der man zu wiederholten Malen einen andern und andern Werth beilegen wird. Man habe nämlich vorhin für ein kleines t den Werth* $Z = \alpha$ *gefunden, so berechne man aus demselben t auch* $e^{-\beta t}$, *und setze dieses* $= m$, *folglich* $y = 0$, *und daher* $A' = Z = \alpha$. *Nun werden sich B', C', D', und so weiter, auf gewohnte Weise bestimmen lassen; die Reihe wird für etwas grössere t, als die erste gestattete, brauchbar seyn, und man wird, sobald es nöthig ist, das nämliche Verfahren erneuern können.*“

Cum ab ill. Bessel rem susceptam et serio tractatam viderem, temperare mihi non potui, quin novis precibus instarem, ut de methodo, quam in hoc commentario exposui, iudicium ferret. Postridie bene mane chartis, quas miseram, mihi relatis, repulsam me tulisse putabam; legens autem epistolam adiunctam vix sanis oculis uti mihi videbar. Vir gravissimis observationibus et calculis semper incumbens, unde se distrahi aegerrime pati solet, non ea tantum perlegerat, de quibus ut iudicaret petieram, sed numerorum etiam meo calculo inventorum veritatem exploraturus, ipse molestissimam rationem perfecerat: ut viginti numeros, qui sunt totidem valores ipsius Z et $\frac{dZ}{du}$, possim illius beneficio cum lectoribus communicare! Ita huius viri et benevolentiam et assiduitatem aequari perspexi egregiae in rebus adversis fortitudini (quam ante aliquot annos cognoveram, cum laesus rabiosi canis morsu putaretur, miserrimaeque mortis imagine

†) Bd. I. S. 383 flg.

et acris medicinae doloribus asperrimis simul excruciaretur); quantum autem polleat sagacitate et acumine, meum non est praedicare, cum in mathematicorum principibus iamdiu ab universo orbe literato habeatur.

Numeri, ab ipso methodo illa, quam praeceperat, inventi, hic sequuntur.

$u = 0,$	$Z = 0,$	$\frac{dZ}{du} = 5,$
0,1	0,5810	6,4914
0,2	1,2755	7,3096
0,3	2,0293	7,7068
0,4	2,8070	7,8038
0,5	3,5828	7,6787
0,6	4,3376	7,3925
0,7	5,0579	7,0007
0,8	5,7359	6,5531
0,9	6,3680	6,0888
1,	6,9541	5,6347

Investigavit etiam punctum inflexionis, eiusque locum assignavit esse $u = 0{,}3901$.

Instituta comparatione primo meum calculum in eo reprehendere debeo, quod statim ab initio non satis curae adhibuerim in determinandis coefficientibus seriei divergentis primitivae

$$Z = 5u + 10u^2 - 21{,}66\ldots u^3 + 49{,}16\ldots u^4 - \ldots$$

hanc enim solam ob rationem fieri potuit, ut neglecto termino quinto et sexto invenirem pro $u = 0{,}1$, $Z = 0{,}5832$, et $\frac{dZ}{du} = 6{,}4964$; cum ratio celeberrimi Bessel pronuntiaverit esse $Z = 0{,}5810$ et $\frac{dZ}{du} = 6{,}4914$.

Sed eo magis mirum est, meum calculum in fine, pro $u = 1$, ubi necessario est omnium errorum congeries, non longius aberasse; inveni enim $Z = 6{,}947\ldots$ quod parum differt a $= 6{,}954\ldots$ Itaque vitium non methodo, qua usus sum, videtur inhaerere, sed esse in numeris, quos nullo fere negotio potuissem accuratius exhibere. Ceterum patet, eiusmodi vitia usum psychologicum minime turbare: res autem

secus se haberet, si punctum inflexionis me latuisset; quod melius, quam arbitrabar, est inventum.

Monuit tamen cel. Bessel, methodum meam non tam late patere, ut constantium valoribus quibuscunque sufficiat. Qua in re spectandus est denominator fractionis propositae $\frac{m+n(1-u)^{\frac{1}{\beta}-1}}{pu+r-qZ}$; augetur enim error commissus in determinando Z per coefficientem q; meusque calculus totus everteretur, si fieri posset, ut esset $qZ > pu + r$. Respiciant autem lectores ad supra dicta (6, II), ubi reperient, ejusmodi casus vix fingi posse: nulla certe adest ratio, cur ponamus, a, b, φ, esse fractiones genuinas. Variae tamen admitti debent rationes $qZ:(pu+r)$, ea, qua usus sum, aliae magis, aliae minus commodae; quocirca in eligendis valoribus ipsius u interdum tardius erit procedendum, terminorumque μu^{λ} numerus augendus.

Alio monito vir excellentissimus notavit proportionem $dZ : pu\,dZ = w : v$; atque censuit esse $v = puw + p\int\delta Z . du$, ut $\int\delta Z . du$ omnes complectatur errores inde ab $u = 0$ commissos in valoribus functionis Z determinandis. Verum observavit ipse iudex aequissimus, idem fere iam dictum esse in annotatione mea, de correctione singulis terminis μu^{λ} adhibendis.

Adiecit quaedam de methodo mea, significans eam et novam et casibus non rarissimis esse applicandam; quae an amicitiae magis quam ipsi rei sint tribuenda, videant alii.

Quicquid sit, confirmato iam animo, atque in mathematicis rebus explanandis, viribus meis paullo minus diffisus, pergam ad altiora in psychologia, cum primum expoliendis iis, quae dudum paravi, manus admovere per otium licuerit. Nihil enim curo, nisi ut intelligantur, quae dico; nihil autem habeo, quod doceam mathematicos, nisi rem unicam: esse aliquam provinciam, ad hucusque ab iis intactam (ne dicam iis incognitam), quae tamen ad matheseos ditionem aliqua ex parte pertineat, et sine eius auxilio nullo modo recte possit excoli. Hanc rem, philosophis nostri temporis miram,

incredibilem, abominandam, mathematicis tam dilucide exponi posse spero, ut eam sibi suscipiendam esse putent. Quod ubi effecero, officio functus mihi videbor; nam sat scio, errorum latebras maxime reconditas novo veritatis sole iri collustratum.

XIII.

Ueber die Möglichkeit und Nothwendigkeit, Mathematik auf Psychologie anzuwenden.

Vorgelesen in der königlichen Deutschen Gesellschaft am 18. April 1822.

XIII.

Ueber die Möglichkeit und Nothwendigkeit, Mathematik auf Psychologie anzuwenden.

Vorgelesen in der königlichen Deutschen Gesellschaft am 18. April 1822.

Vorwort.

Es trifft sich zuweilen, dass leicht hingeworfene Aufsätze glücklicher sind im Publicum, als gründliche Abhandlungen, besonders wenn es darauf ankommt, von neuen Theorien die ersten Grundbegriffe bekannter und geläufiger zu machen. Auf solches Gerathewohl hin lasse ich diese Blätter abdrucken, deren Haupttheil in der letzten Sitzung der hiesigen königlichen Deutschen Gesellschaft mit gefälliger Aufmerksamkeit angehört wurde. Meine ursprüngliche Absicht war bloss, eine zur wissenschaftlichen Unterhaltung bestimmte Stunde passend auszufüllen; hiedurch fand ich mich in Form und Materie beschränkt. Allein man lieset schneller, als ein mündlicher Vortrag gesprochen wird; um nun den Lesern ebenfalls für eine Stunde Beschäftigung darzubieten, habe ich Anmerkungen hinzugefügt; und dies gewährte mir zugleich den Vortheil, mich über manches ausführlicher äussern zu können. Unter die Anmerkungen hat der Zufall eine polemische gemischt, die meine allgemeine praktische Philosophie betrifft; ein schon im Jahre 1808 herausgegebenes Buch, das aber noch heute meine Ueberzeugung treulich ausspricht, und das ich in eben dem Maasse deutlicher und vollständiger werde vertheidigen können, wie meine psychologischen Darstellungen weiter vorrücken. Praktische Philosophie und Psychologie stehn in solcher Verbindung, dass jede von den Fehlern der andern leiden muss, und beide nur wechselsweise davon können gereinigt werden. Zuerst muss man wissen, dass die Principien der erstern nicht in Geboten, sondern in willenlosen Urtheilen bestehn; sonst sucht man in der zweiten nach einer gebietenden praktischen Vernunft als einem *Grundvermögen* der menschlichen Seele,

welches die Psychologie nicht nachweisen kann, weil es nicht existirt. Dann muss man in der Psychologie den menschlichen Geist in seinem Fortschreiten von den niedrigsten bis zu den höhern Stufen gleichsam beobachtet haben; sonst behalten die sittlichen Urtheile, Gefühle, Ueberlegungen, Entschlüsse, Regeln, Grundsätze und Systeme immer etwas Geheimnissvolles, welches so lange die Ueberzeugung stört und irrt, wie lange man nicht ein Jedes von dem Allen an seinem rechten Orte erblickt, wo es sich natürlich bildet, und eben darum sich in seinem wahren Werthe behaupten kann. Kein Wunder, dass Theologen, die von den wissenschaftlichen Untersuchungen über diese Gegenstände keinen Begriff haben, sich in ängstliche Grübeleien über den Ursprung des Bösen verlieren; wenn sie aber bis zu dem anmaassenden Klageruf fortschreiten, „*unkräftig sey alles, was die Philosophen statt des Christenthums geben*," so bleibt nichts übrig, als sie ernstlich zurechtzuweisen; denn ihre Gespensterfurcht ist nicht bloss ansteckend, sondern sie kann selbst die Quelle von vielem Bösen werden. Indessen sind sie in sofern zu bedauern, als zu ihren andern Träumen auch noch der von Philosophen kommt, die *statt* des Christenthums Etwas (ich weiss nicht was) geben wollen; finden sie einen, dem ein solches Project im Kopfe steckt, so dürfen sie ihn sicher für einen Phantasten halten; denn als Philosoph würde er ganz andere Geschäfte zu besorgen haben.

Mit der reifsten Ueberzeugung und dem tiefsten Gefühle, dass gerade dasjenige Geschäft, welchem ich nicht bloss dies Büchlein, sondern seit Jahren meine besten Kräfte gewidmet habe, zu den nothwendigsten und dringendsten gehört, die jemals in der wissenschaftlichen Welt können unternommen werden, verbinde ich zugleich das, manchmal niederschlagende, Bewusstseyn, dass ich mich glücklich schätzen muss, wenn ich es nur so weit bringe, *anzufangen*, was ich Andern zur Vollendung werde überlassen müssen. Und zu meinem grossen Schmerze sehe ich: unsre Zeit hat zwar Kräfte genug zum Vollbringen, aber diese Kräfte sind zersplittert, statt dass frühere Jahrhunderte sie wenigstens zuweilen vereinigt sahen. Jetzt sind *hier* Mathematiker, und

dort Philosophen; als ob man, ohne *beides zugleich* zu seyn, ein ächter Wahrheitsforscher seyn könnte! Unsre heutige Mathematik ist so reich, so ausgedehnt, dass sie ihren Verehrern nicht Zeit gönnt, noch etwas Anderes zu bedenken. Von unsern philosophischen Schulen hat die eine so viel zu phantasiren, zu combiniren, zu deuten, und zu polemisiren, dass sie zum Untersuchen nicht kommt; eine andre schwelgt in Gefühlen, und wiegt sich mit Einbildungen von der Nichtigkeit aller Demonstration in einen süssen Schlaf; eine dritte, freier von Vorurtheilen als jene beiden, ist so ungelenkig, so steif und starr, dass sie immer dasselbe wiederholt und nie von der Stelle kommt. Unterdessen wächst der Empirismus wie Unkraut; und wo ein Streben nach dem Höhern rege wird, da fehlt die rechte Zucht, und alle Verführung der Schwärmerei findet leichtes Spiel mit Köpfen voll ungeordneter Gedanken.

Man kann das Zeitalter nicht wählen, in dem man leben und wirken möchte; ich gebrauche meine Tage nach Gelegenheit und Kraft; wie Andre das benutzen werden, was ich darbiete, das fällt ihrem Willen und ihrer Verantwortung anheim.

Höchstgeehrte Anwesende!

Da uns die königliche Deutsche Gesellschaft den bequemsten und schicklichsten Vereinigungspunct darbietet, um uns von der Richtung unserer wissenschaftlichen Forschungen gegenseitig in Kenntniss zu setzen: so habe ich geglaubt, für die heutige Sitzung, in welcher mir die Ehre Ihrer geneigten Aufmerksamkeit zu Theil wird, von der günstigen Gelegenheit Gebrauch machen, und einen Gegenstand ankündigen zu dürfen, der freilich abstract scheinen mag, der jedoch gewiss von allgemeinem Interesse ist. Sokrates wird von allen Jahrhunderten gelobt, dass er die Philosophie vom Himmel zur Erde und zu den Menschen herabgerufen habe; wenn er aber heute, wieder erstanden und bekannt mit dem Zustande unserer Wissenschaften, noch einmal zum Himmel hinaufblickte, um von dort etwas heilsames für die Menschen herunter zu holen, so würde er da oben weit weniger die heutige Philosophie, als die Mathematik, geschäftig, und in ihren Bemühungen mit dem glücklichsten und glänzendsten Erfolge gekrönt finden. Da möchte es ihm denn wohl einfallen zu fragen: „Saget mir, o ihr Vortrefflichen, was ist besser, die Seele oder das Körperliche? Was ist Euch wichtiger, die Nutation der Erdaxe oder das Schwanken Eurer Meinungen und Neigungen? Was ist Euch nöthiger, die Stabilität des Sonnensystems oder die Befestigung Eurer Grundsätze und Sitten? Wovon leidet Ihr mehr, von den Perturbationen der Planeten oder von den Revolutionen Eurer Staaten? — Und wenn die Mathematik ein so vortreffliches Werkzeug Eurer Nachforschungen ist, warum versucht Ihr denn nicht, es zu brauchen bei dem, was Euch das Wichtigste und Nöthigste ist? Oder wenn die Mathematik bei Euch im höchsten Ansehen steht, so dass Ihr geneigt seyd,

sie allen andern Wissenschaften vorzuziehen: warum verurtheilt Ihr sie denn, entweder solche Gegenstände zu bearbeiten, die Euch so ferne stehen, dass sie noch kaum die Neugierde einiger wenigen Gelehrten reizen können, oder so nahe bei Euren gemeinsten sinnlichen Bedürfnissen und Wünschen, dass die Beschäftigung damit fast zu der niedrigen Klasse der banausischen Künste herabsinkt?" Wenn Sokrates so fragte: wollten wir ihm etwa antworten, die Mathematik arbeite ja auch in unsern Zeughäusern, und vor den Wällen belagerter Städte? Sie lehre uns, den menschlichen Kunstfleiss nicht bloss zu beleben, sondern auch zu zerstören? So möchten wir doch wohl nicht wagen, uns dem Spotte des bekanntlich sehr ironischen Mannes Preis zu geben. Doch mit welchem Netze von Fragen er uns umstricken, und wie künstlich er uns aus unsern gewohnten Vorstellungsarten heraus winden uud ziehen würde: wer möchte es wagen, geehrteste Anwesende, das darzustellen? Wenigstens ich wage es nicht; und um desto weniger, da etwas Anderes mir näher liegt, als die Art, wie sich etwa Sokrates über unsere beschränkte Anwendung der Mathematik wundern würde. Mir ist es nämlich nicht unbekannt geblieben, dass man sich über meine Versuche, der Mathematik ein Geschäft in der Psychologie zu geben, gewundert hat, und dass diese Verwunderung ganz kürzlich durch die von mir herausgegebene Abhandlung, über das Maass und die allgemeinsten Bedingungen der Aufmerksamkeit*), von neuem ist angeregt worden. Je geringer nun die Anzahl der Leser eines Aufsatzes seyn wird, der eine verwickelte Differentialgleichung behandelt: desto mehr muss ich darauf gefasst seyn, dass man es dabei lassen werde sich zu wundern, ohne sich genauer um die Sache zu bekümmern. Desshalb habe ich mich entschlossen, einmal in anderer Sprache, als in algebraischen Zeichen, einen kurzen Bericht über mein Unternehmen abzustatten; ein Unternehmen, dessen erste Anfänge noch in die letzten Monate des achtzehnten Jahrhunderts fallen, ja

*) De attentionis mensura causisque primariis. Regiomonti 1822. [No. XII. dieses Bandes.]

dessen Keim ich eigentlich noch früher in der Fichte'schen Schule fand; (1) und womit ich seitdem, zwar oft und lange unterbrochen, doch ohne je den Faden zu verlieren, beschäftigt war, (2) jetzt aber von neuem mit der ernstlichen Absicht beschäftigt bin, nicht eher abzulassen, als bis ich meine Vorarbeit geübtern Mathematikern zur Fortsetzung darbieten kann. In dem Bericht über dieses mein Unternehmen werde ich die Scheingründe, von denen die vorerwähnte Verwunderung herrührt, voranstellen; und erst nach deren Beantwortung hoffe ich geneigtes Gehör für die Nachweisung, dass Mathematik auf Psychologie anzuwenden, *möglich*, und dass es *nothwendig* sey. (3) Eine kurze Bemerkung darüber, dass diese meine Untersuchung sich in der That nicht bloss auf Psychologie beschränkt, sondern dass sie entferntere Beziehungen auf Physiologie und auf die gesammte Naturwissenschaft hat, soll den Beschluss machen.

Der erste von den Scheingründen, die mir entgegenstehen, ist seiner wahren Natur nach nichts anderes, als die alte Gewohnheit; den Worten nach aber lehnt er sich an eine völlig unwahre Behauptung. Man hat nie gehört, dass die Mathematik anders angewendet sey, als auf Gegenstände, die entweder selbst räumlich sind, oder sich doch räumlich darstellen lassen; z. B. auf Kräfte, die mit gewissen Entfernungen wachsen oder abnehmen, und deren Erfolge man messen oder scharf beobachten kann. Man sieht aber nicht ein, welches Maassstabes sich Jemand bedienen könnte, um das Geistige in uns, das Wechselnde in unsern Vorstellungen, Gefühlen und Begierden, seiner Grösse nach zu bestimmen und zu vergleichen. Unsre Gedanken sind schneller, wie der Blitz; wie sollten wir ihre Bahn beobachten und verzeichnen? Die menschlichen Launen sind so flüchtig wie der Wind, die Stimmungen so ungewiss wie das Wetter; wer kann hier gegebene Grössen finden, die sich unter das Gesetz einer mathematischen Regelmässigkeit bringen liessen? *Wo man nun aber nicht messen kann, da kann man auch nicht rechnen;* folglich ist es nicht möglich, in psychologischen Untersuchungen, sich der Mathematik zu bedienen. — So lautet der Syllogismus, welcher sich aus dem Kleben an

dem Gewohnten und aus einer augenscheinlichen Unwahrheit zusammenseszt. Es ist nämlich, um beim letzten anzufangen, ganz falsch, dass man nur da rechnen könne, wo man zuvor gemessen hat. Gerade im Gegentheil! Jedes hypothetisch angenommene, ja selbst jedes anerkannt unrichtige Gesetz einer Grössenverbindung lässt sich berechnen; und man *muss* bei tief verborgenen, aber wichtigen Gegenständen sich so lange in Hypothesen versuchen, und die Folgen, welche aus denselben fliessen würden, so genau durch Rechnung untersuchen, bis man findet, welche von den verschiedenen Hypothesen mit der Erfahrung zusammentrifft. So *versuchten* die ältern Astronomen excentrische Kreise, und Kepler *versuchte* die Ellipse, um darauf die Bewegungen der Planeten zurückzuführen, der nämliche verglich die Quadrate der Umlaufszeiten mit den Würfeln der mittlern Entfernungen, ehe er deren Uebereinstimmung fand; desgleichen *versuchte* Newton, ob eine Gravitation, umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung, hinreiche, den Mond in seiner Bahn um die Erde zu erhalten; hätte aber diese Voraussetzung nicht genügt, so würde er eine andre Potenz, etwa den Würfel oder die vierte oder fünfte Potenz der Entfernung zum Grunde gelegt, und die Folgen daraus abgeleitet haben, um sie mit den Erfahrungen zu vergleichen. Das eben ist die grösste Wohlthat der Mathematik, dass man lange vorher, ehe man hinreichend bestimmte Erfahrungen besitzt, die Möglichkeiten überschauen kann, in deren Gebiet irgendwo die Wirklichkeit liegen muss: daher man denn auch sehr unvollkommene Andeutungen der Erfahrung benutzen kann, um sich mindestens von den gröbsten Irrthümern zu befreien. Lange vorher, ehe ein Vorübergehn der Venus vor der Sonne zur Bestimmung der Sonnenparallaxe diente, suchte man den Augenblick zu treffen, wo der Mond von der Sonne halb erleuchtet ist, um aus gemessenem Abstande beider Himmelskörper die Entfernung der Sonne zu finden. Das war nicht möglich; denn alle unsre Zeitmessung ist aus psychologischen Gründen viel zu grob, als dass der verlangte Augenblick hätte können genau genug bestimmt werden; allein dennoch gewann man hiedurch die Einsicht, dass die Sonne ein paarhundert

mal so weit zum wenigsten entfernt seyn müsse, als der Mond. Dies ist ein sehr einleuchtendes Beispiel, dass auch eine höchst unvollkommne Grössenschätzung, da wo keine scharfe Beobachtung möglich ist, sehr belehrend werden kann, wenn man sie nur zur benutzen weiss. Und war es etwan nothwendig, für unser Sonnensystem den Maassstab zu besitzen, um seine Ordnung im Allgemeinen kennen zu lernen? War es (dass ich aus einer andern Gegend ein Beispiel nehme) nicht eher möglich, die Gesetze der Bewegung zu erforschen, ehe man die Fallhöhe in der Secunde an einem bestimmten Orte auf der Erde genau kannte? Nichts weniger. Solche Erforschungen der Grund*maasse* sind an sich sehr schwierig, aber glücklicherweise bilden sie Untersuchungen von eigener Art für sich allein, auf welche die Kenntniss der wichtigsten Grund*gesetze* gar nicht nöthig hat zu warten. — Einladend freilich ist das Messen zum Rechnen, und jede leicht bemerkliche Regelmässigkeit gewisser Grössen ist ein Reiz für die mathematische Untersuchuug. Umgekehrt, je weniger Symmetrie in den Erscheinungen, desto mehr verspätet sich der wissenschaftliche Fleiss. Bewegten sich die Himmelskörper in merklich widerstehenden Mitteln, oder wären die Massen nicht so klein gegen die Distanzen, so wäre vielleicht die Astronomie nicht weiter, wie jetzt die Psychologie; und jene würde sich alsdann nicht einmal, gleich dieser, wegen des Mangels an *Schärfe* der Beobachtungen durch die Menge derselben zu entschädigen hoffen können.

Ein zweiter Einwurf soll sich darauf gründen, dass die Mathematik nur *Quantitäten* behandelt; die Psychologie aber Zustände und Thätigkeiten von sehr verschiedener *Qualität* zum Gegenstande hat. Wollte ich diesen Scheingrund ganz ernsthaft widerlegen, so würde ich davon ausgehen, metaphysisch nachzuweisen, dass die wahren, eigentlichen, ursprünglichen Qualitäten der Wesen uns völlig verborgen, und gar kein Gegenstand irgend einer Untersuchung sind; (4) dass dagegen, wo wir in der gemeinen Erfahrung Qualitäten wahrzunehmen glauben, der Grund davon oft bloss quantitativ ist; wie z. B. wir ganz verschiedene Töne hören, aus denen sich noch weit mehr verschiedene Consonanzen und

Dissonanzen zusammensetzen lassen, während bloss längere oder kürzere Saiten schneller oder langsamer schwingen. Aber so tief will ich mich für jetzt nicht einlassen. Denn es liegt mir hier nichts daran, den Satz zu beweisen, dass in der menschlichen Seele gar keine Mannigfaltigkeit ursprünglicher Vermögen existirt; das Vorurtheil von innerer qualitativer Vielheit in Einem Wesen mag hier ganz unangefochten bleiben, obgleich es zu den ersten Bedingungen wahrer Erkenntniss gehört, dass man sich davon losgerissen habe. Für jetzt genügt es zu sagen, dass, wie viel eingebildete Qualitäten auch Jemand in der Seele unterscheiden möchte, er dennoch nicht abläugnen könne, dass es ausserdem eine unendliche Menge von quantitativen Bestimmungen des Geistigen gebe. Unsere Vorstellungen sind stärker, schwächer, klärer, dunkler; ihr Kommen und Gehen ist schneller oder langsamer, ihre Menge in jedem Augenblick grösser oder kleiner, unsere Empfänglichkeit für Empfindungen, unsere Reizbarkeit für Gefühle und Affecten schwebt unaufhörlich zwischen einem Mehr oder Weniger. Diese und unzählige andere Grössenbestimmungen, welche bei den geistigen Zuständen augenscheinlich vorkommen, hat man sehr mit Unrecht für Nebenbestimmungen des Wesentlichen gehalten, und dies ist der wahre Grund, weshalb man die strenge Gesetzmässigkeit dessen, was in uns vorgeht, nicht entdecken konnte. Dass die vermeinten Nebenbestimmungen gerade die Hauptsache sind, kann ich hier in der Kürze nur an einem einzigen auffallenden Beispiele deutlich machen. Jedermann kennt den Schlaf; jeder weiss, dass derselbe in einer Unterdrückung unserer Vorstellungen besteht, die im tiefen Schlafe vollkommen, im Traume unvollständig ist. Aber die Wenigsten denken daran, dass auch selbst während des hellsten Wachens in jedem einzelnen Zeitpuncte uns nur äusserst wenige von unsern Vorstellungen gegenwärtig sind; dahingegen die sämmtlichen übrigen uns gerade so wenig beschäftigen, wie im Schlafe; oder, wie man es bestimmter ausdrücken kann, dass unsre meisten Vorstellungen *latent*, und nur wenige jedesmal *frei* sind. Hier bitte ich, einen Blick in die Physik zu werfen, um sich an die latente und

freie Wärme zu erinnern. (5) Was war die Physik, bevor man dieses gehörig unterschied und in Betracht zog? Gerade das ist heut zu Tage noch die Psychologie. Alle geistigen Zustände und Erzeugnisse hängen zu allererst von der Grundbedingung ab, dass diese oder jene Vorstellungen in uns wach seyen; denn der Schlaf, er sey nun ein totaler oder partialer, hindert Alles, so weit er reicht; oder mit andern Worten: diejenigen Vorstellungen, welche nach den Gesetzen ihres Gleichgewichts in uns latent sind, wirken für so lange gar nichts im Bewusstseyn. Anders verhält es sich mit solchen latenten Vorstellungen, welche nur nach den Gesetzen ihrer Bewegung in diesem unterdrückten Zustande sind; diese wirken sehr stark auf die Gemüthszustände, auf Affecten und Gefühle: doch der Unterschied zwischen Statik und Mechanik des Geistes lässt sich hier nicht entwickeln. (6)

Noch andre Einwürfe gründen sich auf die gangbaren Meinungen von den sogenannten obern Vermögen des Geistes; und ich weiss wohl, ja ich habe es längst erfahren, dass ich hier gerade an die mächtigsten Vorurtheile stosse; an Vorurtheile, die darum unüberwindlich sind, weil man sie nicht ablegen *will;* und weil man sich gewaltsam sträubt, dasjenige, was ihnen widerspricht, auch nur zu überlegen. Die Hauptpuncte sind hier das *Genie* und die *Freiheit.* Was ist das Genie? Lassen Sie mich der Kürze wegen durch ein Gleichniss antworten: *das Genie ist ein Planet.* Es geht keine gerade Strasse, sondern seine Bahn ist eine krumme Linie; auf dieser steht es zuweilen still, um rückwärts zu wandern; anfangs langsam, dann geschwind, dann wieder langsam; darauf geht es vorwärts, nun taucht es sich in die Strahlen der Sonne, und durchwandelt mit ihr in Gemeinschaft den Himmel; doch nur kurze Zeit, denn bald wiederum zieht es vor, in dunkeler Nacht zu leuchten, und sich desto grösser zu zeigen, je vollkommener die Opposition ist, in welche es sich setzt gegen das Gestirn des Tages. Diese Worte passen, ich gestehe es, besser auf einen Planeten, als auf das Genie; doch die Aehnlichkeit wird deutlich genug seyn. Das Wort *Planet* bezeichnet einen Irrenden, und wenn man will, mit Rücksicht auf die Träume

der Astrologie, einen irrenden Ritter, der recht romantisch auf schreckliche oder liebliche Abenteuer ausgeht; und wie sich's eben trifft, bald Tod und Verderben dräut, bald Heil und Segen bringt. Wer möchte die Kreuz- und Querzüge eines Abenteurers auf eine feste Regel bringen? Und doch, was ist geschehn? Die irrenden Ritter sind verschwunden wie Gespenster, seitdem die Unwissenheit ist verdrängt worden von der Wissenschaft. Jetzt richten sich die Planeten nach dem Kalender; und das geht sehr natürlich zu, denn die Kalender haben gelernt, sich nach den Planeten zu richten. Gerade eben so und in demselben Sinne würde sich das Genie nach der Psychologie richten, wenn schon jetzt unserer Psychologie so viel wahre Wissenschaft zum Grunde läge, als unsern Kalendern. Soviel über das Genie, welches zwar seine Regel nicht kennt, aber darum doch nicht abläugnen darf, eine solche zu haben, denn das Nicht-Wissen ist kein Beweis vom Nicht-Seyn. Aber was soll ich nun von der Freiheit sagen? Zuerst dies, dass ich in der That müde bin, darüber zu reden. Denn längst habe ich die Gründe der Verwirrung und des Irrthums in diesem Puncte angezeigt, und in allerlei Formen dargestellt; ich habe die ursprünglichen Urtheile, aus denen das moralische Gebot hervorgeht, gesondert und jedes einzeln bestimmt; ferner nachgewiesen, dass diese Urtheile, welche den Unterschied des Löblichen und Schändlichen, des Guten und Bösen festsetzen, nothwendig ganz willenlos, und selbst das vollkommenste Gegentheil alles Wollens seyn müssen, indem sie durch jede Vermischung mit demselben sogleich verfälscht werden, und eine unlautere moralische Gesinnung erzeugen würden. Von dem Augenblicke an, da mir diese Grundsätze klar wurden, habe ich die vermeintliche Unbegreiflichkeit der Willensfreiheit wie einen Nebel zerfliessen gesehen; indem das Würdige und Hohe, was man darin sucht, einen ganz andern Platz hat, das Gemeine und Schlechte aber, was nun von der Freiheit, als Quelle der Möglichkeit des Bösen, noch übrig bleibt, nicht sicherer unter die ihm gebührende Zucht kann gestellt werden, als nachdem man ihm die blendende Larve der Freiheit abgerissen, und es als eine After-Orga-

nisation erkannt hat, die gleich Molen und Warzen nach Gesetzen der psychologischen Nothwendigkeit nicht bloss wachsen, sondern auch abnehmen, und unter gegebenen Umständen zerstört oder verhütet werden könne. Was ich hier sage, das trifft in gewissen Puncten zusammen mit den frommen Gefühlen, die den Menschen warnen, in seinem eignen Selbst, (das heisst hier, in seinem Willen,) den Ursprung, oder gar das Gesetz des Guten und Bösen zu suchen; und es besteht vollkommen mit der Zurechnung, die erstlich die That auf den Willen, dann den Willen auf den beharrlichen Charakter der Person zurückführt, ohne über den tiefer liegenden Grund irgend eines Charakters auch nur das Mindeste zu entscheiden, oder darauf irgend eine Rücksicht zu nehmen. — Doch alle Schwierigkeiten der Freiheitslehre würden bald verschwinden, wenn man sich nicht von dem Willen, der übrig bleibe, wenn die bekannte Freiheitslehre weggenommen werde, die allerseltsamsten Vorstellungen machte. Wer da sagt: *ich kann mir keinen Willen denken, der nicht als solcher schon frei wäre*, dem muss man antworten: *behalte die Freiheit, denn in dem Sinne, worin du das Wort nimmst, ist sie wirklich vorhanden.* Die menschliche Seele ist kein Puppentheater; unsere Wünsche und Entschliessungen sind keine Marionetten; kein Gaukler steht dahinter, sondern unser wahres eigenes Leben liegt in unserm Wollen, und dieses Leben hat seine Regel nicht ausser sich, sondern in sich; es hat seine eigne, rein geistige, keineswegs aus der Körperwelt entlehnte Regel; aber diese Regel ist in ihm gewiss und fest, und wegen dieser ihrer festen Bestimmtheit hat sie mit dem sonst ganz Fremdartigen, den Gesetzen des Stosses und Drucks, immer noch mehr Aehnlichkeit, als mit den Wundern der vorgeblich unbegreiflichen Freiheit. (7)

Um nun die Möglichkeit, dass Mathematik auf Psychologie angewendet werde, nachweisen zu können: muss ich zuvörderst die *materiale* Möglichkeit unterscheiden von der *formalen*. Jene beruht auf den Grössen selbst, die sich dem Psychologen darbieten; diese auf dem Verfahren, welches in der Untersuchung zu befolgen ist. Es scheint mir

zweckmässig, die Grössen selbst einstweilen noch bei Seite zu setzen, und vor allem die Form des Verfahrens etwas näher zu bezeichnen. Ich besorge nämlich, dass man sich entweder an ältere verfehlte, oder an neuere ganz leichtsinnige Versuche erinnern werde, der Mathematik in der Philosophie theils etwas nachzuahmen, theils mit den Zeichen und Ausdrücken derselben ein unnützes und thörichtes Spiel zu treiben; welches beides von *dem* Gebrauch der Mathematik, den ich unternommen habe, völlig verschieden ist. An jenen Verkehrtheiten ist, um es mit Einem Worte zu sagen, die Unbekanntschaft mit der wahren Natur der metaphysischen Probleme Schuld, welche die Mathematik aufzulösen so unfähig ist, dass sie vielmehr zu allen Zeiten denselben mit grosser Kunst aus dem Wege gegangen ist, um nur ja nicht dadurch in Verlegenheit gesetzt zu werden. Wer sich der metaphysischen Untersuchungen mächtig fühlt, der wird in manchen Puncten nachzuholen finden, was die Mathematik geflissentlich versäumt, oder nie zu Ende gebracht hat; wie bei den Parallelen, beim Unendlichen, beim Irrationalen, und bei allem, was mit dem Begriffe der Continuität zusammenhängt. Weit gefehlt, in den eigentlich metaphysischen Untersuchungen der Mathematik nachahmen zu können, muss man hier mit andern Hülfsmitteln und Kräften auch andere Anstrengungen verbinden, und sich andere Uebungen für neue Verfahrungsarten verschaffen. Die Mathematik vermag wirklich Nichts ausser dem Gebiete der Grössen; bewundernswerth aber ist die Kunst, womit sie sich dieser allenthalben bemächtigt, wo sie sie antrifft. Erinnern wir uns nur gleich der Netze, womit sie Himmel und Erde umsponnen hat; jenes Systems von Linien, die sich auf Azimuth und Höhe, Declination und Rectascension, Länge und Breite beziehn; jener Abscissen und Ordinaten, Tangenten und Normalen, Krümmungskreise und Evoluten; jener trigonometrischen und logarithmischen Functionen, welche alle im Voraus bereit liegen, und nur darauf warten, dass man sich ihrer bediene. Ueberblickt man diesen Apparat: so sieht man freilich, dass die Mathematiker keine Zauberer sind, sondern dass bei ihnen alles natürlich zugeht; man empfängt

vielmehr den Eindruck wie von einer Menge künstlicher Maschinen; zahlreicher Zeugen einer mannigfaltigen und höchst lebendigen Industrie, die ganz dazu gemacht ist, um wahren und bleibenden Reichthum zu erwerben. Aber was ist nun dieser Apparat? Besteht er aus wirklichen Dingen? Wir wollen uns einzelne Beispiele vergegenwärtigen. Was ist die Himmelskugel? Ist sie ein wirkliches Gewölbe, eine wahre Hohlkugel, auf der man sphärische Dreiecke zeichnen könnte? Nein! sie ist eine nützliche Fiction, ein Hülfsmittel des Denkens, eine bequeme Form der Zusammenfassung aller Gesichtslinien, die zu den Sternen hingehn, und bei denen man bloss ihre Lage, nicht ihre Länge in Betracht zieht. Was ist der Schwerpunct? Ist er wirklich ein Punct in einem Körper? Was der Mittelpunct des Schwungs, sammt den Momenten der Trägheit für willkührlich anzunehmende Umdrehungsaxen? Warum redet die Statik vom mathematischen Hebel, der in der Natur nicht vorkommt? warum die Mechanik von Bewegungen der Puncte, von einfachen Pendeln, vom Fall geworfener Körper im luftleeren Raume? Warum nicht gleich vom körperlichen Hebel, von bewegter Materie, und von den Wurflinien in der Atmosphäre? Mit einem Worte, warum bedient sie sich so vieler fingirten Hülfsgrössen; warum berechnet sie nicht unmittelbar das, was in der wirklichen Welt sich vorfindet und geschieht? — Die Antwort liegt schon in der Frage: jene Fictionen sind nämlich wirkliche Hülfen; jene angenommenen Grössen sind solche, auf welche die wirklichen erst müssen zurückgeführt, oder zwischen denen sie müssen eingeschlossen werden, wenn man sich diese letzteren, die wirklichen Grössen, entweder genau oder doch annäherungsweise will zugänglich machen. Hier ist nun zwar nichts, was die Psychologie der Mathematik nachahmen könnte; aber desto gewisser bringt die letztere ihr eigenthümliches Verfahren allenthalben hin mit, wohin sie selbst kommt. Demnach, in wiefern die geistigen Zustände und Thätigkeiten wirklich von Quantitäten abhängen, in sofern kann man sicher voraussehn, die Berechnung dieser wirklichen Quantitäten werde ebenfalls nur durch Zurückführung derselben auf einfachere, bequemere Hülfsgrössen

geschehn, zwischen welchen jene gleichsam einzuschalten, oder auch, von welchen sie abhängig zu machen seyen, damit man ihnen so nahe als möglich auf die Spur kommen könne. Man mache sich demnach darauf gefasst, nur einen allgemeinen und sehr vereinfachten Typus des Begehrens, und eben so allgemeine Typen gewisser Hauptklassen von Gefühlen, Imaginationen u. dergl. wissenschaftlich nachgewiesen zu sehn; während die individuelle Wirklichkeit sehr sicher ist, sich der mathematischen Bestimmung und Begrenzung auf immer entziehen zu können. Nichts wäre lächerlicher, als wenn Jemand fürchten wollte, durch irgend eine Mantik von Zahlen und Buchstaben seiner Geheimnisse beraubt, oder in den verborgenen Regungen seines Herzens beschlichen und belauscht zu werden; in dieser Hinsicht wird die gemeine Weltklugheit immer weit schlauer und furchtbarer seyn, als alle Mathematik und Psychologie zusammen genommen.

Es ist nun Zeit, die Grössen selbst, welche sich der Berechnung darbieten, genauer anzugeben. Man muss vom Einfachsten ausgehn, und beim ersten Anfange noch alle Verbindung der Vorstellungen unter einander bei Seite setzen. (8) Alsdann bleiben nur zwei Grössen, auf die man Rücksicht zu nehmen hat: *die Stärke jeder einzelnen Vorstellung*, und *der Grad der Hemmung zwischen je zweien.* (9) Hier ist schon Stoff genug für die Rechnung, um von zweien ganz allgemeinen psychologischen Phänomenen den ersten Hauptgrund zu entdecken; nämlich erstlich von dem oben erwähnten Umstande, dass die allermeisten unserer Vorstellungen in jedem bestimmten Augenblicke latent sind; und zweitens von der eben so merkwürdigen Thatsache, dass, so lange nicht physiologische Gründe den Zustand des Schlafs bewirken, niemals alle Vorstellungen zugleich latent werden, auch niemals *alle bis auf eine*, sondern dass stets, während des leiblichen Wachens, irgend etwas, und nie etwas ganz Einfaches, sondern etwas einigermaassen Zusammengesetztes, vorgestellt wird. (10) Hierüber würde man sich längst gewundert, und nach der Ursache gefragt haben, wenn nicht

das Gewohnte und Alltägliche sich in den Augen der Menschen immer von selbst verstünde.

Die Rechnungen, zu welchen die Stärke jeder einzelnen Vorstellung und der Grad der Hemmung zwischen je zweien Anlass geben können, sind noch sehr einfach; sie werden aber schon weit verwickelter, wenn man nunmehr auch die dritte Grösse, *den Grad der Verbindung* unter den Vorstellungen, in Betracht zieht. Alsdann ändern sich die früher erhaltenen Resultate, und neue kommen hinzu. Ueberdies bietet sich jetzt noch eine vierte Grösse dar, um in die Rechnung einzugehn, nämlich die *Menge* der verbundenen Vorstellungen. Besonders merkwürdig aber sind die *längern* oder *kürzeren Vorstellungsreihen*, welche *bei unvollkommner Verbindung* dann entstehn, wann eine Vorstellung mit der andern, die zweite mit der dritten, diese mit der vierten, und so fort, in gewissem Grade verknüpft sind, während die erste mit der dritten, die zweite mit der vierten, und den folgenden, entweder gar nicht, oder doch weit schwächer verschmelzen. Solche Vorstellungsreihen sind gleichsam die Fasern oder Fibern, woraus sich grössere geistige Organe zusammensetzen; und sie tragen dabei ganz bestimmte Gesetze ihrer Reizbarkeit in sich, auf deren genauere Kenntniss in der Psychologie eigentlich alles ankommt. Entfernte, aber höchst unzulängliche Andeutungen davon liegen in dem, was man unter dem Namen der Ideen-Association längst kennt; alles bestimmtere Wissen muss jedoch von der Rechnung ausgehn; und diese ist von den wichtigsten Folgen nicht bloss für die Theorie des Gedächtnisses, der Phantasie, des Verstandes, sondern auch für die Lehre von den Gefühlen, Begierden und Affecten. Nichts hindert mich, es unverhohlen zu sagen, dass hier die Mathematik eine grenzenlose Unwissenheit aufdeckt, in welcher sich die Psychologie bisher befunden hat. Sogar das räumliche und zeitliche Vorstellen hat hier, nicht aber in vermeinten Grundformen der Sinnlichkeit, seinen Sitz und Ursprung.

In Ansehung schon gebildeter Vorstellungsreihen entstehen ferner neue Quantitätsbestimmungen daraus, ob dieselben von irgend einem Reize in einem oder in mehrern Puncten zu-

gleich getroffen werden; dessgleichen, ob sie sich mehr oder minder in einem Zustande der Evolution oder Involution befinden; weiter, ob aus diesen Reihen, die ich vorhin Fasern oder Fibern nannte, sich schon grössere oder kleinere Gewebe gebildet haben, und wie diese Gewebe construirt sind; ein Gegenstand, der zwar bei verschiedenen Menschen, wegen der gemeinschaftlichen Sinnenwelt, in der wir leben, und auf deren Veranlassung sich unsre Vorstellungen eben so wohl verknüpfen als erzeugen, grösstentheils gleichartig seyn muss; doch so, dass bedeutende Modificationen eintreten, die von dem geistigen Rhythmus jedes Individuums, zufolge seines Nervenbaues und seiner ganzen leiblichen Constitution, abhängen; und andre Modificationen, welche der Erfahrungskreis und die Gewöhnungen des Individuums bestimmen, und welche man durch Erziehung und Unterricht suchen kann zweckmässig einzurichten. Dieser letztere Punct muss besonders sorgfältig bemerkt werden. Bekanntlich wird die eigentliche Humanität dem Menschen nicht angeboren, sondern angebildet; der ganz wilde Mensch ist nichts als ein Thier, wiewohl ein solches Thier, in welchem die Menschheit durch Hülfe der Gesellschaft könnte entwickelt werden. Daher hat man schon oft die Hypothese vernommen, ein höheres Wesen müsse sich der ersten Menschen angenommen und sie geistig veredelt haben; eine Meinung, die wenigstens nicht so gewaltig gegen die Erfahrung verstösst, als die von einem allmähligen Herabsinken der Menschheit aus einem ursprünglich höhern Zustande in den nachmaligen niedern, statt dass die ganze Länder- und Völkerkunde uns den ungeselligen Menschen roh und thierisch, folglich die eigentliche Menschheit von der Gesellschaft abhängig zeigt. Dies wird sehr schlecht beachtet von denjenigen Psychologen, welche Vernunft und innern Sinn, Ueberlegung und Selbstbeschauung für ursprüngliche Vermögen der menschlichen Seele halten; man muss sie aber damit entschuldigen, dass sie aus Unkunde in der Mathematik und der davon abhängenden Mechanik des Geistes, die Wege nicht errathen können, auf welchen die allmählige Veredelung des menschlichen Geistes fortschreitet. So viel indessen lässt sich leicht

bemerken, dass in dem Geiste nicht alle Vorstellungen gleichmässig verbunden, und dass sie in sehr verschiedenem Grade beweglich sind; dass sie ähnlich den höhern und niedrigern Wolkenschichten in der Atmosphäre, in verschiedenen Richtungen theils langsam, theils schneller und flüchtiger umherschweben; dass eben desshalb unter diesen verschiedenen Vorstellungsmassen, bei ihrem mannigfaltigen Zusammentreffen, sich grossentheils dieselben Verhältnisse wiederholen müssen, die zwischen neuen Anschauungen und ältern dadurch reproducirten Vorstellungen sich erzeugen; dass es folglich nicht bloss eine äussere Apperception, sondern auch ein inneres Vernehmen, oder eine Vernunft geben müsse, bei welcher das, was man Ueberlegen und Schliessen nennt, nur nach vergrössertem Maassstabe denselben Process wiederholt, der schon beim Zueignen sinnlicher Empfindung durch Anschauung und Urtheil vollzogen wird. Doch welches ist dieser Process? Ich glaube es zu wissen, aber ich kann es hier nicht entwickeln. Nur so viel kann ich sagen: die höhern Thätigkeiten des Geistes können unmöglich nach ihren wahren Gründen und Gesetzen erforscht werden, so lange man die niedrigern noch nicht kennt, denen sie ähnlich, und von denen sie abhängig sind; wiewohl man nun die mathematische Betrachtung schwerlich jemals bis in die obersten Regionen des vernünftigen Denkens und Wollens fortführen wird, so ist dieselbe dennoch als Grundlage der Erkenntniss auch dieser höchsten Gegenstände ganz unentbehrlich, damit wir, wenn die Wahrheit in ihren genauesten Bestimmungen uns vielleicht verborgen bleibt, wenigstens nicht die Lücken unseres Wissens, so wie es bisher geschieht, mit groben Irrthümern ausfüllen, und durch unnützen Zank von Partheien, die alle gleich Unrecht haben, uns am Ende die Philosophie selbst verleiden.

Und hier findet sich der Uebergang zu dem letzten Theile meiner Betrachtung. Es ist nicht bloss möglich, sondern nothwendig, dass Mathematik auf Psychologie angewendet werde; der Grund dieser Nothwendigkeit liegt, mit einem Worte, darin, dass sonst dasjenige schlechterdings nicht kann erreicht werden, was durch alle Speculation am Ende gesucht

wird; und das ist — *Ueberzeugung*. Die Nothwendigkeit aber, dass wir den Weg zur festen Ueberzeugung endlich einschlagen, ist um desto dringender, je grösser täglich die Gefahr wird, dass die Philosophie in Deutschland bald in denselben Zustand gerathe, in welchem sie längst in Frankreich und England sich befindet. Es gehört mit zu der grossen Verblendung der meisten heutigen Philosophen Deutschlands, dass sie diese Gefahr nicht sehen. Verstünden sie Mathematik, (dazu gehört aber mehr, als einige geometrische Elemente, und allenfalls quadratische Gleichungen zu kennen, oder einmal mit den Zeichen der Differentiale und Integrale gespielt zu haben), verstünden sie, sage ich, Mathematik: so würden sie wissen, dass ein unbestimmtes Reden, wobei jeder das Seinige denkt, und welches eine täglich wachsende Spaltung der Meinungen erzeugt, trotz aller schönen Worte und selbst ungeachtet der Grösse der Gegenstände, doch auf die Länge schlechterdings kein Gleichgewicht behaupten könne gegen eine Wissenschaft, die durch jedes Wort, was sie ausspricht, wirklich belehrt und erhebt, während sie zugleich — nicht etwa durch ungeheure ausgemessene Räume, — sondern durch das, alle Beschreibung übertreffende, Schauspiel des ungeheuersten menschlichen Scharfsinns, ein nie ermüdendes Staunen für sich gewinnt. Die Mathematik ist die herrschende Wissenschaft unserer Zeit; ihre Eroberungen wachsen täglich, wiewohl ohne Geräusch; wer sie nicht *für* sich hat, der wird sie dereinst *wider* sich haben.

Jetzt muss ich bestimmter angeben, worin der Grund liege, dass nicht bloss die Mathematik Ueberzeugung in sich trägt, sondern sie auch auf die Gegenstände überträgt, auf die sie angewendet wird. Dieser Grund findet sich zwar zu allererst in der vollkommenen Genauigkeit, womit die mathematischen Elementarbegriffe bestimmt sind; und in dieser Hinsicht muss jede Wissenschaft ihr eigenes Heil besorgen; keine kann es von der andern leihen oder geschenkt bekommen; die Psychologie eben so wenig von der Mathematik, als die letztere von jener. Aber das ist nicht Alles. Sobald das menschliche Denken sich in langen Schlussfolgen,

oder überhaupt an schwierigen Gegenständen versucht, deren inneres Mannigfaltiges sich gegenseitig verdunkelt: so tritt nicht nur die Gefahr, sondern auch der Verdacht des Irrthums ein; weil man nicht alles Einzelne mit gleichzeitiger Klarheit überschauen kann, und sich daher am Ende begnügen muss, daran zu *glauben*, dass man Anfangs nichts verfehlt habe. Jedermann weiss, wie sehr dieses selbst beim Rechnen, also beim ganz elementaren Gebrauche der Mathematik der Fall ist. Niemand wird sich einbilden, dass es damit in den höhern Theilen der Mathematik besser gehe; im Gegentheil, je verwickelter die Rechnung, desto höher steigt, in sehr schneller Progression, die Unsicherheit und der Verdacht verborgener Fehler. Wie macht es nun die Mathematik, um dieser, ihr selbst im höchsten Grade beiwohnenden Unbequemlichkeit abzuhelfen? Schärft sie ihre Beweise? Giebt sie wohl gar neue Regeln, wie man die vorigen Regeln anwenden solle? Nichts weniger! Jede einzelne Rechnung, für sich betrachtet, bleibt in dem Zustande einer sehr grossen Unsicherheit. Aber es giebt ja *Rechnungsproben!* Es giebt auf dem Boden der Mathematik zu jedem Puncte hundert verschiedene Wege; und wenn man auf allen hundert Wegen genau dasselbe findet, so überzeugt man sich, den rechten Punct getroffen zu haben. Eine Rechnung ohne Controle ist so viel wie gar keine. Gerade so verhält es sich mit einem jeden, einzeln stehenden, Beweise in irgend welcher speculativen Wissenschaft; mag er noch so scharfsinnig, mag er vollkommen wahr und richtig seyn, er gewährt doch keine bleibende Ueberzeugung. Wer daher in der Metaphysik, oder in der von ihr abhängenden Psychologie hoffen wollte, seine höchste Sorgfalt in der schärfsten Bestimmung der Begriffe und im folgerechten Denken, schon durch Ueberzeugung, — wohl gar durch allgemein mittheilbare Ueberzeugung — belohnt zu sehen: der würde gar sehr getäuscht werden. Nicht bloss die Schlüsse müssen sich gegenseitig, ungezwungen und ohne den leisesten Verdacht der Erschleichung, bestätigen: sondern bei allem, was von Erfahrung ausgeht, oder über Erfahrung urtheilt, muss die Erfahrung selbst, und zwar in unzähligen speciellen Fällen, das

Resultat der Speculation genau, und nicht bloss obenhin, bekräftigen. Und jetzt bin ich beinahe am Ziele, denn ich habe nur noch nöthig, auf eine einzige Bedingung aufmerksam zu machen, ohne deren Erfüllung Erfahrungen und Theorien gar nicht können mit irgend einer Sicherheit verglichen werden. Alle Erfahrung ist quantitativ bestimmt; und sie ist den grössten Veränderungen ausgesetzt, wenn die Grössen, von denen sie abhängt, verändert werden. Soll ich dies noch durch Beispiele belegen? Soll ich etwa erinnern an die berühmte Frage der Aerzte: was ein Gift sey? ein Begriff, der bekanntlich desshalb Schwierigkeit macht, weil für unsre Gesundheit das Heilsamste im Uebermaasse schädlich, das Schädlichste in rechter Quantität heilbringend wird. Doch wozu mich bei so leichten Gegenständen aufhalten? Das, was ich zeigen wollte, liegt schon am Tage; nämlich dies, *dass jede Theorie, die man mit der Erfahrung vergleichen will, erst soweit fortgeführt werden muss, bis sie die quantitativen Bestimmungen angenommen hat, die in der Erfahrung vorkommen oder bei ihr zum Grunde liegen.* So lange sie diesen Punct nicht erreicht, schwebt sie in der Luft, ausgesetzt allem Winde des Zweifels, unfähig, sich mit andern, schon bevestigten Ueberzeugungen zu verbinden. Alle quantitativen Bestimmungen aber sind in der Hand der Mathematik, und man kann daraus sogleich übersehen, dass alle Speculation, welche auf Mathematik nicht Achtung giebt, sich mit ihr nicht in Gemeinschaft setzt, nicht mit ihrer Hülfe die mannigfaltigen Modificationen unterscheidet, welche durch Veränderung der Grössenbestimmungen entstehen müssen, entweder ein leeres Gedankenspiel, oder im besten Falle eine Anstrengung ist, die ihr Ziel nicht erreichen kann. Vielerlei wächst auf dem Boden der Speculation, das nicht von Mathematik ausgeht und sich um sie nicht kümmert; und ich bin sehr weit davon entfernt, alles, was solchergestalt wächst, für Unkraut zu erklären; wachsen kann wohl manch edles Gewächs, aber zur letzten Reife gelangen kann keins ohne Mathematik. Selbst über diesen Punct giebt es jedoch eine empirische Art von Ueberzeugung, die sich nicht anders als durch eigne Uebung im Gebrauch der Mathematik er-

werben lässt. Man muss es gleichsam mit Augen gesehen haben, wie die Rechnung Folgerungen aus den vorhandenen Vordersätzen ableitet, die man nicht erwartet, Umstände hervorhebt, an deren Wichtigkeit man nicht gedacht, schiefe Ansichten zerstört, deren man bei aller Behutsamkeit sich doch nicht erwehrt hatte.

Es wird Ihnen, höchstgeehrte Herren, von selbst aufgefallen seyn, dass meine letzte Behauptung sich gar nicht auf Psychologie beschränkt, sondern ganz allgemein alle Speculation trifft; denn überall ist eine mannigfaltige Controle, und überall genaue Vergleichung mit der Erfahrung nöthig. Diese Ueberschreitung meines Gegenstandes würde mir jedoch vielleicht, als hieher nicht gehörig, zum Vorwurfe gereichen, wenn nicht der Gegenstand selbst die Tendenz zur Erweiterung auf die Naturwissenschaft in sich trüge. Damit dies klar werde, bitte ich die Erinnerung zurückzurufen an diejenigen Grössen, welche die Psychologie der Rechnung darbietet. Es waren: Stärke der Vorstellungen, Hemmungsgrad, Innigkeit der Verbindung, Menge der Verbundenen, Länge der Vorstellungsreihen, Reizbarkeit derselben an verschiedenen Puncten, das Mehr oder Weniger der Involution oder Evolution, der Verwebung oder Isolirung, — und, was bei aller geistigen Bewegung sich von selbst versteht, die Geschwindigkeit oder Langsamkeit in der Veränderung der wechselnden Zustände. Bei allen diesen Grössen, — an deren vollständiger Aufzählung hier nichts gelegen ist, — kommt das, *was* eigentlich vorgestellt wird, weiter nicht in Betracht, als nur in sofern davon Hemmung und Verbindung unter den Vorstellungen abhängt. Wir können daher gar nicht sagen, dass Rechnungen dieser Art sich gerade auf Vorstellungen, als solche, ausschliessend bezögen; im Gegentheil, wenn es andre, innere Zustände irgend welcher Wesen giebt, die theils unter einander entgegengesetzt, theils der Verbindung fähig sind, (dies letztere folgt aber unmittelbar aus der Voraussetzung, sie seyen in Einem Wesen,) so passen darauf alle die nämlichen Rechnungen; und es kommt bloss noch auf die Frage an, ob wir Ursache haben, innere Zustände der beschriebenen Art noch in andern Wesen, ausser in uns

selbst, anzunehmen. Doch hier, höchstgeehrte Herren, würde ich wirklich Ihre Zeit und Geduld über das mir gestattete Maass ausdehnen, — ich würde selbst bestimmter, als bisher, die verschwiegenen metaphysischen Voraussetzungen meines Vortrags andeuten müssen, wenn ich etwas mehr sagen wollte als dieses: dass alle organische Reizbarkeit, weit entfernt sich aus blossen Raumverhältnissen erklären zu lassen, auf innere Zustände, ja selbst auf einen Grad von innerer Ausbildung hinweiset; und dass, wenn nicht diese letztere, so doch jene, die innern Zustände, schon bei allen chemischen, elektrischen und magnetischen Verhältnissen, — und, was dasselbe sagt, bei aller Construction und Constitution der Materie müssen vorausgesetzt werden; dergestalt, dass die Psychologie den Naturwissenschaften überall wird vorangehen müssen, wofern es unserm Zeitalter Ernst ist, den letzteren eine feste philosophische Stellung und Gestaltung zu geben.

Anmerkungen.

(1) *„Ein Unternehmen, dessen Keim ich in der Fichte'schen Schule fand."*

Diese Worte sollen nicht so ausgelegt werden, als ob Fichte selbst den Gedanken gefasst hätte, Psychologie als einen Theil der angewandten Mathematik zu betrachten. Davon war Er, ein so entschiedener Verfechter der transscendentalen Freiheit, gewiss weit entfernt. Aber Fichte hat mich hauptsächlich durch seine Irrthümer belehrt; und das vermochte er, weil er im vorzüglichen Grade das Streben nach *Genauigkeit* in der Untersuchung besass. *Mit* diesem Streben, und durch dasselbe, wird jeder Lehrer der Philosophie seinen Schülern nützlich werden; *ohne* Genauigkeit bildet der Unterricht in der Philosophie nur Phantasten und Thoren.

Fichte machte bekanntlich das Ich zum Gegenstande seiner Forschung; oder mit andern Worten, er suchte nach den Bedingungen des Selbstbewusstseyns. Hiedurch bereicherte er die Philosophie mit einem bis dahin unbekannten Probleme; denn dasselbe war früherhin sehr wenig beachtet worden; und Kant, der die Vorstellung *Ich* für ganz arm und leer an Inhalt erklärte, hatte durch diese falsche Behauptung vollends die Aufmerksamkeit davon abgewendet. Von Fich-

ten, der sich immer von neuem mit diesem Gegenstande beschäftigte, und doch nie damit fertig wurde, lernte ich einsehen, dass hier eine eben so reiche als tiefe Fundgrube verborgen liegen müsse, die aber nur den grössten Anstrengungen sich öffnen könne. — Das Erste, was sich mir enthüllte, war dies, dass die Ichheit schlechterdings nichts Primitives und Selbstständiges, sondern das Abhängigste und Bedingteste seyn müsse, was sich nur irgend denken lasse; und hiemit lag es am Tage, dass Fichte's Meinungen das vollkommenste Widerspiel der Wahrheit sind; ein lehrreicher Warnungsspiegel für die, welche ihn zu benutzen wissen. Das Zweite, was ich fand, war: dass die ursprünglichen Vorstellungen eines intelligenten Wesens, wenn sie jemals bis zum Selbstbewusstseyn sollen *ausgebildet* werden, (da sie, wie so eben gesagt, das Ich nicht *als ein Fertiges* in sich schliessen können,) entweder alle, oder doch theilweise einander *entgegengesetzt* seyn, und in Folge dieses Gegensatzes einander *hemmen* müssen; so, *dass die Gehemmten nicht verloren gehen*, sondern als *Strebungen* fortdauern, welche in den Zustand des wirklichen Vorstellens von selbst zurückkehren, sobald aus irgend einem Grunde die Hemmung entweder ganz oder doch zum Theil unwirksam wird. Diese Hemmung nun konnte und musste berechnet werden; und hiemit war es klar, dass die Psychologie eines mathematischen sowohl als eines metaphysischen Fundaments bedürfe.

(2) „*womit ich seitdem, zwar oft und lange unterbrochen, doch ohne je den Faden zu verlieren, beschäftigt war.*“

Schon in meinen Hauptpuncten der Metaphysik, die im Jahre 1806 zuerst für einen engern Kreis von Bekannten gedruckt wurden, sind die ersten und leichtesten Elemente der Statik des Geistes angegeben. Im Königsberger Archiv (1811 und 1812) wurden neue Ausführungen versucht; die erste vollständige mathematisch-psychologische Abhandlung ist jedoch die ganz kürzlich herausgegebene, de attentionis mensura.

(3) „*dass Mathematik auf Psychologie anzuwenden möglich, und dass es nothwendig sey.*“

Der beste Beweis der Möglichkeit pflegt immer der durch die Wirklichkeit zu seyn; aber man muss nicht vergessen, dass bei allen Beweisen auch auf die Personen, denen etwas soll bewiesen werden, sehr viel ankommt. Im gegenwärtigen Falle werden Personen erfordert, die im Differentiiren und Integriren geübt sind. Und dies nicht allein: sondern sie müssen auch metaphysische Argumente und Begriffe fassen können, und vor allem: sie müssen sich für Psychologie interessiren. Wo soll ich diese Personen suchen, unter den heutigen Mathematikern? oder unter den Philosophen?

Das Beste, was ich mir selbst darauf antworten kann, ist dies, dass doch nicht *alle* psychologischen Berechnungen so besonders schwer und abschreckend sind. Mag freilich eine Formel wie

$$\frac{m+n(1-u)^{\frac{1}{\beta}-1}}{pu-qZ+r}=\frac{dZ}{du}$$

die Mehrzahl derer, welche von einer Theorie der Aufmerksamkeit wohl etwas hören möchten, wenn es sich mit ihrer Bequemlichkeit vertrüge, — zurückschrecken: aber ein so leichter Ausdruck wie

$$c=b\sqrt{\frac{a}{a+b}}$$

kann doch wohl kaum demjenigen anstössig seyn, welcher übrigens wünscht, sich mit dem Unterschiede der latenten von den freien Vorstellungen bekannt zu machen.

(4) „*Die wahren, ursprünglichen Qualitäten der Wesen sind uns völlig verborgen, und gar kein Gegenstand irgend einer Untersuchung.*“

Hiemit soll nicht das Bekannte: „ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist,“ in Schutz genommen werden. Dieser Spruch findet nur darum so viel Beifall, weil er der *Faulheit im Denken* — einer heutiges Tags epidemischen Krankheit, — das Wort redet. Aber das Aeusserste, was wir über die wahren Qualitäten der Wesen bestimmen können, ist dies, dass jede dieser Qualitäten, einzeln und für sich allein betrachtet, mit Beiseitsetzung aller Relationen, *schlechthin einfach* — die verschiedenen Qualitäten mehrerer Wesen aber grossentheils unter einander in *conträrem Gegensatze* seyen. Wenn diese metaphysischen Sätze der gegenwärtigen Abhandlung als Amulete wider Einmischung des modernen Spinozismus dienen können, so leisten sie hier, was sie sollen; übrigens gehören sie nicht zur Sache.

(5) „*Latente und freie Wärme.*“

Bekanntlich verbirgt sich in den Flüssigkeiten, besonders den elastischen, eine solche Menge unfühlbarer Wärme, dass die höchsten Grade der Hitze entstehn, wenn man neue chemische Verwandtschaften schnell in Wirksamkeit setzt, um jene Flüssigkeiten zu einer Aenderung ihrer Form, — das heisst hier, zu einer Verdichtung, — zu nöthigen. Allein das Gleichniss, welches ich von da entlehnt habe, darf nicht zu weit ausgedehnt werden. Die unfühlbare Wärme ist *gebunden;* und kein Physiker wird ihr ein Streben beilegen, sich von selbst aus dieser Gebundenheit zu befreien; vielmehr sind entgegengesetzte chemische Kräfte nöthig, um sie herauszutreiben. Hingegen die Vorstellungen sind *verdunkelt,* indem sie gehemmt werden, grösstentheils durch ihren Gegensatz unter einander. Wider diese Gewalt, die sie leiden, streben sie fortwährend zurück in ihren ursprünglichen Zustand; und sobald der Druck weicht, erheben sie sich durch dieses ihr Streben von selbst ins Bewusstseyn, so weit sie können. Man denke sich vorläufig einmal die Vorstellungen unter dem Bilde elastischer, gegen einander gedrängter Stahlfedern, deren Spannung

vom gegenseitigen Drucke abhängt. Wäre ein System von vielen solchen, theils stärkeren, theils schwächeren, und einander theils mehr, theils weniger nahe gerückten Federn vorhanden; und würde bald hier, bald dort eine neue Feder zwischen die übrigen hineingeklemmt, so würde sich, so oft dies geschähe, der Zustand des Gleichgewichts unter den Federn abändern; auch würde nach jeder Abänderung das ganze System noch lange fortschwingen. Dies mag das beste Gleichniss seyn, was man aus der Körperwelt entlehnen kann, um das System unsrer Vorstellungen, zu welchem die Erfahrung immer neue hinzufügt, dadurch abzubilden. Aber auch hier darf die Vergleichung nicht zu weit ausgedehnt werden. Die Ungleichartigkeit des Körperlichen und Geistigen ist bekannt. Für nachdenkende Leser dienen jedoch Gleichnisse eben so sehr durch ihr Unpassendes als durch ihr Treffendes zur Belehrung und Uebung.

(6) „*Unterschied zwischen Statik und Mechanik des Geistes.*“

Es giebt eine Menge von Leuten, die über *Mechanismus* sehr geläufig plaudern, obgleich sie nicht einmal Statik, vielweniger Mechanik studirt haben. Die Erinnerung daran veranlasst mich, hier etwas tiefer in die Sache einzugehen.

Statik heisst die Lehre vom Gleichgewichte, Mechanik die Lehre von den *Veränderungen*, welche dem Gleichgewichte entweder *vorhergehn*, ehe es sich bilden kann, oder ihm *nachfolgen*, wenn es aufgehoben wurde. Bei dem Worte *Gleichgewicht* denkt Niemand an *Gewichte*, die Kräfte und deren Richtungen mögen seyn, welche sie wollen; es kommt nur darauf an, ob ihre Wirksamkeit sich dergestalt gegenseitig aufhebt, dass kein weiterer Erfolg daraus entstehen kann, und dass der ganze Zustand so bleiben muss, wie er ist. Eben so wenig ist es nöthig, bei den Worten *Statik* und *Mechanik* an die Körperwelt zu denken; bloss der Umstand, dass die Principien der Körper-Mechanik leichter zu finden sind, als die mehr verborgenen der Mechanik des Geistes, — dieser Umstand ist Schuld, dass es eher eine Mechanik der ersten als der zweiten Art gegeben hat. Kennten wir noch eine dritte Art von Kräften ausser den körperlichen und den geistigen: so würde es ganz unstreitig auch dafür eine Statik und Mechanik geben; denn diese beiden Wissenschaften finden überall Platz, wo es ein System von Kräften giebt, die einander entgegenwirken, so dass sie einander entweder aufheben oder nicht. Und immer werden die Bedingungen, unter denen sie sich *vollkommen* am weitern Erfolge hindern, die ersten festen Puncte der Untersuchung darbieten; das heisst, immer wird die Statik vorangehn vor der viel schwerern und weitläuftigern Mechanik; gesetzt auch, es fände sich, dass das vollkommene Gleichgewicht eigentlich ein *idealer*, niemals ganz erreichbarer Zustand sey; wie es bei den geistigen Kräften, laut Zeugniss der Erfahrung, wirklich ist, und laut Zeugniss der Rechnung nothwendig seyn muss. Es ist nämlich gerade die immer-

währende Bewegung und Beweglichkeit des Geistes, die wir in uns wahrnehmen, — und deren Mangel oder Uebermaass ein Haupt-Kennzeichen von Geisteszerrüttung ausmacht, — einer der ersten **Puncte**, worüber die Mathematik Rechenschaft darbietet, und Einsicht in die Gründe verschafft.

(7) „*Wunder der vorgeblich unbegreiflichen Freiheit.*“

Die Wunder-Gläubigen selbst werden vermuthlich einräumen, dass Wunder die Ausnahme, natürliche Ereignisse aber die Regel bilden. Wie wäre es, wenn sie, um der Bewunderung recht voll zu werden, sich einmal entschlössen, erst die Regel, — die sie wahrlich noch sehr wenig kennen, – aufmerksam zu studiren? Der Contrast würde doch vermuthlich desto auffallender hervortreten! Dass aber des Natürlichen *in uns*, so wie *ausser* uns, *weit Mehr* geschieht, als des Wunderbaren; dass auch die grosse Zahl der Menschen, von denen hauptsächlich die Volksmenge im Staate abhängt, uns des *Gemeinen* unendlich viel mehr als des Ausserordentlichen und des Erhabenen zu schauen giebt, weiss Jedermann. Wüsste nur auch Jedermann, wie viel dazu gehört, um von dem Gemeinen, z. E. vom Fallen der Steine, oder vom Mondwechsel, oder vom Auswendigbehalten des Gelernten, oder vom Schreck und vom Zorn, — Grund und Ursache anzugeben! Nachdenkenden Menschen ist es bekanntlich schon oft begegnet, dass das Gemeine selbst für sie zum Wunder geworden ist.

Doch ich muss ernster sprechen über den höchst ernsten Gegenstand. *Freiheit* — dies Wort hat Wunder gewirkt; und sie selbst, die Freiheit, sollte kein Wunder seyn? So wird Mancher fragen, und sich dabei der Männer, welche gross waren durch Selbstbeherrschung, mit Achtung, ja mit Ehrfurcht erinnern. Diese Ehrfurcht ist und bleibt gerecht, man mag nun ihren Gegenstand in seiner Tiefe, oder nur oberflächlich erkennen. Aber gegründet ist auch die Furcht vor den Vorurtheilen, die an das Wort Freiheit sich zu hängen pflegen; — und jede Gemüthsbewegung, sey sie nun ihrem Gegenstande günstig oder ungünstig, wirkt immer nachtheilig da, wo es auf kaltblütige Untersuchung ankommt.

Als die Kantische Lehre von der transscendentalen Freiheit des Willens sich in Deutschland gelten machte: da war die Zeit des ersten Enthusiasmus für die Revolution in Frankreich. Wer jene Zeit erlebt hat, der wird nicht läugnen können, dass auf die philosophischen Untersuchungen eine politische Stimmung Einfluss hatte, der gar sehr der Unbefangenheit des Nachdenkens zuwider war. Jetzt ist es um nichts besser. Zwar die politischen Meinungen sind gemässigter, denn sie gingen durch eine schmerzliche Schule der Erfahrung; aber den Schutz der wieder erwachten religiösen Stimmung missbraucht ein düsterer Geist des Grübelns über veralteten Dogmen; ja wenn wir Herrn geheimen Kirchenrath *Daub* in Heidelberg glauben

wollen, — der Teufel selbst ist los und spukt, wo nicht in den Gemüthern, so doch in den Köpfen.

Die Heidelbergische Theologie hat schon einmal meine Feder in Bewegung gesetzt; jetzt eben, da ich dies schreibe, finde ich in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur, Januar 1822, eine persönliche Veranlassung, noch etwas deutlicher zu sprechen, als in meinen Gesprächen über das Böse schon geschehen war. Es heisst daselbst:

„Herbart zeigt, dass die Moral als Güter-, Tugend- und „Pflichten-Lehre *unwirksam* sey, und macht zur Grundlage seines „Moralsystems den sittlichen Geschmack für die eigenthümliche „*Schönheit* der *sittlichen* Verhältnisse des *innern* Menschen. Allein „da der Geschmack des Individuums doch nur der Geschmack „*seiner* Vernunft ist, und Herbart selbst auch unrichtige Charak-„tere *annimmt*, so ist nicht zu sehen, wie dieser Geschmack zur „*herrschenden* Kraft werde, und man müsste immer wieder einen „Geschmack an diesem Geschmack und so *bis ins Unendliche* vor-„aussetzen, ohne je auf einen *lebendigen Grund* zu kommen."

Wie vielen Antheil an diesen Worten der, mir nicht näher bekannte, recensirte Verfasser habe, weiss ich nicht; mir ist der Recensent, (ich will ihn nicht nennen, obgleich er sich selbst genannt hat,) verantwortlich, der so Etwas auf meine Kosten abdrucken liess, ohne es zu verbessern! Da ich die Stelle eben jetzt zu lesen bekomme, so gewinnt sie das zufällige Verdienst, mich zu erinnern, dass ich vergebens über Möglichkeit und Nothwendigkeit einer verbesserten Psychologie schreiben würde, wenn ich unterliesse, zugleich über praktische Philosophie das Nöthige zu sagen, die mit jener in der engsten Gemeinschaft, theils der Wahrheit, theils noch weit mehr des Irrthums steht.

Wenn es wahr ist, dass ich *gezeigt* habe, Güter-, Tugend- und Pflichtenlehre sey *unwirksam*, — welches unstreitig so viel heisst als, *diese Lehren können nichts wirken, und haben folglich nie etwas gewirkt*, — so muss ein böser Dämon sich meiner Person bedient haben, um ein unheilvolles, entsetzliches Wunder zu vollbringen, wodurch alle die segensreichen Früchte vernichtet sind, welche die stoische Tugendlehre, die Kantische Pflichtenlehre, und selbst die Glückseligkeitslehre so vieler edlen Männer von richtigem Ueberblick über das Ganze der menschlichen Natur, theils in alten, theils in neuern Zeiten ganz unstreitig hatte heranreifen lassen. Zu meinem Troste über eine so schreckliche Verwüstung, die ich in der moralischen Welt angerichtet habe, gereicht es indessen, dass mein persönliches Ich, mein Selbstbewusstseyn, ganz frei und rein ist von allem Mitwissen um die That des besagten bösen Dämons; ja sogar mein Buch, — meine allgemeine praktische Philosophie, enthält nicht Einen Buchstaben, welcher, mit wachenden Augen und mit Besinnung an den Zusammenhang des Ganzen gelesen, als Mitschuldiger an jener Un-

that könnte zur Rechenschaft gezogen werden. Vielmehr bezeugt das Buch schon auf Seite 17, (und bis zur siebenzehnten Seite pflegen ja wohl auch diejenigen zu kommen, die zwar nicht *die Bücher*, aber *in den Büchern* lesen,) folgendes deutlich und wörtlich:

„dass nun die bisher vorhandenen Lehren von Pflichten, Tu-„genden, und Gütern, vom Herzen zum Herzen gesprochen, das „Bessere in den Menschen zum Noch-Besseren vielfältig erhöht „haben, dies zu verkennen sey ferne! Gleichgesinnte Gemüther „verstehen einander trotz dem unrichtigen Ausdruck.“

Ja vollends S. 270, nachdem von der Freiheitslehre die Rede gewesen, heisst es daselbst:

„Möchte nun die innere Möglichkeit der Tugend für die Theo-„rie noch so räthselhaft seyn: die gegenwärtige Untersuchung „(das heisst: die praktische Philosophie in ihren Haupttheilen,) „*ignorirt das Räthsel ganz und gar.*“

Diese Stelle möchte wohl eines Commentars bedürfen, besonders für Leute, die alles durch einander mengen, und von der, dem besonnenen Forscher höchst nöthigen, Fertigkeit, *jede Untersuchung in ihre eigenthümliche Sphäre einzuschliessen, ja die verschiedenartigen Betrachtungen so streng zu sondern, als ob jede für die andre ein Geheimniss wäre,* — keinen Begriff haben.

Als ich meine praktische Philosophie schrieb, da wusste ich sehr gut, dass meine Metaphysik die transscendentale Freiheit verwirft, und dass in meiner *Pädagogik*, (denn *dahin* gehört die Frage,) von den Bedingungen, unter welchen die sittlichen Urtheile wirksam fürs Leben werden, vielfältig geredet werde. Ich wusste das, aber meine praktische Philosophie durfte es nicht wissen. Nicht *ihre* Sache war es, der Psychologie vorgreifend, von dem Wirken und wirklichen Geschehen im menschlichen Geiste Lehrsätze aufzustellen. Ausdrücklich bekannte meine praktische Philosophie, dass sie nur

„über Bilder des möglichen Wollens zu urtheilen, den Willen selbst „hingegen, und sein wirkliches Thun ganz ungebunden zu lassen „habe.“

Es mag seyn, dass eine solche Beschränkung in den Augen mancher Menschen die praktische Philosophie vernichte. *Sie* freilich würden es viel besser machen, sie würden den Himmel und die Unterwelt in Bewegung setzen, — um Effect zu machen. Mir liegt am Effect überhaupt wenig, in der praktischen Philosophie vollends beinahe Nichts; aber alles liegt mir an der Wahrheit.

Die Reden von der Tugend, von der Pflicht, von den Gütern, von der Freiheit, von der Erbsünde u. s. w. sind eine *wirksame* Rhetorik; denn sie fassen das menschliche Gemüth an seinen empfindlichsten Stellen; sie regen die Affecten auf; und sie stiften auf diese Weise viel Gutes und viel Böses. Will man aber wissen, was der wahre und ächte Gehalt aller dieser Reden sey, so müssen die Affecten

ruhen, und die Rhetorik mit allen ihren Künsten muss schweigen. Was vorzuziehn, was zu verwerfen sey, muss ohne irgend eine Regung des Willens, erkannt werden; — so dass nicht bloss die *Schönheit*, sondern auch das *Hässliche*, — nicht bloss des *innern*, sondern auch *des in geselliger Gemeinschaft lebenden* Menschen, offenbar werde; und zwar ohne im logischen Cirkel schon *sittliche* Verhältnisse vorauszusetzen, die vielmehr *als sittlich* erst durch die willenlose Beurtheilung selbst bezeichnet und ursprünglich unterschieden werden können. Wer hiebei nicht sein individuelles Begehren, Meinen, und einseitiges Auffassen, durch die Kraft der Selbstbeherrschung, welche die Grundbedingung der Speculation ist, zu unterdrücken vermag; wer nicht versteht, seine Gedanken so zu stellen und zu halten, wie sie durch die ersten leitenden Principien der Untersuchung gefordert werden; wer überhaupt nicht sein objectiv nothwendiges Denken von seinem subjectiven, und in sofern zufälligen Gedankenlauf zu unterscheiden geübt ist: der ist nicht reif weder für diese noch für irgend eine Speculation; und *er* wird sich nicht über seinen *individuellen* Geschmack erheben. Wer aber gar noch in Frage stellen wollte, ob *unrichtige Charaktere anzunehmen* seyen oder nicht: der würde eine gränzenlose Unwissenheit verrathen; denn die unrichtigen Charaktere sind eine allbekannte Thatsache. Dass *nicht zu sehen sey, wie der sittliche Geschmack zur herrschenden Kraft werde,* ist wahr in der praktischen Philosophie; denn in *diese* Wissenschaft, wenn man nicht schon die Psychologie als bekannt voraussetzen will, gehört die ganze Frage nicht; die praktische Philosophie bringt den sittlichen Geschmack zur Sprache; sie sondert und begränzt die durch ihn erzeugten Begriffe; sie selbst ist ein Denken, aber nicht ein Herrschen. Dass der sittliche Geschmack für sich selbst ein Gegenstand der Beurtheilung wird, ist wahr, in sofern er in ein Verhältniss mit dem Willen eingeht; wer aber diese Wahrheit verstanden hat, der wird hiebei nicht an ein Fortschreiten ins Unendliche denken, und noch viel weniger die Frage vom Wirken und Herrschen des sittlichen Urtheils dahinein mengen.

Die oben dargelegte Stelle der Heidelberger Jahrbücher steht nicht allein, sondern in der Mitte von Xenien an Kant, Fichte, Schelling, Schulze, Bouterwek, Fries und Köppen; der Epilog dazu lautet folgendermaassen:

„*Also unkräftig ist alles, was die Philosophen statt des Chri-*
„*stenthums geben.*“

Man sieht: die Philosophen haben undankbare Schüler; das ist indessen nichts Neues, und kein Unglück: der Undank lässt sich ertragen; aber die Missverständnisse sind ein Unkraut, das man ausraufen muss, so oft sich Gelegenheit findet. In dieser Hinsicht sind mathematische Darstellungen eine treffliche Sache; sie werden entweder verstanden oder nicht; ein Drittes ist bei ihnen kaum denkbar.

Da mir einmal die Heidelberger Jahrbücher vor Augen liegen, will ich zum Schluss noch ein paar Zeilen von Hrn. Kirchenrath *Paulus* daraus abschreiben, die ich zugleich bereit bin zu unterschreiben: „*Unendlich und absolut an sich ist gewiss unsre Freiheit nicht. Dennoch ist sie in Beziehung auf die Gewalt der sinnlichen Begierde, im besonnenen Zustande, kräftig genug. Wir sind frei, um immer freier zu werden. Es giebt Grade der Freiheit, wie Grade der Einsicht und Vollkommenheit.*“ Das war von jeher meine Lehre, und sie ist es noch heute. Um diese Lehre zu begreifen und begreiflich zu machen, braucht man nicht alte Streitfragen wieder zu wecken, nicht alte Streitigkeiten wieder zu entzünden, nicht den Fanatismus wieder in Gährung zu versetzen; man braucht nicht die unermesslichen Gefahren über das bürgerliche Leben nochmals herbeizurufen, von denen die Kirchengeschichte so traurige Kunde giebt. Diejenigen, die solches thun, sind verantwortlich für die Folgen, und die leere Ausflucht: *das hatten wir nicht gedacht, nicht beabsichtigt*, kann ihnen nicht zur Entschuldigung gereichen. Sie mussten wissen, dass die menschliche Natur sich zu allen Zeiten gleicht, und dass furchtbare Ausbrüche des Fanatismus auch in unsern Tagen leider! nicht ohne Beispiel sind. Die Folgen solcher Lehren, wie Herr K. R. Paulus, S. 37 und 38 des erwähnten Journals, warnend und mit gerechter Besorgniss, anführt, lassen sich nicht berechnen; wenn aber der theologische Uebermuth, der jetzt die Philosophie *unkräftig* schilt, auf gerader Bahn fortschreitet, so bereitet er sich selbst eine Zeit der schmerzlichen Reue, wodurch er der geschmähten und verachteten eine unverlangte Genugthuung geben wird.

(8) „*Man muss vom Einfachsten ausgehn, und beim ersten Anfange noch alle Verbindung der Vorstellungen unter einander bei Seite setzen.*“

Wollte ich dies mit Rücksicht auf die nächstvorhergehende Anmerkung erläutern: so würde ich auseinandersetzen, dass man überhaupt die Kunst verstehen müsse, eine Untersuchung *anzufangen*, und dass einer der schwersten Theile dieser Kunst darin bestehe, *das bei Seite zu setzen, was zum Anfange nicht gehört.* Ich würde hinzufügen, dass diejenigen Leser philosophischer Schriften, denen es Ernst ist, daraus lernen zu wollen, vor allen Dingen die *Sonderung der verschiedenartigen Probleme* daraus lernen müssen, damit Licht und Ordnung in ihre Köpfe komme, und ihnen nicht etwa die Ungereimtheit begegne, auf den ersten Seiten einer praktischen Philosophie nach den Bedingungen zu suchen, unter denen moralische Vorstellungen im menschlichen Gemüthe wirksam und kräftig werden können. Die Psychologie ist nun noch ungleich schwerer als die praktische Philosophie; und wer hier die voreiligen Fragen nicht zurückhalten kann, wer nicht Geduld hat, *beim Anfange anzufangen*, dem muss man ohne Schonung zurufen: odi profanum vulgus, et arceo.

Es ist nun die Verbindung der Vorstellungen, welche beim Anfange der Psychologie muss bei Seite gesetzt werden, damit man erst die Wirkungsart *einfacher* Vorstellungen kennen lerne. *Giebt es denn einfache Vorstellungen?* So höre ich fragen. Ich antworte, dass ich beim Anfange der Psychologie diese Frage bei Seite setze, weil erst die Psychologie selbst, in ihrem Fortgange, sie beantworten kann; und weil man, um anfangen zu können, gar nicht nöthig hat darüber zu entscheiden. Die Probleme müssen vereinfacht werden; das ist das Bedürfniss der Untersuchung; und dies Bedürfniss muss man befriedigen, wie weit man sich auch dadurch fürs erste von der Wirklichkeit entfernen möchte; sonst kommt die Untersuchung nicht in Gang, und wir lernen nichts, sondern bleiben stecken in der alten Finsterniss. Die Frage: giebt es einfache Vorstellungen? bedeutet für den Psychologen gerade so viel, als für den Mechaniker, der von der Bewegung der *Puncte* handelt, die Frage: *giebt es denn einfache Puncte?* Darauf würde der Mechaniker ohne Zweifel antworten, er verlange einen gelehrigen Schüler, der Geduld habe zu warten, bis der Nutzen und die Anwendung des Vorgetragenen an die Reihe komme.

Allerdings aber muss man von Anfang an die Länge des Weges einigermaassen zu schätzen wissen, den man wird zurückzulegen haben. Indem wir mit der Untersuchung über die Wirkungsart einfacher Vorstellungen beginnen, stehn wir noch ganz ausser dem Kreise dessen, wovon unser wirkliches Bewusstseyn uns die Beispiele darbietet. In uns sind alle Vorstellungen in unermesslich mannigfaltiger Verbindung, und dieser Umstand ist höchst entscheidend für deren Energie und Wirkungsart. Nur allmählig, und immer mehr, und immer genauer, wie sie weiter fortschreitet, kann die Psychologie uns über dasjenige belehren, was in uns vorgeht. Darüber würde man jedoch dem geübten Mathematiker gar nicht nöthig haben, etwas zu sagen. Dieser weiss sehr gut, dass in der Astronomie die Erde erst als eine Kugel, dann wie ein Ellipsoid, — die Erdbahn erst wie ein Kreis, dann wie eine Ellipse betrachtet wird; und eben so in unzähligen andern Fällen. Die Correctionen kommen nach; aber erst muss man Umrisse entwerfen, ehe man die Gemälde auszeichnen kann.

Niemand tadele hier meine Weitläuftigkeit; ich habe aus Erfahrung gelernt, wie nöthig sie ist. Irgendwo hatte ich den Satz ausgesprochen, *dass von zweien Vorstellungen niemals eine die andre ganz unterdrückt, dass hingegen von dreien Vorstellungen sehr leicht die schwächste durch die beiden stärkeren könne völlig aus dem Bewusstseyn verdrängt werden.* Dieser Satz gilt von *einfachen* Vorstellungen, und das war ausdrücklich dabei bemerkt worden. Sollte man für möglich halten, Jemand könne auf den Einfall kommen, zu versuchen, ob wohl von den Vorstellungen *dreier Menschen* sich der Satz in der Erfahrung bestätigen werde? dergestalt, dass die Vor-

stellung eines dieser *Menschen* in uns unterdrückt werde durch die beiden Vorstellungen der andern *Menschen?* Es liegt ja am Tage, dass die Vorstellung eines jeden Menschen eine ungeheuer vielfache und verwickelte Vorstellung ist; und dass wegen der höchst vielfältigen Aehnlichkeit der Menschen unter einander, jede solche Vorstellung die andre vielmehr producirt, als verdrängt! Nichtsdestoweniger ist ein Psychologe, ein namhafter Schriftsteller, mit diesem Einwurfe gegen mich öffentlich aufgetreten. Gewiss haben die Mathematiker, in deren Kreis solche Gedankenlosigkeit niemals kommt, keinen Begriff davon, mit welcher Dreistigkeit sich die unbesonnensten, lächerlichsten Plaudereien einem philosophischen Vortrage in den Weg stellen.

(9) „*Die Stärke jeder einzelnen Vorstellung, und der Grad der* „*Hemmung zwischen je zweien.*"

Jetzt komme ich auf einen Punct, den selbst Mathematiker vielleicht missverstehen könnten, wenn sie nicht aufmerksam gemacht würden. Ich meine nicht die Stärke jeder einzelnen Vorstellung; der Unterschied zwischen stärkeren und schwächeren Vorstellungen ist aus der Erfahrung bekannt genug. Aber schwerer zu fassen ist der Begriff vom Gegensatze, oder vom Hemmungsgrade der Vorstellungen.

Wenn man zu dem Mathematiker von entgegengesetzten Kräften spricht: so denkt er sich zunächst solche Kräfte, die, wenn sie *gleich* stark sind, einander auf Null reduciren. Wollte man dieses auf Vorstellungen anwenden: so würde der falsche Gedanke herauskommen, als wäre eine Vorstellung das Negative der andern; so dass, wenn ihrer zwei gleich starke auf einander wirkten, sie sich gegenseitig vernichteten, und alles Vorstellen aufhörte. Nun giebt es aber unter Vorstellungen gar kein solches Verhältniss. Keine ist an sich das Negative der andern; jede für sich genommen ist rein positiv, sie ist das Vorstellen ihres Vorgestellten. Zum Beispiel: die Vorstellung *Blau* ist nicht *Minus Roth,* und eben so rückwärts: die Vorstellung *Roth* ist nicht *Minus Blau.* Daher können sie mit einander auch nicht Null machen. Gleichwohl sind sie entgegengesetzt, und zwar dergestalt, dass ihr Gegensatz das Extrem ist für ein ganzes Continuum schwächerer Gegensätze. Denn zwischen Blau und Roth läuft eine Linie des Violetten in allen seinen Abstufungen. Mischt man Blau und Roth zu gleichen Theilen, so hat man ein Violett, welches dem reinen Blau und dem reinen Roth gleich stark entgegengesetzt ist, nämlich halb so stark, als die beiden reinen Farben unter einander. Die Vorstellung eines solchen Violett kann daher zum Beispiele dienen, wenn es darauf ankommt, den Begriff des *Hemmungsgrades* unter den Vorstellungen deutlich zu machen.

Wenn nun die Vorstellungen sich nicht vernichten, und doch entgegengesetzt sind, so werden sie wohl — möchte Jemand meinen, — ein drittes mittleres hervorbringen; so wie zwei Kräfte, deren Rich-

tungen einen Winkel bilden, den Körper, auf den sie wirken, nach der Diagonale treiben. Aber dieses ist eben so falsch wie das Vorige. Die Erfahrung lehrt aufs bestimmteste, dass die beiden Vorstellungen des Rothen und des Blauen sich in unserm Geiste keinesweges dergestalt mischen, wie die Pigmente im Farbentopfe. Die beiden Vorstellungen gehn nicht zusammen in eine Vorstellung des Violetten, sondern sie bleiben völlig rein und gesondert.

Man sieht demnach, dass hier alle Analogien mit dem, was von räumlich entgegengesetzten Kräften bekannt ist, irre führen würden, und dass man sich solcher Analogien gänzlich zu enthalten habe.

Böte nun die Erfahrung *unmittelbar* den Grundbegriff von dem *Gesetze der Kraft*, womit Vorstellungen einander entgegenwirken, dar: so wäre ohne Zweifel schon seit Jahrhunderten die mathematische Psychologie eine bekannte Wissenschaft; und man würde sie viel früher gefunden haben, als die physische Astronomie; denn für diese ist das Gesetz der Gravitation auch nicht unmittelbar gegeben; es hat müssen errathen werden, und dies ist spät genug geschehen.

Mittelbar ist indessen die Erfahrung auch für die Psychologie das Erkenntnissprincip; aber das Medium der Ableitung ist hier die Metaphysik, welche, vom Begriff des Ich, als dem durchs Bewusstseyn unmittelbar Gegebenen, ausgehend, die Bedingungen erforscht, unter denen allein ein vorstellendes Wesen zur Vorstellung *Ich* gelangen könne. Da findet sich denn, dass die ursprünglichen Vorstellungen entgegengesetzt seyn müssen, ohne sich zu vernichten, und ohne in ein Mittleres zusammen zu laufen, wie die Erfahrung es bestätigt. Aber es findet sich nun auch der bestimmte Begriff, den man der weitern Untersuchung zum Grunde legen muss, nämlich dieser: *die unter zwei Vorstellungen entstehende, für beide ganz zufällige, Hemmung ist eine gemeinsame Last für beide, die nicht grösser, aber wohl kleiner seyn kann, als die schwächste von beiden Vorstellungen; diese Last vertheilt sich unter beide nach dem umgekehrten Verhältnisse ihrer Stärke.*

Das ist der Begriff, welchen die Metaphysik an die Mathematik abliefert, uud welchen die letztere so nehmen muss, wie er gegeben wird. Zum Behuf der Rechnung besitzt der Begriff eine vollkommen zulängliche Bestimmtheit. Will aber der Mathematiker nicht daran glauben, dass die Metaphysik ihm einen wahren Begriff, angemessen der Natur des menschlichen Geistes, darbiete: so steht ihm nun noch frei, den Begriff als eine Hypothese zu betrachten, ihn als solche der Rechnung zum Grunde zu legen; alsdann aber so weit im Calcul fortzuschreiten, bis er auf solche Puncte trifft, wo sich die Erfahrung bestimmt genug vergleichen lässt, um über die Wahrheit oder Falschheit des Princips zu entscheiden.

Man begreift leicht, dass selbst ein verfehlter Versuch nicht ein vergeblicher seyn würde. Denn sobald die Erfahrung erst anfängt

eine Theorie zu widerlegen, so beginnt sie auch hiermit schon, einen Wink zu geben, wie man eine bessere Theorie an die Stelle setzen soll. Der Fehler wird irgend eine Grösse haben; aus mehrern solchen Fehlern werden Verbesserungen entstehen; und wo es darauf ankommt, aus Fehlern die Wahrheit zu finden, da sind die Mathematiker in ihrem Elemente.

Solcher Puncte, wo die Erfahrung im Allgemeinen, ohne scharfe Bestimmung der Quantitäten, mit der Rechnung zusammentrifft, lassen sich manche, und darunter sehr auffallende und bedeutende nachweisen, aber keine Untersuchung, wenigstens von den leichteren, scheint mir geschickter zu dem Zwecke, die Theorie an der Erfahrung zu prüfen, als die über die consonirenden und dissonirenden Intervalle und Accorde in der Musik. Denn hier giebt es bekannte und längst bestimmte Zahlenverhältnisse; und dieser Gegenstand ist daher für die Psychologie eben so wichtig, als die Lehre vom Pendel, nach Theorie und Erfahrung, zur Bestimmung der Fallhöhe. Daher habe ich vor vielen Jahren schon die psychologischen Gründe der Musik untersucht und bekannt gemacht, aber, wie es scheint, ohne Leser zu finden, die eine solche Untersuchung zu schätzen wussten. Zu bemerken ist übrigens hier, dass die Erfahrung doch ziemlich weite Gränzen, nach mathematischer Schätzung, offen lässt, innerhalb deren das, was man die *Beobachtungsfehler* nennen kann, liegen bleibt; und thöricht genug ist die Meinung, als ob die Musik auf dem Unterschiede rationaler und irrationaler Tonverhältnisse beruhete. Kein menschliches Ohr vermag diesen Unterschied so genau zu fassen, dass man darauf bauen könnte; im Gegentheil, selbst wenn die falschen Töne schon anfangen, das Ohr zu beleidigen, bleibt die Musik dennoch verständlich; und das ist ein Glück; denn vollkommen reine Musik hören wir niemals; und an wahrhaft rationale Verhältnisse ist in der Wirklichkeit nicht zu denken.

(10) „*Von der merkwürdigen Thatsache, dass niemals alle Vorstel-„lungen zugleich latent werden, sondern stets irgend Etwas, „nie ganz einfaches, vielmehr einigermaassen zusammengesetz-„tes, vorgestellt wird.*“

Diese Stelle kann ohne Rechnung nicht erläutert werden, so wenig wie das darauf Folgende; aber sie veranlasst mich, einige Resultate von Rechnungen herzusetzen. Geübten Mathematikern mag es vielleicht einige Unterhaltung gewähren, sich zu den Zahlen die Formel selbst zu suchen, die sie theils aus dem eben zuvor angegebenen Gesetze, von der Hemmung als einer gemeinsamen Last für die wider einander strebenden Vorstellungen, leicht finden, theils durch Induction aus den gleich folgenden Zahlen eben so leicht errathen können. Minder geübten Rechnern wird hier freilich keine Unterhaltung, aber eine desto nützlichere Gelegenheit, ihr Nachdenken anzustrengen, dargeboten werden; — doch kaum darf ich bei

einer so leichten Sache von *Anstrengung* reden. Nur darauf kommt es an, dass man eine kleine Ueberwindung nicht scheue, um seine Aufmerksamkeit auf die Grössenverhältnisse zu richten, die unter Vorstellungen Statt finden können.

Die allerleichteste und einfachste Voraussetzung, welche man machen kann, ist diese: zwei vollkommen entgegengesetzte Vorstellungen, auf die keine andere Kraft wirkt als eben nur ihr Gegensatz, seyen *gleich* stark. Die Folge wird seyn, dass eine jede zur Hälfte gehemmt, also verdunkelt wird; und dass von beiden die Hälfte im Bewusstseyn gegenwärtig bleibt.

Gesetzt aber, die eine sey *doppelt* so stark wie die andre: so wird von der stärkeren *fünfmal* so viel als von der schwächeren, im Bewusstseyn als ein wirkliches Vorstellen übrig bleiben, nachdem die Hemmung geschehen ist. — Man konnte wohl schon ohne Rechnung vermuthen, die schwächere würde von der Hemmung am meisten zu leiden haben; aber dass der Unterschied so gross ausfalle, wird man Mühe haben zu glauben. Allein man vergleiche diesen Fall mit dem vorigen. Da ist denn zuerst zu bemerken, dass die gemeinsame Last, oder die *Hemmungssumme*, welche aus dem Gegensatze der Vorstellungen entsteht, und welche unter ihnen muss vertheilt werden, hier *nicht im mindesten grösser ist* als zuvor. Denn es ist zwar eine der Vorstellungen jetzt doppelt so stark, als sie vorhin war; aber *eine* Vorstellung *allein* macht keinen Gegensatz; hätte die Hemmung sich auch verdoppeln sollen, so hätte die *andre* Vorstellung *ebenfalls* und *um eben so viel* stärker werden müssen; dies ist nicht geschehn; also bleibt die Hemmungssumme wie vorhin. Ganz anders steht es um das Verhältniss, in welchem diese gemeinsame Last vertheilt werden muss unter beide Vorstellungen, die daran zu tragen haben. Die schwächere muss sich doppelt so viel gefallen lassen als die stärkere; wir wollen demnach die gemeinsame Last in drei gleiche Theile theilen; zwei davon wollen wir derjenigen Vorstellung auflegen, welche nur einfache Stärke hat; einen Theil aber soll die doppelt so starke Vorstellung übernehmen. Nun müssen wir uns erinnern, dass der Ausdruck: *eine Last tragen*, hier bloss bildlich ist. Eine Vorstellung trägt eine Last, — das heisst soviel, als: ihr Vorgestelltes, oder das durch sie uns vorschwebende Bild, wird *verdunkelt;* es entsteht ein Verlust, — nicht an der Thätigkeit des *Vorstellens*, sondern am Erfolge, am *Vorgestellt-Werden.* Also: das Vorstellen verwandelt sich zum Theil in eine *vergebliche Anstrengung*, *vorzustellen.* Jedoch bleibt einiger Erfolg dieser Anstrengung; sonst würde unter den beiden Vorstellungen wenigstens *eine*, *ganz* verdunkelt werden, da sie beide, der Voraussetzung nach, *ganz* entgegengesetzt seyn sollen. Demnach: um unsre Rechnung zu vollenden, müssen wir das, was wir vorhin eine Last nannten, die wir einer Vorstellung auflegen wollten, jetzo als einen Verlust des *wirklichen*

Vorstellens von ihr abziehn; alsdann ist das Abgezogene anzusehn als eine *völlig* vergebliche Anstrengung, und der Rest als ein *völlig* ungehemmtes, völlig wirkliches Vorstellen; obgleich eigentlich die ganze Vorstellung nicht in zwei Theile, die man einen vom andern abschneiden könnte, zerfällt, sondern nur der Grad des wirklichen Vorstellens vermindert, und die ganze Vorstellung in einen Zustand der Anstrengung oder des Strebens versetzt wird. Wenn wir jetzo die beiden Vorstellungen in Hinsicht ihrer Stärke, ausdrücken durch die Zahlen Eins und Zwei; wenn wir uns überdies erinnern, dass die Hemmungssumme so gross ist wie die schwächste der beiden Vorstellungen (da ja der Ueberschuss der stärkeren über die schwächere, wie vorhin gezeigt, die gemeinsame Last oder die Hemmung nicht vermehrt): so haben wir Zweidrittel abzuziehen von Eins, und ein Drittheil von Zwei. Der Rest vom ersten Abzuge ist nur ein einziges Drittheil, — so viel beträgt das wirkliche Vorstellen, was nach der Verdunkelung von der schwächeren Vorstellung noch übrig ist; aber der Rest vom zweiten Abzuge ist $2 - \frac{1}{3}$, oder Fünfdrittel; also verhält sich dieser Rest zu jenem wie Fünf zu Eins.

Hätten wir Anfangs die stärkere Vorstellung $= 10$, die schwächere $= 1$ gesetzt: so wäre die Hemmungssumme auch jetzt noch, wie vorhin, $= 1$; diese zerfiele nun in $10 + 1 = 11$ gleiche Theile; jeder solche Theil wäre $= \frac{1}{11}$; zehn derselben abgezogen von 1 lässt $1 - \frac{10}{11} = \frac{1}{11}$; einer der nämlichen Theile hinweggenommen von 10 giebt zum Rest $10 - \frac{1}{11} = \frac{109}{11}$; also sind die Reste jetzt sogar im Verhältniss wie 1 zu 109. Man sieht daraus, wie wichtig für den Erfolg die Unterschiede der ursprünglichen Stärke der Vorstellungen sind.

Jetzt wollen wir einmal die Hemmungssumme vergrössern. Die ursprüngliche Stärke der Vorstellungen soll seyn Zwei und Drei. Nun ist die Hemmungssumme $= 2$; das Hemmungsverhältniss $= \frac{1}{2} : \frac{1}{3} = 3 : 2$. Die Hemmungssumme zerfällt in $2 + 3 = 5$ gleiche Theile; jeder dieser Theile ist $= \frac{2}{5}$: die stärkere Vorstellung verliert zwei solche Theile; die schwächere deren drei. Es findet sich $3 - \frac{4}{5} = \frac{11}{5}$, und $2 - \frac{6}{5} = \frac{4}{5}$; also das Verhältniss der Reste ist $11 : 4$.

Noch ein paar Beispiele zur Uebung im Rechnen! Die Vorstellungen seyen 3 und 5; die Hemmungssumme $= 3$, das Hemmungsverhältniss $\frac{1}{3} : \frac{1}{5} = 5 : 3$, aber $5 + 3 = 8$, also $8 : 5 = 3 : \frac{15}{8}$, und $8 : 3 = 3 : \frac{9}{8}$; $3 - \frac{15}{8} = \frac{9}{8}$ und $5 - \frac{9}{8} = \frac{31}{8}$.

Es seyen die Vorstellungen 4 und 5; die Rechnung steht kurz so:

$$9 : \begin{Bmatrix} 5 \\ 4 \end{Bmatrix} = 4 : \begin{Bmatrix} \frac{20}{9} \\ \frac{16}{9} \end{Bmatrix}; \quad \begin{matrix} 4 - \frac{20}{9} = \frac{16}{9} \\ 5 - \frac{16}{9} = \frac{29}{9} \end{matrix}$$

Wer nun alle diese Beispiele, die man leicht nach Belieben vermehren kann, in Gedanken zusammenfasst und überlegt: der wird sogleich finden, dass ungeachtet des grossen Vortheils, welchen die ursprüng-

lich stärkere Vorstellung behauptet, doch auch die schwächste von der stärksten niemals wird *ganz und völlig* unterdrückt werden können; denn die Hemmungssumme muss sich immer vertheilen; und da sie niemals grösser seyn kann als die schwächere Vorstellung, so bleibt von dieser letztern allemal *so viel* übrig, *als wieviel von der stärkeren gehemmt wird.*

Dieses wichtige Resultat aber darf man nicht zu weit ausdehnen; denn es gilt nur von zweien Vorstellungen. Sobald *drei oder mehrere* Vorstellungen zusammentreffen, ergiebt sich, dass die dritte und die folgenden sehr leicht ganz unterdrückt werden. Jedoch wir wollen auch hier vom Leichtesten anfangen.

Drei gleich starke Vorstellungen, jede $= 1$, seyen vollkommen entgegengesetzt, und in voller Wirksamkeit wider einander ohne Einfluss einer fremden Kraft. Die beiden letztern Bedingungen sind die nämlichen wie oben; allein ich wiederhole sie absichtlich, theils damit man sie sich einpräge, theils damit man auch die Möglichkeit andrer Fälle (die eine andre Rechnung erfordern) nicht ganz aus den Augen verliere. Es ist nun klar, dass in *diesem* Falle nur eine der drei Vorstellungen könnte ungehemmt bleiben, wenn die andern beiden ganz gehemmt würden. Denn nach der Voraussetzung sind alle drei einander vollkommen zuwider; das heisst, die erste der zweiten, die zweite der dritten, und die dritte der ersten; jede muss demnach weichen vor den beiden übrigen. Man nehme zwei heraus, welche man will; die Hemmungssumme unter ihnen ist nach dem Vorigen $= 1$; das Uebrigbleibende demnach ebenfalls $= 1$; kommt hinzu die dritte Vorstellung, so bildet sich eine neue Hemmungssumme, wiederum $= 1$; also ist die ganze Hemmungssumme $= 2$. Diese zerfällt in drei gleiche Theile für die drei gleich starken Vorstellungen, folglich verliert jede $\frac{2}{3}$ und behält jede $\frac{1}{3}$.

Nun wollen wir die Voraussetzung abändern. Die Stärke der drei Vorstellungen werde angezeigt durch die Zahlen 1, 2, 3. Für die beiden schwächern wäre die Hemmungssumme, wie oben gezeigt, $= 1$, und das Uebrigbleibende $= 2$; kommt dazu die stärkste $= 3$, so ist die neue Hemmungssumme $= 2$, wie ebenfalls schon nachgewiesen wurde; also beides addirt giebt die ganze Hemmungssumme $= 1 + 2 = 3$. Die Hemmungsverhältnisse sind die umgekehrten der Zahlen selbst; also $1, \frac{1}{2}, \frac{1}{3}$; oder schicklicher ausgedrückt: 6, 3, 2. Man wird demnach die Hemmungssumme in 11 gleiche Theile zerlegen, damit hievon 6 der schwächsten, 3 der mittlern, und 2 der stärksten Vorstellung als Verlust angerechnet werden. Allein hier stossen wir auf ein unerwartetes Hinderniss! Die Hemmungssumme war $= 3$, davon könnten wir nun zwar leicht $\frac{2}{11}$ nehmen, welches $\frac{2 \cdot 3}{11} = \frac{6}{11}$ Verlust gäbe für die Vorstellung 3; und eben so $\frac{3 \cdot 3}{11} = \frac{9}{11}$ Verlust für die mittlere $= 2$; aber wenn wir nun auf ähnliche Weise $\frac{6}{11}$ von 3 oder $\frac{18}{11}$ Verlust für die schwächste Vorstellung, die nur

= 1 ist, berechnen: was soll das bedeuten? Der Mathematiker wird hier eine Minusgrösse anzutreffen glauben; dergleichen kann aber hier gar nicht Statt finden; denn dass eine Vorstellung negativ werde, hat schlechterdings keinen Sinn. Vielmehr entdeckt es sich, dass wir eine unpassende Rechnung geführt haben, weil wir nicht zuvor die *Bedingung berechnet* hatten, unter welcher auf die zuvor beschriebene Weise drei Vorstellungen in Wirkung und Gegenwirkung treten können.

Dieser Gegenstand ist nun schon ein klein wenig schwerer, wie das Vorhergehende; und er lässt sich nicht füglich so ganz im Tone des Unterrichts für Anfänger vortragen. Doch will ich einen Versuch nicht scheuen.

Man hat aus der vorigen Rechnung so viel gesehen, dass, wenn zwei Vorstellungen = 2 und 3 vorhanden sind, alsdann eine dritte Vorstellung merklich grösser seyn muss als 1, wenn von ihr auch nur das Mindeste neben jenen übrig bleiben soll. Es wird nun irgend eine Grösse geben, welche diese dritte, um der eben ausgesprochenen Forderung zu genügen, *zum wenigsten* besitzen muss. Oder bestimmter und wissenschaftlich gesprochen: es muss eine *Gränze* geben, die den Unterschied festsetzt zwischen solchen Vorstellungen, welche hinzukommend zu jenen beiden stärkern, von ihnen *ganz*, oder *nicht ganz*, verdunkelt werden. Diese Gränze nenne ich die *Schwelle des Bewusstseyns*. Sie zu bestimmen, erfordert nichts als eine höchst leichte algebraische Rechnung; wer Algebra versteht, wird sie ohne die geringste Mühe selbst finden, und daraus schliessen, dass z. B. für zwei Vorstellungen, beide = 1, die gesuchte Gränze sey $= \sqrt{\frac{1}{2}} = 0{,}707\ldots$, allein hierum bekümmere ich mich für jetzt nicht; vielmehr will ich bloss die Frage beantworten, was für eine Rechnung nun an die Stelle jener treten solle, die wir eben vergeblich geführt haben?

Da die Vorstellung = 1 nicht bestehen konnte neben den beiden andern = 2, und = 3: so wird sie ohne allen Zweifel *ganz* unterdrückt; aber mehr Leides kann ihr nicht geschehn. Sie ist nun in eine ganz vergebliche Anstrengung zum Vorstellen verwandelt worden; sie richtet nichts mehr aus; kann aber auch von der Hemmungssumme nicht das Geringste mehr zu tragen übernehmen, *sie trägt davon nur gerade so viel, als wieviel ihre eigne Grösse ausmacht;* oder mit andern Worten: *wieviel sie selbst zur Hemmungssumme beigetragen hatte, soviel nimmt sie jetzt, da sie verschwindet, mit sich hinweg.* Wo bleibt denn das Uebrige der Hemmungssumme? Dieses müssen die beiden stärkeren Vorstellungen unter sich vertheilen. Aber das hätten sie auch gethan, wenn die schwächste gleich Anfangs gar nicht zugegen gewesen wäre; sie hätten alsdann gerade eben so viel, nämlich *ihre* Hemmungssumme *unter sich,* zu vertheilen gehabt, wie jetzt, nachdem die dritte Vorstellung der Hemmungs-

summe zwar einen Zusatz gegeben, aber das diesem Zusatze gleiche Quantum auch wieder mit sich genommen hat. Also müsste man die dritte gar nicht mit in die Rechnung einführen, sondern sie völlig ignoriren; und das richtige Resultat ist schon dort gefunden, wo wir den Verlust für die Vorstellungen = 2 und = 3 bestimmten, in der Voraussetzung, dass nur diese beiden allein vorhanden seyen.

Jetzt brauche ich kaum noch zu sagen, dass *latente* Vorstellungen diejenigen sind, welche unter die Schwelle des Bewusstseyns fallen; so wie hier die Vorstellung = 1 neben den beiden = 2 und = 3. Allein man muss nicht unbeachtet lassen, dass hier bloss von dem Zustande des Gleichgewichts, also von der Statik des Geistes, die Rede war. Die Bewegungsgesetze führen auf eine ganz andre Art von Schwellen des Bewusstseyn. Und das hier Vorgetragene ist bei Verminderung des Hemmungsgrades und bei eintretender Verbindung der Vorstellungen, den mannigfaltigsten Abänderungen unterworfen. Aber man muss, wie schon oben gesagt, *beim Anfange anfangen*, und darum allein war es hier zu thun.

XIV.

Ueber die verschiedenen Hauptansichten der Naturphilosophie.

Vorgelesen in der königlichen Deutschen Gesellschaft am 24. April 1823.

Höchstgeehrte Herrn!

Ein Jahr ungefähr ist verflossen, seitdem ich die Ehre hatte, diesem gelehrten Kreise Rechenschaft von den Gründen abzulegen, weshalb ich einen Theil der Psychologie mathematisch zu behandeln für nöthig erachte†). Damals gedachte ich die nächste Aufforderung, hier einen Vortrag zu halten, zu einer Fortsetzung jener Betrachtungen zu benutzen; wenn aber dieses für heute noch unterbleibt, so bitte ich Sie wenigstens nicht zu glauben, ich sey mir selbst ungetreu geworden. Im Schoosse des philosophischen Denkens erzeugt sich gleiches Interesse für das Körperliche wie für das Geistige; jenes aber stellt sich uns jetzt besonders, in den Entdeckungen der Physiker, so oft von neuen Seiten dar, dass man wenig Reizbarkeit besitzen müsste, um nicht davon angezogen zu werden. Kurz, ich war in den letzten Wochen mit Experimenten beschäfftigt; diese riefen mir meine frühern naturphilosophischen Untersuchungen ins Gedächtniss; jetzt bitte ich um Erlaubniss, von dem reden zu dürfen, was mir gerade am lebendigsten vorschwebt; so jedoch, dass ich am Ende einige Blicke auf das psychologische Feld zurückwerfen werde.

Lassen Sie mich jene bekannten Verse Schiller's voranstellen:

Welche wohl bleibt von allen den Philosophien? ich weiss nicht;
Aber die Philosophie, hoff' ich, soll immer bestehn.

Schiller sah in der Philosophie ein Streben, welches stets achtungswerth bleibe, auch wenn seine Producte missrathen. Diese Gesinnung, glaube ich, müssen wir uns vorzüglich dann vergegenwärtigen, wenn von Naturphilosophie die Rede ist. Die Natur spricht zu uns in Räthseln; ziemt es etwa dem

†) Vgl. die vorhergehende Abhandlung No. XIII.

Menschen nicht, darauf zu hören? Wer Ohren hat zu hören, der hört; und wer irgend ein Mittel weiss, um die Untersuchung anzugreifen, der untersucht; wenn er nicht entweder zu träge, oder sonst schon zu sehr beschäfftigt ist. In dem letzten Falle befinden sich, wie mich dünkt, alle diejenigen, die uns rathen, uns lieber mit Beobachtungen und Rechnungen zu begnügen, welche dazu hinreichen können, um die Gesetze und die regelmässige Wiederkehr der Erscheinungen aus Licht zu bringen. Diese Männer wissen ohne Zweifel, dass das *Gesetz* noch nicht der *Grund* der Erscheinung ist, sie wissen, dass die Frage nach den Quellen des Nils nicht schweigt, wenn man auch im Delta noch so genau das Steigen und Fallen des Stroms beobachtet hat. Gleichwohl finden sie sich durch den Gewinn der empirischen und mathematischen Naturforschung so reichlich belohnt, dass sie demselben gern ihre ganze Musse schenken, gern dahin ihre ganze Kraft und Uebung richten. Darüber wird die tiefere Forschung erst versäumt, dann für unnütz erklärt, endlich ganz verworfen unter dem Vorwande, sie sey schon so Vielen misslungen, und könne eben desshalb Niemandem gelingen. Ein offenbar übereilter Schluss; wozu man weniger geneigt seyn würde, wenn man wüsste, welche Ursachen, welche mangelhafte Vorbereitungen an dem bisherigen Misslingen Schuld waren. *Einseitige Ansichten*, *schwärmerische Vorliebe für Hypothesen*, *fremdartige Einmischungen*, das sind drei grosse Fehler, die vieles verderben können, die sich aber vermeiden lassen. Hierüber eine kurze Erläuterung, welche nützlich seyn wird, um uns den Gegenstand unsrer heutigen Betrachtung lebhafter zu vergegenwärtigen.

Was zuvörderst die einseitigen Ansichten betrifft, so werden uns deren sogleich vier einfallen, wenn wir uns an den bekannten Unterschied der mechanischen, chemischen, vitalen, und psychischen Kräfte erinnern. Aus frühern Zeiten sind Versuche genug bekannt, alle Natur, selbst die geistige, aus Materie und Bewegung zu erklären, die Materie aber aus Atomen von absoluter Härte und Undurchdringlichkeit zu construiren. An diese Fabel glaubt jetzt Niemand mehr. Eben so wenig an einen alles erklärenden Chemismus; aber

Vielen behagt das Leben, und die Einbildung, wenn man nur die Vitalität klein genug nehme, so könne man auf den untersten Stufen des Lebens selbst die starre Masse, mit ihren rein statischen und mechanischen Phänomenen antreffen. Diese Einseitigkeit ist um Nichts besser als die vorigen; und eben so wenig besser als die folgende, welche nur psychische Kräfte anerkennen will, alle äussere Natur aber als blosse Vorstellung betrachtet; die noch heute nicht ganz verschwundene Irrlehre des Idealismus. Alle diese Vorstellungsarten thun der Natur Gewalt an, und zwar in völlig gleichem Grade; das wird auch ohne Beweis derjenige empfinden, der sich gewöhnt hat, mit gleichmässiger Aufmerksamkeit die verschiedenen Gebiete der Natur ins Auge zu fassen.

Als Beispiel der andern beiden, zuvor genannten, Fehler, drängt sich nur zu sehr jene Naturphilosophie auf, welche als das Eigenthum einer heutigen philosophischen Schule allgemein bekannt ist. Sie setzt absolute Identität, wider die Erfahrung, die uns ein Mannigfaltiges in zufälligen Verbindungen und Trennungen zeigt; wider das Bewusstseyn vernünftiger Individuen, die sich *frei*, — das heisst zum Mindesten, Einer unabhängig vom Andern fühlen; sie setzt diese absolute Identität ohne Beweis, demnach als Hypothese; aber mit einer schwärmerischen Zuversicht, für welche der Name *intellectuale Anschauung* ist erfunden worden. Da sich Anschauungen nicht widerlegen lassen, so kann der Beweis, dass jene absolute Identität nicht bloss erfahrungswidrig, sondern auch vernunftwidrig und völlig ungereimt ist, denen nichts nützen, die einmal in jener Schwärmerei befangen sind. Für die Naturphilosophie ist es ein Unglück, damit in Verbindung gerathen zu seyn. Die Folge davon war der dritte Fehler, nämlich fremdartige Einmischung von theologischen und politischen, ja selbst von den, unter einander selbst entgegengesetzten, Spinozistischen und Platonischen Meinungen; daher man jetzt in einem Zuge von der Freiheit und dem Magneten, von der Tugend und der Schwere, von dem Wasser und der Liebe reden hört; ja ich erinnere mich sogar von einem *Laster* gelesen zu haben, das dem

Nichts entsprechen sollte; welches Laster ohne allen Zweifel die Deutelei ist.

Musste die Naturphilosophie in diese Fehler gerathen? Davon ist sie so weit entfernt, dass vielmehr nicht einmal deren Möglichkeit sich aus ihrem Gegenstande oder aus ihren Hülfsmitteln erklären lässt. Ihr Gegenstand ist die Natur; mit dem ganzen Reichthum von Thatsachen, welche mit der Vorsicht heutiger Beobachter und Experimentatoren sind gesammelt worden; aber menschliche Sorgen, Bedürfnisse, Leidenschaften gehören nicht in diesen Kreis; und können denjenigen, welcher sich hieher begiebt, am wenigsten erreichen. Ihre Hülfsmittel sind Mathematik und Metaphysik; von denen die erstre das Muster der Besonnenheit, die andre freilich ein oft misslungenes Werk des menschlichen Denkens, doch wenigstens seit dem sehr nüchternen Aristoteles keine Schwärmerei ist, die mit der eingebildeten intellectualen Anschauung könnte verwechselt werden. Wenn nun die Metaphysik eine Probe aushalten soll, bei der ihre möglichen Irrthümer sich verrathen müssen, so kann dazu nichts besser dienen, als jene schon vorhandene Verbindung von geläuterten Erfahrungen mit der Mathematik, wie sie jetzt in den Händen unserer Physiker ist. Gesetzt, die Metaphysik trage in diesen schon grossentheils geordneten Gedankenkreis falsche Ansichten hinein: so ist die Gefahr gering und von kurzer Dauer; sie ist nicht grösser als die einer unrichtigen mathematischen Hypothese. Denn die Folgerungen wird das Experiment und die Rechnung widerlegen; man wird alsdann den Gründen rückwärts nachgehn, bis man den Ursprung des Fehlers entdeckt. Das ist das Verfahren wahrheitliebender Männer; dies Verfahren ist unter den mathematischen Physikern längst üblich; und es bleibt nur zu wünschen übrig, dass man in dem Kreise dieser höchst achtungswerthen Gelehrten sich nicht mit *halber* Wahrheit begnüge, sondern nach der *ganzen und vollen Wahrheit* strebe, die man ohne Metaphysik eben so wenig wird erreichen können, als ohne Mathematik.

Wollen Sie, höchstgeehrte Herrn! mir nun erlauben, dass ich Ihnen in wenigen Umrissen das Bild einer künftigen

Naturphilosophie, wie ich es im Geiste zu erblicken glaube, mit Worten darzustellen suche: so ist es am bequemsten, sogleich vier verschiedene Haupt-Ansichten zu unterscheiden, von denen zwei der Form nach verschieden, zwei andre der Materie nach entgegengesetzt sind. Die Naturphilosophie kann theils in synthetischer, theils in analytischer Form ihre Untersuchungen anstellen; und sie kann theils von der Voraussetzung einer universalen Einheit, theils eines ursprünglich Mannigfaltigen Gebrauch machen. Hier leuchtet sogleich ein, dass die beiden letzten, der Materie nach verschiedenen Ansichten, sich unter einander aufheben; man kann sie daher nur als Versuche neben einander stellen, von denen einer sich im Verfolg der Untersuchung als unhaltbar zeigen muss, dennoch aber zum Ganzen wesentlich mit gehören wird, wofern man nicht schon a priori seine Unzulässigkeit deutlich genug möchte erkannt haben. Anders verhält es sich mit jenen, der Form nach verschiedenen Ansichten; diese bestehn neben einander, und sie unterstützen sich gegenseitig, wie ich nun sogleich entwickeln werde.

Wenn sich in den Naturerscheinungen das, ihnen zum Grunde liegende Reale unmittelbar finden liesse; wenn es darin bloss *verhüllt*, und nicht *verlarvt* wäre: so würde man, wie bei der Blumenknospe, in welcher schon die Saamenkapsel versteckt liegt, eine Hülle nach der andern vorsichtig hinwegnehmen, und das allmählig entkleidete Reale würde endlich nackt vor unsern Augen dastehn. Die Naturphilosophie wäre alsdann ganz analytisch; sie hätte keinen synthetischen Theil; am wenigsten brauchte ein solcher dem analytischen voranzutreten. Könnte es so seyn, so wäre es gewiss schon längst so; denn der Geist des analytischen Verfahrens ist bei unsern Naturforschern im hohen Grade ausgebildet. Dass es nicht so seyn kann, hat psychologische Gründe, die mit dem Ursprunge und dem Bildungsgange der menschlichen Erkenntniss innig zusammenhängen. Das Reale ist schlechterdings nirgends, in keinem Puncte, unmittelbarer Gegenstand der Erkenntniss; es muss, ungeachtet alles dessen, was einige Schulen in ihrer Rathlosigkeit, von unmittelbarer Offenbarung oder Anschauung gefabelt haben, —

lediglich durch Schlüsse in soweit gefunden und bestimmt werden, als es sich überhaupt finden und bestimmen lässt. Diese nämlichen Schlüsse müssen nun in ihrem Fortgange dahin gelangen, die Möglichkeit der Materie, nicht als eines wirklichen Dinges, sondern als Erscheinung, darzuthun; und zugleich die mannigfaltigen Grundbestimmungen, sowohl der Materie im Allgemeinen, als ihrer Hauptarten, zu entwickeln. Nur unter der Voraussetzung, dass dies gelungen, wenigstens nicht ganz und nicht in den Grundzügen verfehlt sey, lohnt es sich überhaupt, von Naturphilosophie zu reden. Gesetzt, auf dem ganzen Wege der Speculation bis hieher, sey gar kein Fehler gemacht worden, auch besitze die Untersuchung in jedem Puncte die gebührende wissenschaftliche Bestimmtheit: so können nun, da in der Construction der Materie gewiss Grössen-Begriffe vorkommen müssen, sogleich mathematische Untersuchungen an die metaphysischen geknüpft werden; und es lässt sich denken, dass auf solche Weise eine mögliche Natur a priori erkannt werde, von der unsre wirkliche, irdische Erscheinungswelt ein kleiner Theil ist. — Allein, ein so weiter, glücklicher Fortgang ist nicht zu hoffen. Je weiter der Weg, desto grösser die Gefahr des Irrthums. Daher muss man, sobald es irgend geschehn kann, von der Erfahrung her der Speculation entgegen kommen. Nicht als ob die Erfahrung unmittelbar bekräftigen sollte, *irgend ein Reales sey* wirklich so, wie die Metaphysik sage; — das kann nicht geschehn, weil in der Erfahrung das Reale nicht gegeben, sondern nur angedeutet wird, nämlich als eine nothwendige Ergänzung, ohne welche die Erfahrung sich nicht würde denken lassen. Aber sobald die Speculation anfängt anzugeben, wie gewisse *Erscheinungen* darum, weil sie aus dem Realen entspringen, beschaffen seyn müssen: alsogleich kann man die Erfahrung fragen, ob diese Erscheinungen in unsrer Sinnenwelt vorkommen, und zwar *genau* so, wie man geglaubt hatte es vorauszusehn. Findet sich nun Aehnlichkeit oder Abweichung: so wird man die frühere Untersuchung so lange prüfen und berichtigen, bis vollkommene Congruenz vorhanden ist. Diese Arbeit erfordert nun nicht bloss synthetische, von der Metaphysik ausgehende,

Speculation, sondern auch Analysis der Erfahrung. Gesetzt, man habe es darin zur Fertigkeit gebracht: so wird man, nachdem die allgemeinsten Bestimmungen schon durch Synthesis bekannt sind, hierauf eine grosse Mannigfaltigkeit von Erscheinungen zurückführen können; weit leichter, als wenn man dieselben alle hätte a priori finden sollen. Dass hier überall die Mathematik zwischen Erfahrung und Metaphysik in die Mitte treten müsse, weil sonst gar keine *bestimmte* Vergleichung beider möglich seyn würde, bedarf für den Kundigen kaum der Erinnerung.

Das Bisherige würde das Verhältniss zwischen Synthesis und Analysis in der Naturphilosophie zureichend angeben, wenn man annehmen dürfte, beide würden von einer einzigen Person vollzogen. Allein der geübte Metaphysiker und der geübte Experimentator müssen wohl als zwei verschiedene Personen gedacht werden; und überdies der geübte Mathematiker als ein dritter zwischen beiden. Hier wird nun immer einiges Misstrauen Platz behalten. Der Experimentator wird die, ihm dargebotene synthetische Grundlage immer nur als Hypothese betrachten; er wird versuchen wollen, ob nicht noch ein andrer Schlüssel eben so gut zu den Erscheinungen passe. Darum muss neben der wahren Metaphysik noch eine falsche ausgebildet, und versuchsweise der Erfahrung angepasst werden; und dieses führt mich nun auf die beiden, der Materie nach entgegengesetzten, Hauptansichten der Naturphilosophie.

Diese beiden Ansichten sind beinahe so alt wie die Philosophie selbst. Wenn ich sie bis auf Platon zurückführe, so leitet dieser sie von den Ionischen und Eleatischen Philosophen ab; ja er will die eine davon schon beim Homer finden. Es ist der Mühe werth, uns hier an die bekannte Stelle im Theätet zu erinnern, wo der Satz des Protagoras angeführt wird: aller Dinge Maass sey der Mensch. Oder mit andern Worten: *was mir scheint*, *ist wahr für mich, was Dir scheint, wahr für Dich.* Wie ist das möglich, und was will Protagoras damit sagen? Der geheime Sinn des Satzes, bemerkt Platon, sey dieser: Nichts ist an sich irgend etwas Bestimmtes; aber aus Bewegung, Veränderung, Mischung

entsteht Alles; *es giebt kein ruhendes Seyn, sondern nur ein Werden.* Unsre Philosophen sagen mit blosser Veränderung der Worte: mit dem Seyn gleich ewig, und mit ihm ursprünglich Eins und Dasselbe, ist das Werden. Dass jedes individuelle Leben aus dem allgemeinen zu begreifen, dass hingegen die Elemente der Natur, wie sie die Chemiker aufstellen, nur Gedankendinge seyen, dass das Leben des Menschen ein stetes Aufgenommen-Werden seines leiblichen Daseyns in seine Beseelung sey, und dergleichen mehr, — das sind neue Worte, aber alte Ansichten; es sind diejenigen Meinungen, *gegen* welche sich Platon auf alle Weise stemmte; begreiflich mit mehr Aufwand von Worten, als heutiges Tages nöthig ist, weil die Chemie in ihrem gebildeten Zustande sich durch sich selbst dagegen vertheidigt. Unsre Chemie nämlich führt auf den gerade entgegengesetzten Grundgedanken, von Elementen, die ungeachtet alles Wechsels der Zustände, die sie in *zufälligen* Mischungen durchlaufen, dennoch innerlich, ihrem wahren Wesen nach, bleiben was sie ursprünglich sind; aber auch diese Ansicht, von dem ruhenden Seyn, welches, einzeln genommen, von selbst keinen Wechsel beginnt, und von dem Gegensatze dieses Seyenden gegen die Erscheinung, die eben durch ihren Trieb zum Wechsel sich als *blosse* Erscheinung, als ein Nichtiges, Unwahres charakterisirt; auch diese Ansicht ist nicht neu; sie ist die Grund-Voraussetzung der Eleaten und des Platon, die nur nicht im Stande waren, sie durchzuführen; zum Theil darum, weil ihnen die heutigen Kenntnisse der Mathematik und Naturforschung abgingen. Selbst die Atomenlehre des Leukipp und Demokrit, gehört dem ursprünglichen Streben nach hieher; so sehr sie auch durch das Kleben an Raumbestimmungen, durch die Unfähigkeit, sich ein unräumliches Seyn zu denken, ist verdorben worden.

Wiewohl ich nun aus metaphysischen Gründen mich für die zweite, und gegen die erste Ansicht entscheide: so wünsche ich dennoch der Naturphilosophie, sie möge fortwährend nach beiden Ansichten zugleich bearbeitet werden. Denn ich bin überzeugt, dass die Lehre vom allgemeinen Naturleben, welches sich in die Gattungen, Arten, und Individuen der

Naturproducte nur verzweige, und im Laufe der Zeit verschiedene Evolutionsstufen durchlaufe, sich ohne jene Fehler durchführen lasse, welche den heutigen, schwärmerischen, und Alles bunt durch einander mengenden Darstellungen ankleben.

Das Beste, was diese Ansicht für sich hat, ist keine vorgeblich intellectuale, sondern die ganz gemeine *sinnliche* Anschauung; die Erfahrung selbst, wie derjenige sie erblickt, der sich, ohne kritischen Geist, ohne tieferes Nachdenken, dem Gesammt-Eindrucke der Erscheinungen hingiebt. Dass man eine Meinung, die ganz offen auf der Oberfläche vor Jedermanns Augen daliegt, als ein Werk tiefsinniger Speculation anpreist, fällt ins Lächerliche. Jedermann sieht das Wachsen der Pflanzen und Thiere, er sieht die Metamorphosen der Knospen und Keime; kennt die Nahrungsmittel, und begreift, dass dieselben in einem continuirlichen Uebergange aus einem Zustande in einen andern begriffen seyn müssen, bis sie sich in die verschiedenen vesten und flüssigen Theile der organischen Leiber verwandelt haben. Jedermann weiss überdies, dass die Arten und Gattungen der Thiere und Pflanzen gewisse Stufenfolgen der Aehnlichkeit und Verschiedenheit durchlaufen; und es kann Niemandem unerwartet seyn zu hören, dass die Naturforscher zwischen den bekannten Arten und Bildungen noch eine Menge von Mittelgliedern einzuschieben, neue Vergleichungspuncte aufzustellen, die Reihen des Aehnlichen und Verschiedenen zu verlängern, endlich die Natur mehr und mehr als ein Ganzes darzustellen Gelegenheit gefunden haben, welches wie von Einem Triebe beseelt scheint, und in welchem es Mühe kostet, sich irgend ein Ruhendes, vom allgemeinen Wandel und Wechsel Ausgenommenes auch nur zu denken. Weit weniger Anstrengung ist nöthig, Alles in Einem Strome schwimmend sich vorzustellen, als einzusehen, dass, und warum man diesem Strome sich entgegenstemmen müsse. Weit bequemer ist die Rede vom allgemeinen Leben, als die Forschung nach irgend einem von den Gründen, warum denn nicht jedes Ding bereit ist, in jedes andre überzufliessen? Warum die Arten und Gattungen der lebenden Wesen vest stehn? Warum

die chemischen Verbindungen nach bestimmten Proportionen geschehen? Warum das Licht nur in geraden Linien gehn will, alle krummen Wege aber verschmäht? Warum die Weltkörper den strengen Regeln der Himmels-Mechanik Folge leisten, von allen andern uns bekannten Naturkräften aber nicht die mindeste Notiz zu nehmen scheinen? Warum im Ganzen genommen das eigentliche Leben, das der Pflanzen und Thiere, nur einen so äusserst kleinen Theil des ganzen Daseyns der Natur ausmacht, während so ungeheure Massen von Gestein und Metall übrig bleiben, welchen Leben einzuhauchen selbst der kühnsten Phantasie kaum gelingen will? — Mag man indessen versuchen, diese und so viele ähnliche Schwierigkeiten zu besiegen! Wer es nicht *genau* nimmt, der wird gar leicht darüber etwas Scheinbares sagen können.

Weit schwerer ist eine Naturphilosophie nach der entgegengesetzten Ansicht; und zwar besonders deswegen, weil diese nur im strengen Denken, (keinesweges aber in dem, an sich nichts entscheidenden, Sinnen-Eindruck einer Mehrheit unabhängiger Gegenstände,) ihren Grund hat, und desshalb mit derselben Strenge des Denkens, woraus sie entstand, auch durchgeführt werden muss, wenn sie nicht als ungenügend in sich selbst zusammenfallen soll.

Nach dieser Ansicht nun besteht zwar die Materie, einstimmig mit dem Erfahrungsbegriffe und mit der Chemie, wirklich aus ihren einfachen Elementen, und ist in dieselben *endlich* theilbar, — sie ist demnach, als raum-ausfüllende Masse, *kein* geometrisches Continuum: aber sie ist auch nicht, wie die gedankenlose Atomistik meint, eine blosse Anhäufung undurchdringlicher Theile, die neben einander lägen ohne einen Grund des Zusammenhangs und der innern Configuration. Sondern die Materie ist ganz und gar das Resultat *innerer Zustände* ihrer Elemente; *und die ganze Naturphilosophie ist Nachweisung des nothwendigen Zusammenhangs der innern und äussern Zustände.* Diesen Begriff auseinanderzusetzen ist schwer, weil weder Physiker noch Philosophen geübt sind, auf innere Zustände dessen, woraus Materie besteht, ihr Augenmerk zu richten. Es würde

mir wenig helfen, wenn ich hier bloss an Leibnitz erinnern wollte, der die Materie aus Monaden bestehn liess, welchen er Vorstellungen, also innere Zustände, beilegte; denn freilich bei dem Worte *Vorstellungen* denken wir an Bilder äusserer Gegenstände; und was diese leisten könnten, um daraus materielle Eigenschaften zu begreifen, lässt sich kaum einsehn. Ich will daher lieber an einen Gegenstand erinnern, der es den Physiologen längst nahe gelegt hat, an innere Zustände zu glauben; ich meine die Reizbarkeit und Wirksamkeit der *Nerven*. Hier, hoffe ich, wird man der Hypothesen von einem Nerven-Fluidum, oder von Nervenschwingungen, oder von den Nerven als galvanischen Conductoren, längst müde seyn; man wird einsehn, dass man jeden Nerven als eine *Kette empfindender Theile* betrachten muss, dass also der Nerv in jedem Puncte lebendig ist, und dass dieses Leben durchaus nicht durch bloss materielle Bestimmungen kann beschrieben werden. Aber nicht bloss den Nerven, sondern auch andern vesten Theilen des Leibes, und nicht bloss den vesten, sondern auch allen flüssigen Theilen jedes lebenden Organismus hat man mit vollkommenem Rechte Vitalität zugeschrieben. Die flüssigen Theile nun haben gar keine bestimmte Construction; *sie streben aber beständig nach einer solchen;* und gelangen dazu wirklich, insofern sie die vesten Theile ernähren. Genau so strebt auch die unorganische Materie, sich zu krystallisiren; ihr aber genügt die Krystallform, weil ihre innere Bildung nicht den Grad erreicht hat, welchem der Bau eines organischen Leibes entsprechen würde. Endlich selbst die nicht sichtbar krystallisirte Materie verräth wenigstens, dass ihr die Lage ihrer Theile nicht gleichgültig ist; sie erhält sich gegen widerstrebende Kräfte in ihrer Dichtigkeit und Cohäsion; es sey denn, dass sie einem ihrer Auflösungsmittel begegne, denn alsdann beginnen neue innere Zustände, und als Folge derselben neue Constructionen im äusserlichen Daseyn.

Es wird nun scheinen, als hätte diese meine Darstellung viel Aehnlichkeit mit jener frühern Ansicht, die vom allgemeinen Leben ausgehend, dieses nur vermindert, um auf die rohe Materie zu kommen. Aber die Aehnlichkeit ist nur

zufällig; und liegt mehr in den Gegenständen, die erklärt werden sollen, als in den Principien der Erklärung. Zwar habe ich hier, um mich in der Kürze einigermaassen verständlich zu machen, von den höchsten Phänomenen des Lebens angefangen, und bin von da rückwärts zu den untersten Stufen der Materie herabgestiegen. Aber die regelmässige Untersuchung geht den umgekehrten Weg. Sie setzt nicht das Leben voraus, um die Materie zu erklären; sondern sie findet zuerst solche innere Zustände, welchen die blosse, chemische Durchdringung genügt; und sie erblickt die ganze räumliche Existenz als eine blosse Folge davon, dass unter gewissen Umständen es unmöglich wird, jenen innern Zuständen *ganz vollständig* zu genügen. Was wir *chemische Durchdringung* nennen, das ist, in seiner höchsten Reinheit gedacht, gar keine räumliche Existenz; es ist ein reines Causal-Verhältniss; und zwar nicht ein solches nach der Kantischen Ansicht, welches an die Zeit gebunden wäre; sondern ein völlig unzeitliches und eben so völlig unräumliches. Aber es giebt Umstände, unter welchen sich dieses reine Causalverhältniss nicht völlig ausbilden kann; alsdann nehmen die Elemente, die sich darin befinden, eine räumliche und zeitliche Form des Daseyns an; so entsteht Materie, als eine Beschränkung, als ein Mangel dessen, was eigentlich hätte seyn sollen. Das mag mystisch klingen; es ist aber metaphysisch, das heisst, aus klar gedachten, in der Erfahrung gegebenen Begriffen, mit logischer Nothwendigkeit geschlossen, und die ganze Schlusskette ist so weit entfernt von reizenden Bildern oder erhabenen Ideen, dass man dafür keine andere Vorliebe fassen kann, als für das erste beste mathematische Theorem.

Als man nach Kant's Anleitung versuchte, sich die Materie aus den beiden Kräften, der Attraction und Repulsion, zu construiren: da erhob sich die Frage: sollen wir denn nun die Materie bloss als Kraft, und gar nicht als Substanz denken? Oder sollen wir die Substanz, die reale Grundlage, beibehalten, und dieser hintennach die Kräfte beilegen; gleichsam wie Prädicate im logischen Urtheil dem Subjecte gegeben werden? Wenn die Materie, als Substanz,

schon da ist, wird sie noch etwas, als Zugabe, in sich aufnehmen, das nicht unmittelbar in ihrer Substantialität schon enthalten ist? Und diese Zugabe, wie wäre sie beschaffen? Zwei unter einander entgegengesetzte Kräfte, eine anziehende, eine abstossende! Ist denn die Materie etwa ein Staat nach Montesquieu's Beschreibung, der sich durch gleiche, wider einander strebende Kräfte in seiner Verfassung erhält? Ein solcher Staat würde nicht in Ruhe, sondern im innern Kriege begriffen seyn; und eine solche Materie würde sich selbst aufheben; daher wie dort der Staat, so hier die Materie ist missverstanden worden. — Und dennoch ist es wahr, dass Attraction und Repulsion das ursprüngliche Wesen der Materie ausmachen; es ist eben so wahr, dass beiden die Substanz zum Grunde liegt; aber der Fehler lag darin, dass man weder die Möglichkeit, diese entgegengesetzten Kräfte zu vereinigen, noch den Zusammenhang derselben mit der Substanz nachzuweisen vermochte. Die Wahrheit ist, dass Attraction und Repulsion die nothwendigen äussern Folgen der innern Zustände sind, in welche *mehrere verschiedene Substanzen* (eine allein reicht nicht hin,) sich gegenseitig versetzen. Daher giebt es nicht in den Substanzen Kräfte, als deren Eigenschaften; sondern es entstehn aus dem innern, unräumlichen, *wahren* Causalverhältniss der Substanzen zwei *bloss scheinbare* Kräfte, die nichts anderes sind als eine doppelte Nothwendigkeit, dass zu dem inneren Zustande ein ihm angemessener, äusserer Zustand hinzutrete.

Von dieser doppelten Nothwendigkeit nun sind die *chemischen* Kräfte nur die nähern Bestimmungen nach Verschiedenheit der, ins Causal-Verhältniss tretenden, Substanzen; die mechanischen Kräfte sind davon entferntere Folgen; die vitalen sind beides vorhergehende verbunden, aber auf höhern Stufen der innern, und darum auch der äussern Ausbildung; endlich die psychischen Kräfte enthüllen uns das Innere, welchem das Aeussere entspricht; aber freilich erblicken wir dieses Innere in unserm Selbstbewusstseyn auf einem so hoch gestellten Puncte, dass wir damit kaum noch die psychischen Zustände der Thiere, vollends die weit niedrigern der Monaden, woraus die Körper bestehn, zu vergleichen im Stande sind

Hier nun ist die Stelle, wo die Psychologie in die Naturphilosophie eingreift. Ungefähr so, wie uns die Astronomie gewöhnt, ungeheure Räume, vor denen Anfangs die Phantasie erschrickt, mit Leichtigkeit zu durchlaufen: so muss die Psychologie uns üben, die weite Strecke der verschiedenen Ausbildung von Menschen und Menschenracen zu überschauen; dann von da rückwärts gehend thierische Zustände zu begreifen; endlich einzusehn, dass trotz der anscheinenden gänzlichen Ungleichartigkeit dennoch die Linie, auf der wir uns bewegen, zurückläuft zu den innern Zuständen der Elemente nicht bloss belebter, sondern selbst roher Körper; obgleich hier von Selbstbewusstseyn, von Vorstellungen, von Erkenntnissen, von Entschliessungen, nicht aufs entfernteste die Rede seyn kann. So paradox nun das hier Gesagte lauten mag, so ist es denn doch schlechterdings unentbehrlich, um die so oft aufgeworfene, so oft flüchtig beantwortete Frage gehörig zu erörtern: wie denn Materie und Geist in Verbindung treten können? Es ist bekannt, dass man dieser Verbindung durch mehr als eine Art von prästabilirter Harmonie bald aus dem Wege gegangen, bald ihr mit mehr als einer idealistischen Lehre in den Weg getreten ist, um ihr ewiges Stillschweigen aufzuerlegen; aber die Frage schweigt nicht; und kann von keiner Theorie gehörig behandelt werden, die entweder Geistiges auf Kosten des Körperlichen, oder Körperliches auf Kosten des Geistigen begünstigt. Denn die Verbindung steht ganz deutlich als eine *gegenseitige* Abhängigkeit vor Augen; zugleich aber ist die Abhängigkeit nicht so gross, dass man sie in völlige Einheit verwandeln dürfte; sondern die geistigen Functionen wechseln zwischen Regsamkeit und Unthätigkeit, und die leiblichen Kräfte entwickeln sich und schwinden, ohne dass irgend eine veste und deutliche Proportion zwischen jenen und diesen zum Vorschein käme. Hat man aber den innern Bildungsgang der Seele, psychologisch kennen gelernt: so ist nicht schwer einzusehn, wie einerseits derselbe Anfangs mit dem Organismus und dessen Entfaltungen verknüpft seyn, und doch, einmal in Gang gesetzt, nun andererseits von jenem in hohem Grade unabhängig fortgehn, und seinen Weg auch noch

über die Gränzen des irdischen Lebens hinaus verfolgen könne. Noch weniger schwer aber ist alsdann die Verbindung zwischen Leib und Geist zu begreifen. Denn beide gehören zusammen wie Aeusseres und Inneres; der Leib ist ein Aeusseres, das den innern Zuständen aller seiner Elemente entspricht, welche Elemente sich auf sehr verschiedenen Stufen ihrer innern Ausbildung befinden; unter diesen Elementen befindet sich Eins, (oder wenn man will, einige wenige, statt deren aber die Voraussetzung eines einzigen allemal hinreicht,) welches zu einer ganz vorzüglichen Ausbildung emporsteigt; dieses eine nennen wir die Seele; und das ganze System seiner innern Zustände nennen wir Geist. In dem Geiste ruht das Selbstbewusstseyn, welches demnach keineswegs in den Elementen der Materie verstreut liegt; das kann es auch nicht, denn das Ich setzt Einheit, das heisst hier, völlige Durchdringung aller dazu gehörigen Vorstellungen, voraus. So ists beim Menschen; hingegen bei den Thieren verschwindet, je tiefer wir hinabsteigen, desto mehr jener Unterschied in der Ausbildung der Elemente, welche zusammengenommen äusserlich als Leib erscheinen; kein Wunder also, dass die Hervorragung des einen Elements, dessen innere Zustände in ihrer Wechselwirkung wir unter dem Namen des Geistes kennen, sich bei ihnen nicht mehr deutlich offenbart, vielmehr der Geist vom Leibe verschlungen scheint, weil sich hier kein Herrschendes, kein einzelnes Vorzügliches, hervorgearbeitet hat. Wo kein Diener, da kein Herr; wo kein Gehirn, da keine Seele!

Lassen Sie uns jetzt zurückschauen auf die zuvor genannten, der Form nach verschiedenen Natur-Ansichten. Was ich so eben von der Materie, von ihren scheinbaren Kräften, von ihrer Verbindung mit dem Geistigen sagte, das hat seinen Grund in dem synthetischen Theile der Naturforschung; dem beobachtenden und analysirenden Physiker wird es dagegen ziemlich gleichgültig, in sein Geschäfft wenig eingreifend erscheinen. Er beobachtet nicht Materie im Allgemeinen, sondern starre, tropfbare, dampfartige und gasförmige Körper; um ihm näher zu treten, muss man erst nachweisen, dass es Umstände giebt, in denen die Repulsion ein grosses Ueber-

gewicht über die Attraction gewinnt; dass hiedurch ein Unterschied, aber auch eine vielförmige Verbindung zwischen dichter und dünner Materie begründet wird; hiemit lässt sich analytisch die Erscheinung des Ponderabeln und Imponderabeln vergleichen. Aber auch dies führt uns noch nicht ganz in die Sphäre des Beobachters und Analysten; er will überhaupt nicht allgemeine Begriffe, sondern wirkliche Körper bearbeiten; und jede Allgemeinheit ist ihm verdächtig, die er nicht aus dem Individuellen durch Induction erlangen kann. Mit einem Worte: er sucht nicht *Einheit*, sondern nur Abkürzung des Ausdrucks; seine Allgemeinheiten sind nur Abbreviaturen für das Einzelne. — Doch wie? Gehe ich nicht vielleicht zu weit? Zwar erinnere ich mich wohl, dass hie und da ein Physiker sich rühmt, seine Theorie sey durchaus nichts weiter als die unmittelbare Aussage der Erfahrung. Allein die Physik strebt zur Geometrie hinan; und diese begnügt sich nicht mit Inductionen. Der Mathematiker betrachtet das allgemeine Gravitationsgesetz nicht als die Folge von einzelnen Erfahrungen; sondern er wagt die Voraussetzung, es gebe wirklich in der Natur einen allgemeinen Grund der Anziehung, von welchem die einzelnen Anziehungen als Wirkungen mit Recht können abgeleitet werden. Wollte der Physiker nicht eben so seine Lehre von Bindung und Entbindung der Wärme bei den Form-Aenderungen der Körper, wenigstens versuchsweise als Erkenntniss einer, in der Natur selbst liegenden, allgemeinen Nothwendigkeit betrachten; wollte er nicht ernstlich den einzelnen Fall als untergeordnet, als beherrscht von der höhern Regel, ansehen; sollte in der That die Induction, die im Felde der Erfahrung niemals über den heutigen Tag hinausreicht, der Physik die einzig zulässige Art der Einheit darbieten: dann könnte niemals ein künftiger Erfolg vorausgesagt, niemals ein Experiment als Bekräftigung eines zuvor aufgestellten Lehrsatzes unternommen werden; sondern man müsste stets warten, ob die Erfahrung wohl in der nächsten Stunde so gefällig seyn wolle, noch einmal zu wiederholen, was sie kurz zuvor unter den nämlichen Umständen gelehrt hatte. Kurz: auch die Erfahrungs-Wahrheit fordert bleibende Gründe, welche im

Wechsel der Zeiten beharren; und auch der Physiker setzt stillschweigend ein Reales voraus, welches er auf dem Wege der Induction nie würde gefunden haben. In sofern nun gleitet alle Physik hinüber in Naturphilosophie; aber zunächst nur in deren analytischen Theil; und hier giebt es allerdings noch kein Streben nach universaler Einheit; hier finden sich einzelne Untersuchungen in unbestimmter Menge, die sich durch neue Beobachtungen vermehren. Wer hier das vorhandene Mannigfaltige zu einem organisch-wissenschaftlichen Ganzen umbilden wollte, der würde sich kein Verdienst erwerben; denn die Analysis muss vom Gegebenen ausgehn; dieses findet sich Anfangs als ein nur lose zusammenhängendes Mannigfaltiges; so gerade muss die treue Natur-Darstellung es wieder geben; sie muss nicht ins Schöne malen, nicht idealisiren wollen. Strebt die analytische Naturphilosophie nach etwas Höherem: so muss sie warten, bis der synthetische Theil weit genug vorgerückt ist; alsdann muss sie sich diesem anschliessen; will sie aber, seine Manier nachahmend, allein stehn und unabhängig auftreten, so verwandelt sie sich in einen Zwitter, ähnlich den historischen Romanen, unwissenschaftlich und verwerflich gleich diesen. Verwaltet die analytische Naturlehre treulich ihr Amt: so ist sie nur Vorbereitung; nichts Vollendetes; sie besitzt Einheiten; aber noch keine Einheit. Sie widerstrebt keiner Theorie; aber sie ist neutral, und sieht dem Kampfe der verschiedenen Theorien gelassen zu.

Anders verhält es sich mit dem synthetischen Theile der Naturwissenschaft. Diesem muss allerdings die Idee der organischen Einheit vorschweben; aber hier drohen gefährliche Verwechselungen. Die organische Einheit ist nicht ursprüngliche Identität; und nach einer Idee verfahren, heisst nicht, den Gegenstand des Verfahrens für ein System von Ideen halten. Der Künstler bildet den Marmor nach der Idee des Schönen; aber den Marmor hält er nicht für schön, sondern betrachtet und behandelt ihn als einen gegebenen Stoff. Der Naturlehrer findet Thon und Sand, Gestrüpp und Gewürm, Schlangen und Kröten, neben den edlern Gebilden; wollte er nun damit anfangen, die Unterschiede der Dinge zu ver-

wischen, so würde er nichts weiter gewinnen, als die Mühe, sie hintennach doch wieder hinzuzeichnen; und den Vorwurf, erst geleugnet zu haben, was späterhin, gleichviel mit welcher Wendung, doch muss eingestanden werden. Die Idee der Einheit erfordert vielmehr eine solche Allgemeinheit der Grundbegriffe, welche sich von selbst allen den Modificationen darbiete, die genügen können, um der Mannigfaltigkeit der Naturgegenstände zu entsprechen. Ob nun diese Allgemeinheit durch Annahme eines Realen, mit einem inwohnenden Evolutions-Triebe, oder ob sie durch Aufstellung eines Verhältnisses unter dem ursprünglichen Mannigfaltigen, welches geschmeidig genug sey für nähere Bestimmungen jeder Art, — möge erreicht werden: dies gehört schon zu den materialen Verschiedenheiten der Naturansichten, wovon oben die Rede war; allein der synthetischen Grundlegung zu unserer Wissenschaft, sofern sie bloss formale Forderungen zu erfüllen sucht, ist es nicht wesentlich, dazwischen eine Wahl zu treffen. Es ist vielmehr vortheilhaft, selbst unhaltbare Ansichten soweit auszubilden, als es mit einigem Schein der Wahrheit geschehen kann; denn eben dadurch erreicht man den Punct, wo die Täuschungen ohne Zwang von selbst entfliehen.

Kaum wird es nöthig seyn, dass ich jetzt noch den Wunsch ausspreche: die Einseitigkeit der heutigen Naturphilosophie möge bald durch diejenige Wahrheitsliebe gemildert werden, welche Alles prüft, um das Beste zu behalten.

XV.

Ueber die allgemeinsten Verhältnisse der Natur.

Eine Rede, gehalten in der öffentlichen Sitzung der königlichen Deutschen Gesellschaft am Geburtstage des Königs, den 3. August 1828.

XV.

Ueber die allgemeinsten Verhältnisse der Natur.

Eine Rede, gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königlichen Deutschen Gesellschaft am Geburtstage des Königs, den 3. August 1828.

Fern von uns sind die Donner des Kriegs, die Gräuel der Verwüstung. Fremd sind uns die Gährungen des Religions-Eifers, welcher Blut fordert um herrschsüchtiger Zwecke willen. Wir feiern das Geburtsfest des Königs zugleich in Ehrfurcht, in Liebe, und in heiterem Frieden. Es wäre überdies der glücklichste Friede, wenn nicht die alten Wunden aus früherer Kriegeszeit noch schmerzten. Doch irgend einmal muss Gleichgewicht eintreten, zwischen den Bedürfnissen und Befriedigungen, zwischen den Thätigkeiten des Kunstfleisses und den Gewohnheiten des Lebens; der fortwährende Einfluss der mildesten und wohlwollendsten Regierung verspricht uns alle Segnungen des Friedens im vollesten Maasse. Die Hülfsmittel, welche das Ausland entweder versagt, oder nur unter drückenden Bedingungen anbietet, lernt allmählig eine rüstige und geistig gebildete Nation in sich selbst finden. Sie schafft ihr Wohl, sobald sie nur innerlich mit sich Eins ist; und zugleich den Muth besitzt, das Entbehrliche nöthigenfalls zu entbehren.

Eine der Segnungen des Friedens ist die Ruhe im Schoosse der Musen; die ungetheilte Aufmerksamkeit, deren sich die Wissenschaften erfreuen. Unblutige Kämpfe, deren Eifer dem Zuschauer zuweilen ein Lächeln abgewinnt, beschäfftigen ein Zeitalter, welches der sorgenfreien speculativen Neugier sich hingeben kann; in ihm leben Forschungen wieder auf, regen sich alte Zweifel, und rüsten sich zahllose Schreibfedern, deren Zweck kein anderer, wenigstens kein näherer ist, als nur das blosse Wissen dessen was man eben gern wissen möchte, weil man sich nun einmal veranlasst fand, darnach zu fragen. Eine Schaar von Naturforschern macht sich reisefertig, um die Residenz unseres Königes zu besuchen; wohl wissend, dass sie dort des schönsten Gastrechts wird theil-

haftig werden. Austausch der Forschungen, persönliche Bekanntschaft geistreicher und gelehrter Männer, das ist der Gewinn, den man sich verspricht; ohne den Wissenschaften durch die Frage lästig zu werden, welchen zahlbaren Vortheil sie bringen mögen. Man weiss, dass solcher Vortheil nachzukommen pflegt; aber man ist nicht besorgt, ihn schnell zu ärndten; so sicher es auch ist, dass die Lage unseres Landes den Wunsch, aus den Naturkenntnissen für den Wohlstand eine Beförderung hervorgehn zu sehen, vollkommen rechtfertigen muss. Erlauben Sie, höchstgeehrte Anwesende, dass ich mich jener Sorgenfreiheit jetzt für eine Weile hingebe, indem ich es wage, für blosse Naturbetrachtungen, wie sie mir nahe liegen, um geneigtes Gehör zu bitten.

Denn nachdem ich einige Jahre der Liebhaberei folgte, womit die empirischen Naturwissenschaften jedes einigermaassen empfängliche Gemüth zu erfüllen und an sich zu ziehen pflegen; nachdem ich die mannigfaltigen Scenen, welche uns Physik, Chemie, Physiologie und Psychologie eröffnen, genauer kennen zu lernen, und meine Gedanken darüber ins Reine zu bringen suchte: stellen sich mir jetzt einige, freilich unvollkommene und noch lange nicht ausgefüllte, Umrisse vor Augen, von denen ich wohl wünschte, dass sie sichtbar würden auch für Andere. Nicht zwar in solcher Hoffnung, als ob der Eindruck des Erhabenen und des Schönen der Natur dadurch könnte verstärkt werden; denn dieser ist längst gewonnen, und verbreitet, und die Wirkungen davon sind nicht ausgeblieben. Kein Auge ist so ungebildet, dass es am gestirnten Himmel bloss glänzende Puncte, auf einer Hohlkugel verstreut, sehen sollte; vielmehr erblickt schon längst Jedermann soviel Weltkörper als Sterne, indem hier das geistige Auge dem leiblichen sogleich seine Hülfe anbietet. Die Wunder des Mikroskops sind überdies eben so allgemein bekannt, als die des Fernrohrs; und selbst die Elektrisirmaschine und die Voltaische Säule haben jedem Gebildeten irgend einmal Unterhaltung und Vergnügen gewährt. Ja auch die Medicin verräth ihre Geheimnisse in einer Menge von Zeitschriften so laut, dass endlich jeder sein eigner Arzt werden würde, wenn nicht so Vieles an sich geheim zu bleiben

pflegte, wie vielen ungeweiheten Augen und Ohren es auch möge Preis gegeben werden. Diejenige Wissenschaft aber, welche man Naturphilosophie nennt, und die vielleicht noch nicht gefunden ist, von der ich jedoch bekenne, sie nach dem Beispiele Anderer wenigstens gesucht zu haben, — diese nimmt die Thatsachen als bekannt an; und überlässt in Ansehung derselben einen Jeden seinem Gefühl, während sie die Neugier zu befriedigen sucht, die gern hinter den Vorhang blicken möchte, um den inneren Zusammenhang dessen was äusserlich erscheint, mehr denkend als schauend aufzufassen. Zwar auch die Naturphilosophen sind oft genug fortgerissen worden zu einer Sprache des Enthusiasmus vielmehr als der nüchternen Wissenschaft; und kann man sich wohl sehr darüber wundern, wenn man jemals selbst etwas von der Grösse der Natur empfand? Aber eben desshalb konnte es nicht fehlen, dass ein solcher Enthusiasmus, welcher das wissenschaftliche Ziel überflogen hatte, sich nach fruchtlosen Versuchen endlich ein strengeres Gesetz auflegte, um sich zu mässigen, und seiner Erfolge sich behutsamer zu versichern. Auf hochtönende Reden folgt endlich eine ganz schlichte Sprache; und nachdem man eine Zeitlang viel mehr gesagt hatte, als man wusste, kehrt später die Besonnenheit fast ängstlich zurück, ja nicht weiter als nöthig und recht, von der unmittelbaren Erfahrung sich zu entfernen. Indem ich nun auch mir, höchstgeehrte Anwesende, den schlichtesten Ausdruck zum Gesetz mache, thue ich gänzlich darauf Verzicht, durch einen besondern Klang der Worte nach Beifall zu streben.

Was wir erkennen von der Natur, das sind nicht Dinge an sich, wohl aber Verhältnisse der Dinge. Der erste Satz ist Kant's Ausspruch, und man wird in Königsberg am wenigsten einen neuen Beweis dafür fordern. Was den zweiten Satz anlangt, so möchte Jemand glauben, wenn man die Dinge nicht kenne, so dürfe man auch nichts über deren Verhältnisse zu sagen unternehmen: allein dieser Einwurf würde bloss Unbekanntschaft mit der Differentialrechnung verrathen, die lediglich auf Verhältnissen zwischen unbestimmbaren Gliedern beruht. Allerdings giebt es Schlüsse,

31*

wodurch Verhältnisse des Unbekannten dennoch bekannt werden; und in dieser Region schwebt unser ganzes Wissen von der Natur. Es ist längst anerkannt, dass in ihr nichts allein steht, dass vielmehr Jedes auf Alles zurückweiset. Wenn es aber Einige giebt, welche dies so missdeuten, als ob Alles an sich relativ wäre, oder als ob es wohl Verhältnisse ohne wirklich gesonderte Verhältniss-Glieder gäbe: so trägt diese Behauptung den Stempel der Befangenheit im Systeme zu deutlich an sich, um hier weiter in Betracht zu kommen. Unser Wissen ist eine Kenntniss von Relationen; unsere Unwissenheit in Hinsicht dessen, wozwischen diese Relationen Statt haben, lässt sich leicht ertragen, sobald man einsieht, dass die Befremdung, worin so manche Naturerscheinungen uns versetzen, sich wirklich in demselben Maasse verliert, wie die Relationen deutlicher hervortreten.

Die allgemeinsten Verhältnisse der Natur, welche den Gegenstand dieses Vortrags ausmachen sollen, würden unstreitig bekannt werden, wenn man die drei Fragen beantworten könnte:

Woraus bestehen die Dinge?

Wie greifen sie in einander?

Wie wirkt der Anblick derselben auf den unbefangenen Beobachter?

In Ansehung der ersten Frage haben wir Alle schon in der Kinderzeit von vier Elementen der Dinge gehört. Aber darf ich es wagen, eine so gemeine Rede noch heute zu erneuern? Was wird es mir helfen, wenn ich auch anstatt des Feuers und Wassers, der Luft und der Erde, vier Namen nenne, die wenigstens zum Theil von jenen verschieden, doch aber auch schon trivial genug sind, um für veraltet und verworfen zu gelten? Erde, Feuer, Elektricum und Aether, — das sind in der That vier bekannte Namen; es kommt jedoch darauf an, was sie bedeuten. Der Ausdruck *Erde* zuvörderst erinnert den heutigen Naturforscher nicht an jene fruchtbare Mutter aller Nahrung für Thiere und Menschen, welche den Landmann beschäfftigt, und dem Dichter vorschwebt; sondern der Chemiker denkt hier sogleich an zweierlei Stoffe, die kein irdenes Ansehn haben, an Metall und

Sauerstoff, indem jetzt die Vermuthung sehr begründet ist, dass überall, wohin unsre Füsse treten und wohin unsre Schiffe segeln mögen, wir dort auf Sauerstoff treten, der mit Metallen, und hier über Sauerstoff hingleiten, der mit Wasserstoff in Verbindung steht; sowie jeder Athemzug uns abermals mit Sauerstoff in Luftgestalt versorgen muss, wenn wir nicht ersticken sollen; und jede Nahrung, da sie niemals ohne Feuchtigkeit seyn kann, uns in allen Formen des Tranks und der Speise grossentheils durch Sauerstoff sättigt und Gedeihen giebt. Was ist nun dieser so merkwürdige, so weit verbreitete und überall wiederkehrende Sauerstoff? Ist er Luft, oder Feuchtes, oder Trockenes und Starres? Nichts von dem Allen ist er an sich; aber er wird es durch seine Verhältnisse in den gehörigen Verbindungen. Ungefähr so ist auch Erde nichts an sich; oder, um richtiger zu sprechen, Nichts ist an sich ein Solches, wie uns die Erde erscheint; denn sie ist allemal schon ein Verbundenes, dessen sinnliche Beschaffenheit aus dem Verhältniss dessen entspringt, was in ihr verbunden ist.

Und das Feuer, was ist es? Doch wohl nicht Flamme, oder rothe Gluth, oder was sonst im Sehen und Fühlen unmittelbar empfunden wird? Aber vielleicht ist Feuer ein Stoff, ursprünglich begabt mit Kräften der Anziehung für die Körper, die sich erhitzen, und wiederum mit andern Kräften der Abstossung unter den Feuertheilen selbst? Denn so freilich beschreiben uns die Physiker den Wärmestoff; und seine inwohnende Fliehkraft soll machen, dass auch die erhitzten Körper sich ausdehnen, indem ihre Theile, angezogen von dem Stoffe, der sich selber flieht, mit ihm entweder flüchtig oder doch zur Flucht angespannt und hiedurch von einander soweit als möglich getrennt werden. Etwas Wahres muss wohl an dieser Beschreibung seyn, da sie den Thatsachen sehr gut zusagt; nur ist das Wahre noch nicht der Grund und Boden der Wahrheit, welchen man niemals erreicht, so lange man blosse Relationen, wie das Fliehen, zu Eigenschaften macht, wie die Fliehkraft oder Repulsion oder Elasticität seyn sollte, die man als eine ursprüngliche Natur des Caloricums ansah. Lassen wir die

Sonnenstrahlen durch ein Brennglas hindurchgehn, so fliehen diese Strahlen einander nicht, sondern soviel man bemerkt, gehn sie ganz ruhig ihren Weg in den Brennpunct und durch denselben hindurch, wenn Nichts im Wege steht. Liegt aber in diesem Brennpuncte ein starrer Körper: dann freilich ändert sich die Scene. Die heftigste Repulsion, das gewaltsamste Zerreissen, Zerstören, Verflüchtigen, folgt nun aus dem Verhältniss jener Strahlen zu dem starren Körper, in welchem sie zusammentreffen. Soll man gemäss dieser Andeutung, womit genauere Untersuchungen zusammenstimmen, die Frage beantworten, was ist das Feuer? so beginnt die Antwort hier wie überall mit dem Bekenntniss: was es an sich ist, wissen wir nicht. Aber ein Solches muss es seyn, dessen Verhältniss zu Allem, was *Erde* im weitesten Sinne des Wortes heissen kann, weit verschieden ist von den chemischen Verhältnissen, vermöge deren die Bestandtheile der Körper einander binden, halten, und zusammen in bestimmter Gestalt verharren. Denn das Feuer bricht ein und entweicht; es findet offene Wege wann es kommt, aber nirgends eine Stelle zum Bleiben; rastlos irrt es, Wechsel bringt es, Leben weckt es, Tod droht es. Und doch — hören wir nicht auch von verhüllter, gebundener Wärme? von verschiedener Fassungskraft der Körper, wodurch einige mehr, andre weniger davon beherbergen oder offenbaren? Näher besehen also muss es doch wohl gewisse Zügel geben für jenen rastlosen Ungestüm, die ihn bald mässigen, bald ihm freieres Spiel gönnen. In der That, sehr mannigfaltig sind die Verhältnisse des Feuers zu den Körpern; nur darin stimmen sie überein, dass sie nach den Umständen eine besondere Unstetigkeit verrathen, vermöge deren in *einem* Augenblick die Wärme eindringt, im *nächsten* ausstrahlt, und abwechselnd ein Schein von anziehender und von abstossender Kraft daraus hervorgeht.

Weit auffallender zeigt sich diese Unstetigkeit der Verhältnisse beim Elektricum, das überall, wo es merklich wird, zugleich bejahend und verneinend auftritt, und bald Phänomene der Repulsion, bald der Attraction darbietet. Der Materie ist es so wenig zugethan, dass Manche behaupten, es sey ihr gar nicht verwandt, sondern werde nur durch die

Luft an den Oberflächen der Körper vestgehalten; — durch die nämliche Luft, welche der strahlenden Wärme keinen merklichen Widerstand entgegensetzt. In der That findet man bei näherer Untersuchung, dass die Materie ohne Vergleich ungeduldiger ist gegen das Elektricum als gegen das Feuer. Von der Wärme lässt der erhitzte Körper sich ausdehnen; er leidet eine gewaltsame Spannung aller seiner Theile, um nur die erlangte Hitze nicht fahren zu lassen; langsam kühlt er sich ab, und kehrt dann ganz allmählig erst in seinen vorigen geringern Umfang zurück. Hingegen wenn ihn der Blitz durchzuckt, so gilt es Sieg oder Tod! Entweder das elektrische Wesen wird verjagt, dann bleibt der Körper wie er war; oder es erfolgt ein Zerbrechen, Zerstören, Zerstäuben, wobei die frühere Form des Körpers unkenntlich wird. Und welche Gewalt über die chemische Zusammensetzung übt die geheimnissvolle Säule, die Volta's Namen verewigt! Das Staunen über diese Gewalt hat die Chemiker neuerlich zum Theil so sehr gefesselt, dass sie mehr als billig bereit sind, ihre ganze Wissenschaft den elektrischen Theorien zu unterwerfen.

Den Aether dagegen, welchem frühere Jahrhunderte die himmlischen Räume zu seinem Aufenthalte anwiesen, will die neuere Physik lieber ganz entbehren. So still ist sein Daseyn, dass der Raum, in welchem er schwebt und wirkt, ganz leer zu seyn scheint. Und nur die gekrümmten Schweife der Kometen, welche in ihrer Bewegung einige Spuren eines Widerstandes verrathen, der ihnen entgegenstehe, haben die Erinnerung an die Möglichkeit des Aethers wieder angeregt. Allein so lange es mir nicht gelingen wird, den leeren Raum als Vermittler zwischen den Himmelskörpern, ja sogar als den vorgeblichen Träger eines Gesetzes der vermehrten und verminderten Anziehung bei wachsender oder abnehmender Entfernung derselben, zu begreifen: eben so lange muss ich glauben, der Aether sey verkannt in seiner Würde; und er sey es dennoch, welcher eingehend und wieder ausgehend, die Weltkörper dadurch verbinde, dass er stets zur Gleichartigkeit der Schwingungen strebe, die er ein- und ausstrahlend zu machen nicht ermüdet.

Welches Verhältniss zu den Körpern aber sollen wir diesem Aether zuschreiben? Dürfen wir ihn als den Grund der Schwere betrachten: so übt er eine sehr allgemeine, sehr gleichmässige, sehr sanfte Herrschaft im Weltall. Denn von allen Kräften, die wir kennen, ist die Schwere, so seltsam es klingen mag, die gelindeste, ja die schwächste. Damit ein Stück Eisen falle, ist der ganze Erdboden thätig, dessen Masse die bei uns wirksame Schwere bestimmen muss. Damit dasselbe Eisen gehoben werde, brauchen wir nur einen Magneten, oder auch eine mässige Anstrengung unserer Muskeln. Ueberlegt man nun, wie gering die Kraft der Schwere ausfallen würde, wenn sie nicht durch die Masse der ganzen Erde vervielfältigt wäre, so sieht man sogleich, dass sie mit allen andern bekannten Kräften sich kaum noch vergleichen liesse. Dagegen welche ungeheuere Gewalt übt das Feuer, indem es das nämliche Eisen in allen kleinsten Theilen desselben ausdehnt! Oder der Blitz, wann er Metall plötzlich schmilzt, oxydirt, zerstäubt! Oder die Salpetersäure, wenn sie es auflöset, das heisst, seinen ganzen Zusammenhang in allen Theilen vernichtet! Wofern nun diese scheinbaren Kräfte auf Verhältnissen beruhen, so müssen wir bei solchen Verhältnissen ein weit stärkeres und bestimmteres Gepräge voraussetzen, als bei demjenigen Verhältnisse, wodurch der Aether den Weltkörpern ihre gegenseitige Gravitation ertheilen soll. Seine Wirkungen sind nur stark, weil sie durch Ausbreitung und Vervielfachung Alles übertreffen. Seine Verhältnisse sind unendlich wenig oder gar nicht abhängig von der Eigenheit jedes Körpers insbesondere; denn das Gewicht richtet sich nach dem Quantum der trägen Masse, wie dieselbe auch beim horizontalen Stosse und Widerstande sich zu erkennen giebt. Dagegen haben einige Körper vor andern eine besondere Vorliebe, wie es scheint, für den Feuerstoff sowohl als für das Elektricum; wenigstens sehen wir einen grossen Unterschied der Capacitäten und der bessern oder schlechtern Leitung, welche sie dafür darbieten; wir sehen bei Destillationen, dass von zusammengesetzten Flüssigkeiten einige Theile dem Antriebe der Wärme, die sie verflüchtigt, sich leichter hingeben, während andre

zurückbleiben; wir sehen bei der Voltaischen Säule eine entschiedene Neigung der Säuren und Alkalien, und dessen was ihnen ähnlich ist, sich zu diesem Pole vielmehr als zu jenem hinzuwenden. Von allen solchen Unterschieden weiss die Schwere nichts; sie kümmert sich nur um die Massen, und ihre Wirkungen bekommen dadurch ein ganz mechanisches Ansehen.

Aus diesem letztern Umstande würde man jedoch sehr mit Unrecht schliessen, das Princip der Schwere müsse ganz auf den Begriff der Masse zurückgeführt werden. Ein Beispiel kann zur Erläuterung dienen. Goethe, in seiner berühmten Farbenlehre, hatte geglaubt, die Newtonische Theorie von Grund aus zu zerstören durch ein Experiment, nach welchem farbige Strahlen, durch Wasser gebrochen, gleichzeitig ins Auge treten, ungeachtet ihrer verschiedenen Brechbarkeit. Brandes widerlegt ihn durch Rechnung, indem er zeigt, der Unterschied der Zeiten müsse so gering ausfallen, dass er unmerklich werde, und die vermeinte Gleichzeitigkeit, worauf Goethe sich berief, sey nur ein unvermeidlicher Beobachtungsfehler. Gerade so könnte es sich auch wohl mit dem Princip der Schwere verhalten. Denn zuvörderst: Alle Materie beruht auf den Verhältnissen ihrer Theile. Wie gross ist denn wohl die Intensität dieser Verhältnisse? Sie muss gewiss als sehr gross betrachtet werden, weil sie die Cohäsion bestimmt. Wenn nun noch überdies Caloricum und Elektricum aus- und einwandern, so kommen neue Verhältnisse zu den vorigen hinzu, die zwar nur dann gegen die Cohäsion in Vergleich treten, wann der Andrang und die Anhäufung gross genug sind, um die Cohäsion in ihrer Ruhe zu stören, die aber doch auch das Ihrige thun, um die innern Zustände jedes Theils der Materie zu bestimmen. Soll nun noch der Aether, oder wie man sonst das Princip der Schwere nennen will, einen Zugang zur Materie bekommen, so kann ein so schwaches Verhältniss, wie das seinige, wohl kaum noch in der Materie eine irgend bedeutende Veränderung ihrer schon vorhandenen innern Zustände zur Folge haben. Und ist er selbst in unermesslichen Räumen in Oscillation begriffen, welche in den Weltkörpern nur ihre Mittel-

puncte findet; ist ferner die Gravitation nur ein Bestreben, diese Oscillationen in Harmonie zu bringen: so lässt sich einsehen, dass bei so grossartiger Bewegung die Einflüsse dessen, was dieser oder jener Materie insbesondere eigen seyn mag, als unbedeutend und im Resultat ganz unmerklich verschwinden können.

Ob diese Bemerkung einiges Interesse habe, mag aus Folgendem beurtheilt werden. In den himmlischen Räumen waltet und wohnt nicht nur die Schwere, sondern auch das Licht. Beide zusammen sind eine beständige Botschaft, wodurch die Gestirne eins vom andern Kunde bekommen. Natürlich fällt einem Jeden die Frage ein, ob denn nicht Licht und Schwere auf einerlei Princip beruhen? Eine Frage, der man freilich leicht eine solche Stellung geben kann, dass sie als ungereimt verworfen wird. Denn der Mond wechselt seine Phasen, die Sonne wechselt ihre Flecken, ohne dass darum in den Verhältnissen der Gravitation sich etwas ändert. Also sieht man, dass die Beleuchtung wandelbar, die Schwere aber unwandelbar ist; wie sollten wir damit Einheit ihres Princips verbinden können? Und dennoch möchte dieser Schluss mehr eine Warnung, als ein Resultat ergeben. Freilich muss zuerst das Princip der Schwere vestgestellt seyn, aber dies hindert nicht, die Beleuchtung als eine entferntere Folge des nämlichen Princips zu betrachten, wobei sich Umstände einmischen können. Freilich muss der Aether, falls er das Princip der Schwere ausmacht, in seinen Oscillationen durch das Innere der Massen weit mehr als durch die Oberflächen bestimmt werden; allein dies hindert nicht, dass ein höchst geringer Theil desselben bei sehr grossen Körpern, bei Sonnen und Fixsternen, auch noch von den einzelnen Puncten der Oberfläche einen besondern Antrieb zum Ausstrahlen oder zum Oscilliren erhalte, wodurch wir die Empfindung des Lichts und der Farben empfangen.

Und nun zeigt die Erfahrung, dass dem Lichte sehr verschiedene Verhältnisse zukommen, je nachdem es diesen oder jenen Körper bestrahlt und durchdringt. Zwar sehr selten offenbart sich hiebei ein besonderer Einfluss, den der beleuchtete Körper empfände; aber desto sichtbarer leidet

das Licht selbst, indem es in seinen Brechungen ganz bestimmt die chemischen Eigenheiten der Materien verräth, welche es durchstrahlt. Aus der starken Brechungskraft des Wassers, und des Diamanten, errieth Newton, dass sie Brennbares enthalten.

Einerlei Element also, welches wir Aether nannten, kann das Princip der Schwere und des Lichts ausmachen, wenn es in Einem Falle von den ganzen Massen zu Bewegungen bestimmt ist, die nur im Grossen auf einander einwirken, im andern Falle von den Oberflächen dergestalt ausstrahlt, dass es nun die Eigenheiten der beleuchteten Körper empfinden muss, ohne gleichwohl in ihre eignen Verhältnisse (wenn nicht ausnahmsweise) tief eingreifen zu können.

Jedoch, warum soll ich es verhehlen, dass gerade dieser Theil der Naturbetrachtung der dunkelste ist? Die grössten Erscheinungen reizen zwar am meisten unsre Neugier; was Licht und Schwere sey, möchten wir am liebsten wissen. Aber ganz gewöhnlich begegnet es uns, bei solcher Neugier eine Zurückweisung zu empfangen. Andre Dinge liegen uns näher, lassen sich leichter erforschen, und so würde auch hier mit weit mehr Sicherheit von Elektricität und Wärme zu reden möglich seyn, wenn der Augenblick mehr als eine flüchtige Unterhaltung gestattete.

Es sey genug zu sagen, dass die Verhältnisse auf Gegensätzen beruhen, und dass die Gegensätze entweder als gleich oder ungleich, überdies als stark oder schwach können gedacht werden; und dass ferner, indem man diese beiden Unterschiede verbindet, eine viergliedrige Eintheilung zum Vorschein kommt, mit welcher die Erfahrung sich vergleichen lässt; dass endlich jene vier Elemente, Erde, Feuer, Elektricum und Aether, hiedurch in bestimmten Begriffen können aufgefasst werden, während sie ausserdem nur leere Namen, und nicht leitende Ideen für die Naturforschung abgeben würden. Sollte aber Jemand glauben, der Magnetismus sey vergessen, so genüge hier die kurze Erinnerung, dass derselbe nach ältern sowohl als nach neuern Versuchen der Wärme dienstbar gefunden ist, und dass, indem man ihn als ein Phänomen des gebundenen Caloricums betrachtet,

sich hiedurch über manche schwierige Puncte noch am ersten einige Rechenschaft geben lässt.

Die zweite Frage, mit welcher wir uns beschäfftigen wollten, ist diese: wie greifen die Dinge in einander? Darauf antwortet Jedermann mit grosser Geläufigkeit: durch ihre *Kräfte*. Theils nämlich besitzen die Körper mechanische Kräfte, vermöge welcher die Massen einander stossen, drücken, aus weiter Entfernung anziehn; theils chemische Kräfte, durch welche sich ungleichartige Stoffe in den kleinsten Elementen verbinden, theils Lebenskräfte, die in den Pflanzen und Thieren herrschen, theils endlich giebt es, wie man meint, Seelenkräfte, des Denkens, Fühlens und Wollens. Mit solchen und andern Kräften ist man in neuern Zeiten ungemein freigebig, und es fehlt nicht viel, dass man über den Kräften sogar die Dinge selbst, welchen man sie beilegen wollte, entbehrlich finde. Sehr berühmte französische Naturforscher, den grossen Laplace an der Spitze, haben angenommen, es möchten wohl die Entfernungen zwischen den kleinsten Körpertheilen unvergleichbar grösser seyn als diese Theile selbst, so dass jeder Körper sehr viel mehr Leeres als Volles enthalte. Diese Hypothese sollte unter andern der Durchsichtigkeit zu Hülfe kommen, indem das Licht nun sehr leicht nach allen Richtungen durch die vestesten Massen hindurch strahlen würde, weil ja diese scheinbaren Massen doch dem allergrössten Theile nach nichts anderes seyn würden, als leerer Raum. Die wirklichen Elemente der Körper dienen nach dieser Ansicht den Kräften gleichsam nur zu Stützpuncten, woran sie haften, oder wovon sie ausgehn, wohin sie zielen oder ziehen. Wie mögen denn wohl die Kräfte selbst an den wirklichen Elementen bevestigt seyn? Dass sie ihnen inwohnen, und recht eigentlich angehören, kann man kaum sagen, da sie vielmehr stets auswärts beschäfftigt, stets anderswohin gerichtet, und eigentlich doch nur dort sind, wo sie zu thun haben. Ist es wohl ein Wunder, wenn man demjenigen, der immer auf Reisen ist, endlich gar keine Heimath mehr zutraut? Was für eine Heimath könnten jene Kräfte noch haben, die niemals ihrem Besitzer etwas leisten, wenn sie den Schauplatz ihrer Thaten nur

ausserhalb zu finden wissen? — Hier werden uns manche deutsche Philosophen einfallen, nach welchen in der That die Dinge selbst über den Kräften entweder verschwunden oder doch vergessen zu seyn scheinen; allein ich halte mich dabei nicht auf.

Eine ganz entgegengesetzte Richtung hatten die zuvor schon angestellten Betrachtungen. Indem wir allgemeine Verhältnisse der Dinge aufsuchten, lag hiebei die Voraussetzung zum Grunde, dass es die Dinge selbst sind, welche in diesen Verhältnissen stehn, und dass man ihnen Kräfte nur in sofern zuschreiben kann, als sie gemäss diesen Verhältnissen theils innere Zustände erlangen, theils äusserlich erscheinen. Legen wir uns nur einmal die einfache Frage vor: was ist das Frühere, der Gegenstand oder seine Verhältnisse? Jeder Unbefangene wird antworten: der Gegenstand. Was also muss in Gedanken vester gehalten werden, das Seyn oder das Thun? Auch hier wird Jeder, den kein System blendet, das Seyn vorziehn, indem, wenn dies verloren ginge, dann von keinem Thun die Rede seyn könnte. Kräfte also, die etwas thun sollen, sind allemal das Zweite, Dinge aber, welche selbst etwas sind, werden dabei vorausgesetzt. Eine genauere Untersuchung zeigt nun, dass man der Kräfte wegen niemals und nirgends in besondere Verlegenheiten kommt, sobald man nur vesthält an den Gegenständen, welche durch die Mannigfaltigkeit ihrer Qualitäten geeignet sind, in so mancherlei Verhältnisse zu treten, dass darauf die sämmtlichen Erscheinungen des Thuns und Leidens sich zurückführen lassen. Nur muss man zu diesem Behuf nicht mit jenen Naturforschern die Elemente der Dinge so weit trennen, als ob die Zwischenräume in den Körpern weit grösser wären wie die kleinsten Theile, und als ob endlich jeder Körper beinahe nur aus Zwischenräumen bestünde; sondern man muss gerade umgekehrt den Elementen erlauben, zusammenzukommen, ja man muss sie auffassen eben indem sie im Begriff sind sich völlig zu durchdringen. Dass sie alsdann aber eine Gränze des Eindringens finden, zeigt die Erfahrung; denn wenn alles sich vollkommen durchdränge, so verschwände die Materie; den Grund anzugeben, warum

das Eindringen erstlich beginne, zweitens aber im Entstehen gleichsam stocke, so dass dem Körper ein bestimmtes Volumen und eine bestimmte Dichtigkeit bleibe, dies ist das erste Hauptproblem der philosophischen Naturlehre, mit dessen Lösung die Verhältnisse von selbst in den Platz eintreten, welchen mit Kräften auszufüllen man vergebens versucht hatte. Nur muss der Naturforscher die inneren Verhältnisse nicht geringer achten als die äusseren.

Innere Verhältnisse bieten sich zuerst dar, um den Schauplatz der geistigen Thätigkeiten zu eröffnen, ihn mit Gedanken und Gefühlen zu schmücken, ihn durch Entschliessungen und Grundsätze zu veredeln; und zur Erklärung dieses geistigen Thuns bedürfen wir keiner Seelenkräfte. Aeussere Verhältnisse kommen hinzu, aus welchen hier die Gestalten, ja die Umgestaltungen der Körper, dort ihre anscheinenden mechanischen Wirkungen wiederum ohne besondere Kräfte begreiflich werden. Innere und äussere Verhältnisse in Verbindung betrachtet, nicht aber fingirte Lebenskräfte, gestatten uns einen Blick in die geheime Werkstätte des Lebens; sowohl des stillen Pflanzenlebens, als des unruhigen, in Freude und Leid wechselnden animalischen Daseyns; wiewohl die erhabene Kunst, welche wir als Vorsehung verehren, uns stets unbegreiflich bleibt. Die Wunder dieser Kunst erhöhen sich vor unsern Augen, indem unser Nicht-Wissen dessen, was ewig auf gleiche Weise unergründlich bleibt, uns desto räthselhafter wird, je weiter nach gewissen Richtungen hin unser Wissen vordringt und sich erweitert.

Allein ich darf nicht unterlassen, hier noch drittens des unbefangenen Beobachters zu erwähnen, der nicht bloss der Natur, sondern auch den Systemen gegenüberstehend, Veranlassung genug finden wird die stärksten Bedenklichkeiten und Zweifel zu erheben, ob es denn überall auch möglich sey, den Schleier der Isis so weit zu lüften, dass man für die Elemente der Dinge, und gegen die vorgeblichen Naturkräfte Parthei nehmend, oder auch umgekehrt, — jemals mehr als Meinungen fassen könne, die sich in Wahn und Täuschung verlieren, sobald man nur im mindesten die einfachen Zeugnisse der Erfahrung zu überschreiten sich herausnehme?

Erwarten Sie nicht, höchstgeehrte Herrn, dass ich Sie noch mit einer weitläuftigen Apologie der philosophischen Naturlehre ermüden wolle. Es mag seyn, dass wir zu weit gehn, wenn wir jemals über das Geheimniss des Weltalls ernstlich streiten. Vielleicht ist Vieles, was über die allgemeinen Verhältnisse der Natur gedacht und gefabelt worden, baare Thorheit. Aber wenn wir ohne Streitlust, mit Hülfe der Erfahrung und der Rechnung, dem Reize nachgeben, unsern Geist an der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu üben, wenn ein harmloses Vergnügen aus der Beschäfftigung mit dem, was bunt, schön und gross vor unsern Augen steht, hervorquillt, wenn diese Unterhaltung uns hilft, hinwegzukommen über Gemeines, Niedriges, Schlechtes, wenn wir zwar vielleicht aus einem Irrthum in den andern, aber doch wenigstens aus dem gröbern Wahn in eine geistvollere Art der Täuschung versetzt werden; wenn aus Hypothesen neue Versuche, und theilweise selbst aus Streitigkeiten neue Aufklärungen hervorgehn: sollen wir dann nicht *eine* von vielen Segnungen des Friedens, *eine* von den Wohlthaten einer weisen und milden Regierung auch darin finden, dass uns Musse zu Theil wurde, dem Schauspiele der Natur unsre Aufmerksamkeit zu widmen?

Freilich wird es dem unbefangenen Beobachter schwer, das zu sondern, was er selbst in die Auffassung der Dinge hineinträgt, von dem, was reine Erfahrung oder sicheres Denken lehrt. Diese Ermahnung gab uns Kant, und sie darf niemals vergessen werden. Ein sehr grosser Theil unseres Forschens ist Kritik des Irrthums, wie bei den Mathematikern ein grosser Theil ihrer Rechnungen die Berechnung der wahrscheinlichen Fehler. Abgesehen aber von den Schwierigkeiten kritischer Sichtung des Wissens, kommen auch noch die persönlichen Schwächen des Menschen hinzu, um die Wege der Nachforschung zu versperren. Eine unbefangene Stellung zu behaupten ist schwer, und der Beobachter verwandelt sich nur zu leicht in den Eiferer für aufgegriffene Hypothesen und liebgewonnene Vorurtheile. Oftmals gehen Kräfte des Denkens verloren in müssigen Speculationen, die besser gebraucht und gelenkt werden konnten. Aber die Ge-

schichte bezeugt, dass im Laufe der Jahrhunderte aus voreiliger und schlecht geleiteter Naturforschung sich allmählig ein belehrendes Bewusstseyn des Irrthums, und hiemit ein berichtigter Blick des Menschen auf sich selbst hervorhob. Indem die offenbar irrige Auffassung der Aussenwelt sich selbst widerlegte, ging der mehr geübte Geist in sich zurück, machte sein eignes Ich zum Gegenstande der Untersuchung, und gewann Selbstkenntniss anstatt der gesuchten Einsicht ins Weltall. Dann wieder in andern Zeiten nach aussen schauend, glückte es ihm besser, als zuvor; und unerwartet erfüllten sich alte, schon aufgegebene Hoffnungen, wie denn sogar eine Mechanik des Himmels, die grösste unserer heutigen Wissenschaften, aus frühern unscheinbaren Anfängen allmählig zu Stande kam. Der Wechsel ist das Loos des Menschen; Glück und Unglück und wiederum Glück ist über dem Wissen nicht minder verhängt als über dem Thun. Wir schweben auf den Wellen der Verhältnisse; die Natur erblicken wir nur im schwankenden Spiegel dieser Wellen; und nicht mit leiblichen Augen, sondern mit den Augen des Geistes schauen wir hinab in die ruhige Tiefe. Den vesten Grund und Boden unter den Wellen suchten schon Parmenides und Platon; und ihr Beispiel zeigt sehr bestimmt den Standpunct, welchen der unbefangene Denker, der Natur gegenüber, nehmen und behaupten soll; allein es fehlte ihnen die Anleitung, welche die heutige Naturkunde ihnen würde gegeben haben. Und wir, im Besitz so grosser Vortheile, belehrt durch die Entdeckungen der Beobachter und Rechner, ausgerüstet mit Sternwarten und Laboratorien, angeregt durch stets neue Erfolge des Fleisses, und gewöhnt an jährlich wachsende Erweiterung unserer Kenntniss: wir sollten es fehlen lassen an dem Muthe des Denkens? wir sollten uns abschrecken lassen durch Zweifel und durch Streit der Meinungen? Der Name Naturphilosophie, heutiges Tages von zweifelhaftem Rufe, wird vielleicht dereinst einen so guten Klang gewinnen, dass, wenn wir es erlebten, wir freudig unsre heutigen Irrthümer von uns werfend es nicht bereuen würden, in der Vorschule fehlend die Summe der geistigen Uebungen vermehrt zu haben.

XVI.

Ueber die Unmöglichkeit, persönliches Vertrauen im Staate durch künstliche Formen entbehrlich zu machen.

Eine Rede, gesprochen in der königlichen Deutschen Gesellschaft zu Königsberg, am Krönungstage, den 18. Januar 1831.

Vorwort.

Jedes Volk muss an seine Obrigkeit glauben, so lange es kann; denn es bedarf ihrer. Der Glaube ist ein praktisches Postulat, das heisst, er geht dem Beweise voran; ja er braucht keinen eigentlichen Beweis, sondern nur Bestätigung. Die Obrigkeit wird ihn bestätigen, indem sie, ohne Vorgunst, alle vernünftigen Bestrebungen des Volkes als eine Gesammtheit auffasst, ordnet und sich denselben in fortwährender Fürsorge hülfreich beweiset.

Macht und Ansehen, die nothwendigen Grundlagen der Obrigkeit, sind allemal für den Staat etwas Vorgefundenes, das, wenn schlecht gehütet, zwar bald zerstört, aber niemals nach Willkühr wieder geschaffen werden kann. Wieviel Willkühr sich einmischt, soviel ist an der Macht verdorben. Dasjenige Volk, welches damit experimentirt, giebt sich einer gebieterischen Nothwendigkeit Preis, die nicht lange auszubleiben pflegt.

Die Erkenntnissbegriffe der allgemeinen Staatslehre sind sehr verschieden von den Musterbegriffen. Jene führen auf allgemeine theoretische Untersuchungen über die Naturgesetze, nach denen streitende geistige Kräfte (theils in einzelnen Personen, theils in der Gesellschaft,) sich allmählig ins Gleichgewicht setzen. Dass die mathematische Psychologie in die Staatslehre eingreift, ist am gehörigen Orte gezeigt worden †). Völlig unabhängig davon bestehen die Musterbegriffe, oder, wie man gewöhnlich sagt, die praktischen Ideen; ja sie haben den Vorzug, die *Zwecke* zu verdeutlichen, während jene theoretischen, oder Erkenntniss-Begriffe nur dienen, um in Verbindung mit der Geschichte und Erfahrung die *Mittel* zu den Zwecken leichter aufzufinden, und den Hindernissen zu begegnen. Aber auch unter einander müssen die praktischen Ideen genau abgesondert werden *), bevor alsdann, — nicht durch Vermengung, und eben so wenig mit einseitiger Betrachtung (gemäss den gewöhnlichen Fehlern) — sondern durch *Zusammenfassung aller Ideen,* das eigentlich moralische Urtheil über Personen und Staaten gewonnen wird.

Diese allgemeinen Sätze können zur Vorbereitung genügen. Wenn der Leser schärfer prüft, als vom blossen Hörer zu erwarten stand: so wird ihm auch nicht entgehen, dass der nachstehende Aufsatz manches enthält, was vielleicht nur unter der Regierung unseres Königs, Friedrich Wilhelm des Dritten, so gedacht, so gefühlt und darum so geschrieben und ausgesprochen werden konnte.

†) Psychol. als Wissensch. Bd. II, Einleitung.

*) Allgemeine praktische Philosophie, Götting. 1808. Der Verfasser schrieb das Buch, ehe er noch daran denken konnte, in den Preussischen Staatsdienst zu treten.

Hohe, Höchstgeehrte Anwesende!

Zurückschauend auf zwanzig verflossene Jahre, in welchen mir nicht ganz selten die Ehre des öffentlichen Wortes an unsern beiden Festtagen übertragen wurde, erinnere ich mich den Glanz der Preussischen Krone meistens wie vom heitern Sonnenlichte verstärkt, doch zuweilen auch wie aus einem mehr oder weniger dunkeln Hintergrunde hervorschimmernd erblickt zu haben. Heute aber scheint sie mir zu leuchten mit einer Kraft des eigenen, reinen Lichtes, wie niemals zuvor. Zwar bemerken wir etwas von mehr als gewohnter Bewegung unserer Truppen; aber wir wissen, wir fühlen es tief: der Grund dieser Bewegung ist nicht bei uns einheimisch. Zwar berichtet uns die Zeitung eine unsinnige Fabel, deren Gegenstand unsre Stadt soll geworden seyn; aber es scheint, man habe uns das Vergnügen schaffen wollen, unsre Ruhe doppelt angenehm zu empfinden. Wem verdanken wir diese Ruhe? Etwa einer künstlichen Maschine, dergleichen man in andern Staaten zu erbauen versucht hat, um aus getrennten Gewalten ein Gleichgewicht zusammenzusetzen, das um desto ängstlicher bewacht wird, weil die Maschine sich unaufhörlich bewegen, und stets veränderten Umständen entsprechen muss? Solche Kunst kennen wir wohl in der Theorie, aber die Praxis würde uns neu seyn; und ich zweifle, ob sie uns erfreuen könnte. Es mag gewagt, dreist, unzeitig scheinen, wenn ich heute gerade diesem Zweifel einen unvollkommenen mündlichen Ausdruck zu geben versuche; allein ich hatte nicht lange Zeit, meinen Gegenstand zu wählen, und der nächste schien mir der beste. Oder kann uns etwas näher liegen, als die Dankbarkeit, womit wir *unseres Königs* ehrfurchtsvoll gedenken? Eine lebendige Person ist's, die uns schützt; ein lebendiger Geist, der entfernte Provinzen

mit uns vereint; ja ein langes fleckenloses Leben, eine lange wohlthätige Regierung war nöthig, wenn das öffentliche Vertrauen den hohen Grad erreichen sollte, durch welchen in unsrer prüfenden Zeit die Preussische Monarchie zusammengehalten wird. Diese, schon durch frühere grosse Herrscher vorbereitete, also keinesweges von selbst vorhandene, sondern während einer langen Jahresreihe allmählig geschaffene Wirklichkeit ist's, die mir vorschweben wird, auch wann ich in abgezogenen Begriffen das *Vertrauen* als einen Gegenstand des Denkens zu betrachten, und die *künstlichen Formen* ihm entgegenzustellen unternehme. Theoretiker werden mir einwenden, persönliches Vertrauen setze Personen voraus, denen man trauen könne; das Vorhandenseyn solcher Personen aber sey ein Glück, dessen man sich erfreuen möge, wenn man es besitze; hingegen der Staat sey stets da, und stets nothwendig, nun aber könne man das Nothwendige nicht dem Glücke anvertrauen; daher sey die Aufgabe zur Sprache gekommen, ob nicht eine so künstliche Form des Staates könne erdacht werden, dass auch wo das Vertrauen fehle, dennoch durch Aufhebung der streitenden Interessen mitten aus den Gesinnungen des Eigennutzes eine Gesammtwirkung hervorgehe, ähnlich der eines Staates, in welchem das Vertrauen herrscht und das Ganze belebt. Von solcher Theorie darf ich nicht wegwerfend reden; denn es lassen sich berühmte Männer angeben, die sich mehr oder weniger ernstlich damit beschäftigten. Doch gestehe ich, dass nicht erst jetzt, sondern schon in meinen jüngern Jahren, mir immer die Chemiker dabei einfielen, die allerlei Versuche anstellten, um — *Blut* zu machen! Eine künstliche Mischung, von Menschenhänden bereitet, wie man jetzt Mineralwässer bereitet, sollte Blut darstellen! *Was für Blut?* ich weiss es nicht, aber soviel ist bekannt, dass zu jeder Art desselben ein eigner animalisch lebender Leib gehört, und dass keine Gattung von Thieren ohne die höchste Gefahr die Transfusion des Thierblutes von einer fremden Gattung ertragen kann. Das künstliche Blut also, gesetzt auch, dessen Verfertigung wäre gelungen, hätte nur einem künstlichen Thiere angehören können; allen unsern wirklich lebenden Wesen wäre es Gift

geworden. Wo aber ist der Staat, wo ist das Volk, dem man in Folge blosser Theorie eine künstliche Einrichtung geben könnte, ohne sich um das wirkliche, lebendige, gerade jetzt vorhandene Vertrauen, das die Menschen unter sich verknüpft, zu bekümmern? Ich weiss es nicht. Die fremde Kunst, so fürchte ich, möchte sich in fremdes Gift verwandeln, das dem wirklichen Staate wäre in seine Adern eingespritzt worden.

Erlauben Sie jetzt, höchstgeehrte Herren! dass ich mir den Gegenstand der Betrachtung mehr in seine Theile zerlegt, vergegenwärtige. Zuerst auf den Staat sollen meine Gedanken sich richten. Im wohlgeordneten Staate finden wir unstreitig allemal künstliche Formen; denn seinen Bewegungen, mannigfaltig wie sie sind, ist überall Maass und Ziel vorgeschrieben, durch Gesetze, deren Zusammenhang nicht ohne grosse Kunst zu erreichen steht, und durch Sitten, welche in den Familien während eines langen Laufes der Zeit unter Mitwirkung der Kirche und der Schulen sich bildeten. Die Gesetze jedoch machen nicht überall durch militairischen Zwang sich gelten; sondern im starken Contraste gegen das Kriegsheer sehen wir die Wirksamkeit der Geistlichen und der Aerzte sehr abhängig vom Vertrauen; und auch die Gerichtshöfe und die Männer der Verwaltung erblicken wir umgeben von einem Vertrauen, das, wo es in irgend einem Puncte wanken möchte, gleich mit bitterem Schmerze würde vermisst werden. Je höher wir nun von unten herauf die Stufen des Staats hinansteigen, desto weniger mögen wir den Gedanken ertragen, dass irgendwo das Vertrauen aufhören könnte, uns von dem minder Wichtigen zu dem mehr Entscheidenden und weiter Umhergreifenden zu begleiten; und dass wohl irgendwo ein Surrogat zu Hülfe kommen müsste, um das Fehlende zu ersetzen. Dort oben kreuzen sich alle Gesichtslinien; denn nach oben hin schauen Alle, nach oben rufen Alle, welchen drunten, bei ihren kleinern Angelegenheiten, in ihren engern geselligen Kreisen, etwas fehlt, so dass ihnen Rath und Hülfe nöthig wird.

Hier habe ich einen Punct berührt, auf welchen nöthig seyn möchte, die Aufmerksamkeit für einen Augenblick zu heften. Familien, Gemeinden, Dörfer, Städte, Provinzen, ent-

stehen nicht aus dem Staate, sondern er entsteht aus ihnen, und sie würden bleiben, *sie müssten ihren innern Zusammenhang behalten*, selbst wenn die Staatsform sich änderte. Es giebt eine irrige Ansicht der Staatslehre, welche das umzukehren scheint, so, als ob sich von oben her nach unten hin der Staat bildete und in solcher Ordnung sich beschreiben liesse. Es giebt einen falschen Gebrauch der allgemeinen Begriffe, welchen man der Logik nachahmen will, die freilich das Allgemeinste voranzustellen pflegt, um demselben ein Merkmal nach dem andern, stets näher und näher bestimmend, beizufügen. In der Angewöhnung, das Reale mit dem Allgemeinen zu verwechseln, und die Betrachtung des Realen von den obersten Begriffen anzufangen, liegt ein Hauptgrund der Klagen, dass vielfältig die Theorie nicht zur Praxis passen wolle. So hat man unter andern die Lehre von der menschlichen Seele bei dem Ich angefangen, in der Meinung, man könne dieses Ich allmählig mit allerlei Vermögen begaben, und weiter und weiter bestimmend und spaltend den Vermögen, als wären sie allgemeine Begriffe, andre unterordnen; z. B. dem Erkenntnissvermögen die Vernunft und die Sinnlichkeit, der Vernunft die theoretische und praktische, der Sinnlichkeit den äussern und innern Sinn, und so fort. Dem ähnlich ist man auch mit der Materie verfahren, als gäbe es erst Materie überhaupt, woraus dann weiter starre und flüssige Körper hervorgingen. So nun erscheint auch der Staat wohl Manchem, als könnte er ihn aus einem sogenannten allgemeinen Willen construiren, alsdann die Macht ihm einpflanzen, darauf Gesetze geben, und nun gleichsam aus den Gesetzen die verschiedenen Stände, aus den Ständen die Menschen erzeugen, welche nur dazu da wären, um den solchergestalt ausgesonnenen Staat zu realisiren. In der wirklichen Ordnung der Dinge ist das Alles umgekehrt. Wir haben früher einzelne Vorstellungen, und ein Zusammenwirken derselben, ehe und bevor aus diesem Zusammenwirken dasjenige entsteht was man, unter dem Namen des Anschauens und Denkens, unrichtig genug der Sinnlichkeit und der Vernunft beilegt, und vollends ehe unser Selbstbewusstseyn, unser Ich möglich ist; — es giebt früher *starre*

Körper, ehe sich um dieselben eine Atmosphäre von Luftarten und von Dämpfen sammeln kann, aus welchen letztern erst der Druck entsteht, der die Flüssigkeiten zusammenhält. So auch fängt in der Wirklichkeit der Staat nicht an beim allgemeinen, auf ihn gerichteten Willen, sondern die Menschen haben früher Privatverhältnisse, ehe sie an öffentliche Angelegenheiten denken können, und es muss früher eine Macht, oder mindestens eine Auctorität da seyn, ehe es den Menschen einfallen kann, die Macht zu Hülfe zu rufen, wo ihnen in ihren kleinern Kreisen etwas fehlt. Wäre dies nicht: was sollten wir von einer Provinz denken, die so häufig ein Staat dem andern bei Friedensschlüssen überlässt, mit der Anweisung an die Unterthanen, fortan dem neuen Herrn, der sie zu schützen nunmehr übernommen habe, Gehorsam und Treue zu beweisen? Ein Blick auf die Preussische Monarchie zeigt sogleich, dass solche neue Glieder allerdings dem Ganzen anwachsen können, sobald sie, — was freilich die Bedingung war, — einen Herrn finden, zu welchem sie *Vertrauen* fassen, um bei ihm Trost und Hülfe zu suchen. Nur in solchen Fällen, wo das Vertrauen nicht übertragen, nicht gewonnen, vielleicht selbst nicht ernstlich gesucht, oder auch um alter Erinnerungen willen verweigert wird, — sehen wir Unglück über Unglück aus misslungener Verschmelzung verschiedenartiger Provinzen entstehen.

Nach diesen Vorerinnerungen lassen Sie uns die Hauptfrage wieder ins Auge fassen: Ist es möglich, dass künstliche Formen Ersatz leisten, wenn im Staate das persönliche Vertrauen fehlt? Mit der entschiedensten Ueberzeugung spreche ich: Nein. Vielmehr gerade umgekehrt, wo die Formen weniger ausgebildet sind, da vermag persönliches Vertrauen sie zu ersetzen. Diesen letztern Satz wollen wir nun zunächst überlegen; er wird alsdann Licht auf den entgegenstehenden werfen.

Die Bewegung im Staate geht, wie vorhin bemerkt, ursprünglich von unten nach oben, und wo sie von oben herab kommt, ist sie als eine rückkehrende, erwiedernde zu betrachten. Die Menschen bilden zuerst und zunächst kleinere Kreise; in Familien, Dörfern, Städten brauchen sie Ordnung

und Schutz; sie brauchen Richter, Geistliche, Aerzte, und für den Nothfall Bewaffnete; *darum* werden ihnen geprüfte und tüchtige Männer hingestellt, die allenthalben, in den kleinsten Theilen des Staats, das rechte Leben erhalten, welches alsdann von selbst mit einigem Glanze leuchtend in den höhern Gesellschaftskreisen hervortritt. Von einem verschwenderischen, nur für seine Ueppigkeit das Land aussaugenden Hofe wissen wir nichts; giebt es und gab es anderwärts dergleichen, so ist das uns fremd, wie es dem Begriffe des Staats fremd ist. Ist nun jene auf- und wieder absteigende Bewegung im gehörigen Gange, und wird sie beseelt vom Vertrauen, so äussern sich die Wünsche, darauf folgen die Erkundigungen, Berichte werden gefordert und erstattet, der aufmerksamen Frage entspricht die offene Antwort; aus der Sammlung aller eingelaufenen Antworten entspringt die Kenntniss der Bedürfnisse, nämlich der wahren, sowohl sittlichen als natürlichen Lebensbedürfnisse, wovon die launenhaften Wünsche, die eigensinnigen Forderungen, an denen es niemals fehlt, wo einmal die Willkühr Spielraum findet, sorgfältig zu unterscheiden sind. Nun wird überlegt, welche Hülfsmittel der Boden, der Fleiss, der Handel darbieten mögen, und wie sie am schicklichsten können vertheilt werden. Ist die Natur karg, (und die unsrige spendet ihre Gaben nicht eben freigebig!) ist das Bedürfniss gross, (und die militairische Stellung unsres Staats gebietet Spannung!) so kann nicht ohne Mühe, nicht ohne Anstrengung, nicht ohne Versagungen das Wünschenswerthe herbeikommen und sich wieder vertheilen. Wäre aber die Herrschaft schwach, müsste sie für sich selbst besorgt seyn, *könnte sie als ein Geschöpf der Willkühr auch willkührlich verdrängt zu werden Gefahr laufen:* dann würde eine solche Herrschaft ihre wahren Bemühungen nicht der bürgerlichen Gesellschaft zuwenden, sondern nur scheinbar etwas thun, um auf dem kürzesten Wege die Meinung für sich zu gewinnen. Ein Herrscherstamm muss stehen wie ein Baum, den Jahrhunderte ernährten, prüften und befestigten. Er muss stehen wie der unsrige, welchen, wenn das Glück ihn nicht gegeben hätte, keine menschliche Weisheit

erfinden, keine Gewalt erzeugen könnte. Auf einen solchen Herrn aber, wie unser König ist, richtet sich das Vertrauen, und es empfängt alsdann soviel Hülfe, als der Vorrath gestattet.

Wieviel nun die vorhandenen Formen dazu mögen beigetragen haben, dass eine so wohlthätige auf- und absteigende Bewegung sich bilden konnte, dies maasse ich mir nicht an genau zu durchschauen. Nur soviel glaube ich zu erkennen, dass hiebei auf die Zusammenwirkung aller Beamten, durch welche Bericht von den Bedürfnissen des Volks eingezogen wird, das Meiste ankommt. Sie sind die vermittelnden Organe des Verkehrs zwischen dem Herrn und dem Volke. Ueber sie werden in fremden Ländern Klagen genug vernommen; ihre Verantwortlichkeit sucht man auf alle Weise zu schärfen; die Minister, so redet man, haben das verschuldet, was man dem Herrn nicht zur Last legen will. Der König, so *sagen* die Fremden, kann nicht Unrecht thun. Aber um solche Reden führen zu können, binden diese Fremden ihren Königen die Hände, und möchten sie am liebsten gar nicht handeln lassen. So stark ist das Bedürfniss des Vertrauens, dass man den Schein noch sucht zu retten, wo man schon die Wirklichkeit verloren giebt, und sie vielleicht kaum jemals vollständig so kannte, wie wir sie kennen. Aus solchem Boden kommen die ausländischen, spitzfindig ersonnenen, künstlich unterhaltenen, niemals zuverlässigen Formen, in welche sich Minister fügen, die nicht wissen, ob sie ein Jahr lang ihren Platz behaupten werden, und keinem ihrer untergebenen Beamten eine längere Dauer seiner Stellung, ja nicht einmal dem einzelnen unternehmenden Bürger die Lage der Dinge versichern können, worauf rechnend er seine Einrichtungen getroffen hat. Doch wir wollen für jetzt wenigstens unsre Augen von einer fernen, traurigen Wirklichkeit abwenden.

Dürfte man sich ein ideales Bild von der Zusammenwirkung aller Beamten entwerfen, so wäre hiemit, unter Voraussetzung des allgemeinen und gegenseitigen Vertrauens, wenn nicht die bequemste so doch die einfachste Form des Staatslebens gefunden. Denn was will man mehr, als treuen und vollständigen Bericht an den Herrn von den sämmtlichen

wahren Bedürfnissen des Volks? Und geschickte Ausführung der auf solchen Bericht erfolgenden Befehle? Was will man mehr? Man wird ja doch den Herrn nicht *zwingen* wollen; welches die Ungereimtheit selbst wäre, denn gesetzt, der Zwang sey auch nur denkbar, so hebt schon der blosse Gedanke die Zuverlässigkeit der Herrschaft auf, und der feste Punct verschwindet, woran Alles im Staate soll angelehnt und angeheftet werden. Zwar hört man in Theorien von einer Theilung der Gewalt; aber giebt es je ein wunderliches Missverständniss, so ist es dies. Getheilte, in sich selbst misshellige Gewalt wäre gar keine; in jedem geordneten Staate aber ist nothwendig die wahre Gewalt irgendwo, gesetzt auch sie wäre nicht da zu finden, wo man sie dem Namen nach sucht. Oder ist sie nirgends gesichert, so ist der Staat nicht geordnet, und führt selbst seinen Namen mit Unrecht; denn das Wort *Staat* verkündet einen festen Stand der Gesellschaft, und dazu gehört Macht.

Weit treffender könnte man sagen, zum Ideale des vollkommenen Beamtenstandes gehöre etwas viel Höheres, als bloss die Fähigkeit und der Wille, Berichte zu erstatten und die darauf erlassenen Befehle auszuführen. Vielleicht sollte der Herr nicht nöthig haben, sich um das Kleinere der Geschäfte zu bekümmern; vielleicht sollte er darauf rechnen können, es gehe von selbst unter den Händen der Beamten seinen nothwendigen Gang in Folge der einmal vorhandenen Gesetze. Und da sich zwischen dem Kleinern und dem Grösseren keine feste Gränze ziehen lässt, so käme man durch Erweiterung jenes Gedankens endlich dahin, dass dem Herrn nur noch eine bald da bald dort eindringende Aufsicht übrig bliebe, um sich zu überzeugen, dass Alles noch fortwährend im rechten Gange sey und verharre. Oft genug hört man ja auch von solchen Ländern, in welchen ohne besondere Energie des Regenten die Regierung ruhig und richtig fortgeht, weil eben die Beamten es im Stillen übernommen haben, die Geschäfte zu führen, und die Mängel der Herrschaft zu decken.

Ohne nun die Sprache des Misstrauens zu erheben, ohne dadurch die natürliche Wechselwirkung des Volks, des Herrn

und der Beamten zu stören, könnte man vielleicht bemerken, es sey den Geschäften der Beamten, ja selbst ihrer unmittelbar abhängigen Stellung nicht ganz angemessen, auf sie allein wegen der Berichte zu rechnen, durch welche es dem Herrn stets möglich sein soll, die genaueste Kenntniss von den Bedürfnissen des Volks vor Augen zu haben. Die Beamten, könnte man sagen, geben in der Regel nur Antwort, nachdem sie gefragt wurden; und nur die dringendste Noth, welcher zu helfen vielleicht viel zu spät ist, wird sie dahin bringen, auch das Ungefragte da vorzutragen, wo es gehört werden sollte. Dies erinnert an die uns wohlbekannte Institution der Stände und der Landtage; und die schuldige Ehrerbietung fordert anzunehmen, dass hierin ein bequemeres und vollständigeres Mittel sey gefunden worden, um eben dasselbe zu erreichen, was zuvor einem idealen Beamtenstande zugeschrieben wurde. Ein solcher Gegenstand liegt ausser dem Kreise meiner jetzigen Betrachtung; und ich erwähne dessen nur, um das Folgende gegen eine unerwünschte Auslegung zu sichern. Für jetzt wird es genug seyn, die Stände und Landtage als die mehr ausgebildete Form zu bezeichnen, durch welche bequemer und würdevoller das Nämliche geschieht, was sonst unscheinbarer, doch der Hauptsache nach durch die Berichte der Beamten, *sofern eben sowohl das Volk als der Regent ihnen vertrauete*, war geleistet worden.

Ganz anders aber gestaltet sich diese Betrachtung, sobald das Misstrauen sich einmischt; das Misstrauen, dessen furchtbare Stimme unser Ohr nicht erreicht, jedoch unsre Augen durch die stummen Zeichen ermüdet, wodurch die öffentlichen Blätter zu uns reden. Wen verschont das Misstrauen? Schont es den Herrn? Schont es die Beamten? Schont es auch nur die, welche durch Volkswahlen als öffentliche Sprecher hervorgehoben wurden? Nur Einen Theil verschont es, nämlich den, welchem es schmeicheln muss, um doch irgendwo Gehör zu finden; — das Volk. Und wer horcht lieber auf die Reden der Schmeichler, als das Volk? Wenn schon sehr viel moralische Bildung dazu gehört, damit ein König sich taub zeige gegen alle Schmeichelei, was für eine Volksbil-

dung wäre nöthig, um ein Volk taub zu machen gegen die süsse Rede von seinem souverainen Willen? Wenn ein König spricht: *der Staat*, *das bin ich!* so erwacht irgend einmal der lebhafteste Widerspruch; aber wo ist die öffentliche Meinung, welche Lust hätte, sich mit Nachdruck gegen den gefährlichen Satz zu erheben, das Volk sey der wahre Souverain? Und doch ist dieser Satz gefährlich; er kann nur auf einem niedern, bloss juristischen Standpuncte, für das Gebiet der Abstraction mit einigem Grunde vertheidigt werden; aber man hat sich noch nicht der *vollen*, zur Praxis nöthigen Wahrheit bemächtigt, so lange man etwa jenen Satz als Bollwerk gegen die bekannten Meinungen der Stuarte aufstellt, welche das Volk als einen Gegenstand betrachteten, der *ihrer* Willkühr untergeben sey. Nirgends soll Willkühr seyn; überall soll die Pflicht herrschen. Weder unten noch oben in der Gesellschaft hört das Sollen auf; wir Alle, ohne Ausnahme, sollen auf unserm Posten stehn, und es ist durchaus nicht erlaubt, den Staat als Werk eines *beliebigen* Contracts zu beschreiben. Rousseau mag für seine Person Entschuldigung finden; aber für seine Lehre giebt es keine haltbare Vertheidigung. Es heisst die wahre Natur des Staats auf den Kopf stellen, wenn man ihn nach Art einer Handelsgesellschaft betrachtet, die auf grössten gemeinsamen Gewinn ausgeht, und die sich wohl nach Belieben auflösen könnte, wenn andre Hoffnung auf grössern Vortheil sich ihr eröffnete. Man wird sich, wenn das eben Gesagte Befremden erregt, nur nöthig haben zu erinnern, dass Frankreich seine Verirrung einst so weit trieb, auch die Ehe für einen *blossen* bürgerlichen Contract zu erklären. Dagegen hat sich längst der gesunde Verstand empört, und begriffen, dass Verbindungen, woran die Natur den ordnungsmässigen Zuwachs des menschlichen Geschlechts geknüpft hat, sich einer strengen Ueberlegung aller Pflichten unterworfen finden, welche aus solcher Naturordnung entspringen. Nicht minder verpflichtet ist jedes Volk. Es soll seine Geschichte fortsetzen. Es soll in jedem Moment die nächsthöhere Stufe seiner sittlichen Veredelung erstreben, wenn es kann; wo nicht, wenigstens die jetzige als feste Basis den Nachkommen überliefern.

Hier ist nichts von Willkühr eines Contracts, sondern der Verein des Volks in Sprache, Kirche, Gesetz und Sitte ist ein gegebenes Werk der Natur, und das Gebot der Pflicht schreibt die Bewegung vor, zu welcher man vereinigt ist.

Kennt das Volk die wahre und volltönende Stimme der Pflicht, dann nur, und lediglich unter dieser Bedingung, vermag es eine öffentliche Meinung zu bilden, welche im Stande ist, dem Regenten Achtung einzuflössen. Nicht Furcht, wohl aber Achtung, kann und darf dem Herrscher, so mächtig er ist, Rücksichten auf die Wünsche des Volks abgewinnen, die noch über das Gesetzliche und offenbar Pflichtmässige hinausgehen. Verdient das Volk, dass man es achte, versteht es ein wahres, gerechtes, kluges Urtheil zu fällen, verschmähet es die Vorspiegelungen der Schmeichler, durchschaut es die Künste der Lüge, sucht es in regelmässiger Arbeit die Quelle seines Wohlstandes, weiss es zu schätzen, was eine väterliche Regierung ihm leistet, hütet es sich, die Personen wegen solcher Uebel anzuklagen, die aus unabwendbaren Umständen entspringen, ist es beharrlich in seinem Vertrauen für geprüfte Männer, tapfer in der Abwehr ungerechter Angriffe, mässig und behutsam in seinem Streben nach Verbesserung: dann allerdings hängt Ehre und Schande an seinem Urtheil; und mit der Ehre setzen sich von selbst die Handlungen des klugen, des vernünftigen, vollends des zartfühlenden Machthabers in Einstimmung. Aber auch der nur leidlich verständige wird sich lenken lassen; abgerechnet von unseligen Ausnahmen, dergleichen allerdings die Zeitgeschichte uns nicht hätte aufdringen sollen. Freilich ausserhalb der Preussischen Gränzen erblicken wir solche Ausnahmen. Freilich wo das Misstrauen in klare, unwiderlegliche Ueberzeugung sich verwandelt, da ists kein Wunder, wenn auf künstliche Formen gesonnen wird, die ein Anker in der Noth seyn sollen. Wer den Schiffbruch zu fürchten hat, der sucht sich zu helfen; er mag froh seyn, wenn er nicht untergeht im Sturme. Aber gesetzt, sein nacktes Leben sey gerettet durch seine Vorkehrungen: vermag er damit auch die heitere Sonne am Himmel heraufzuführen? Das Misstrauen sucht Bürgschaften; gesetzt, es habe sie erlangt,

so ist die äusserste Noth freilich abgewendet; man fürchtet nun keinen Nero, keinen Caligula. Dass ein Napoleon dennoch zu fürchten wäre, weil einem solchen alle Formen nur Spielwerk sind, mag ich kaum erwähnen. Dass es eine Arglist giebt, die sich aus jeder Form eine Maske bereitet, will ich nicht auseinandersetzen. Nur die einfache Frage will ich hinstellen: ist Derjenige schon reich, schon im Wohlstande, der nicht mehr die bitterste Armuth fürchtet?

Die Geschichte führt nicht alle Völker auf gleichem Wege. Einigen hat sie wirklich so harte Prüfungen auferlegt, dass die öffentliche Meinung, stark durch bittere Wahrheit, strafend eingreifen konnte in offenbaren Missbrauch der Macht. War diese *bittere* Wahrheit die *ganze* und *volle* Wahrheit? Nachdem England die Stuarte vertrieben hatte, wusste es sich zu hüten vor dem Ungeheuer seiner Nationalschuld? Vor dem Druck einer stets wachsenden Armentaxe? Wusste es der Bestechung, der Unordnung bei Volkswahlen zu entgehen? Erlangten bei ihm die Wissenschaften einen gleichmässigen Fortgang, oder auch nur eine uneigennützige Achtung? Verbreitete sich wahre Bildung unter dem niedern Volke? War man sicher vor dem Tumult, welchen Arbeiter zu erregen gewohnt sind, sobald ihr Fleiss nicht mehr den Unterhalt des Lebens gewinnt? Warum erträgt London keine regelmässige Polizei? Warum hat es Diebesschulen für die niedrigen, warum Spielhäuser, *Höllen* genannt, für sehr hohe Personen? Warum duldet England die Schmach, dass Irland bleibt wie es ist? — Warum, bei so offenkundigen Uebeln, die uns unleidlich, ja in solchem Grade unmöglich vorkommen, — warum greift der König nicht durch? Warum donnern nicht die Cabinetsordern, wie sie bei uns den königlichen Unwillen aussprechen würden? — Den Königen von England hat das Misstrauen die Hände gebunden. Es überhebt sie der Verantwortung selbst in ihrem Gewissen. — Warum finden die Rathschläge, die Klagen der weisesten Männer kein Gehör? Weil die öffentliche Meinung sich theilt, und weil alte Gewohnheiten nicht gestört seyn wollen.

In der That, in frühern Zeiten wurde England durch harte Prüfungen geführt. Die politische Weisheit, welche

daraus entstand, passte zum Theil auf Frankreich, und wurde dort benutzt. Man versetze doch einmal in Gedanken den Preussischen Regentenstamm nach England oder nach Frankreich; wer kann sich einbilden, dass jene, uns fremde, politische Weisheit die nämliche geworden wäre, wie jetzt? Eine andre Geschichte hätte andre Resultate gegeben. Statt der Klugheit des Misstrauens besässe man dort die reinen Gefühle der Treue, der Dankbarkeit, der Ehrfurcht. Dann würden wir jetzt andre Zeitungen lesen, andre Eindrücke verarbeiten; und jene grossen, mächtigen, von der Natur so ausgezeichnet begünstigten Länder würden dann vielleicht verdienen, Vorbilder genannt zu werden, denen man füglich und mit Ehre nachahmen könne. Aber wie sie nun einmal sind, quälen sich die dortigen Nationen mit einer Kunst der Staatsformen, deren erste unglückliche Voraussetzung darin liegt, die Regierung sey Parthei, und man müsse stets bereit seyn, Gegenpartheien zu bilden. Wäre die Regierung etwa *nicht* Parthei, durch solche Formen, denen nur das Misstrauen Leben giebt, müsste sie es werden, aber freilich auch dann noch würde sie klüglich, so viel als möglich den Schein vermeiden!

Ein musterhafter Staat kann nirgends aufblühen, wo einmal die Spuren der Furcht vor den Mächtigen sich der Verfassung eingedrückt haben. Die Länder, wo das geschah, tragen die Narben früherer Wunden; man mag sie bedauern; die Nationen, welche das veranstalteten, mögen nach ihrer Lage nicht besser gekonnt haben, aber sie sind nicht Muster zur Nachahmung. Glücklich ist nur das Volk, bei welchem die Mächtigsten in der Mehrzahl zugleich die Besten sind. Wovor soll ein solches Volk sich hüten? — Hüten soll sich der Gesunde vor dem Arzte, der ihm Präservative gegen mögliche Krankheiten eingiebt, das heisst, ihn krank macht, damit er nicht krank werde. Sind wir nicht Alle von unzähligen Gefahren umgeben? Können wir nicht auf der Strasse von einem Dachziegel erschlagen werden? Kann man nicht im Studirzimmer das Bein brechen? Wer Lust hat, der setze sein Leben aus lauter Vorsichtsmaassregeln zusammen; alsdann ist ihm ein sorgenvolles, kümmerliches Daseyn gewiss.

So kümmerlich lebt eine Nation, die, weit entfernt ihrem Könige zu trauen, sich lieber den Wechsel der Minister gefallen lässt, weil, nachdem man mit der Zunge und der Feder den einen vertrieb, leider die Nothwendigkeit sich meldet, einen andern und wieder andern statt seiner eintreten, das heisst, wählen und nochmals wählen zu lassen; eine Nation, die sich zwar repräsentiren lässt, aber hintennach sogar an ihren eignen Erwählten, und an den Wahlformen mäkelt; eine Nation, die zwar ein Kriegsheer besoldet, aber hintennach einer Nationalgarde bedarf, deren Oberhaupt sie mit Sorge betrachtet, und es veranlasst, lieber zurückzutreten; — kurz, eine Nation, die vom Misstrauen ausgehend, mit dem Misstrauen endigt, ganz ähnlich jenen Königen, die zwar eine Polizei aufstellen, aber mit einer zweiten Polizei dahinter, um von der ersten nicht betrogen zu werden. Wahrlich, wenn einmal der Gesunde an mögliche Krankheit denken will, so mag er überlegen, dass einfache Krankheiten, wenn auch heftig, doch meistens heilbar, die complicirten aber die gefährlichsten sind.

Es ist eine bekannte Sache, dass oftmals die Bedächtigsten, nach langer Ueberlegung noch unschlüssig, sich zum Handeln durch einen augenblicklichen Zufall oder Einfall bestimmen lassen. So zeigt sich auch das politische Misstrauen blind gegen die dringendste Gefahr. In den Ländern der Freiheit giebt es herrschende Städte. Eine solche war schon Athen, und vollends Rom; eine solche ist offenbar Paris, dessen Bewegungen Frankreich beherrschen, eine solche ist theilweise selbst London, wohin manche grosse Städte des Reichs, vollends die Colonialländer, nicht einmal Deputirte schicken dürfen; so ist es sehr wahrscheinlich auch in Nord-Amerika, obgleich dort der Föderatismus eine grössere Zahl von herrschenden Städten aufstellt, — und was die Hauptsache ist, die kurze Geschichte jenes Landes uns von der Wirkung der Leidenschaften und der stets *allmählig zunehmenden* Ungleichheit noch keinen Bericht erstatten konnte. Ein System des Misstrauens aber sollte wenigstens consequent seyn. Herrschende Städte sind noch weit gefährlicher als herrschende Personen. Steht eine solche allein in

einem weiten Kreise, so unterjocht sie diesen Kreis je länger desto mehr, anfangs durch Gewöhnung, dann systematisch und durch Kunst. Giebt es mehrere herrschende Städte, die einander zu erreichen vermögen, so erhitzen sie sich gegenseitig bis zu Vertilgungskriegen, wie zwischen Athen und Sparta, Rom und Karthago. Zwar die Schweiz stellt uns ein entgegengesetztes Beispiel dar; aber sie steht nicht allein, sie hat Rücksichten auf äussere Gefahr zu nehmen; daher ein festerer Bund, und wegen der Naturbeschaffenheit des Landes ein solcher, worin ein sehr kräftiges Landvolk den Städten das Gleichgewicht hält.

Anderwärts sind die Städte, verglichen mit dem Lande, Aristokraten im Grossen, und eine Hauptstadt ist gern ein Monarch. Welche künstliche Formen will man ersinnen, wenn hier das Vertrauen fehlt? Die Städte herrschen durch Macht und durch Verführung zugleich; denn ihr Wohlleben lockt an, und ihre Bequemlichkeiten sind für eine berathende Versammlung fast unentbehrlich. Gegen grosse Städte aber ist das Misstrauen gerecht, denn ihre Bevölkerung weiss sich selten rein zu halten von dem Zusatze eines zahlreichen, unter Umständen höchst gefährlichen Pöbels. Schon aus diesem Grunde kann man so ganz volles Vertrauen zu einer Stadt, wie zu einem würdigen Manne, niemals fassen. Aber noch mehr! Uneigennütziges Wohlwollen ist in persönlichen Charakteren nichts Seltenes, hingegen in dem Charakter einer Corporation, oder missbräuchlich sogenannten moralischen Person, fast unmöglich. Denn dieser Charakter entwickelt sich in gemeinsamen Berathungen, worin zwar jeder Einzelne dem Ganzen seinen Privatvortheil unterordnen soll, aber gerade nachdem dies geschehen, der Vortheil des Ganzen zum Gegenstande des allgemeinen Willens erhoben wird, so dass dieser, aus lauter uneigennützigen Individuen entsprungene, Gemeinwille dennoch ein vollkommen eigennütziger *Wille des Ganzen* seyn wird. Jede Stadt nun ist ein solches Ganzes; ihr Gemeinwille ist eigennützig gegen das Land und gegen andre Städte, oder wenigstens würde eine bessere, eine edlere Gesinnung hier sehr viel schwerer zu erreichen, sehr viel weniger zu *vermuthen* seyn, als da, wo zwischen

Person und Person, zwischen Mensch und Mensch ein Verhältniss der Gesinnung in Frage kommt. Dies ist offenbar eine von den Ursachen, weshalb das Bedürfniss monarchischer Formen sich oftmals mitten im Streben des Republicanismus so dringend meldet, und so entschieden gelten macht. Soll aus vielen Städten, Flecken, Dörfern, ein Staat werden, und hat noch keine Hauptstadt sich zu entschiedener Oberherrschaft erhoben: so muss am Ende der Corporationsgeist sich bequemen, einer wahren, lebenden Person das allgemeine Heil wenigstens theilweise anzuvertrauen, weil aus den vielen eigennützigen Gemeinwillen sich wohl ein Contract, aber keine Obhut über den Contract zusammensetzen lässt. Das ist die bekannte Schwäche des Föderatismus, der nur insofern etwas leistet, als entweder Gefahr von aussen droht, oder die minder mächtigen Glieder des Bundes sich in einem hohen Grade das Missfallen des Ganzen zuziehen.

Ganz Europa würde durch die zahllosen Verträge seiner einzelnen Staaten längst ein Föderativstaat im Grossen geworden seyn, wenn nicht die offen erklärte Maxime, Jeder sorge nur für sein eigenes Interesse, alle engere Verbindung unmöglich gemacht hätte. Hier liegt die Wirkung des Eigennutzes, die Unmöglichkeit des Vertrauens, und darum auch die Unmöglichkeit, durch künstliche Formen eine wahre Totalität hervorzubringen, unverhüllt vor Augen. Nun schliesse man vom Grossen aufs Kleinere und endlich aufs Kleinste. Der Föderatismus in einzelnen Ländern ist schwach aus demselben Grunde; wenn er jedoch hie und da wenigstens Etwas schafft, und etwas Mehr als Hülfe in dringender gemeinsamer Gefahr: dann verdankt er dieses Mehr dem einzigen Umstande, dass ein Band der Zuneigung und folglich des Zutrauens durch Gemeinschaft der Sprache, der Sitten, der Bildung vorhanden ist, vermöge dessen der Deutsche mit dem Deutschen, der Schweizer mit dem Schweizer, noch jenseits der Privatvortheile sich verbrüdert fühlt. Der Contract aber, den sie einst geschlossen haben, ist grossentheils ein Register von Streitpuncten, die man niederschrieb, weil man es schwer fand, sich zu vereinigen, und über die man wegen der Auslegung stets von neuem Gefahr läuft sich zu

entzweien und zu erzürnen. Wird nun endlich dieser Begriff des Contracts auf den Staat selbst übertragen, als wären in ihm die einzelnen Bürger nicht vermöge der Nothwendigkeit, nicht vermöge ererbter Gesetze und Verhältnisse, nicht vermöge der gemeinsamen Pflicht, eine frühere geschichtliche Reihe von Entwickelungen fortzusetzen, sondern in Folge einer vereinigten Willkühr verbunden: so findet Jeder seinen Antheil an diesem Contracte zu klein, Jeder überlegt nur seine Vortheile, man lebt in der Zukunft, welche vermeintlich bevorsteht und niemals kommt; die Summe der geträumten möglichen Vortheile übersteigt bei weitem die Summe der wirklich erreichbaren; unterdessen ziehn einzelne kluge und glückliche Speculanten den baaren Gewinn an Reichthum und Macht; die Ungleichheit wächst, indem sie sich verändert und verlarvt, die Menschen passen weniger zu den Formen als zuvor, sie schaffen neue und wieder neue Formen, bis sie den Formen wie den Menschen misstrauen; dann tragen sie den Druck der Nothwendigkeit, die härter geworden ist als zuvor. So lernte Rom Geduld unter den Imperatoren, so lernte Frankreich Geduld unter Napoleon, und würde ihn wahrscheinlich noch heute dulden, wenn nicht glücklicherweise sein Streben nach Europäischer Herrschaft ihn gestürzt hätte.

Wohl wissend, dass man niemals den Begriff des bürgerlichen Contracts ganz aus den Abstractionen der Staatslehre wird entfernen können, glaube ich dennoch durch das zuvor Entwickelte genugsam daran erinnert zu haben, dass diese Abstraction, bis zu *welchen* künstlichen Formen sie immer möchte ausgesponnen werden, nicht diejenige volle Wahrheit enthält, welche das eigentliche Fundament der allgemeinen Wohlfahrt bezeichnet. Wir haben eine ganz andre Wahrheit; das allgemeine Vertrauen zu unserm Könige, in welchem wir eine Gabe des Himmels verehren müssen. Wir haben Ursache den Einfluss solcher Lehren fern zu halten, die, wenn auch nicht ganz falsch, doch zu einseitig sind, um uns eine Verbesserung darbieten zu können. Als den Schulmännern Lancaster's Methode des wechselseitigen Unterrichts angepriesen wurde, da fand sich bei unbefangener

Prüfung, dass sie in Ländern, wo der öffentliche Unterricht vernachlässigt ist, heilsam seyn möge, aber in unsern Elementarschulen nicht die schon vorhandene weit bessere Lehrart verdrängen dürfe. Dies kleine Beispiel kann, auch im Grossen benutzt, uns warnen, nicht dem Glanze des Fremden nachgehend das Einheimische unter seinem Werthe zu schätzen. Das Einheimische! Es kostet mich Ueberwindung, mich in diesem Augenblicke jeder Lobrede zu enthalten. Aber das zuvor Gesagte verträgt keinen solchen Schluss, der einen falschen Schein darauf werfen könnte. Das einzige einfache Wort muss genügen: *Gott erhalte den König!*

XVII.

Briefe über die Anwendung der Psychologie auf die Pädagogik.

Unvollendet.

XVII.

Briefe über die Anwendung der Psychologie auf die Pädagogik.

Unvollendet.

1.

Zu lange, nach so vieljähriger Erfahrung, mein theurer Freund! schieben Sie es auf, die Ergebnisse Ihres pädagogischen Denkens und Beobachtens zu sammeln, und öffentlich mitzutheilen. Fürchten Sie etwa, kein Gehör zu finden? Vergessen Sie diese fast allgemeine Gefahr; und richten Sie Ihren Blick auf das Zeitalter, das so wenig weiss, was es will! Schon Ihr ruhiger und gehaltener Ton ist wohl geeignet, wenigstens hie und da Ueberlegung zu veranlassen, wo Vorurtheile mit einander streiten. Und da wir in Grundsätzen übereinstimmen, so erlauben Sie mir die Hoffnung, dass auch Ihre Erfahrungen mir nicht widerstreben. Vielleicht steht es in Ihrer Hand, mir schätzbare Belege und Erläuterungen zu demjenigen herbeizuschaffen, was ich, nach meiner Gewohnheit, in allgemeinen Begriffen hinstellen werde.

Nicht bloss aber um Sie zu mahnen, schreibe ich diese Briefe. Auch mir liegt etwas im Sinne, das ich eine alte Schuld nennen würde, wenn es mehr wäre, als ein Versprechen, das ich vor vielen Jahren mir selbst gegeben habe. Sie kennen meine allgemeine Pädagogik. Sie wissen, das Buch blieb unvollständig, weil es, wie der Titel besagt, zwar aus dem Zwecke der Erziehung abgeleitet wurde, aber der Psychologie ermangelte, die ich damals erst suchte. Seitdem — haben wir über und wider meine Psychologie so mancherlei gelesen, dass, wenn sie noch nicht davon gestorben ist, sie billig ein Lebenszeichen von sich geben sollte; wäre es auch nur, damit nicht Personen, die viel jünger sind als wir beide, uns alte praktische Pädagogen in die Schule ihrer empirischen Psychologien nehmen mögen. Aber in meinen Jahren liebt man die Bequemlichkeit. Nun errathen Sie wohl das Uebrige. Briefe an Sie zu schreiben, ist mir sehr bequem;

auch kann es vollkommen hinreichen, nicht bloss, um der Psychologie einige Nachträge zu liefern, sondern auch um eine so uneigentliche Schuld, wie jene pädagogische, zu tilgen.

Ein System in Briefen — wäre fast so lächerlich als ein System in Versen. Jedoch ganz ohne systematischen Apparat möchten Sie vielleicht mich auch nicht gern kommen sehen; denn formlos über Pädagogik zu plaudern, ist oder *scheint* wenigstens gar zu leicht, als dass ich Ihnen so etwas anbieten dürfte. Je mehr die Erziehung im Kreise der täglichen Erfahrung sich als etwas Alltägliches darstellt, desto nöthiger ists, das Nachdenken darüber in eine bestimmte Ordnung zu bringen, und es daran zu binden, damit es nicht im Strome der Meinungen sich verliere. Freilich verhielte es sich ganz anders, wenn meine Absicht auf irgend welche sogenannte Methoden, und deren Empfehlung im Publicum gerichtet wäre. Dann aber schriebe ich nicht Briefe an Sie.

Lassen Sie uns sogleich beginnen mit einer Abstraction, die keinen andern Werth hat, als nur den, einen Begriff deutlich zu machen, und eine Untersuchung vorzuzeichnen.

Durch die Zweckbegriffe des Erziehers ist die Pädagogik an die praktische Philosophie geknüpft. Durch die Erwägung der Mittel und Hindernisse wird sie hingewiesen auf Psychologie. Jene erste Anknüpfung nun werden Sie nicht mehr verlangen; was zu solchem Behufe an meinen früheren Schriften etwa den Worten nach zu ändern wäre, das wird sich Ihnen bei der mindesten Aufmerksamkeit von selbst darbieten. Aber das Psychologische der Pädagogik ist so schwierig und so bunt, dass wir wohl thun werden, uns fürs erste einmal mit dem blossen Allgemeinbegriff desselben zu beschäfftigen, und ihn ganz nackt auszuziehen, selbst unbekümmert darum, welche Missgestalt uns zu Gesicht kommen möge.

Denken Sie Sich einen grauen Diplomaten, dessen steinernes Antlitz keinen Zug von Theilnahme für das Wohl und Wehe verräth, um welches er wie ein Wahrsager befragt wird. Er merkt, woher der Wind kommt; und dreht seine Fahne darnach. Hier finde ich ein Bild für die bloss psychologische Pädagogik. Sie durchschaut die Möglichkeit, dass

ein heranwachsender Mensch unter Umständen ein solcher oder ein anderer werde. Dem schlechten wie dem guten Erzieher weiss sie zu sagen, was er wirke; jedem ist sie brauchbar für beliebige Zwecke; nach ihrer Anleitung kann der eine bessern, der andere verderben. — Giebt es denn eine solche bloss psychologische Pädagogik? Wäre sie wenigstens zu wünschen? Vielleicht; nämlich um schlechten Erziehern den Spiegel vorzuhalten. Und wenn wir sie besässen: was könnte uns hindern, sie für edle Zwecke um Rath anzusprechen? Wir besitzen sie nun freilich nicht *vollständig*; eben so wenig als eine solche Philosophie der Geschichte, wie etwa die neu-spinozistischen Schulen gern hätten, welche meinen, die nothwendigen Umgestaltungen des Weltgeistes aufzählen und in den Ereignissen nachweisen zu können. Doch wollen wir einmal überlegen, welche Form wohl, falls uns eine solche Wissenschaft als ein zusammenhängendes Ganzes zu Theil würde, an ihr zu bemerken seyn möchte.

Wo irgend wir ein Wirkendes gegenüber einem Leidenden erblicken, da erscheint uns eine zwiefache mannigfaltige Möglichkeit dessen, was wohl das Leidende aus sich machen lassen könnte, und was durch das Wirkende geschehen möchte; leichter oder schwerer, je nachdem zum Leidenden besser das Wirkende passte, oder zum Wirkenden besser das Leidende taugte. Nähere Bestimmungen kommen hinzu, wenn ein Drittes jene beiden in Verbindung setzt, und dadurch aus beiden Möglichkeiten eine wirkliche Begebenheit hervorhebt. Sie errathen schon, dass ich an die Bildsamkeit des Zöglings dachte, ferner an die Hülfsmittel der Bildung, die wir anzuwenden pflegen, und drittens an die Veranstaltungen der öffentlichen oder Privat-Erziehung, wodurch die Bildungsmittel in Wirksamkeit treten. Es ist sichtbar, dass eine psychologische Pädagogik zuerst die mannigfaltige Bildsamkeit der Zöglinge, — sowohl die Natur-Anlagen als die auf jeder Altersstufe erworbenen Fähigkeiten des Weiterkommens, — erwägen würde; dass sie alsdann von Büchern und Apparaten, von Ermunterungen und Zwangsmitteln zu reden hätte, um diesen gewisse ideale Zöglinge gegenüber zu beschreiben, wie sie beschaffen seyn müssten, wenn aus jedem

Bildungsmittel die ihm eigenthümliche Wirkung in voller Stärke hervorgehn sollte; und dass endlich von Schulen, Seminarien, u. dgl. die Rede seyn müsste.

Aber Sie, mein Freund! lächeln Sie etwa schon über das System in Briefen, was wie eine graue Regenwolke herangezogen kommt? Greifen Sie nicht zu eilig nach einem Schirm! Eine Abtheilung habe ich Ihnen vorgeschlagen; aber eine Abhandlung habe ich nicht versprochen. Sie werden schon sehen, wie eigennützig ich meine Bequemlichkeit ins Auge gefasst habe, da ich die zwanglose Briefform wählte.

2.

Wenn wir zurückschauen in jene Zeit, da wir zuerst mit einander die allgemeine Pädagogik durchdachten, — noch ehe Sie in die Schweiz gingen, — so finden wir im Vergleich gegen jetzt, weniger verändert, als man nach Verlauf eines Viertel-Jahrhunderts erwarten könnte. Niemeyer's Grundsätze der Erziehung galten schon damals; sie waren allgemein verbreitet, und wurden wohl sorgfältiger befolgt als jetzt, nachdem Deutschland so vielfach ist aufgerüttelt und verjüngt worden. Schwarz fing an zu wirken; Jean Paul folgte bald. Vom erziehenden Unterricht habe ich, glaube ich, zuerst angefangen zu reden. Sie werden Sich erinnern, dass wir gerade darauf das meiste Gewicht legten, der Unterricht werde zu sehr als das *Zweite* bei der Erziehung betrachtet; *er* sey es gleichwohl, der am meisten dauerhaft wirke, weil erworbene Kenntnisse bleiben, während Gewohnheit und Sitte sich ändern.

Das Wort: erziehender Unterricht, ist mir späterhin aus dem Munde genommen, und sehr gegen meine Absicht gebraucht worden. Indessen liegt am Worte nicht viel, wenn nur die Sache zur Wirklichkeit kommt. Ob nun der heutige Unterricht den Namen des erziehenden durchgehends verdiene? An Vollständigkeit wenigstens hat er gewonnen. Jene Halbheit der philologischen Bildung, welche das Griechische neben dem Latein vernachlässigte, ist zwar noch nicht verschwunden, doch sehr gemildert. Die Mathematik hat weit mehr Raum erlangt; und schwerlich wird heute noch

vorkommen, was mir damals, während ich die Klassenzimmer eines berühmten Gymnasiums durchging, begegnete; — an der schwarzen Tafel nämlich stand eine höchst einfache Gleichung des ersten Grades angeschrieben, und auf die Frage: das ist wohl Tertia? bekam ich zur Antwort: *nein, es ist Prima.* — Die Thätigkeit der Gymnasien ist ungemein erhöhet; vornehme Familien haben sich darein ergeben, dass ihre Söhne sich anstrengen müssen, wenn sie zur Universität reifen sollen.

Die Pestalozzischen Unternehmungen, worauf in unserer frühern Zeit Aller Augen gerichtet waren, kennen Sie genauer als ich. Sie mögen beurtheilen, ob die Sache so werthlos war, wie man dieselbe seitdem dargestellt hat. Wenigstens schäme ich mich noch heute nicht meiner Anschauungs-Uebungen, deren Idee mir Pestalozzi darbot; vielmehr sind sie bei mir noch jetzt im Gebrauch. Freilich muss Alles, was mit Ueberspannung und Schwärmerei verkündigt und betrieben wird, nothwendig sinken; es hat seine Wirkung gethan, nachdem es die Schlaffheit und Trägheit, welcher es zuerst entgegentrat, in Thätigkeit und Sorgfalt umgewandelt hat. Könnten wir nur von den philosophischen Schulen jener Zeit eben so rühmlich sprechen! Sähen wir nur hier nicht Schlaffheit als Folge der Ueberspannung! und theilweise eine Fieberhitze, die zur Auflösung führt!

Von der Pädagogik dürfen wir, meines Erachtens, die günstige Ansicht fassen, dass sie seit *Locke* im beständigen Fortschreiten, wenn auch nicht auf ganz geradem Wege, begriffen ist. Vieles bleibt freilich zu wünschen; ja, vieles muss sich ändern nach Zeit und Umständen. Schriebe Niemeyer erst heute: er würde aus einem ganz andern Erfahrungskreise schöpfen, als aus dem, welcher seinem berühmten Werke zum Grunde liegt. Gleichwohl würden die Grund-Gedanken die nämlichen seyn; sie würden nur für die Anwendung neue Bestimmungen aufnehmen. Die Pädagogik ändert sich langsam; sie folgt niemals bloss der Speculation; auch niemals bloss der Erfahrung; wohl aber empfängt sie Wirkungen von beiden Seiten, die sich gegenseitig mildern und berichtigen.

Ob Sie, mein theurer Freund! wohl den Kopf schütteln, während Sie lesen was ich so eben schrieb? Wahrlich, ich möchte es wissen, doch weiss ich es nicht genau. Ueber das, was sich in der Zeit verändert hat, pflegen immer die Ansichten etwas Ungleiches zu haben. Soviel, denke ich, werden Sie mir einräumen: der heutige Unterricht, besonders auf den Gymnasien, hat eine Fülle und einen Glanz, den unsere Jugendzeit nicht kannte; und es könnte uns wohl die Lust anwandeln, noch einmal wieder jung zu werden, um den Gymnasial-Cursus so vollständig zu machen, wie man ihn jetzt den empfänglichen Köpfen darbietet. Ohne Zweifel empfinden auch die heutigen Lehrer, wie sehr sie geschätzt werden, und so kann sich Lust und Liebe zum Werke weit länger halten als ehemals. Die Lehrer bleiben länger brauchbar; und Reife des Alters, der Erfahrung, des Urtheils verbindet sich besser mit der mehr geschonten Fähigkeit, davon die praktische Anwendung zu machen. Gewiss ein grosser Vortheil gegen die frühere Zeit, die natürlich den schlechter gestellten und weit minder geachteten Lehrer auch viel früher abnutzte, während sie ihn dennoch fortdauernd nutzen wollte, wenn er zu nichts Anderem zu gebrauchen war.

Käme uns nun noch einmal der Jugendtraum, durch Verbesserung des Unterrichts etwas Bedeutendes wirken zu wollen: würden wir auch dann noch so sehr, wie ehemals, darauf dringen, man solle dem Griechischen neben dem Latein, der Mathematik neben den Sprachen, einen breiteren Platz anweisen? — Fast glaube ich, die herrschende Richtung unserer pädagogischen Wünsche würde nunmehr eine andre seyn, eben desshalb, weil ein grosser Theil dessen, was wir ehemals wünschten, erfüllt ist, wenn auch in mancher Hinsicht freilich anders, als wir es nach unsrer Ansicht hätten ordnen mögen.

Aber still vom Wünschen; wenigstens für jetzt! Es liegt uns näher, zu überlegen, was als wahrscheinlicher Erfolg zu erwarten sey.

Als die neuern Erweiterungen des Unterrichts vor nunmehr zwanzig Jahren in Gang gesetzt wurden, da äusserte ein grosser Theil des Publicums seine Unzufriedenheit mit

der Last, welche man der Jugend auflege; und mit den schweren Bedingungen, an die jetzt das Eintreten in Staats-Aemter geknüpft werde. Etwas später fand sichs, dass die Last noch erträglich und für gute Köpfe der Gewinn bedeutend sey. Nun wuchs der Muth; die Eltern legten mehr und mehr Werth auf den Unterricht der Gymnasien. Sie selbst, das wussten sie, waren weit mangelhafter unterrichtet worden; desto mehr schätzten sie das Geschenk, was ihren Kindern sich darbot. Es ist aber nicht schwer in eine Zukunft zu schauen, welche nothwendig das Verhältniss der Schulen zum Publicum etwas verändern muss. Die Zeit wird bald kommen, wo Diejenigen in reifen Jahren stehen, denen die Schulen ihre Gelehrsamkeit nach Kräften beigebracht haben. Alsdann werden die Eltern zufrieden seyn müssen, wenn ihre Kinder ebensoviel lernen, als sie selbst gelernt haben; denn das Quantum des Unterrichts lässt sich nicht mehr steigern. Mit der Rührung, die jetzt wohl oftmals ein Vater empfindet, indem er sieht, wie viel weiter sein Sohn es bringt als er selbst, wird es alsdann so ziemlich vorbei seyn. Dagegen wird eine andre, schon längst nicht unerhörte Sprache öfter sich erneuern; nämlich die Trostrede erfahrner Väter, die ihren Söhnen versprechen, ihre Jugendfreuden sollen nicht so arg verdorben werden durch das Unnütze, womit man ehedem gequält worden sey, ohne im spätern Leben auf die Frage: *cui bono?* irgend eine genügende Antwort erlangt zu haben. So nämlich werden diejenigen sprechen, an welche der jetzige gelehrte Gymnasial-Unterricht gebracht wird, ohne mit ihren natürlichen *Fähigkeiten* in das rechte Verhältniss treten zu können; denen die Bahn zu Staatsämtern durch tüchtigere Mitbewerber, bei der heutigen grossen Concurrenz zu spät geöffnet, wo nicht ganz verschlossen wurde; und welche dann hintennach dem Landleben, dem Militair, den Gewerben höherer oder niederer Art sich gewidmet haben. Sollte ich mich darin irren? Liefert uns nicht die Mehrzahl der Abiturientenprüfungen neben vielem sehr Erfreulichen auch eine und die andre traurige Probe, wie schwer es den Gymnasien wird, solche Subjecte wieder los zu werden, welche *nicht aufzunehmen*

besser gewesen wäre, als sich mit ihnen zu plagen? Wenn Leute der Art einigen praktischen Verstand haben, so werden sie sich hüten, ihre Kinder der nämlichen Gefahr, der sie unterlagen, ohne gehörige Prüfung dessen was die *Natur* verlangt und zurückweiset, blosszustellen. Die Gymnasien werden ihre Verehrer zwar behalten; aber nur solche, denen sie nützlich wurden; und die Verehrung wird sich etwas abgekühlt haben; denn Leistungen, die jetzt noch Bewunderung erregen, werden mehr und mehr in den Kreis des Gewöhnlichen eintreten.

Sie, mein Freund! waren damals dem Pestalozzischen Strom und Strudel nahe, als das heutige Gymnasial-Wesen sich vorbereitete; aber Sie dürfen nur einen Blick werfen in Fichte's Reden an die deutsche Nation, um Sich zu vergegenwärtigen, was Sie vielleicht nicht bestimmt genug Selbst beobachten konnten. Es gab eine Zeit, da das Geschlecht der Männer von reifem Alter an sich selbst beinahe verzweifelte. Die Hoffnung richtete sich auf die Jugend, — aber auf eine in Deutschland noch vermisste National-Jugend! Dass Hauslehrer nicht taugten, eine solche zu bilden, lag am Tage. Möchten sie weit tüchtiger seyn, als sie gewöhnlich sind, dennoch sind sie im besten Falle die Gehülfen des Familiengeistes; und statt der Vereinzelung in Häusern und Familien wollte man allgemeine Aufregung gegen den Napoleonischen Despotismus. Darum wurde die Untüchtigkeit der Hauslehrer so stark als möglich angeschuldigt; und die öffentliche Schule dagegen empor gehoben.

3.

Zwar nicht Sie, aber mancher Andre hat mir verblümt oder deutlich gesagt, dass ich mich um meine Gegner zu wenig bekümmere. Für dies Vergehen einmal Busse zu thun, dazu kann ich mich wohl bequemen. Demnach, um die Gelegenheit wahrzunehmen, will ich einen Momus zu meinem vorigen Briefe hinzudenken; der mein gänzliches Ungeschick verspotte. Denn thörichter lasse sich nichts denken, als eine Pädagogik so anzukündigen: sie sey nicht Staats-Pädagogik. In unsern Zeiten, wo vom Staatsleben alle Köpfe voll sind,

verstehe sichs von selbst, dass Niemand erziehe und Erziehung fördere, ausser gerade nur um dem Staate, — oder doch irgend einer Parthei in ihm zu dienen. Momus wird auch leicht einen Thrasymachus gegen mich aufbieten, der mir etwa folgende Dialektik entgegenstelle:

Das Recht ist der Vortheil des Stärkern.

Nun ist der Staat weit stärker als die Familie.

Also ist das Recht mehr der Vortheil des Staats als der Familie.

Nun braucht man nur dem Rechte noch die *rechte Erziehung* zu subsumiren, so ist der Schluss fertig:

Die rechte Erziehung ist weit mehr der Vortheil des Staats als der Familie. Folglich muss sie hierauf eingerichtet werden; sonst ist sie nicht die rechte.

Solche tolle Logik ist immer noch nicht zu schlecht für den grossen Haufen derer, die nur die Stärke bewundern, lieben, ehren, anpreisen; und die, nachdem zuerst ihr Urtheil verdorben war, nun klüglich dem Starken sich anschliessen, und dabei eben so schwer zum Erröthen zu bringen sind, als jener Platonische Thrasymachus; eine Figur, die man auch in Deutschland oft genug unverschleiert zu sehen bekommen wird, wenn das heillose Kunststück gelingt, die politischen Leidenschaften in Harnisch zu bringen. Oder wie weit ist noch von der Bewunderung Napoleon's bis zu der Annahme des Satzes: das Recht sey der Vortheil des Stärkeren? Der Glanz der Macht, der Prunk des Sieges gegenüber dem Elende des Besiegten — dies Schauspiel verrückt die Köpfe bis zur schamlosen Behauptung des rechtswidrigsten Unsinns.

Es braucht aber noch lange nicht bis dahin zu kommen, um dem zweideutigen Satze: die rechte Erziehung ist der Vortheil des Staats, Beifall zu verschaffen. Denn zuvörderst, dass es dem Staate vortheilhafter sey, wenn in ihm gut erzogene Bürger leben, als wenn schlecht erzogene, — daran zweifelt Niemand. In unserm Zeitalter der Verwechselungen und Paralogismen aber stehen die beiden Sätze:

Dem Staate bringt die richtige Erziehung Vortheil, — und:

Die Erziehung ist *um desto* richtiger, je *mehr* Vortheil sie dem Staate bringt,

einander viel zu nahe, als dass nicht der eine wahre mit dem anderen falschen, in den Köpfen der Menschen wie sie sind, häufig genug zusammenfliessen sollte. Wer hat denn Schulen eingerichtet? Der Staat. Für wen hat er sie eingerichtet? Für sich. Wer benutzt aber die Schulen? Die Familien. Also fällt hier der Nutzen der Familien dergestalt in den Zweck des Staats hinein, wie etwa bei dem Postwesen. Denn zuerst soll die Post den Behörden ihre Dienste leisten; alsdann aber wird auch dem Publicum angeboten, sowohl die Bequemlichkeiten als die Kosten der Anstalt zu theilen.

Wer ist denn der Staat? Zwischen der berühmten Antwort: *l'état c'est moi*, und dem andern Extrem, der Staat sey ein Verein aller Familien, liegt mancherlei Schwankendes in der Mitte. Das aber giebt sehr bestimmt die tägliche Erfahrung, dass Staatswohl und Familienwohl, Staatsgeschäffte und Familiengeschäffte, Begeisterung für den Staat und Sorge um die Familie, ganz verschiedene Dinge sind. An den Vortheilen des Staats haben Einige mehr Antheil, Andere minder; und in diesem Mehr und Minder herrscht ein beständiger Wechsel, den keine Staatskunst, wenn sie schon wollte, zur Gleichförmigkeit bringen kann.

Allerdings ist der Staat ein Verein aller Familien; aber nicht unmittelbar; sondern so, dass die Familien erst nach Ständen und Lebensarten, nach Vermögen, Ansprüchen, Bedürfnissen, in verschiedene Klassen zerfallen, und solchergestalt klassenweise dem Ganzen angehören. Die eine Klasse soll nach der Absicht des Staates lernen was zum Gewerbe, die andre, was zur Landesvertheidigung, eine dritte, was zum Beamtenstande, eine vierte, was zur Cultur der Wissenschaften und Künste gehört. Nach solchen Gesichtspuncten werden verschiedene Schulen gestiftet. Aber die Verschiedenheit der Individuen liegt tiefer, als dass sie nach diesen Betrachtungen blosser Tauglichkeit könnte richtig aufgefasst werden; und wenn die Väter durch die Sorge für das Fortkommen ihrer Söhne sich verleiten lassen, hiernach die

Anlagen der Ihrigen zu beurtheilen, so muss die Pädagogik sie vollständiger belehren. Sie kann sie zuvörderst erinnern, dass der Staat sich um den minder Tauglichen auch minder bekümmert. Seine Schulen sollen ihm die Subjecte liefern, die er braucht. Er wählt die Brauchbarsten; die Uebrigen mögen für sich sorgen!

Jedoch angenommen, der Staat sey so grossmüthig, auch von seinen Bedürfnissen abgesehen sich um die Bildung der Einzelnen verdient zu machen, damit Jeder werde was er werden kann: so geht es dennoch, wie bei Wohlthätigkeits-Vereinen. Man bringt die Hülfe dort an, wo sie am wirksamsten ist. Man verlangt, dass Jeder sich selbst helfe, soweit er kann.

Sollen die Schulen für das Bedürfniss der Familien Hülfe schaffen, so müssen diese dafür sorgen, dass die dargebotene Hülfe den rechten Punct treffe. Dem sehr beschäfftigten oder zu nachsichtigen Vater kommt die Strenge der Schuldisciplin wohl zu Statten bei starken, aber nicht bei schwachen und zarten Naturen; sie nützt, wenn Aufsicht in Nebenstunden, in Ferien und an Feiertagen nicht fehlt; sie wirkt schief, wenn ein junger Mensch Auswege findet, und sich wegen des erlittenen Zwanges schadlos zu halten weiss. Der trägere Schüler gewinnt an Munterkeit, Fleiss und Ordnung durch das Beispiel der Mitschüler, wenn er fähig und willig ist, aufgegebene Arbeit zu machen, aber nicht, wenn ihm der Unterricht zu rasch, oder zu mannigfaltig ist; auch nicht, wenn Lust und Talent ihn schneller nach andern Richtungen treibt. Einseitigkeit wird im öffentlichen Unterricht beschämt, aber nicht immer geheilt; es ist oftmals unvermeidlich, ihr nachzugeben, um doch Etwas zu erreichen; und das fordert besondere Lehrstunden. Mittelmässige Köpfe treiben lange Zeit mechanisch fort, was man von ihnen verlangt; sie werden gelobt, erfreuen sich der schönen Zeugnisse, wissen aber den gesammelten Vorrath nicht zu brauchen, und verlieren ihn sobald sie dürfen. Nicht geringe Täuschung haftet an der Summe des Wissens, die jährlich von den Schulen ausgeht; nicht wenig davon verfliegt schon in den Universitäts-Jahren wie leere Spreu. Die Lehrer an öffentlichen Anstalten

erwerben sich eine grosse Summe von Beobachtungen der mannigfaltigsten Schüler; aber nur von der Oberfläche, die sich in der Schule zeigt; und nur in Beziehung auf Disciplin und Lernen; mit seltener Ausnahme solcher Schüler, die ihr Inneres willig öffnen. So sieht ein Historiker die Menschen in Bezug auf die Begebenheiten; er sieht wohl Massen und deren Bewegungen; was keine historische Folgen hat, das sieht er nicht, und mag es nicht beachten. Menschenkenntniss erwerben auch die Schüler, die einander nahe stehen; besser wäre für Manchen, er bliebe in diesem Puncte noch lange unwissend. Einen geselligen Geist erzeugen sie unter sich; einige lernen gehorchen, wo sie nicht sollten, andre herrschen, wo es ihnen nicht gebührt. Starke Muskeln schaffen dem Einen, dreistes Auftreten schafft dem Andern die Herrschaft; der schlaue Knabe weiss andere vorzuschieben, damit sie seine Anschläge ausführen; und alle zusammen halten auf Ehrenpuncte, auf Heimlichkeit und gegenseitige Hülfe in Verlegenheiten. Je grösser eine solche Knaben-Gesellschaft, um desto strenger muss sie beherrscht und beargwohnt werden; aber je mehr Aehnlichkeit mit despotischen Maassregeln, desto mehr verborgener Ingrimm; und desto mehr Neigung und Hoffnung, dereinst selbst despotisiren zu können. Glaubt man, solchen Uebeln zuvorkommen oder abhelfen sey leicht, wenn die Einwirkung des Familiengeistes verschmäht ist?

Sie, mein Freund! werden das sicher nicht glauben; denn Sie besitzen pädagogische Erfahrung. Aber was Fichte, träumend von seiner neuen Erziehung, „deren Zöglinge, ab-„gesondert von der schon erwachsenen Gemeinheit, dennoch „unter einander selbst in Gemeinschaft leben, und so ein „abgesondertes und für sich selbst bestehendes Gemeinwesen „bilden sollen“*) im Jahre 1808 vortrug, das verdiente wohl noch heute eine schärfere Kritik, als es mit Rücksicht auf die Zeit, da er so sprach, scheint gefunden zu haben. Ehrwürdig war der Mann, der im gefahrvollen Augenblick den Muth hatte, irgend einen Vorschlag zur Rettung der Nation

*) Reden an die deutsche Nation, S. 76 und an vielen Stellen.

laut und nachdrücklich zur Sprache zu bringen. Aber ein Vorschlag, der in der bedenklichsten Lage mit aller Würde des feierlichsten Ernstes einer ganzen Nation ans Herz gelegt wurde, hätte nicht der Ueberlegung ermangeln sollen. Ueberlegt nun war hier keinesweges das Unheil, was der rohe psychische Mechanismus in jedem grossen Haufen von Knaben und Männern anrichtet, die ohne die mildernde Einwirkung des Familiengeistes ihre Kräfte an einander messen, bis Einige unterliegen, Andre sich behaupten, und die Meisten sich fügen. Solcher Kampf trägt nicht die mindeste Bürgschaft in sich, dass etwa das Bessere siegen würde. Bei den zusammengehäuften, abgesondert lebenden Knaben hätten sich von vorn an alle bösen Gesinnungen der Barbarei daraus erzeugen müssen; und selbst nachdem barbarische Strenge des männlichen Zwanges dazwischen gefahren wäre, hätten sich die Gesinnungen nur versteckt, ohne gebessert zu seyn. Bewaffnete Banden für den Gebirgskrieg, geschickt in Schluchten und Wäldern zu kämpfen, hätten auf die Art heranwachsen können; gefährlich zuerst dem Feinde, dann dem eignen Lande. Die Nation brauchte ganz andre Retter; und sie hat sie gefunden. Aber eine Vorliebe für die Schulen ist geblieben; als ob Reibung vieler Schüler an einander keine Gefahr, ja Heil brächte; als ob die Witzigung, welche daraus entsteht, schon Besserung, als ob die Verbrüderung, die daraus erwächst, frei vom Partheigeiste, — als ob der Unterricht schon Erziehung, die Disciplin schon Charakterbildung, als ob überhaupt die Jugendbildung ein Geschäfft wäre, das im Grossen, wie Fabriken durch Maschinenwerk, ohne Berücksichtigung der Individuen, mit Vortheil könnte betrieben werden. Hüten wir uns, diese Ansicht zu begünstigen; sonst möchten wir zwar die Schwärmer für uns, aber die erfahrnen Männer wider uns haben, besonders solche, deren sittliche Begriffe zur gehörigen Läuterung gelangt sind. Ein ruhmwürdiges Bestreben und Wirken! aber es trug die Farbe einer verflossenen Zeit.

Scheint es vielleicht, als ob ich den Hauslehrern ihre goldene Zeit zurückwünschte? Gewiss wenigstens nicht auf Kosten der Schulen. Aber das wissen Sie, dass ich in Sachen

der Erziehung jedes Niederdrücken des Familiengeistes als höchst tadelnswerth betrachte; und dies gerade ist der Punct, für welchen ich Ihnen jetzt eine etwas verlängerte Aufmerksamkeit abgewinnen möchte. Der gelehrte Eifer, die erhöhete Besoldung, die vermehrte Achtung des Lehrstandes, die Prüfungsgesetze, die patriotischen Antriebe, die Eröffnung der Aussichten auf mancherlei Beförderung von Seiten des Staats: — das Alles mag zusammenwirkend die Jugend mittelbar und unmittelbar in Bewegung setzen: es ergiebt etwas Anderes als Erziehung, wenn der Familiengeist entweder gar nicht, oder in einer davon verschiedenen Richtung wirkt. Es ergiebt Verbrüderung der Mitschüler, oder deren Gegentheile, theils Unterordnung des Schwächern unter den Stärkeren, theils Spannung unter denen, die gleiche Ansprüche machen. Ohne Zweifel kann man der Aristokratie der besten Köpfe, und der nothwendigen Bescheidenheit aller Andern, welche ihre natürlichen Gränzen frühzeitig kennen lernten, mancherlei Lobreden halten: aber das sind politische Lobreden; keine pädagogischen. Der Erzieher vergleicht seinen Zögling nicht mit Andern; er vergleicht ihn mit sich selbst; er vergleicht das, was der junge Mensch wird, mit dem, was derselbe vermuthlich werden konnte. Er ist mit keinem zufrieden, der hinter sich selbst zurückbleibt; und mit keinem unzufrieden, welcher soviel wird als man *vermuthlich* von ihm erwarten durfte. Wo soll nun der Antrieb liegen, der den Menschen aus sich heraus nach seinem eignen Maasse entwickelt? *Jeder hängt an den Seinigen zuerst und am entschiedensten.* Was aber macht man mit solchen Zöglingen, die als Waisen oder durch ein anderes Unglück dahin kamen, nicht zu wissen, wem sie angehören? — Wie schwankend hier die Erziehung wird, — das, mein theurer Freund, kann sich Ihrer Erfahrung eben so wenig entzogen haben als der meinigen. Doch genug für den Augenblick, wenn Sie darüber mit mir nicht unzufrieden sind, dass ich von Familienverhältnissen zu reden, im Gegensatze gegen jede offen oder versteckt politisirende Pädagogik, gleich Anfangs weit passender und nöthiger glaubte, als eine Berufung auf Principien der praktischen Philosophie und der Psychologie.

Das Systematische, woran wir uns gewöhnt haben, wird uns noch früh genug beschleichen; wenigstens steht es zu unserm Gebrauche bereit; und auch ungebraucht dient es zur Stütze meiner Hoffnung, dass ich eine fragmentarische Arbeit bei Ihnen zur Sichtung und gefälligen Benutzung und Förderung ohne Umstände niederlegen dürfe.

4.

Schon oftmals, mein theurer Freund! bemerkte ich mit Verwunderung, wie schnell und wie bestimmt die Zöglinge während der Ferienreisen durch kurzen Aufenthalt bei den Ihrigen sich einen merklichen Zuwachs an Familien-Aehnlichkeit aneigneten. Wäre die Fortdauer des Besondern in Sitte, Sprache, Interesse, so wie es sich in manchen Häusern kenntlich vestsetzt, einerlei mit jenem Familiengeiste, welchem ich das Uebergewicht über dem Staatsgeiste in der Erziehung wünsche: dann brauchte man nicht mehr zu wünschen was sich von selbst macht. Oder ginge auch nur die Anhänglichkeit eines Jeden an den Seinigen gleichen Schritt mit der Familien-Aehnlichkeit: so wäre diese letztere darum schon eines Wunsches werth, weil das Streben des Sohnes, seinen Eltern zur Freude zu leben, gewiss der haltbarste Mittelpunct ist, um welchen man bei ihm die sittlichen Antriebe sammeln und gleichsam verdichten kann.

Allein weder Sie noch mich will ich mit Erörterungen hierüber langweilen. Lassen wir überhaupt für jetzt die frommen Wünsche! Wir Beide mussten ja lernen die Dinge zu nehmen wie sie sind; und wenn die Frage: *warum* sie so seyen, auch nur unsre Contemplation beschäfftigt, so kann uns wenigstens daraus eine angenehmere Unterhaltung erwachsen, als aus der Betrachtung dessen was anders seyn sollte, und was wir doch nicht ändern können.

Die Familien-Aehnlichkeit erinnert mich an das *Individuale* der mancherlei Gestalten, die sich in die Form eines allgemeinen Erziehungsplans niemals fügen wollen; also auch an die Mannigfaltigkeit pädagogischer Erfahrung, die wir machen, indem wir bei unserm Thun die Zurückwirkung eines Jeden nach *seiner* Art erdulden müssen. Das Ange-

borne ist ein Erbstück, das Angewöhnte der frühesten Jahre ist häusliche Mitgift; — entschuldigen Sie mit dieser Analogie, wenn es nöthig scheint, den Gedankensprung, welchen ich zu machen im Begriff stehe.

Warum wirkt einerlei Erziehung so verschieden auf Verschiedene? Worin liegt das Eigne, was sich uns meistens unabänderlich entgegenstellt? — Es bedarf keiner materialistischen Physiologie, um uns zu erinnern, dass körperliche Verschiedenheiten sich in den geistigen Aeusserungen spiegeln müssen, und es wird Sie nicht verdriessen, wenn ich Sie ersuche, selbst über die Physiologie hinaus einen Blick in die Medicin zu werfen, damit uns nicht bloss das Allgemeine der Verbindung zwischen Seele und Leib, (dies Allgemeine ist nicht der Gegenstand unsrer Frage,) sondern die Grundzüge der möglichen Verschiedenheit zu Gesicht kommen mögen. Helfen Sie mir schöpfen aus den höchst geistreichen Schriften meines verehrten Collegen *Sachs;* von welchem ausser den kleineren, zwei grosse — leider noch nicht vollendete Werke vor mir liegen*). Indem ich Sie dazu einlade, bitte ich Sie zuweilen in meine Ihnen wohl bekannte Naturphilosophie**) zurückzublicken; damit aber die Verknüpfung mit unserm jetzigen Zwecke besser einleuchte, erlauben Sie mir eine kurze Vorerinnerung.

Die Namen: *Sensibilität*, *Irritabilität*, *Vegetation*, sind bekannt. Kann daran eine medicinische Zusammenstellung der Krankheiten sich knüpfen, so dürfen wir erwarten, es werde selbst innerhalb des Zustandes der Gesundheit ähnliche Abweichungen von der allgemeinen Norm geben, deren entferntere Folgen dem Erzieher als Hindernisse seines Thuns fühlbar werden, und die ihn desto mehr befremden, je weniger ihm die Begriffe zu Gebote stehen, auf die er sie zurückführen müsste, um sie begreifen. Zwar wissen Sie, dass es mir nicht einfallen kann, Psychologie in Physiologie zu verwandeln; aber wo uns der wirkliche, ganze Mensch ent-

*) *L. W. Sachs* Grundlinien zu einem System der praktischen Medicin 1. Thl. Leipz. 1821. *Derselbe*, Handbuch des natürlichen Systems der praktischen Medicin 1. Bd. 1. u. 2. Abth. Leipz. 1828. 29.

**) Allgem. Metaphysik nebst den Anfängen der philos. Naturl. Bd. II.

gegenkommt, haben wir da ein reines Ergebniss der Psychologie? Gewiss nicht; sondern wir sehen geistige Thätigkeiten beschränkt und gefördert durch stetes Mitwirken des Leibes; und die Mannigfaltigkeit des letzteren in ihren grossen Umrissen zu überschauen, muss uns wichtig seyn, auch wenn sich finden sollte, dass die Ausbeute solcher Betrachtungen für Pädagogik nur gering seyn könne. Suchen Andre mehr als billig im Leibe, und verkennen sie den Geist: so ist für uns selbst das negative Resultat, man habe hier weit mehr als dort zu suchen, indem dort weniger zu finden sey, als man meinte, — immer noch von Wichtigkeit, um eine minder fruchtbare Nachforschung zu beschränken, und für die bedeutendere den Raum offen zu halten.

Eine ganz leichte Unterscheidung wird die Bahn der Betrachtung eröffnen; die Scheidung des Quale vom Quantum. Wenn Nerv und Blut der Art nach verändert sind, so muss eine andre Klasse von Krankheit — oder überhaupt von Abnormität entstehen, als wenn bloss die Verhältnisse der Quantität eine Abweichung vom Rechten erleiden. Als Beispiel der ersten Art könnte ich die *Gicht* nennen*); aber es giebt ein anderes, welches als häufiges Uebel der Kinder, in unsern pädagogischen Gedankenkreis nur zu tief eingreift; nämlich die *Skrophelsucht***). Für den zweiten Fall hingegen, wo bloss oder doch zunächst ein Verhältniss der Quantität in Betracht kommt, — und das Nächste oder Ursprüngliche ist für uns allein von Bedeutung, da wir nicht mit ausgebildeten Krankheiten, sondern nur mit Krankheits-Anlagen zu thun haben, — für den zweiten Fall also ist eine neue Unterscheidung nöthig, um die Hauptklassen der Krankheiten zu bestimmen. Wir alle kennen, wenigstens oberflächlich, diejenige Aufregung des Gefäss-Systems (des Herzens, der Arterien und Venen,) welche man *Fieber* nennt. Unser Führer***) befiehlt uns, hiebei die Thätigkeit des

*) *Sachs* und *Dulk* Handwörterbuch der praktischen Arzneimittellehre. Zweiter Theil. Artikel: *Colchicum.*

**) A. a. O. I. Band, Artikel *Baryta muriatica.*

***) *Sachs* Handbuch des natürlichen Systems der praktischen Medicin; I. Band, §. 45.

Nervensystems als gehemmt zu betrachten, — während er das sogenannte Wechselfieber in eine ganz andre Stellung bringt; so dass sich die ganze Klasse der eigentlichen Fieberkrankheiten auf *Synocha*, *Nervenfieber* und *Faulfieber* reducirt. Nun aber bleibt noch eine grosse Hauptklasse übrig, nachdem wir sämmtliche Fieber bei Seite gesetzt haben. Soll nämlich das Nervensystem jetzt nicht mehr als gehemmt betrachtet werden, so müssen wir darauf rechnen, dass mit ihm verbunden zugleich das Gefässsystem und die gesammte Vegetation in kranker Aufregung begriffen seyn werde; dass also der *ganze* Organismus sich wider die vorhandene Krankheits-Ursache zu behaupten suche. Und dieses nun giebt eigentlich die erste der drei Hauptklassen; die ich jedoch zuletzt nannte, um desto bequemer aus den vor mir liegenden Werken berichten zu können. Es zerfällt nämlich die erste Hauptklasse in drei Ordnungen, je nachdem die allgemeine Aufregung des Organismus *vorzugsweise* in den Nerven, oder im Gefäss-Systeme, oder im Gebiete der Vegetation ihren Sitz hat. Vor aller weitern Betrachtung ist hier schon sichtbar, dass diese Klasse uns am meisten interessiren werde. Denn bei gesunden, oder doch gesund scheinenden Zöglingen setzen wir natürlich voraus, die Verbindung der Grundsysteme des Organismus sey nicht wesentlich verletzt; und gewiss werden wir uns auf Nervenfieber und Faulfieber nicht einlassen, sondern deren Behandlung dem Arzte überweisen. Dagegen kommt uns viel darauf an, ob in einem Individuo das Nervensystem, oder das Blutsystem sammt der Irritabilität, oder endlich die blosse Vegetation vorherrsche; die geringsten Verschiedenheiten hierin müssen wir gefasst seyn in unsern Erfahrungen einflussreich zu finden. Besonders nahe steht uns das Nervensystem; jedoch am nächsten das Gehirn; nicht ganz so nahe das Rückenmark; auf den ersten Blick möchten wir das Gangliensystem, wenigstens denjenigen Theil desselben, der im Unterleibe wohnt und herrscht, wohl geneigt seyn ganz zu ignoriren; doch würde gar bald die Ueberlegung zurückkehren, dass solche Nerven, welche den geistigen Thätigkeiten keinen unmittelbaren Dienst leisten, ihnen vielleicht desto mehr Hindernisse

in den Weg legen könnten. Auch in Ansehung des Blutsystems darf uns der Unterschied nicht entgehen, ob dessen Aufregung leichter in dem arteriellen Theile der Gefässe, oder in Venen und Haargefässen merklich werde.

Fragen Sie mich nun, ob die vorliegenden Unterscheidungen etwas Pädagogisches darbieten können: so will ich versuchen Ihnen Einiges zu weiterm Nachdenken vorzuschlagen.

1) Die ganze grosse Klasse von Krankheits-Anlagen, wobei der Grundfehler in einer verdorbenen Qualität des Organismus liegt, scheint auf den ersten Blick alle Erziehung so offenbar fruchtlos zu machen, dass Niemand in die Versuchung gerathen werde, sie überall nur zu beginnen; oder zu veranstalten. Oder wer möchte sich mit der Erziehung eines Blödsinnigen befassen? ein Fall, der ohne Zweifel hieher gehört. Und doch könnte ich daran erinnern, dass der Blödsinn verschiedene Grade hat; dass Eltern die Hoffnung einiger günstigen Veränderung nicht zu früh aufgeben dürfen, u. s. w. Allein weit auffallender ist jenes schon erwähnte Beispiel der Skrophelsucht; die uns mahnt, wie leicht der Erzieher in die Lage gerathen könne, sich bei einem Geschäfft, das er nicht ablehnen darf, schmerzliche Täuschungen zu bereiten. Nicht selten nämlich ist mit skrophulöser Anlage eine ausgezeichnete Regsamkeit des Geistes verbunden; der Unterricht schlägt an; er scheint sich reichlich zu belohnen, — und hebt dennoch vielleicht nur ein unglückliches Wesen empor, das von der erreichten Höhe nothwendig wieder herabsinken muss, mit dem traurigen Bewusstseyn, sich nicht halten zu können. Vielleicht! Denn auch das Gegentheil kann sich ereignen. Die Krankheit verliert oder verlarvt sich in den Jahren der körperlichen Ausbildung, *wenn* alle Bedingungen derselben (Bewegung, reine Luft, gewählte Nahrung, Hautcultur) gehörig zusammenwirken. Der Erzieher wird demnach einen unsichern Versuch wagen; ein Fall, den wir ohnehin nur zu oft und zu vielfach eintreten sehen. Aber möchten wir wohl einen Knaben, dessen Familien-Verhältnisse den Wunsch, er möge studiren, nicht ganz von selbst herbeiführen, bei ausgezeichneter Fassungskraft, aber mit Skropheln oder ähnlichen Uebeln behaftet.

aus der Lage worin er geboren wurde hervorziehn, während wir befürchten müssten, der gebildete Geist werde dereinst den Mangel einer vesten körperlichen Stütze drückend empfinden? Daran zweifle ich für Sie und für mich; vielmehr glaube ich, wir würden bei einem Solchen die Gesundheit als das Erste, die Geistesbildung als das Zweite betrachten.

2) Mögen alle Fieber, welcher Art sie auch seyen, aus der Erziehungssphäre wegbleiben; es ist schlimm genug, wenn sie häusliche Sorge verursachen. Allein die Bemerkung will ich nicht unterdrücken, dass für den Satz, in Fiebern seyen die Nerven gehemmt, meine pädagogische Erfahrung einige Bestätigung darbieten möchte. Denn ich erinnere mich an Individuen, welchen das Fieber auch während sie gesund sind, doch niemals recht fern zu stehn scheint. Ihre Gefässe haben eine auffallende Reizbarkeit; sie werden blass und roth ohne besondern Grund; Verlegenheit bei Prüfungen, brennend heisse Wangen bei mässigen Anstrengungen oder Vorwürfen, mühsam unterdrücktes Weinen bei geringfügigen Versagungen, — dabei Unfähigkeit oder wenigstens grosse Anstrengung, sich wieder zu sammeln, wann einmal der Affect erregt worden: — diese und ähnliche Zeichen lassen schliessen, dass dem Nervensystem zwar die Fähigkeit zu reizen, aber kein hinreichender Widerstand gegen die Rückwirkungen des Gefässsystems, also nicht die Macht zu herrschen und bändigen, in solchen Individuen beiwohne. Wenn nun auch Witz, Geschmack, Gewandtheit dem Erzieher guten Muth machen: dennoch wird er seine Hoffnung beschränken müssen. Denn selbst bei blühender Gesundheit schimmert bei dieser Neigung zum fieberhaften Zustande eine Schwäche durch, die nicht erlauben wird, etwas Zusammenhängendes zu vollbringen. Man darf also auch nicht auf diejenige Sammlung rechnen, die nöthig ist, um durchs Lernen eine veste Grundlage des Wissens zu gewinnen. Man muss erwarten, Vieles bald vergessen, Anderes entstellt zu finden; — und dies Uebel wird nicht eher aufhören, als bis vielleicht eine glückliche Stärkung des Gefässsystems eintritt, sey sie nun ein Geschenk der Natur, oder des Zufalls, oder ein Werk der sorgfältigen diätetischen Behandlung.

Vergleichen wir nun diesen Fall mit dem vorigen: so erblicken wir in beiden, Missverhältnisse des Nervensystems; in beiden auch einige Hoffnung zum Besserwerden; aber unter sehr verschiedenen Nebenbestimmungen. Die Skrophelsucht wird weniger nachtheilig auf den Zusammenhang der geistigen Thätigkeit einwirken; sie wird erlauben, ein höheres Gebäude der geistigen Ausbildung aufzuführen; aber sie droht ihm den schlimmeren Sturz, je höher es sich erhob. Die Reizbarkeit des Gefässsystems wird mehr einzelne Störungen anrichten, sie wird weniger Gelehrsamkeit zulassen; dagegen wird sie den Affecten mehr Mannigfaltigkeit, den Gefühlen mehr Spielraum geben, und das Wohl und Wehe beider herbeiführen. Die schlimmeren Fälle der torpiden Skrophelsucht, oder des wirklichen Kränkelns aus übergrosser Gefässreizung mögen hier unerwähnt bleiben.

3) Wollen wir zu der angemessenen Voraussetzung aller Erziehung übergehn, der Körper sey gesund: so müssen wir unstreitig annehmen, dass im Falle des Eintritts irgend eines Fremdartigen, welches Krankheit verursachen könnte, sogleich der ganze Organismus eine Reaction auszuüben bereit seyn würde, wobei nicht bloss Hirn, Rückenmark und Ganglien, sondern mit dem Nervensystem auch das Blut sammt den Organen die es lenken und läutern, ja selbst die Vegetation sammt den ihr vorarbeitenden Werkzeugen der Verdauung, — jedes das Seinige zu thun bekäme. Ich sage absichtlich, im Falle des Eintritts eines Fremdartigen, welches Krankheit verursachen könnte! Denn so lange keinem Organe zugemuthet wird, den gewöhnlichen Kreis seiner Thätigkeit zu verlassen, und einem fremdartigen Reize zu entsprechen, gehört es gerade umgekehrt zu den Kennzeichen und Erfordernissen der Gesundheit, dass die Organe abgesondert ihre Verrichtungen nach den jedesmaligen Umständen vollführen, ohne sich eins ums andre zu bekümmern. Zwar auch bei den besten Schriftstellern lesen wir den Satz: der Lebensact des Gesammt-Organismus sey nur ein einziger. Allein es bedarf kaum der Erinnerung, dass hierin ein Residuum der spinozistisch-idealistischen Naturphilosophie zu erkennen ist. Wir können uns mit den allerbekanntesten

Erfahrungen begnügen. Nichts ist gewisser, als dass der wahrhaft gesunde Mensch seinen Körper nicht fühlt. Die berühmte Entgegensetzung des Ich und Nicht-Ich geschieht ganz unbefangen; auch der Idealist, als ein Gesunder, hält die Frage nach dem Vermittler zwischen Uns Selbst und der Aussenwelt, — dem Leibe, — solange für eine Querfrage, bis es ihm hintennach etwa einfällt, Luft und Licht nach seiner Manier zu deduciren; aber er deducirt weder das verlängerte Mark noch die cauda equina, weder die pia mater noch die dura mater, denn — weil er nichts davon *lernte*, so *weiss* er auch nichts davon, und *darf* nichts davon wissen, *oder er würde aufhören gesund zu seyn.* Kein Organ darf seine besondere Existenz verrathen; keins darf sein Thun oder Nicht-Thun anzeigen; — das heisst, keins darf dadurch in dem Zustande der Sinnes-Nerven einen Unterschied hervorbringen. Während der Magen verdaut, muss das Gehirn dem Denken nachgeben; und was aus dem ganzen Denkgebiete nun gerade den Denker beschäfftige, das muss dem Magen eben so gleichgültig seyn, als die Verschiedenheit der Speisen, die nun gerade verdauet werden, dem Gehirne gleichgültig seyn soll. Kommt es schon dahin, dass eine gewählte Diät beobachtet werden muss; wird es wohl gar nöthig, die Zeit nach der Mahlzeit als untauglich zum Studiren von den Arbeitsstunden abzusondern: dann ist keine reine Gesundheit mehr vorhanden.

Sie werden mich nicht so missverstehen, als ob ich hiemit den bekanntesten Vorsichts-Regeln der Lebensordnung widersprechen wollte. Wer wird zu wissentlicher Unvorsichtigkeit rathen? Krankheit droht immer; sie drohet auch dem Gesundesten. Absolute Gesundheit ist ein Ideal; die Annäherung zu demselben bezeichnet den Grad der jedesmal vorhandenen relativen Gesundheit. Und vergleichungsweise gesund durfte ich mich ohne Zweifel in meinen Jugendjahren nennen, da ich täglich unmittelbar vor der Schulstunde mein Mittagsbrod bekam, dann eilig eine Strasse hinablief, um auf der Schulbank zu lernen! Welcher organische Process geht leichter von Statten, welcher stört weniger das Ganze des übrigen organischen Daseyns, als im Jünglings-Alter der

Verdauungs-Process! Und wieviel ist dagegen im späteren Mannes-Alter dabei zu bedenken und zu verhüten! Jahrzehende lang habe ich diejenigen ausgelacht, die mir warnend sagten, es sey nicht gesund, während des angestrengten Denkens rasch zu gehen. Meilenweit bin ich gegangen, recht eigentlich um desto bequemer innerlich zu botanisiren. Und jetzt — doch still davon!

Kurz: je entfernter derjenige Zustand bleibt, worin die verschiedenen Theile des Nervensystems einander zur Gesammtwirkung auffordern, ja wohl gar das Gefässsystem erregen und am Ende selbst die Vegetation ins Spiel ziehn: desto besser steht es um das, was wir als Erzieher Gesundheit nennen. Der Knabe soll still sitzen können; er soll auch laufen können, je nachdem er will oder Befehl empfängt; ohne Ungemach weder für das Hirn noch für das Rückenmark mit seinen Nerven.

4) So nun finden wir es nicht immer. Sehr oft zeigt sich bei denen, die gern still sitzend arbeiten möchten, ein Bedürfniss der Bewegung; sie wechseln die Haltung des Körpers; sie strecken Arme und Beine hierhin und dorthin. Ohne Zweifel eine Reizung, die vom Gefässsysteme ausgehend sich dem System der Ganglien und dem Rückenmarke mittheilt. In seltenern Fällen sind jüngere Knaben so gänzlich quecksilbern, dass sie während der angenehmsten Erzählungen und Gespräche nicht einen Augenblick die Füsse still halten können. Die Erfahrung sagt, dass alsdann in spätern Jahren eine Dumpfheit des Geistes, ein Stocken der geistigen Fortschritte, verbunden mit unwillkommenen und voreiligen Aufregungen des Gefässsystems zu erwarten steht. Wer wird solche Fälle verwechseln mit der Munterkeit lebhafter Köpfe, die sich zwar auch sehr behende zeigen im Laufen und Springen, und sehr rührig um etwas zu fassen, zu heben, zu behandeln, aber stets mit einer Absichtlichkeit, die vom Geiste ausgeht; anstatt dass jenes Quecksilber im Blute lag, und sich gelten machte wider das Gehirn. Hätte man dem Blute seinen Willen gethan, und vom Hirn weniger verlangt: vielleicht hätte man, bei übrigens etwas knapper Kost, die Gefässe ruhiger gestimmt, und der *spätern* geistigen

Bildung mehr vorgearbeitet. Doch bekenne ich, ein wesentliches Umändern solcher Naturen sehr bezweifeln zu müssen.

5) Ohne Vergleich besser gelingt es der körperlichen Pflege, denen aufzuhelfen, bei welchen Schwäche des Gefässsystems, und die dadurch entstandene Abspannung des Geistes merklich wird. Sorgfältige Lebensordnung und gute Nahrung helfen allmählig den Mangel ersetzen; und alsdann wirkt auch der Unterricht besser. Doch in dieser Hinsicht ist es nöthig, das Nächstvorhergehende zu vergleichen. Jene quecksilbernen Naturen sind nicht gerade schwer zu unterrichten — bis in die Jünglingsjahre; alsdann aber verwüstet der Blutsturm die angebauten Felder; der Gewinn des Unterrichts geht grossentheils verloren. Hingegen die blassen, blutlosen Kinder sah man lange stocken in geistiger Thätigkeit, sie kauten an den Worten, gaben regelmässig einige falsche Antworten, bevor die wahre zum Vorschein kam; allein wie das Blutleben sich hob, gewann auch ihr Gedankenfluss; und wenn die frühern Knabenjahre wenig geschafft hatten, so brachten spätere Jahre, die sich dem Jünglingsalter nähern, dafür Ersatz.

Doch das wichtige Verhältniss zwischen Blutsystem und Nerven erinnert mich an einen Gegenstand von solcher Wichtigkeit für jeden Lehrer, dass daneben oft genug alles Uebrige gering geschätzt wird; — an das Gedächtniss; *das* erste aller Seelenvermögen, auf welches jeder Unterricht, der beste wie der schlechteste, seine Hoffnungen bauet. Denn weder die Sinne noch der Verstand noch das Gefühl helfen dem Lehrer irgend ein merkliches Stückchen Arbeit zu vollbringen, wenn heute vergessen ist, was gestern gelernt — gleichviel ob gesehen, oder begriffen, oder gefühlt wurde.

5.

Sie sehen, mein Freund! es ist auch mir begegnet, vom Gedächtniss als einem Seelenvermögen zu reden. Musste ich nicht darüber erschrecken? Wenigstens legte ich die Feder weg, als mir einfiel, wie oft auch Sie, in der Mitte pädagogischer Erfahrungen, in diesem Puncte Mühe gehabt haben

mögen, Ihr gütiges Vertrauen zu meinen psychologischen Untersuchungen aufrecht zu erhalten. Denn sehen wir es nicht vor Augen, dass einige Knaben von Natur ein treffliches Gedächtniss haben, andre nicht? Sehen wir nicht, dass hiebei der Unterschied des guten Willens gar wenig in Betracht kommt? Die stärksten Anstrengungen des Schülers und des Lehrers vermögen diesen schneidenden Unterschied nicht zu verwischen. Auch die andern Seelenvermögen (sehen Sie wie freigebig ich bin!) machen hiebei keinen Umstand begreiflicher. Kein besonderer Verstand oder Unverstand kündigt sich dadurch an, dass der eine leicht aufsagt, was der andre vergisst; selbst der Mangel an Interesse hindert jenen nicht am Behalten, während freilich dieser nur so leichter vergisst, was er nicht nöthig findet sich einzuprägen. Doch die Phänomene des Gedächtnisses sind mir zu bunt, um sie auf einmal zu sondern und zu beleuchten; wir werden öfter darauf zurückkommen müssen. Fürs erste mag es genügen, sie nur im Zusammenhange des vorigen Briefes zu überlegen.

Das Gedächtniss hängt ab von der Bildung und von der unveränderten Reproduction der Vorstellungsreihen. Die Hindernisse liegen also entweder in der anfänglichen Reihenbildung oder in der Reproduction. Welche Fehler im Reproduciren liegen, diese kann man grösstentheils entfernt halten, wenn man keine oder nur sehr geringe Zeit verstreichen lässt zwischen Lernen und Aufsagen. Denn was man eigentlich Vergessen nennt, das braucht Zeit; andre Gedanken müssen sich einschieben zwischen dem Memoriren und dem Wiedergeben; auch das schlechteste Gedächtniss pflegt nach einer Viertelstunde noch treu zu seyn. Und doch — vergisst nicht mancher Knabe dieselbe Vocabel schon jetzt, die er nur vor ein paar Minuten im Lexicon aufschlug? Wer nicht an den Gebrauch der Logarithmen-Tafeln gewöhnt ist, der wird kaum sieben Ziffern wohlbehalten aus dem Buche aufs Papier bringen, ohne mehr als einmal nachzusehen, und seine Arbeit stückweise zu vollführen. Dennoch werden wir die Beobachtung dessen, worauf es ankommt, wenigstens reiner anstellen, wenn wir die Zeit verkürzen,

während welcher das Aufgefasste soll behalten werden. Es kommt dann wenigstens Etwas von dem so eben Vernommenen wieder zum Vorschein, aber entstellt, wenn schon die Reihenbildung fehlerhaft gewesen war. Entstellt entweder durch veränderte Reihenfolge, oder durch Auslassen, oder durch Einschieben fremder Zusätze. Der zweite dieser Fehler ist der einfachste; der erste und dritte mag einer falschen Reproduction einstweilen zugerechnet werden, obgleich beide recht füglich auch während des Auffassens selbst entstehen konnten.

Was nun das Auslassen anlangt, — diese reine Negation des Behaltens, — so liegt es am nächsten, zu fragen, ob denn das Ausgelassene überall nur sey aufgefasst worden? Hat eine Lehrstunde dem Schüler zu lange gedauert, so bemerkt man bald, dass er nun soviel wie nichts mehr vernimmt. Kein Wunder, dass er nichts behält; auch nicht für eine Minute. Dieser Vorgang kann zwar im Allgemeinen psychisch seyn, nämlich nach Anhäufung vieler sehr neuer Vorstellungen; aber wir bemerken oft genug, dass die ermüdeten Schüler auch das Bekannteste nicht mehr von sich geben können; sie scheinen alles vergessen zu haben, auch was sie am nächsten Tage wieder wissen. Hört man noch nicht auf zu lehren, (was freilich längst vorher Zeit gewesen wäre), so verräth sich endlich die körperliche Verstimmung ganz unverkennbar — und zwar als liegend im Gefässsystem. Miene und Gesichtsfarbe ermahnen uns, den Schüler aufstehen zu heissen, damit er sich — Bewegung mache, das heisst, damit der Blutumlauf wieder frei werde. Es war ein Affect entstanden, für den es vielleicht keinen passenden Namen giebt, der aber offenbar die zwei Bestandtheile jedes Affects, — Reizung der Gefässe durch die Nerven, und rückwärts Hemmung der Nerven von Seiten des Gefässsystems, — in sich trägt. Dieser Affect will Zeit haben, um wieder zur Ruhe zu kommen.

Ist dieselbe Reizung und Hemmung immer ein Hinderniss fürs Lernen? Man wird uns erinnern an so Manches, was mit Thränen und Schluchzen gelernt, — aber doch gelernt und behalten wurde. Wie mancher Baum schon ist

gewaltsam gebogen, und hat alsdann fortwachsend die Stellung behalten, die man ihm aufzwang! Und wie ungern wir es aussprechen mögen: es giebt einen sehr gesunden jugendlichen Frohsinn, den man durchaus brechen muss, wenn er, gutartig wie er ist, nicht baldige Laster oder mindestens bleibende Unwissenheit ankündigen soll. Allein diese Art von Gedächtnissschwäche, — ich möchte sie die übermüthige nennen, weil sie von einer vorhandenen Energie abhängt, die voreilig in ihrer Richtung bestimmt, aus ihrer Bahn getrieben werden muss, um besser geleitet zu werden, — dieses in frühern Jahren leicht heilbare Uebel können wir für jetzt bei Seite setzen; denn es ist keinesweges die wahre Schwäche, sondern nur deren täuschendes Bild.

Hievon abgesehen nun, können wir es aussprechen: das rechte Verhältniss zwischen Gefäss- und Nerven-System ist die erste sehr wesentliche Bedingung des guten Gedächtnisses.

Denn derjenige Zustand des Gehirns, in welchen es sich während des Auffassens versetzt, darf im geringsten nicht gestört werden, wofern nicht die Vorstellung, welche eben jetzt gewonnen ist, sogleich eine Hemmung erleiden soll, die zu plötzlich ist, um der gehörigen Verschmelzung mit dem was vorherging und folgt, die verlangte Ausbildung zu gestatten. Kann also das Gefässsystem irgendwie dazu gelangen, den Zustand des Gehirns nach sich zu bestimmen, ohne durch eine überlegene Rückwirkung von dorther besiegt zu werden: so verdirbt es — nicht etwa die Reproduction, die zu andern Zeiten gelingen würde, — sondern gleich die erste Reihenbildung; das Behalten wird im Keime erstickt, nämlich im Auffassen.

Es ist noch nicht nöthig, dass wir hier schon vom Auffassen das Einprägen oder eigentliche Memoriren unterscheiden; genug dass diese weit höher stehende psychische Thätigkeit gewiss auch sehr leiden muss, wenn schon das Gehirn seine Zustände muss Preis geben an die Störung durch andringende Blutwellen oder durch Stocken desjenigen Blutes (oder derjenigen Lymphe), wovon eben jetzt das Gehirn sich befreien sollte.

Wenden wir unsern Blick auf die Erfahrung: so wird

es, glaube ich, hier an Bestätigungen nicht fehlen. Zuvörderst mag uns das ganz Bekannte einfallen, dass grosse Geister oft in auffallend kleinen Leibern gewohnt haben, deren Blutsystem also keinen vorherrschenden Trieb des Wachsens bewirkt hatte; solche grosse Männer aber, wie Friedrich, wie Napoleon, sind gerade ihres Gedächtnisses wegen berühmt, welches die Grundlage ihrer übrigen geistigen Thätigkeit darbot. Umgekehrt schweben mir Individuen vor, deren frühzeitiges Wachsen, nicht bloss in die Höhe, sondern zugleich in die Breite, mit allgemeiner Gedächtnissschwäche verbunden war. Und wenn dies nicht als Regel angesehen werden kann: so möchte ein besonders günstiger Bau des Gehirns, und sichtbar schon der Stirn, den Nachtheil des starken Wachsens bei blutreichen Körpern soweit vergüten, als eben nöthig, um die Gedächtnissschwäche nicht auffallend hervortreten zu lassen.

Sehr nöthig aber ist hier, auch der beiden andern Nervensysteme, ausser dem Gehirn, zu gedenken. Denn zuvörderst hängt das Gehirn mit dem übrigen Organismus sehr wesentlich durchs Rückenmark zusammen; und andrerseits hängt die Blutbewegung grossentheils ab vom Gangliensysteme; daher sich sehr verwickelte Verhältnisse erzeugen können, welche durch ihre Mannigfaltigkeit vermuthlich Schuld sind, wenn die allgemeine Erfahrung nicht schon längst auf durchgreifende Bemerkungen über diesen Gegenstand führte.

6.

Ihnen anheimstellend, zu versuchen, ob Sie aus medicinischen Schriften mehr Belehrung über psychische Eigenheiten, die vom Blute abhängen, zu schöpfen Gelegenheit finden können: muss ich Sie jetzt an meine Naturphilosophie erinnern, worin ich, wie Sie wissen, die Begriffe der Irritabilität und Sensibilität enger begränzt habe, als jetzt gewöhnlich ist; indem ich mehr an *Haller'n* vesthielt, weil ich mich nicht überzeugen konnte, dass die Erweiterung seiner Benennungen zu wahrer Aufklärung der Sache verhelfe. Für jetzt will ich die physiologischen Fragen nicht weiter berühren. In pädagogischer Hinsicht ist die Betrachtung der Störungen, welche

ein Blutstrom dem Gedankenlaufe zufügen kann, völlig verschieden von der Rücksicht auf starke oder schwache Muskeln, durch welche das Mehr oder Weniger der körperlichen Rüstigkeit und Thätigkeit unsrer Zöglinge bestimmt wird; und für uns könnte nur Verwirrung entstehn, wenn wir Jenes und Dieses durch das blosse Wort: Irritabilität, in Verbindung bringen wollten. Eben so ist eine Sensibilität des Gangliensystems, solange dadurch keine Sensationen ins Bewusstseyn gelangen, für uns etwas ganz Anderes, als die offenen Sinne und die Leichtigkeit des Anschauens, woran uns für die Erziehung unmittelbar gelegen ist. Wundern Sie Sich also nicht, wenn ich gar Manches, woran wir bei der Irritabilität und Sensibilität zu denken uns nicht veranlasst finden, von jetzt an, lediglich der Vegetation, als dem dritten Factor des thierischen Lebens, zuweise; und das, wie es mir scheint, selbst nicht ohne physiologischen Grund. Denn gewiss vegetiren auch die Nerven und die Muskeln. Gewiss haben auch sie ihre vegetative Gesundheit und ihre Vegetations-Krankheit. Sie müssen wachsen, wie alle andern Theile des Leibes; und da sie zunehmen, so ist höchst wahrscheinlich, dass sie auch abnehmen, also einen *Stoffwechsel* erleiden, der eben die wesentliche Grundbedingung aller Vegetation ausmacht. Hingegen bei der Irritation und Sensation kommt dieser Stoffwechsel nicht in Betracht; Muskeln und Nerven wirken hier als etwas Vorhandenes und nicht erst Werdendes. Dabei könnte ich gleichnissweise an die Grundbegriffe der Mechanik erinnern. Beschleunigende Kräfte erzeugen Geschwindigkeiten; aber das erste Differential des Weges hängt nicht von den Kräften, sondern nur von der schon vorhandenen Geschwindigkeit ab.

Von hier an also verstehe ich unter Irritabilität nichts anderes als Fähigkeit zur willkührlichen Bewegung; unter Sensibilität nichts anderes als Fähigkeit zu empfinden; alles Uebrige des leiblichen Lebens befasse ich unter dem Ausdrucke Vegetation; die meinethalben unter andern auch eine Vegetations-Bestimmung der Muskeln und Nerven seyn mag.

Dies vorausgesetzt: so lässt sich nun eine Untersuchung auf combinatorischem Wege einleiten. Während immer noch

Vegetation, Irritabilität und Sensibilität die Grundlage ausmachen, über welcher das geistige Daseyn sich erhebt: können wir die Beschränkungen, welche für dieses von dorther zu fürchten sind, auf sieben denkbare Fälle zurückführen. Denn entweder leidet nur Einer von jenen Factoren des leiblichen Lebens; oder zwei; oder alle drei. Also:

1) Es leide bloss die Vegetation; jedoch nicht in dem Grade und in der Art, dass daraus für Bewegung und Empfindung ein merklicher Verlust entstünde. So sehen wir unsern Zögling in voller Thätigkeit des Leibes und des Geistes; wir sehen ihn im Laufen und Tragen, im Anschauen und Denken tüchtig und aufgeregt, — aber dennoch verstimmt, wie einen, der gesund scheint, und von verborgener Krankheit gedrückt oder geneckt ist.

Auf diesen Fall glaube ich manche sehr üble Erscheinungen zurückführen zu müssen, welche den Erzieher in die grösste Verlegenheit setzen. Die Erfahrung zeigt unleugbar *Geister, die verneinen*; sie zeigt deren schon im frühen Knabenalter. Es giebt Kinder, denen nichts recht ist, die in Alles einen bittern Tropfen hineintragen; überall tadeln, schmähen, verläumden; weil sie überall eine Kehrseite erblicken, und selbst im Genusse nie eigentlich froh werden. Das Böse keimt bei ihnen so leicht und so früh, dass man unwillkührlich an Erbsünde erinnert wird. Zuweilen, doch nicht immer, lässt sich etwas Disharmonisches in ihrem Körperbau nachweisen; dass aber ein solches auch tief verborgen liegen könne, — wen wird das wundern? Jeder tüchtige Erzieher wird solche Subjecte zwar unter strenge Regierung nehmen, ihnen Respect, ja Furcht einflössen; dabei sich hüten, sie unnöthig zu reizen, und am wenigsten mit ihnen scherzen. Aber das sind Palliative. Sorgfältige Diät, strenges Maass im Lernen und Geniessen, vielleicht Arzenei, ist ihnen nöthig; Erheiterung, wenn man diese nur auf unschuldige Weise schaffen kann, ist heilsam.

Damit contrastiren Andre, welchen von früher Jugend an bis ins spätere Leben die glückliche Neigung beiwohnt, Alles im Rosenlichte zu sehen. Zu ihrem Schaden für ihr Denken und Handeln sind sie unaufgelegt, durch Kritik zur

Wahrheit zu gelangen; heitere Täuschung ist das Element ihres Lebens. Mit ihnen hat der Erzieher keine Noth, höchstens als Lehrer, wenn er ihnen das Auge schärfen muss. Der Arzt wird schwerlich einräumen, diese seyen gesunder als jene. Wenn nur alles Krankseyn sich dem Arzte offenbarte!

Möchte es wenigstens dem Erzieher nicht an Diagnostik fehlen, um bei jenen Ersten sich vor der Verwechselung mit scheinbar ähnlichen, aber weit eher heilbaren Subjecten zu hüten, bei welchen falsche Behandlung in den frühesten Jahren den Grund des Uebels ausmacht. Dahin gehört Strenge des Vaters bei heimlicher Nachsicht der Mutter, früh durchschaute Kniffe der Umgebung sammt gelungener Nachahmung schlechter Beispiele. Schwer ist auch hier die Besserung; aber sie liegt doch im Kreise des Erziehers, der nicht in die Nothwendigkeit gesetzt wird, den Arzt mehr zu fragen als dieser beantworten kann.

Um dem angegebenen ersten Falle einen Namen zur künftigen Bezeichnung zu geben, wollen wir uns an die bekannte Unterscheidung der Temperamente erinnern. Der *Cholericus*, dessen verborgenes Uebel einst in der Galle gesucht wurde, dem man jedoch Regsamkeit des Körpers und Geistes genug zugestand, leidet an Verstimmung ohne hinreichenden äusseren Grund; er mag für jene verneinenden Naturen den Namen hergeben.

2) Bloss die Irritabilität sey der Sitz des Fehlers. So erkennen wir den lebensfrohen, guten Kopf; dem aber bei seiner Muskelschwäche mehr innere, als äussere Thätigkeit eigen ist. Unter seinen Genossen ist er sogleich zu erkennen, indem er durch Leistungen geistiger Art für diejenige Ehre, welche die Jugend so gern in der Gymnastik sucht, Ersatz zu gewinnen trachtet. Nach Platon ist Musik das Gegenstück der Gymnastik; wir wollen also diesen hier den *Musikus* nennen. Was der Erzieher thun werde, ihm zu helfen, liegt am Tage; er wird ihm Bewegung, mässige Leibesübung, Bäder, — wo möglich das Seebad verordnen; und ihm die Bücher zuweilen wegnehmen.

3) Bloss die Sensibilität sey mangelhaft. Aber dieser Factor des leiblichen Daseyns ist uns in psychischer Hin-

sicht so wichtig, dass wir uns auf Unterabtheilungen einlassen müssen.

a) Es giebt eine Sensibilität, welche die gewöhnlichen Psychologen dem innern Sinne zuschreiben würden. Fehlt diese: so merkt der Mensch wenig von seinem eignen Zustande. Seine Gedanken können wechseln, er kommt darum nicht aus der gewohnten Ruhe. Er weiss, dass ihm die Wechsel des Lebens Freude oder Trauer gebracht haben; er *weiss es* zwar, aber es erfolgt keine besondere Bewegung des Gemüths; am wenigsten eine solche Aufregung, die man *Affect* zu nennen pflegt. Der Grundton seines Fühlens bleibt im Ganzen der nämliche. Wir wollen ihm das sogenannte *böotische* Temperament zuschreiben; allein ich muss bemerken, dass ich es in der Erfahrung nur da sehr kenntlich angetroffen habe, wo es zugleich mit einiger Stumpfheit der äussern Sinne verbunden war. Vielleicht ist die Möglichkeit desselben an einen Zusatz solcher Art gebunden, wo es nämlich als Natur-Anlage, und nicht als blosse Folge sehr einförmiger Lebensweise hervortreten soll. Denn an eine organische Anlage zum innern Sinne, welche vorhanden seyn oder fehlen könnte, zu denken, — das ist gänzliche Unkunde der wahren Psychologie. Hindernisse lassen sich allerdings denken; aber auch schon die äussern Sinne können mehr oder *weniger* das gesammte Nervenleben anregen, und hiemit einen grössern oder *geringeren* Wechsel des Lebensgefühls zur Gewohnheit machen. Es kann seyn, und ist selbst wahrscheinlich, dass schon der Geschwindigkeit, womit die Sensationen sich durch das Nervensystem fortpflanzen, verschiedene Grade zukommen; und dass vermöge der Verzögerung, welche die sonst hinreichende Sinnes-Thätigkeit in manchen Menschen erleidet, der ganze Nervenzustand eine Art von Beharrlichkeit erlangt, die er auch da behauptet, wo sonst vermöge der innern Apperception lebhafte Affecten zu entstehen, und das Ganze des Gemüths — das heisst, die sämmtlichen Vorstellungsmassen, nach sich zu bestimmen pflegen.

Von dem Falle, wo einzelne unter den äussern Sinnen schwach sind, wollen wir nicht besonders reden; wohl aber

nunmehr eines Missverhältnisses erwähnen, worein die beiden Hauptzweige der Sensibilität gegen einander treten können.

b) In der Regel soll die Sensibilität des Gehirns sehr gross seyn gegen die des Gangliensystems. Dieses Verhältniss kann verrückt werden, und zwar nicht bloss durch Fehler der Vegetation, sondern auch gerade umgekehrt durch ihr starkes Gedeihen, während damit das Gehirn nicht gleichen Schritt hält. Hier finden wir den *Sanguinicus*, der sein Wohlseyn, aber auch den geringsten Mangel desselben gar zu sehr fühlt; und dieses Gefühls durchs Denken und Wollen nicht mächtig werden kann.

Der Sanguinicus steht dem Böoten näher, als es scheinen mag. Bei ernsten Angelegenheiten zeigt sich der eine leichtfertig, der andre geduldig; das heisst, beide sind sorglos, wenn nicht der Augenblick drängt. Doch wenn es gilt, wird der eine sich schneller rühren, der andre mehr leisten. Nur lassen beide die Sachen an sich kommen, so lange beim Sanguinicus das augenblickliche Wohlseyn, beim Böoten die Ruhe vorherrscht.

Beide machen dem Erzieher Noth genug; wiewohl der Böote fleissig und regelmässig lernt, was ihm aufgegeben ist, während der Sanguinicus nur im Fluge erhascht was ihn nicht lange plagt, — oder wartet, bis hier erzwungen und dort versüsst wird, was man von ihm fordert. Was hilfts, wenn der Böote lernt und behält? Er fühlt nichts; Alles lässt ihn gleichgültig; hat er aufgesagt, so ist er fertig. Was frommts, wenn der Sanguinicus leicht fasst was er gleich vergisst? Auch das Zwingen und das Versüssen wirkt nur auf eine Zeitlang; bald wird er eilen, sich in den Strudel des Vergnügens zu stürzen. Dem einen wie dem andern bleibt das höhere geistige Leben fremd.

Einige habe ich abwechselnd für böotisch und für sanguinisch gehalten. Ist das ein Wunder? Die höhere Sensibilität fehlt. Fragt man, *warum* sie fehle? so erblickt man oft gar keinen Grund, sondern den blossen Mangel; zu andern Zeiten liegt eine Behaglichkeit am Tage, die sichs vollends bequem, oder auch die sich lustig machen will. Bald eine unbegreifliche Geduld, Verweise anzuhören, und das

hundertfach Wiederholte nochmals zu wiederholen; bald die entschiedenste Ungeduld, die vom persönlichen Respect, aber nicht vom Gegenstande, zwar noch zum Sitzen, aber nicht mehr zum Hören und zum Nachdenken bewogen wird.

Und oft genug steckt wirklich hinter dem Böoten der Sanguinicus verborgen; auch ist umgekehrt der Sanguinicus, bei allem äussern Leben, böotisch genug in seinem Innern.

Die zweite und dritte Hauptklasse werden uns weniger aufhalten. Denn wo schon mehr als ein Factor des leiblichen Lebens fehlt, da ist der Geist nicht bloss eingekörpert, sondern wahrhaft gefangen.

4) Vegetation und Irritabilität fehlen zugleich in merklichem Grade. So lebt der *Melancholicus*, oder das kränkelnde Weib; verstimmt, und schlaff; hülfsbedürftig, und unfähig sich nach Hülfe umzusehen. Doch wenn die Sensibilität noch wacht, so findet eine sehr gütige Fürsorge der Erziehung hier Gelegenheit, sich Verdienste zu erwerben; und öfter als man glauben möchte, findet sie sich belohnt, wofern sie nur nicht auf glänzende Erfolge ausgeht. Dass die Erziehung in solchem Falle zugleich körperlich und geistig seyn muss, dass sie nicht bloss stärken, sondern auch erheitern und erfreuen muss, liegt am Tage.

5) Vegetation und Sensibilität fehlen zugleich in merklichem Grade. Nur die Irritabilität ragt noch hervor. Was kann sie denn schaffen? — Sie kann noch zerstören; wenigstens schaden. Der böotische Cholericus — der tückische Dummkopf fällt in diese Klasse.

6) Es mangelt zugleich an Irritabilität und Sensibilität; die Vegetation gedeiht noch. Also nähern wir uns dem Pflanzenleben; der *Phlegmaticus* vegetirt. Der höhere Grad des Phlegma streift schon an die folgende letzte Klasse.

7) Der Fehler ist dreifach; es fehlt an Vegetation, Irritabilität und Sensibilität zugleich. Das ergiebt Blödsinn. Von den drei letzten Klassen in pädagogischer Rücksicht noch insbesondere zu sprechen, das hiesse die Geduld meines geehrten Freundes missbrauchen.

7.

Die Namen der Temperamente haben sich schon manche Auslegungen gefallen lassen; gleich den vier Cardinaltugenden der Alten, die auch den Worten nach die nämlichen blieben bei grosser Verschiedenheit der Begriffe. Selbst an meine Psychologie könnten Sie mich erinnern; wo das sanguinische und melancholische Temperament auf den Unterschied der Gefühle, hingegen das cholerische und phlegmatische auf den Grad der Erregbarkeit zu Affecten, ist zurückgeführt worden. Und wo blieb denn damals das böotische Temperament? Lassen Sie uns immerhin hiebei anknüpfen, um das Uebrige alsdann ebenfalls ins Licht zu setzen.

Das böotische Temperament oder das bäurische, — welcher Name gefällt Ihnen besser? Beide sollen einerlei bedeuten. Aber wie ist das möglich? Gesetzt einmal, die Böotier, ein Volksstamm, hätten eine eigne ungünstige Organisation gehabt, als einen gemeinsamen Erbfehler: haben denn die Bauern durchgehends, ausserhalb Böotien, den nämlichen Fehler? Sie bemerken leicht die Verwechselung zweier völlig verschiedener Begriffe: angeborne Eigenheit eines Stammes; und erworbene Eigenheit eines Standes. Das ist der Punct, auf welchen es auch bei den übrigen Temperamenten ankommt.

Man kann ein Kind, ja selbst einen Mann, zum Cholericus machen, durch häufige Neckerei, welcher sich zu widersetzen er genöthigt ist. Vielleicht war er ursprünglich der sanfteste Mensch. Man kann ihn durch Tyrannei bis zur Melancholie herabdrücken, wenn er ursprünglich Sanguinicus war. Den nämlichen Wechsel des Temperaments erfährt Mancher durch eigne Schuld, indem er sich in Unglück und Reue stürzt. Und der Bauer, mit geübten Muskeln, abgehärteter Haut, angewöhntem Kreislauf zwischen Erndten, Säen, und wieder Erndten, gleichförmigem Leben ohne Aussicht auf Ehre und Reichthum, — wird an jedem Puncte der Erde zum Böoten, sein natürliches Temperament sey, welches es wolle. Was bedeutet es nun, wenn Jedermann sich rühmt, er sey cholerisch-sanguinisch? Gewiss nicht den Widerspruch, welcher nach meiner obigen Auslegung darin

liegen würde, wenn die Vegetation zugleich des Mangels und des Uebermaasses beschuldigt würde; auch nicht die Auflösung des Widerspruches, die Jemand versuchen könnte, indem er die Vegetation als ungestüm treibend, und gerade darum disharmonisch in ihren verschiedenen Theilen ansähe. Vielmehr: cholerisch-sanguinisch soll heissen: thätig und glücklich; denn Niemand hält es für ehrenvoll, phlegmatisch, das heisst träge, zu seyn; und Niemand liebt es, melancholisch, also in kläglicher Stimmung zu leben.

Wegen solcher Verwechselungen aber konnte die Unterscheidung der vier Temperamente, wenn auch in der Psychologie die Gefühle von den Affecten gebührend unterschieden wurden, (Sie wissen, wie hier Alles pflegt durcheinander zu fallen,) der Pädagogik noch immer nichts nützen. Denn in der Erziehung ist der Unterschied zwischen dem Angebornen, was in dem Organismus haftet, und dem Erworbenen, was immer noch auf Besserung zu hoffen gestattet, sehr bedeutend; und so lange solche Begriffe noch in Verwirrung liegen, kann die Praxis kein Licht von der Theorie empfangen. Wenn ich mir in der Psychologie erlaubte, die Worte nach gewöhnlichem Sprachgebrauche zu nehmen, und bei der Gelegenheit bemerklich zu machen, dass Gefühle nicht Affecten, und Affecten nicht Gefühle sind, — so darf mich das jetzt nicht hindern, die Temperamente sämmtlich als *Naturfehler* zu bezeichnen, sobald in ihnen nur auf das Angeborene gesehn wird; dergestalt dass ein Zögling, wie wir ihn wünschen müssen, gar kein Temperament habe, gerade weil die drei Factoren des leiblichen Lebens in ihm vollständig und in gehörigem Verhältniss zusammenwirken sollen.

8.

Eben komme ich zurück von einem Ausfluge nach ***. Dort war noch ein Rest der Gesellschaft beisammen; unter andern einige Fremde, die einander in Erinnerungen an entfernte Bekannte gern begegneten. Die Rede kam auf Landwirthschaft; und auf Gegenden, wo sie in vorzüglicher Blüthe steht. Man verweilte im Gespräche bei einem Herrn, der, als er zum Besitz seiner Güter gelangt war, nur Sumpf,

Sand, und halbverbrauchte Waldung vorgefunden, aber durch Fleiss und Ordnung ein Paradies daraus geschaffen hatte. Man gedachte seiner Strenge gegen jede, auch gegen die kleinste Nachlässigkeit; dabei jedoch auch seines völligen Gleichmuths gegen unverschuldeten Verlust durch Naturereignisse. Man rühmte besonders seine Kunst, die Menschen zu regieren; freilich oft mit grosser Härte, nach dem Grundsatze: aus der Strenge müsse sich die Liebe erzeugen. Man rühmte überdies seinen Geschmack, und die Eleganz seines geselligen Lebens; die Liberalität, womit er den Besuchenden das Sehenswerthe gezeigt, die Gunst, die Verehrung, die er bei Hohen und Niedern gewonnen habe. Kurz: man beschrieb einen Mann, dem ich, nach der obigen Auseinandersetzung, vermuthlich gar kein Temperament würde beilegen können; der aber in gewöhnlicher Sprachweise wohl zuerst cholerisch, dann aber nebenbei auch noch sanguinisch mag geheissen haben.

Auch von den Söhnen dieses Mannes war die Rede; jedoch ziemlich so, wie meistens die Söhne sehr reicher Eltern von sich reden machen. Hatte etwa die eifrig betriebene Oekonomie den Herrn zu sehr beschäfftigt, um an Erziehung zu denken? O nein! Es waren *viele Lehrmeister* gehalten worden. Hatte es an weiblicher Mitwirkung gefehlt? Auch das nicht. Mutter und Vater lebten für ihre Kinder. Woran es eigentlich gefehlt habe, darüber erlangte ich keine Nachricht, sondern blieb meinem Vermuthen überlassen.

Uns beiden, verehrter Freund! liegt wohl am nächsten der Gedanke, dass die vielen Lehrmeister etwas verdächtig sind. Denn gesetzt auch, Einer darunter sey als Erzieher verantwortlich gewesen, ja dieser Eine habe wenigstens Niemeyer's Grundsätze gekannt und beherzigt, und sey für seine Person darüber hinaus gewesen, von dem Glanze eines reichen Hauses geblendet und verlockt, mehr zu geniessen als zu wirken: so ist immer noch die Frage, ob ihm die Andern zu gehöriger Mitwirkung beigeordnet und willig waren; — also ob durch Religion das Gemüth so erhoben, durch Geschichte so in die Vergangenheit, durch Geographie so in die Ferne gelenkt sey, wie es nothwendig war, um dem

Besitz einer glänzenden Umgebung, die nur zum Genuss aufforderte, das Gleichgewicht zu halten? Dabei überlasse ich Ihrem Ermessen, ob auch vielleicht die Frage umzukehren sey? Denn man könnte gerade im Gegentheil annehmen, die Hinweisung auf das Entfernte, auf das Vergangene, und in solcher Verbindung selbst auf das Höhere, möge, falls sie nicht tief eindrang, eine Art von Zerstreuung bewirkt, und den praktischen Sinn von den nächsten Angelegenheiten abgezogen haben. Sonst hätte ja dem trefflichen Oekonomen wenigstens *die* Freude werden können, dass seine Söhne in seine Fussstapfen tretend, gleich ihm Feld und Wiese und Wald nach den Regeln der Kunst zu bewirthschaften sich geübt hätten.

Anstatt diesen Gedanken hier weiter zu verfolgen, muss ich Ihnen Rechenschaft darüber geben, weshalb ich nach den vorigen Betrachtungen über die Temperamente etwas scheinbar fremdartiges folgen lasse. Gewiss nicht in der Meinung, als stünden die Söhne jenes Herrn nach der mir gewordenen Mittheilung im Verdacht irgend eines jener Naturfehler, die ich zuvor mit den Namen der Temperamente bezeichnete. Vielmehr können wir annehmen, sie seyen cholerisch wie er, nur nicht mit so zweckmässiger Strenge wie der Vater, hart gegen die Untergebenen. Wir mögen hinzudenken, die Söhne seyen vielleicht noch etwas von dem gewesen, was man sanguinisch nennt; ohne dass wir nöthig hätten hiebei an meine obigen, vom gewöhnlichen Sprachgebrauche abweichenden Bedeutungen jener Worte zu denken.

Meine Absicht war, daran zu erinnern, dass in der Reihe der Fehler, an welchen die Erziehung leiden kann und sehr häufig zu leiden pflegt, auf Erwähnung der Naturfehler jetzt die Betrachtung der Missverhältnisse folgen müsse, worin auch die gesundesten Naturen sich oft genug dergestalt verwickeln, dass treffliche Eltern und tüchtige Erzieher und Lehrer doch am Ende keine Freude an ihrem Werke erleben. Ihre Erfahrungen werden Ihnen gesagt haben, was mir die meinigen, dass selbst da, wo der Reichthum nicht zur Ueppigkeit, der höhere Stand nicht zur Schmeichelei veranlasst, gesunde Kinder dennoch mit den Zeichen der Verwöhnten

und Verzogenen heranwachsen; vielleicht einzig darum, weil sie, im Schoosse des Glücks, bei befriedigten Bedürfnissen und wegen der Zukunft sorglos, keinen hinreichenden Antrieb zu angestrengter Arbeit empfanden. Die nordische Pflanze ist dann zu ihrem Unheil im Süden geboren. Ob wohl in Fällen dieser Art die Strenge unserer heutigen Gymnasien, mit ihrer furchtbaren Abiturienten-Prüfung, eine wahre Hülfe leistet? Oberflächliche Beobachter werden das ohne weiteres bejahen; und ich möchte wohl einräumen, dass wenigstens eine bedeutende Milderung des Uebels durch die freilich sehr vorübergehende und keinesweges gründliche Hülfe erlangt wird.

Mit innigem Bedauern werden wir uns hier des Gegenstücks erinnern; nämlich der südlichen Pflanzen, welche verkümmern, weil sie im nördlichen Klima geboren wurden. Aber das ist zu bekannt, um hier dabei zu verweilen; denn *wir* können dem nicht helfen. Ueberhaupt wollte ich an die äussern Missverhältnisse nur erinnern; nicht aber Sie dabei aufhalten; vielmehr wünsche ich Ihre Geduld für Gegenstände aufzusparen, deren Beleuchtung uns mehr Mühe kosten wird.

9.

Ihr Nachdenken wird mir zuvorgeeilt seyn; und mich dünkt, ich höre Sie schon fragen: wie kann es denn südliche und nördliche Naturen geben? Wie könnte es anders wohl äussere Missverhältnisse geben, wenn nicht auch diese wiederum auf innere Verschiedenheiten zurück führten? Verhältnisse sind allemal Andeutungen von der Beschaffenheit ihrer Glieder; und wenn hier der Sohn des Handwerkers besser gedeihen würde im Schoosse des Wohlstandes, dort hingegen dem jungen Grafen zu wünschen wäre, er möchte lieber als Sohn eines Pächters geboren seyn, so muss der Grund davon am Ende doch in einer Verschiedenheit liegen, die wir, falls die Erziehung frei ist von Schuld, nur in den Anlagen suchen können. Diese Betrachtung führt uns zunächst auf das Gebiet der empirischen Psychologie; indem wir solche Unterschiede, welche vorhin an die physiologischen Grund-

begriffe der Sensibilität, Irritabilität, und Vegetation geknüpft wurden, jetzt bei Seite setzen.

Nicht bloss von Hörensagen, sondern aus eigner, jahrelanger Beobachtung und pädagogischer Erfahrung kenne ich die schon im Knabenalter deutlich hervortretenden Unterschiede, welche der eben so gangbaren als irrigen Lehre von den Seelenvermögen die stärkste Stütze leihen. Theils ragt oftmals eine besondere Leichtigkeit des absichtlichen Memorirens oder Auswendiglernens hervor; die man dem Gedächtnisse zuzuschreiben pflegt, obgleich sie vom unwillkührlichen Behalten des Geschehenen und Gehörten weit verschieden ist. Theils findet sich, obgleich sehr viel seltener, eine frühe Disposition, bei abstracten Sätzen und Begriffen zu verweilen (z. B. in die grammatischen Regeln einzudringen,) wegen welcher der Verstand gelobt wird, obgleich dies Talent von der Klugheit, Schlauheit, Umsicht, Besonnenheit, himmelweit entfernt liegt. Theils kommt eine auffallende religiöse Stimmung bei Kindern vor, wodurch der Religionsunterricht einen Werth erhält und Eindrücke macht, wie man sie bei der grossen Mehrzahl vergeblich zu erreichen sucht; dann wird die praktische Vernunft gerühmt, obgleich Ehrlichkeit, Wahrheitsliebe, Rechtsgefühl, sich zwar gern damit verbindend, doch oft genug auch bei Denen zu bemerken sind, welche mit ihren Gedanken in der irdischen Sphäre zu Hause bleiben. Eine grosse Vestigkeit des Willens sieht man im Knabenalter zwar selten, doch zuweilen; ich habe sie bei übrigens sehr verschiedenen Charakteren gefunden; zwar allemal mit Spuren dessen was als Eigensinn pflegt getadelt zu werden, und meistens mit einer gewissen Zurückhaltung verbunden, die sich nicht gleich und nicht Jedem öffnen mochte; jedoch mit sehr verschiedenem Zusatze hier von innerer Ehrlichkeit, dort von Verschlagenheit. Hiebei ist indessen zu bemerken, dass der ganze Unterschied, wenn ich das Bild solcher Erfahrung vollständig zurückrufe, auf frühzeitige Eindrücke der Umgebung in den ersten Kinderjahren mit grosser Wahrscheinlichkeit konnte zurückgeführt werden; so dass diese Anlage, obgleich der sorgfältigen Erziehung sehr bedürftig, doch immer zu den vorzüglichen zu rechnen ist; wofern

sie nur nicht, (was auch vorkommt,) mit einer böotischen Unempfänglichkeit für jede Art des Unterrichts verbunden ist; denn in diesem Falle lässt sie sich vom Erzieher kaum erreichen. Solchen Naturen gegenüber zeigen sich die sogenannten offenen Köpfe, die Alles leicht fassen, aber nichts streng vesthalten; angenehm plaudern, aber wenig dabei denken; den Genuss zu erhaschen suchen, wo sie ihn finden können; eben desshalb auch in den Lehrstunden sich dem Unterricht anbequemen, um die Zeit so wenig unangenehm als möglich hinzubringen; Ermahnungen sich gefallen lassen, weil es sich für den Augenblick nicht vermeiden lässt; übrigens, wenn sie bald Lob bald Tadel anhören müssen, in ihren Gedanken das Lob phantastisch vergrössern und den Tadel verkleinern; weil im Grunde kein wahres Interesse und kein wahrer Wille in ihnen ist, sondern das Gefühl bei ihnen vorherrscht, und zwar das Gefühl des Moments, welchem sie keine ernste Absicht entgegenzusetzen haben. Jeder Erzieher, der in seinen Erfahrungskreis zurückschaut, wird auf solche Weise bei den Worten Gedächtniss, Verstand, Vernunft, Wille, Gefühl, mancherlei zu denken finden; und wenn er sich mit oberflächlicher Betrachtung begnügt, wird er glauben, die Annahme verschiedener Seelenvermögen sey nun durch die unleugbarsten Thatsachen bewährt. Versucht er aber, die Sache umzukehren, so wird eine arge Kehrseite zum Vorschein kommen. Denn *ausgehend* von jenen Seelenvermögen, als den vorausgesetzten *Realgründen* der erfahrungsmässigen Verschiedenheiten, wird er nirgends bestimmte Aufschlüsse erlangen. Wo Gedächtniss, Verstand, Vernunft, vorhanden ist, da sollte *Alles*, was diesen Vermögen als ihre eigenthümliche Function zugeschrieben wird, auch als deren Thun und Wirken zum Vorschein kommen. Und es lautet ganz artig, ja selbst eindringlich, wenn nun der Erzieher dem jungen Menschen, der schon in kleinen Komödien seine Rolle fertig aufsagt, etwa so zuredet: sehn Sie, mein Lieber, wie gut Ihr Gedächtniss sich gezeigt hat! Warum denn behalten Sie nicht Vocabeln und Grammatik? Weshalb bleiben Sie stets zurück in der Chronologie und selbst in der Geographie? Der junge Mensch wird nichts zu antworten

wissen; wenn aber der Erzieher in vollem Ernste so redet, und nicht tiefer schaut, so ist er zu bedauern. Vollends lächerlich wäre die Anrede: Gefühl haben Sie, das sieht man, wenn Sie sich springend und jubelnd der Lust hingeben; ja sogar, wenn Sie empfindlich werden gegen Verweise, wenn Sie thun, als besässen Sie schon eine Art von Ehre, die man nicht antasten dürfte; warum haben Sie denn so wenig *Pflichtgefühl?* Der Zögling, den man so anredete, würde wohl Mühe haben zu errathen, wie Jemand dazu kommen könne, Pflichtgefühl mit dem augenblicklichen Gefühl der Lust und Unlust in Eine Klasse zu setzen; und aus dem Grunde, weil er dieses habe, auch jenes von ihm zu fordern.

In Büchern und Zeitschriften können Sie, mein Verehrtester! es täglich bemerken, wie sich diejenigen benehmen, denen man das Theoretisch-Mangelhafte, und, was die Hauptsache ist, das Praktisch-Unbrauchbare und Irreleitende der Meinung von den Seelenvermögen bemerklich macht. Zuerst werden mit grosser Leichtfertigkeit die gesonderten Vermögen, — als ob keine erfahrungsmässige Veranlassung, an solche zu glauben, vorhanden gewesen wäre, — uns Preis gegeben. Man wisse schon längst (heisst es), dass alle Vermögen zusammen im Grunde nur Eine Kraft des Geistes seyen. Antworten wir nun, dass mit solcher Ausflucht die unleugbare Verschiedenheit der Köpfe noch unbegreiflicher, und der metaphysische Fehler im Begriffe der vorgeblichen *Einen Kraft*, welche gleich seyn soll *vielen Vermögen*, noch ärger werde als zuvor: so bekommen wir eine andre Rede zu hören. „Still von Metaphysik! Wer wollte sich um Metaphysik bekümmern! Wer wollte gar der Psychologie wegen Mathematik studiren! Wir pochen auf Erfahrung! Unsre Erfahrung müsst Ihr uns lassen.“ So reden Leute, deren Erfahrung auf dem Studirzimmer gesammelt wurde. Nun lehren sie im Namen der empirischen Psychologie Jeden das was er schon weiss; und was, falls er es etwa nicht schon wüsste, ihm unverständlich seyn würde. Kommt es aber an den Tag, dass solches Lehren und Lernen überaus langweilig ausfällt: dann wandert man zu den Irrenhäusern; und stellt sich, als wäre Psychologie eine medicinische

Wissenschaft. Lassen wir das! Unser pädagogischer Erfahrungskreis ist uns zu schätzbar, als dass wir ihn gegen die hundertfach wiederholten und einander aus ganz begreiflichen Gründen stets ähnlichen Erzählungen von Wahnsinn und Tobsucht zu vertauschen geneigt seyn könnten; was aber die Hauptsache ist, — uns drängt das praktische Bedürfniss, für eine Jugend zu sorgen, die noch gar nicht in den Jahren ist, wo Wahnsinn und Tobsucht auch nur möglich sind. Und zum grossen Heil der Menschheit haben wir auch nicht Ursache zu glauben, dass hinter der Mehrzahl der Zöglinge, die uns Sorge machen, Etwas von Wahnsinn oder irgend einer Geisteszerrüttung verborgen läge. Möchten nur Skropheln und Fieber und Krämpfe uns eben so fern liegen! während selbst die Skrophulösen, und von frühzeitigen Krämpfen Geplagten in unsrer Sphäre nur als Ausnahmen vorkommen, wie wenig Beruf haben wir, uns um künftig möglichen Wahnsinn zu bekümmern; und wie glücklich wären wir, wenn nur erst bei uns die Reihe der Untersuchung bis an die Ausnahmen vorgeschritten wäre, anstatt dass selbst das Gewöhnlichste uns noch oft die grossen Mängel unseres Wissens, und die grosse Schwierigkeit der allernöthigsten Untersuchungen empfinden lässt! Was endlich die Theologen anlangt, denen die Frage nach dem Ursprunge des Bösen schwer auf dem Herzen liegt, so wissen Sie, mein theurer Freund, dass ich mit diesen zwar allerdings den Ernst der Frage gemein habe; auch ihre Reden ohne Vergleich passender zur Sache finde, als das von der gegenüberstehenden Parthei stets wiederholte Gerede über die Freiheit, welches in pädagogischer Hinsicht nichts anderes bedeutet, als völlige Unwissenheit, die zu störrig ist, um etwas lernen zu wollen; — allein von jenen Theologen irgend eine brauchbare Aufklärung zu erlangen über das was wir zu thun haben, dazu ist leider gar keine Hoffnung. Solche Zöglinge, die von theologischen Heilmitteln erreicht werden können, mögen immerhin dergleichen annehmen; falls gegen den pharisäischen Stolz derer, die sich vorzugsweise fromm nennen, gebührend vorgebauet ist. Wir wissen nur zu gut, dass die Zahl derer,

welchen man auf diesem Wege nicht beikommen kann, die bei weitem grössere ist und stets bleiben wird.

10.

Wie wäre es, mein Theurer! wenn wir uns bequemten, einen Rückschritt zu machen? — Aufrichtig gesagt, ich habe der Psychologie im nächstvorhergehenden früher gedacht, als für ernstliche Untersuchung auf diesem Gebiete schon die rechte Stelle erreicht scheint. Es war mir um eine vorläufige Uebersicht dessen zu thun, was in Frage kommen müsse; allein die Erinnerung an vorhandene Schwierigkeiten wirft uns zurück auf die zuvor berührten physiologischen Betrachtungen. Denn gerade diejenigen Unterschiede der Anlagen, welche bald dies, bald jenes einzelne Seelenvermögen recht hervorstechend für den oberflächlichen Beobachter zu Tage fördern, lassen sich aus reiner Psychologie gar nicht erklären; sie gehören nicht der Seele, nicht den Vorstellungen, nicht den Reihen, die sich daraus bilden, nicht den höhern Producten und Wirkungsweisen derselben, — sondern der Einkörperung, welcher die Seele in diesem oder jenem Individuo unterworfen ist. Gar Manches wird für psychologisch gehalten, was der Wahrheit nach physiologisch ist; und solcher Irrthum giebt hintennach Veranlassung, auch das wahre und reine geistige Leben für ein leibliches zu halten.

Aber von den Gegenständen, die so recht auf der Gränze zwischen Psychologie und Physiologie liegen, habe ich eben so wenig bei den Physiologen eine gehörige Aufklärung gefunden als bei denen, die sich für Psychologen ausgeben. Vielmehr bin ich hier weit mehr als mir lieb ist, meinen eigenen Versuchen überlassen geblieben. Nehmen Sie vorlieb mit dem Wenigen, was ich darzubieten wage.

Schon dort, wo ich abbrach bei den Temperamenten, streiften wir vorbei an den Affecten; und Sie werden die Erwähnung derselben zu flüchtig gefunden haben. Zwar nicht hier konnten Sie den eigentlich psychologischen Begriff derselben — Abweichung der Vorstellungen von ihrem Gleichgewichte, — vermissen; denn das ist eine Abstraction;

und die vollständig ausgebildete Erscheinung des Affects, wie wir ihn bei Kindern beobachten, umfasst weit mehr. Kinder lachen und weinen; dabei sind Gefässe und Muskeln so sichtbar als möglich aufgeregt; ja nicht selten tritt bei ihnen schon wieder die Sonne hervor, während es noch regnet; und ein andermal will das Lachen gar nicht aufhören, während unser Drohen schon die Furcht herbeiruft. Kurz: der Affect ist offenbar nicht bloss psychisch, sondern auch physisch; — nur nicht ganz und durchaus gleichzeitig! Vielmehr passt hier die Vergleichung mit dem Meere, welches vom Sturme allmählig aufgeregt, noch eine Weile fortbrauset, und die nächste Luftschicht beunruhigt, wenn schon die Atmosphäre still ist. So wird vom Geiste zuerst der Leib erschüttert; dann aber dauert in diesem die Bewegung fort, und gestattet nun ihrerseits dem Geiste nicht sogleich, die natürliche Lage und Thätigkeit wiederzugewinnen. Oder wissen wir etwa nicht aus eigner Erfahrung, dass, wenn einmal ein Verdruss unserer mächtig wurde, alsdann der Schmollwinkel unsre beste Zuflucht ist, um den Sturm austoben zu lassen? In Fällen, wo wir das nicht dürfen, droht unserer Gesundheit ein längeres und zuweilen ernstes Leiden. —

Nun hören Sie meine Hypothese! Das eben beschriebene Verhältniss möchte wohl nicht bloss zwischen Geist und Leib überhaupt, sondern näher bestimmt, zuerst in der Wechselwirkung des Geistes und der Nerven, dann ferner zwischen den verschiedenen Theilen des Nervensystems (Gehirn, Rückenmark, Ganglien), weiter zwischen diesen und dem Gefässsystem sammt dem Blute und den übrigen Säften, endlich zwischen den Säften und der Vegetation mit ihren mannigfaltigen Organen, eintreten und sich wiederholen.

Es kann wohl kaum anders seyn. Denn jede Kraft, die eine Zeitlang fortwirkt, beschleunigt in der Körperwelt die entstandene Bewegung; und in dem Augenblick, wo die Beschleunigung aufhört, stockt nicht etwa auch die erzeugte Bewegung, sondern nun gerade erreicht sie ihr Maximum, von welchem sie nur allmählig durch die vorhandenen Hindernisse zurückgebracht wird.

Aber sehr grosse Verschiedenheiten können in dem

Rhythmus solcher Ereignisse vorkommen; je nachdem die Glieder eines zusammenhängenden Ganzen mehr oder weniger für einander beweglich sind. Der Mann lacht nicht so leicht wie das Kind; er weint selten oder gar nicht. Seine volle Gesundheit erfordert, dass die verschiedenen Systeme und Organe sich einer Selbstständigkeit nähern, woran weder bei Kindern, noch bei Frauen zu denken ist. Namentlich zeigt das die Unerschrockenheit des Kriegers; welche verloren ist, sobald der Gedanke der Gefahr durch die Nerven hindurch aufs Blutsystem wirken kann.

Beim Kinde dagegen ist Alles und Jedes für einander beweglich; jeder Reiz durchdringt das Ganze. Darum keinen Wein, und nichts Erhitzendes! Darum weit schwächere Arzeneien, als für den Mann! Darum keine lange Entbehrung der Nahrung; kein langes Wachen, sondern häufigen Schlaf nach grosser Munterkeit während des Wachens! Lauter bekannte Dinge; die aber sämmtlich daran erinnern, wie beim Kinde Alles in Verbindung steht, Alles von einander leidet, — und die geringsten Abweichungen in irgend einem Puncte sich im Laufe der Zeit der richtigen Construction des Ganzen schädlich beweisen müssen.

Bedenken wir, was Alles im Affecte wurzelt! Das Stottern wurzelt in der Verlegenheit; die seltsamsten Verzerrungen des Gesichts werden in spasshafter Laune *versucht*, und später bleiben sie als Gewohnheit; die albernsten Schmeichelwörter sind zur Liebkosung erfunden, und werden wiederholt in Augenblicken der vertraulichen Hingebung; neben ihnen giebts rohe Schimpfworte und Betheuerungsformeln; auch stehende Witze und Wortspiele — kurz Unzähliges, was Gouvernanten und Hofmeister noch mehr plagt als ächte Erzieher, aus dem einfachen Grunde, weil jene den Affect nicht immer bei der Wurzel fassen, während sie gegen dessen Aeusserungen Krieg führen, um den Anstand zu retten. Der ächte Erzieher hingegen ist wenigstens nicht ganz ohne Mittel, um in die Gemüthsstimmung so weit einzudringen, dass die tollen Launen sich nicht leicht ganzer Stunden und Tage bemächtigen können, wie das bei niedrigen und schlechten Gesellen recht eigentlich die Probe der Ungezogenheit

zu seyn pflegt, sobald sie unter sich sind, oder sich keinen Zwang aufzuerlegen nöthig finden.

Wir wissen, wie sehr verständige und sorgfältige Mütter sich hüten, ihre Kinder lange aus den Augen zu lassen. Und wir wissen auch, dass sie recht haben. Unsre eigne Erfahrung sagt uns, dass wir Zöglinge selbst im spätern Knabenalter verstimmt und zerstreut, wo nicht roh und verdorben, wiederfinden, wenn sie acht Tage lang von uns entfernt waren. Wir hören und sehen, dass die, welche sich in unsrer Nähe einer geordneten, heiteren Thätigkeit erfreuen, gar bald in einen Taumel stürzen, worin sie sich selbst nicht wieder erkennen, oder in Schlaffheit versinken, aus der sie sich nicht zu helfen wissen, wenn sie zu lange ohne Aufsicht bleiben. „In jenem Hause“ (sagt man uns oft,) „ist der Knabe nicht mehr der nämliche wie hier.“ Wir wissen zwar auch, dass Jünglinge, die eine Zeitlang ein wüstes Leben führten, späterhin zu besserer Besinnung, und dann zu eigenem bessern Entschlusse zu kommen pflegen; — aber in der Regel nur dann, wenn etwas Besseres vorausging, woran sie sich besinnen können; ungefähr wie gesunkene Nationen, wenn sie sich wieder aufrichten, in historischen Erinnerungen eine Stütze suchen, aber sich nicht zu helfen wissen, wenn diese, leider oft gebrechliche Stütze sie nicht tragen kann. Wir wissen endlich auch, wie arg das Verkehrte wieder auftaucht, was vor dem Beginn einer sorgfältigen Erziehung in die Kinder hineinkam.

Was ist nun dies Verkehrte? Vorstellungen ohne allen Zweifel; aber nicht *blosse* Vorstellungen. Solche würden nach den Gesetzen des psychologischen Mechanismus sich überwinden lassen durch andre Vorstellungen. Ueberdies bieten dieselben Gegenstände sich Vielen zugleich dar; die nämlichen Beispiele stehen Vielen vor Augen; die Gelegenheit, sie anzueignen, ist oftmals für mehrere Brüder von nahe gleichem Alter genau die nämliche; doch wirken sie verschieden. Unter solchen Umständen würden auch Gefühle und Begierden, sofern sie in den Vorstellungsmassen und aus ihnen sich erzeugen, die gleichen seyn, wenn nicht ein starker Grund des Unterschiedes vorhanden wäre. Dieser Grund

haftet am Individuum; er liegt in seinem Organismus. Mit diesem verändert er sich zuweilen im Laufe der Jahre; der Jüngling lacht, wo der Knabe weinte; der Mann bleibt kalt, wo der Jüngling gerührt war. — Dennoch ist meistens in dem reifen Manne noch der Knabe wieder zu erkennen.

Mit dem Organismus ist ein System von Affecten gegeben, die in ihm möglich sind. Der Lauf der Jahre führt die Gelegenheiten herbei, sie wirklich zu machen. Gute Erziehung verspätet den Ausbruch der meisten unter ihnen. Das reifere Alter vermindert, besonders im männlichen Geschlechte, die ursprüngliche Möglichkeit derselben; dadurch, dass sich die organischen Systeme der Selbstständigkeit annähern. Kommt nun eine gründliche Geistesbildung hinzu: alsdann leistet der Gedankenkreis seinen Widerstand gegen den innern Aufruhr; und es wird gewonnen, was man im engern, sittlichen Sinne Freiheit des Willens nennt. Fehlt es daran, so kommt zwar auch ein Wille zu Stande, aber nur der, welcher im Kreise der frühzeitig erregten Affecten seinen Sitz hat.

11.

Es ist doch eine eigne Sache um Briefe, auf die man keine Antwort bekommt! Unbequemer als ich Anfangs dachte! Zwar Ihre Antwort, mein Theurer, empfange ich gewiss irgend einmal; aber ich möchte jetzt gleich wissen, was Sie zu dem Vorstehenden sagen. Wären Sie bloss Pädagoge, so schriebe ich dreist fort; aber Sie sind zugleich ein eifriger Freund der Psychologie; und Sie haben oft genug den Wunsch geäussert, dass ich auf so mancherlei, was gegen meine Psychologie gesagt worden, selbst antworten möchte, während ich der Meinung bin, Sie könnten das in mancher Hinsicht mit mehr Erfolg übernehmen als ich selbst. Eben fällt mir nun ein, dass Manche sich in meine Unterscheidung der Affecten von den Gefühlen nicht haben finden können. Fast möchte ich es Ihnen zuschieben, mich desshalb zu vertheidigen. Aber ich besorge, Sie werden mich beschuldigen, Ihnen dies gerade durch das Vorstehende noch erschwert zu haben. Was dort von den Affecten gesagt ist, wird von

Jenen auf die Gefühle gedeutet werden; und da es doch offenbar auch von den Affecten gilt, so wird man gerade desshalb uns auf den alten Satz zurück weisen: Affecten seyen eben nichts anderes als stärkere Gefühle. Nicht wahr?

Hoffen Sie nun ja nicht, ich wolle nun meine Zumuthung zurück nehmen! Gerade in solchen Dingen, die nicht eben Rechnung erfordern, verlasse ich mich auf Sie, und auf Ihre logische Uebung. Wollen Sie mir damit aushelfen, so ists gut; wollen Sie nicht, — nun so heisst das soviel, als: Sie finden es nicht für nöthig; und dann mag auch meinethalben Jedermann bei seiner Meinung bleiben. Denn wahrlich! ich sehe gar nicht ein, wodurch ich verpflichtet wäre, Anderer Meinungen zu berichtigen, nachdem ich die wissenschaftlichen Hülfsmittel, deren ich selbst mich zu bedienen pflege, längst schon zum öffentlichen Gebrauche dargeboten habe.

Indessen — wiewohl ich hier kein psychologisches Capitel einschalten will, so finde ich doch in meinen Papieren einen Satz, dem ich eigentlich eine andre Stelle zugedacht hatte; der aber hier füglich dazu dienen kann, jeden Schein von Verwirrung in meinem vorigen Briefe zu heben; und der überdies eben so sehr ein pädagogischer Satz ist, als ein psychologischer. Der Satz lautet also:

Affecten machen das Gefühl platt.

Für Sie, mein Theurer, ist der Satz gewiss kein Räthsel. Sie kennen eben so genau als ich selbst, die verschiedenen praktischen Ideen. Was hat denn die Unterschiede unter diesen Ideen so lange versteckt gehalten? Die Einerleiheit des Affects, welcher entsteht, wenn nach irgend einer von den Ideen — *gleichviel nach welcher* — Jemand sich selbst lobt oder tadelt. Böses Gewissen thut weh; und in diesem Schmerze merkt man nicht, wie er entstehe; fast so wenig, als Jemand, der sich gestochen fühlt, davon merkt, ob ihn ein Dorn sticht, oder eine Nadel. Darum sage ich, das Gefühl ist platt geworden. Aber war es denn ursprünglich eben so platt? Wenn wir uns die Idee des Wohlwollens denken, so fühlen wir deren Schönheit; wenn wir statt deren uns die Idee des Rechts vergegenwärtigen, so fühlen wir deren Strenge. Ist nun jenes Gefühl und dieses einerlei? Gewiss

nicht! Erst indem das Gefühl der ersten und das der zweiten Art sich mischt mit dem, hiemit gar nicht nothwendig verbundenen, Gefühl des Selbst-Lobes oder Selbst-Tadels, fängt die Eigenthümlichkeit des einen und des andern gewöhnlich an zu verschwinden; kommt aber der Affect, — wird dem Menschen heiss und kalt in dieser Selbstbetrachtung, — alsdann ist Nerv und Blut in Aufregung, und was der Mensch *nun* fühlt, das unterscheidet er kaum noch von irgend einer durch fröhliche oder traurige Botschaft erregten Wärme oder Kälte. Daher konnte sogar die Glückseligkeitslehre mit der Moral vermengt werden; an Unterscheidung der ersten Gründe alles Sittlichen war dann vollends nicht zu denken.

Wollen Sie, dass ich über dergleichen Dinge noch viel Worte mache? —

Besser ists, wir wenden jenen Satz pädagogisch an. Vorhin bemerkten wir, es sey die Wohlthat der guten Erziehung, den Ausbruch vieler Affecten zu verspäten. Dies zeigt sich in einem neuen Lichte, wenn wir jetzt hinzufügen, dass die Gefühle Gefahr laufen, durch die Affecten nicht veredelt, nicht gesondert und geläutert, sondern ins Gemeine herabgezogen zu werden. Sie, als ästhetischer Kritiker, billigen gewiss nicht die sogenannten Rührspiele; und warum nicht? doch wohl desshalb, weil da, wo es Thränen regnet, bald Niemand mehr weiss, worüber eigentlich geweint wird; ungefähr so wie im Gezänke der philosophischen Schulen die Fragepuncte verschoben und allmählig vergessen werden. Würden Sie die pädagogischen Rührspiele mehr billigen? — Hiemit, denke ich, ist schon der unrichtige Gedanke, als ob es rathsam wäre, Affecten durch andre und entgegengesetzte Affecten zu bekämpfen, gelegentlich abgewendet; wiewohl nähere Bestimmungen die Sache verändern können. Doch davon ist hier nicht nöthig zu reden.

12.

Da wir noch auf der Gränze stehen zwischen Physiologie und Psychologie, so passt es sich, einen Blick auf die Thiere zu werfen, und den besondern Unterschied des ersten Affects zu beachten, den unsre beiden gewöhnlichsten Haus-

thiere zeigen, sobald etwas Neues in ihre gewohnte Sphäre kommt. Die Katze fürchtet sich, und läuft davon; der Hund zürnt und bellt. Nach einem Weilchen aber verschwindet dieser Unterschied; sie verrathen nur ihre Neugier, jene von fern, dieser ganz nahe und dreist.

Im Allgemeinen freilich ist die Furcht vor dem Menschen bei allen Thieren vorherrschend, sofern sie nicht gereizt sind, entweder durch Beleidigung oder durch Hunger. Auch der Hund lässt sich bekanntlich in Furcht setzen, sobald er ausser dem Bezirke sich befindet, den er als sein Eigenthum betrachtet; besonders in der Mitte vieler Fremden. Sein Zorn also, den er auf seinem Boden dem Ankömmlinge so laut verkündet, ist die Ausnahme. Furcht ist die Regel. Da jedoch die Ausnahme das ganze Hundegeschlecht befasst, so muss sie auf der Organisation dieses Geschlechtes beruhen.

Beide Affecten zeigen den Zusammenhang zwischen Nerven und Gefässen. Furcht treibt das Blut nach innen; Zorn nach aussen.

Was meinen Sie, wenn wir die Sache umkehrten; und so sprächen: wo sich das Blut nach innen treiben lässt, da ist Furcht; wo aber das Herz so tüchtig ist, den Andrang zurückzutreiben, da entsteht Zorn! Wäre das etwa richtiger? Wenigstens wäre es im Geiste der Physiologen, die aus dem Leibe den Geist ableiten.

Aber der Hund, indem er fern vom Hause sich umhertreibt, nimmt sein Herz mit; nur seine Herzhaftigkeit blieb zu Hause. Er weiss wo er ist; und nach diesem Wissen richtet sich der Affect. Vom Organismus also können wir die Erklärung nicht anfangen; eben so wenig, als wir ohne ihn damit zu Ende kommen. Zuerst wird der Hund gestört in seinem bekannten Vorstellungskreise, und eben dieser Vorstellungskreis, so lange die Anschauung der gegenwärtigen Umgebung ihm zur Stütze dient, — das heisst, wenn der Hund zu Hause ist, — leistet den ersten Widerstand, gegen den unwillkommenen Störer. So hält sich auch der Turgor vitalis, ja er wächst, und dringt vor mit Ungestüm. Wo aber die vorhandenen Vorstellungen sich zurückdrängen lassen, da schwindet auch das rege Leben, und das Blut

entflieht in die grossen Gefässe, als in blosse Behältnisse, während seine eigentliche Bestimmung, nämlich die Ernährung, gehemmt ist. Dieses nun gilt auch umgekehrt. Ist das Gefässsystem schwach, und zu wenig selbstständig, — wie bei dem stärksten Manne nach einem Verluste an Blut und Säften, oder wie bei Kindern, und oft bei Frauen, — dann unterliegen Blut und Nerven schon dem ersten Stosse, welchen die Vorstellungen empfingen und weiter gaben; und nun folgt sogleich der zweite Act des Affects: der gestörte Organismus hemmt rückwärts den Geist; Furcht ist schon da, bevor der Zorn sich ausbilden konnte.

Wenn nun die grösste Katze eher davon läuft, als der kleinste Hund: so werden wir allerdings schliessen, der Hund besitze mehr Selbstständigkeit des Gefässsystems; folglich könne er den ersten Stoss, welchen sein Vorstellungskreis, und darum auch Nerven und Blut, beim Anschaun des fremden Gegenstandes erleiden musste, besser ertragen und besser darauf zurückwirken. Bei der Katze leidet das Gefässsystem, und verwickelt in dies Leiden auch die Nerven und den Vorstellungskreis. Doch läuft nicht jede gleich weit; manche dreht sich bald um, und schaut erwartend, was wohl weiter geschehn werde? zum Zeichen, dass nun auch die Vorstellungen ihre Spannung wieder gewinnen.

Fiat applicatio! Es ist von grosser Wichtigkeit, den ersten Affect der Kinder beim Eintreten neuer Gegenstände zu beobachten; aber weder Furcht noch Zorn sind willkommen. Hirn und Gefässsystem sollen im Menschen so wenig als möglich von einander abhängen.

Vergessen wir nur nicht, dass beim Hunde nicht eher Zorn entsteht, als bis ein rein psychischer Process voranging und sich hinreichend ausbildete. Er musste erst seinen Boden, seinen Herrn und dessen Genossen kennen lernen; ja sogar erst diesen Kreis abschliessen, um die Fremden zu unterscheiden. Ganz junge Hunde sind nicht zornig; und die sehr klugen Hunde, die nach ihrer Art die Welt kennen, sind es weniger, als das kleine Völkchen, was den Ofen nicht weit verliess.

Diesen Brief werde ich Ihnen wohl handschriftlich senden

müssen, damit ihn diejenigen, welchen Psychologie soviel ist, als Anthropologie, nicht zu sehen bekommen. Und vollends, damit sich die Feierlichen unter den Pädagogen nicht darüber entsetzen, welche stets von der Würde des Menschen in erhabenen Phrasen declamiren, während ihnen die Zöglinge entschlüpfen. Wir wollen sehen; wenn ich nicht nöthig finde, mich auf das hier Gesagte zu berufen, so nehme ich den Brief aus dieser Sammlung heraus.

13.

Der vorige Brief bleibt; aber die Anwendung finden Sie sogleich von selbst.

Es kann Ihnen nicht entgangen seyn, dass nicht alle Kinder, Knaben, Jünglinge, einander gleich sind in Ansehung der Art, wie sie das Neue aufnehmen, was sich darbietet. Vielmehr, es finden sich darin Verschiedenheiten, hinter denen sich Spuren eines zwar nicht heftigen, jedoch einflussreichen Affects bemerken lassen. Der Deutlichkeit wegen könnte ich mich hier zuerst auf das Weinen der kleinen Kinder berufen, sobald sie nur eine Weile an einem fremden Orte allein gelassen werden; desgleichen an die Furcht im Finstern, die selbst Erwachsene noch anwandelt. Hiebei werden Sie sogleich an die Hemmung denken, welche der vorhandene Vorstellungstrieb erleiden muss, wenn der Sinn einen ungewohnten Gesammt-Eindruck empfängt. Wir selbst würden auf Reisen eine ähnliche Hemmung empfinden, wenn wir in Gegenden kämen, wo Alles anders aussähe als bei uns; während dem Reisenden auf der ganzen Erde nur selten, ja vielleicht nie, solche Orte vorkommen, die nicht wenigstens im Allgemeinen mit bekannten Gegenständen Aehnlichkeit zeigen. Aber solche Beispiele liegen unserer jetzigen Betrachtung zu fern. Nöthiger ist, zu bemerken, dass die Neugier, welche wir gewöhnlich bei Kindern hervortreten sehn, wo sich etwas Neues darbietet, keinesweges allgemein, und am wenigsten der *erste* Affect ist, welchen der fremde Gegenstand als solcher zu erregen geeignet war. Manchmal wird die Scheu da merklich, wo wir auf die Neugier hofften; manchmal auch die Abneigung, während wir die Aufmerk-

samkeit zu erregen wünschten. Und nicht selten geht der Knabe an dem, was wir hinstellen, damit er es betrachten möge, gleichgültig vorüber, als an Dingen, die ihn nichts angehn, um die er nicht nöthig habe sich zu kümmern. Das Entgegenkommen der Kinder kann in der Lehrstunde den Unterricht sehr leicht machen; aber weil es so oft mangelt, darum Befehl, Verdruss, Drohung! Wir suchen die Lehrmethode zu verbessern, — dann stossen wir auf eine frühere ähnliche Schwierigkeit. Der Unterricht, sagen wir, soll anknüpfen an Bekanntes aus Erfahrung und Umgang; — ja, hätten die Kinder nur so viel Erfahrung, als zu sammeln ihnen Gelegenheit wurde! Aber das Entgegenkommen hat schon längst gemangelt; nur die guten Köpfe sahen und hörten; die andern liessen die Dinge an sich vorübergehn, ohne darauf zu merken. Sie sehn, mein theurer Freund! dass hier Umstände verborgen liegen, welche ins Licht zu setzen von grossem Interesse seyn müsste. Die geringsten Verschiedenheiten des Affects, der, wenn er hundertfach und tausendfach vergrössert würde, dann erst kenntlich genug seyn möchte, um die Namen *Furcht* oder *Zorn* sich anzueignen, — können hinreichen, um das Auffassen, theils des absichtlichen Unterrichts, theils schon der gemeinsten Erfahrungsgegenstände zu verderben. Diese Affecten, wo sie vorkommen, haben ohne Zweifel physische Ursachen; aber es wird sich zeigen, dass auch selbst die rohe Gleichgültigkeit, welche öfter merklich wird, physiologisch zu erklären ist.

Jetzt nähern wir uns dem Puncte, von wo an wir mit Bestimmtheit an die einzelnen psychologischen Untersuchungen zurückdenken müssen. Dabei wird das Physiologische dergestalt in den Hintergrund treten, dass wir es unter den ganz allgemeinen Begriff eines *Hindernisses* fassen, welches dem psychologischen Mechanismus zwar selten einen völligen Stillstand oder eine gänzliche Verkehrtheit aufnöthigt, (denn vom Schlafe und vom Wahnsinn wollen wir nicht reden,) wohl aber ihn verzögert und seinen Rhythmus verändert. Um aber die Mannigfaltigkeit der Erfolge, welche daraus entstehn können, zu überschauen, ist es nöthig, die psychischen Processe selbst vor Augen zu haben; denn in ihnen

liegt das Mancherlei und das Verschiedene, welches durch jenes Hinderniss umgestaltet wird. Das Nächstvorhergehende nun war schon der Anfang dieser Betrachtung. Bevor ich es weiter entwickele, muss ich die Lücke andeuten, die unvermeidlich offen bleibt.

Der Zusammenhang zwischen den verschiedenen Theilen des Hirns unter einander und mit dem Rückenmarke und dem sympathischen Nervensystem, ferner zwischen diesem allen und den Gefässen, endlich der Vegetation mit der Sensibilität und Irritabilität, — ist bisher viel zu wenig von den Physiologen erforscht, als dass die Mannigfaltigkeit der Affecten nach ihren Realgründen klar seyn könnte. Allein schon der oben angegebene allgemeine Begriff des Affects, nach welchem er allemal in zwei Perioden zerfällt, — eine der Beschleunigung des einen Systems durch ein anderes, dann die zweite der Rückwirkung des Beschleunigten, wobei nun das zuvor Beschleunigende passiv wird, — dieser Begriff, bezogen auf die verschiedenen Organe, welche der Sensibilität, Irritabilität, und Vegetation angehören, lässt erwarten, dass die Mannigfaltigkeit der Affecten ausserordentlich gross seyn müsse. Andererseits, je vollkommener sich der menschliche, und besonders der männliche Organismus ausbildet, — schon im spätern Knaben- und anfangenden Jünglings-Alter, — um desto weniger kann von allen diesen Affecten in der Sphäre der pädagogischen Beobachtung sichtbar werden; daher wir wenig dabei verlieren, wenn wir die Rückwirkungen der Leber, der Lunge, des Magens u. s. w. nicht genau unterscheiden können. Das Hinderniss, welches den Rhythmus des psychologischen Mechanismus verändert, mag kommen woher es will: uns interessirt nur die Folge, die es hervorbringt, und wodurch es der Erziehung Schwierigkeiten in den Weg legt.

Nur noch die einzige Vorerinnerung, dass nicht immer die Gegenwirkung des Leibes gegen die geistige Thätigkeit sich auf blosse Verhinderung beschränkt, sondern dass zuweilen ein wirkliches, positives körperliches Leiden eintritt. Dann thut das Lernen weh; ja mir sind Beispiele bekannt, wo es Krämpfe erregte, die wegen häufiger Wiederholung

endlich die geistige Anstrengung untersagten. Gewiss wird in andern Fällen zuweilen der Schmerz überwunden; weit öfter aber geht der Erziehung eine kostbare Zeit verloren, bis es gelingt, die Nerven zu stärken, damit sie dem Geiste besser zu Dienste stehen.

14.

Wünschen Sie etwa, dass wir uns nun sogleich auf das schon oben (9) berührte Feld der empirischen Psychologie versetzen, und die sogenannten Seelenvermögen nach einander durchmustern? — Ich denke, jene Erwähnung des Gegenstandes reicht schon hin, damit es an einer ungefähren Uebersicht dessen, was in Frage kommt, nicht gänzlich mangele. Sie, mein Freund! möchten es mir wohl nicht danken, wenn ich gerade Linien auf einem Felde abstecken wollte, wo jeder einzelne Punct des Bodens eine besondere Bearbeitung erfordert. Solche logische Künste haben lange genug mit dem leeren Schein des Wissens getäuscht; überlassen wir sie denen, die zu ernstlicher Forschung einmal nicht aufgelegt sind; benutzen wir lieber die Vorarbeit, die wir haben! Lassen wir das Höhere so lange weg, bis wir das Niedere, wovon jenes abhängt, soweit als unsre jetzige Kenntniss reicht, zum Behuf der Pädagogik werden erwogen haben! Setzen wir demnach jetzt alles bei Seite, was sich auf allgemeine Begriffe, auf Urtheil, Sprache, Reflexion, Zusammenwirken mehrerer Vorstellungsmassen, endlich auf das Selbstbewusstseyn bezieht; denn von diesem Allen können wir noch nichts Gründliches in pädagogischer Hinsicht sagen, bevor die mehr elementaren Gegenstände werden erörtert seyn.

Sie erwarten ohne Zweifel, dass ich die Reihenbildung der Vorstellungen in Betracht ziehen wolle? — Bald! aber auch dies noch nicht gleich! Es giebt noch etwas Früheres zu bedenken, was mit dem vorigen Briefe zusammenhängt.

Nicht erst die mittelbare Reproduction, worauf die Reihenbildung beruht, sondern schon die unmittelbare veranlasst Bemerkungen, die wir nicht übergehen dürfen.

Zuvörderst bitte ich, aus der Psychologie den Begriff eines physiologischen Hindernisses zurückzurufen. Sie wissen,

dass ein solches, wenigstens beim gesunden Menschen, nicht als unfähig alles Nachgebens, nicht starr, sondern als ein solches muss gedacht werden, welches, indem es die Vorstellungen hemmt, auch seinerseits der Hemmung durch jene zugänglich ist*). Sonst würde der Schlaf, das bekannteste Phänomen, welches aus solcher physiologischen Hemmung entspringt, nicht überwunden werden können. Starkes Geräusch, starkes Licht, und jeder starke Sinneseindruck ist aber fähig, uns selbst aus dem tiefsten Schlafe zu wecken. Das heisst: es kommt bei demselben auf das Verhältniss an, welches zwischen der Energie des Vorstellens, und der physiologischen Hemmung Statt findet.

Dies vorausgesetzt, so lassen Sie uns aus derjenigen Rechnung, welche die unmittelbare Reproduction betrifft, den Begriff des *freien Raums* hervorheben**). Gesetzt, eine Vorstellung würde plötzlich von aller Hemmung frei, so wäre der freie Raum so gross als das ganze bisher gehemmte Quantum dieser Vorstellung; sie würde aber dennoch nicht plötzlich ihren gehemmten Zustand in den ungehemmten verwandeln, sondern nur allmählig, nach einem mathematisch bestimmten Gesetze, sich dem ungehemmten Zustande annähern***), oder, wie wir uns auch ausdrücken können, den ihr gegebenen freien Raum nur allmählig ausfüllen.

Der Deutlichkeit wegen zähle ich nun die einzelnen Puncte auf, worauf es bei der unmittelbaren Reproduction ankommt; und dabei werde ich, damit Sie die Psychologie leichter vergleichen können, die dort gebrauchten Bezeichnungen auch hier anwenden. Also:

1) Es giebt eine ältere Vorstellung *H*, welche eben jetzt soll wieder erweckt werden. So nämlich drückt man sich gewöhnlich aus; als ob die Vorstellung schliefe; und diese Analogie des Schlafs ist auch ganz richtig; nur mit der Nebenbestimmung, dass, wenn *wir* schlafen, alsdann *alle* unsre Vorstellungen aus physiologischen Gründen gehemmt sind; wenn wir aber vollkommen wachen, alsdann gar kein physiologisch zu erklärendes Hinderniss, sondern lediglich der

*) Psychologie II, §. 160. **) Ebend. I, §. 85. ***) Ebend. I, §. 81.

Druck *anderer* Vorstellungen den Grund enthält, warum die Vorstellung *H* für jetzt schläft.

2) Da sie schläft, so müssen irgend welche andre Vorstellungen wachen, oder, was dasselbe sagt, im Bewusstseyn gegenwärtig seyn; deren Druck eben den Grund enthalten soll, weshalb jene schläft, und mit ihr unzählige andre auch schlafen. Die jetzt wachenden Vorstellungen mögen mit *a* und *b* angedeutet werden, obgleich es deren eine Menge geben kann. Wie manchmal ein dramatischer Dichter, wenn er einen Charakter braucht, der einer unbestimmten Menge von Personen zukommt, denselben repräsentiren lässt durch ein paar Individuen, so werden auch hier ein paar Vorstellungen *a* und *b* in Rechnung gesetzt, weil dies genügt, um die allgemeinen Gesetze zu finden, auf die es zunächst ankommt.

3) So lange nun *a* und *b* wachen, muss *H* schlafen. Also umgekehrt, damit *H* erweckt werde, müssen *a* und *b* gehemmt werden. Dies geschieht am einfachsten und leichtesten, wenn eine neue Vorstellung hinzukommt, nämlich in der Wahrnehmung oder durch Sinneseindruck, welche den *a* und *b* entgegenwirkt, nicht aber zugleich dem *H*; denn im letztern Falle würde *H* dadurch eben in sofern, als es von diesem Gegensatze getroffen wäre, *keinen* freien Raum erlangen. Also kurz: wir nehmen an, eine neue Vorstellung *c* werde gegeben, welches *c* aber dem *H* gleichartig ist; so dass, wenn *H* die Empfindung des Süssen war, dann auch *c* das nämliche Süss, — wenn aber *H* grün war, dann auch *c* grün ist. Oder wollen Sie lieber, so sey *H* die Vorstellung einer bekannten Person; und wenn diese nämliche Person, an die wir so eben nicht dachten, uns nun begegnet, so ist die neue Anschauung dieser Person das eben genannte *c*.

4) Jetzt erwacht die gleichartige Vorstellung *H*. Aber nicht auf einmal ganz und gar! Sondern nur ein Quantum *y*, welches ein Theil von *H* ist (oder doch für jetzt so angesehen werden mag, obgleich es eigentlich ein *Grad* des Vorstellens ist,) tritt hervor in der Zeit *t*; so dass bei längerer Zeit (wenn *t* wächst), auch *y* wachsen wird.

5) Dieses *y* richtet sich in Hinsicht seiner Grösse, die es in jedem Augenblicke hat, gar sehr nach dem freien Raum,

der dem *H* gegeben wurde. Und was ist dieser schon vorhin erwähnte, jetzt genauer zu bestimmende freie Raum? Nichts anderes als die Möglichkeit, dass *H* sich *insoweit* erheben und gleichsam erholen könne, als der Druck durch *a* und *b* wegfällt. Heisst nun der freie Raum *x*: so ist dieses *x* gerade so gross als Dasjenige, was von *a* und *b* zusammengenommen durch *c* aus dem Bewusstseyn verdrängt wurde. — Das Alles haben Sie, mein theurer Freund! nun freilich in meiner Psychologie schon in einem Dutzend Zeilen gelesen; entschuldigen Sie demnach meine Weitläuftigkeit — die Ihnen nicht gilt, und doch Ihnen irgend einmal behülflich seyn kann. Sie verstehn mich wohl!

6) Bisher war noch von keinem physiologischen Hindernisse die Rede. Jetzt wollen wir ein solches einführen, und mit *P* bezeichnen. Von diesem Drucke *P* gilt nun die oben erwähnte Voraussetzung. Nämlich was auch der Ursprung dieses Druckes seyn möge, in den Nerven zunächst, und früher vielleicht im Blute oder in der Vegetation, — so muss doch zwischen dem Leibe und Geiste schon Wirkung und Gegenwirkung Statt gefunden haben, ja auch zwischen beiden schon eine Art von Gleichgewicht — wo nicht völlig eingetreten, so doch dergestalt bestimmt seyn, dass es eintreten sollte. Also der Druck *P* würde grösser, wenn *a* und *b* kleiner; oder wenn *a* und *b* grösser, dann würde *P* kleiner seyn. Sie werden Sich nämlich erinnern, dass wir mit *a* und *b* dasjenige Vorstellen bezeichneten, was eben jetzt im Bewusstseyn (ganz oder theilweise) gegenwärtig ist. Gegen *dieses* hatte sich der leibliche Zustand ins Gleichgewicht gesetzt oder setzen sollen; nicht aber etwa gegen *H*, welches schlief, oder auf der statischen Schwelle war*).

7) Was geschieht nun, indem *c* hinzukommt? Es leiden davon *a* und *b*; sie sinken im Bewusstseyn. Die Kraft, welche gegen *P* wirkte, wird geschwächt. Anstatt also, dass die nächste Folge hätte seyn sollen ein hervortretendes *y*, indem *H* freien Raum bekam, — erhebt sich zunächst *P*, welches soviel bedeutet, als eine Verminderung des Vorstellens

*) Psychologie I, §. 47.

überhaupt. Es ist *nun nicht mehr* wahr, dass der freie Raum für *H* so gross sey, als das was von *a* und *b* zusammengenommen sinkt; sondern es kommt noch darauf an, in welches Gleichgewicht *P* treten werde gegen *a*, *b*, und *c* zusammengenommen.

8) Wenn aber, wie gewöhnlich, die Vorstellung *c* nicht auf einmal, sondern in fortdauernder Wahrnehmung gegeben wird, so verliert sie selbst an Energie durch den Druck *P*. Denn jede Vorstellung, die aus dem allmähligen Empfinden oder Wahrnehmen entsteht, büsst fortdauernd etwas ein durch die Hemmung, der sie von Anfang an schon unterworfen ist*). Was daraus folgt, liegt am Tage. Durch *c* sollten *a* und *b* gehemmt, durch diese Hemmung sollte dem *H* freier Raum geschafft werden. Wenn nun *c* kleiner ausfällt wegen des Druckes *P*, so leiden *a* und *b* weniger Hemmung. Das ist ein neuer Grund, weshalb die Reproduction des *H* schlechter gelingt. Und da der vorige Zustand des Geistes eben darauf beruhete, dass *a* und *b* im Bewusstseyn waren: so wird eben dieser Zustand nun weniger verändert; es bleibt mehr beim Alten; und die merklichste Veränderung besteht in der Verdüsterung des Geistes, welche wir schon vorhin durch das Wachsen des *P* bezeichnet haben.

9) Wofern nun eine ganze Reihe von neuen Wahrnehmungen dargeboten wird, — sey es durch Unterricht oder durch die Erfahrung und Umgebung, — so wiederholt sich jedesmal das zuvor Beschriebene. Die Verdüsterung nimmt zu; die Reproductionen, — das heisst, die Anknüpfungen an das früher Bekannte, gelingen schlecht; der alte Traum wird fortgeträumt, oder doch nur wenig gestört.

Erkennen Sie wohl hierin, was Ihnen und mir unendlich oft begegnet ist bei schläfrigen, ermatteten, oder gleichviel weshalb übel aufgelegten Lehrlingen?

15.

Jetzt einige Nachträge. Es konnte Ihnen keine Mühe kosten, an die Stelle des obigen *c* Ihren Unterricht, an die

*) Psychologie I, §. 95.

Stelle des *H* den Vorrath früherer Kenntnisse, bei denen angeknüpft werden soll, an die Stelle der *a* und *b* die unzeitigen Gedanken in den Köpfen der Lehrlinge zu setzen, die sich jeden Augenblick vordrängen, sobald der Unterricht eine Pause macht, und die man wenigstens im Anfange der Lehrstunde bei Kindern fast immer vorfindet. Ob aber das vorige *P* jedesmal eine allgemeine Negation des Vorstellens überhaupt sey? darnach kann gefragt, — und durch eine Abänderung hierin kann die Bedeutung des Vorigen noch erweitert werden.

P sey jetzt ein partieller Druck; nicht auf alles Vorstellen überhaupt, sondern auf solche Vorstellungsmassen, die einen bestimmten Affect zu erregen geeignet sind. Sie haben zum Beispiel einen Lehrling vor sich, der mit mühsamen Fleisse Grammatik lernte; mit dieser Beschäfftigung (die ihren eigenthümlichen Affect in sich trägt,) hat sich seine Unlust bereits ins Gleichgewicht gesetzt. Jetzt wollen Sie ihn durch Geschichte oder durch Poesie beleben; Sie suchen ihm diese neuen Gegenstände nahe zu bringen, indem Sie dieselben möglichst seinem Leben, seinen Verhältnissen, seiner eigenen Erfahrung angemessen auswählen und darstellen. Was geschieht? Indem Sie ihn für jetzt aus seiner gewohnten grammatischen Beschäfftigung herausversetzen, erhebt sich in ihm die Unlust — gerade das nämliche unbehagliche Gefühl, welches bisher durch die grammatische Aemsigkeit pflegte im Zaume gehalten zu werden. Die sanfteren Töne, die Sie angeben, wollen nicht ansprechen; keine Resonanz kommt Ihnen aus dem Innern entgegen. Und am Ende findet sich, dass die Grammatik fester sitzt als Sie dachten. Zwar ohne Liebe betrieben, wird sie doch leidlich befunden; hingegen, was Sie darboten, gewinnt weder Dank noch Erfolg.

Wollen wir etwa das Beispiel umkehren? Jemand hat ohne die Gunst der Musen Geschichte gelernt; jetzt heisst man die Geschichte bei Seite setzen; Grammatik wird auf die Lehrstunden verlegt, die zuvor jener gewidmet waren. Man glaubte eine Last hinwegzunehmen; aber das vorige Missbehagen tritt nur deutlicher hervor, da es von dieser

Last nicht mehr ein Gegengewicht empfängt. Man hoffte ein Studium an die Stelle des andern setzen zu können; aber die Grammatik will nicht munden; sie bleibt fremd, es kommt ihr nichts entgegen, und die frühere Beschäfftigung ist nicht so leicht verdrängt als es schien.

Sollte wohl damit das seltsame Benehmen einer Völkerschaft Aehnlichkeit haben, die sich eben einer Regierung entzogen hat, mit der sie unzufrieden war, und die nun, nachdem eine andre Herrschaft an die Stelle getreten, sich ihrer Unzufriedenheit nur noch mehr hingiebt, anstatt sich dem neuen Herrn anzuschliessen?

In der That fürchte ich sehr, dass die angestellte Betrachtung viel weiter reicht, als man auf den ersten Blick glauben möchte. Wer über irgend ein Unwohlseyn klagt, der merkt selten, dass es aus mehrern Affectionen, welche mit einander ins Gleichgewicht traten, zusammengesetzt ist; er hofft, durch irgend ein Mittel das frühere gesunde Leben wieder aufzuregen; wenn nun die Wirkung dieses Mittels nur den einen Theil des zusammengesetzten Uebels trifft, so erhebt sich nicht zunächst und nicht allein die bessere Lebensregung, sondern der andere Theil des Uebels tritt stärker heraus, und vereitelt, indem er um sich greift, allmählig selbst in Beziehung auf den ersten Theil die Wirkung des Mittels.

Die Versuchung ist gross, hievon selbst in Hinsicht leiblicher Uebel eine Anwendung zu machen; besonders da diese zum wenigsten eben so sehr auf inneren Zuständen als auf äussern beruhen*). Wir haben nicht nöthig, hiebei an bestimmte, von den Aerzten mit Namen benannte Krankheiten zu denken, wiewohl auch diese schwerlich so einfach seyn mögen, wie es ein bestimmter, einzelner Name anzudeuten scheint. Aber was man *relative*, mithin unvollkommene Gesundheit zu nennen pflegt, dass ist gewiss nicht einfach, sondern es ist ein Zustand des Gleichgewichts unter vielerlei, sich gegenseitig verlarvenden Uebeln; von denen nach Umständen bald das eine, bald das andere mehr hervortritt,

*) Metaphysik II, §. 438 nebst dem was vorhergeht und was folgt.

keins aber eigentlich gehoben wird, wenn schon ein Mittel darauf wirkt, das an sich, für einfache Zustände Heilung hätte hervorbringen können.

Indessen wollen wir dergleichen Ausdehnungen des Vorigen, welchen mehr Präcision zu geben hier nicht möglich ist, gern fallen lassen; und uns in die pädagogische Sphäre zurückziehn. Sind Ihnen nicht schon die Verlegenheiten des Erziehers bei verdorbenen Subjecten eingefallen? Ein junger Mensch hat Neigung zum Kartenspiel, zu den Vergnügungen der Wirthshäuser. Sie verbieten ihm diese. Was geschieht? Andre, geheime üble Neigungen, die durch jene Zerstreuungen noch im Zaume gehalten waren, verstärken sich; das Edlere, was Sie an die Stelle setzen wollten, was aber freilich grösstentheils von innen her hätte entgegenkommen müssen, bleibt aus; selbst dann bleibt es aus, wenn es vermöge früherer Jugend-Eindrücke vorhanden ist, die nur nöthig hätten von ihren Hindernissen befreit, und mit neuer Nahrung versorgt zu werden. Das Neue, was Sie darbieten, muss verkümmern, noch ehe es konnte gehörig aufgenommen werden von dem vorhandenen Gedankenkreise. Daraus entsteht die Folge, dass sehr bald auch Kartenspiel und Wirthshausbesuch wieder an die Tages-Ordnung kommt; denn der Mensch war im Innern nicht verändert worden.

Nun bitte ich Sie damit die pädagogischen Vorschriften, wie man sie in den Büchern meistens findet, zu vergleichen. Die Fehler der Zöglinge haben ihre Namen bekommen; gegen jeden Fehler finden Sie ein Heilverfahren angegeben; — einige Bände des Campe'schen Revisions-Werkes haben mich oft an die ältern medicinischen Schriften erinnert, welche voll stecken von Recepten, so dass man meinen sollte, man habe einen eben so reichen als sichern Arzneischatz vor sich; und es werde nur darauf ankommen, unter so vielen Mitteln die vortheilhafteste Wahl zu treffen. Hier nun mag man mit vollem Rechte klagen, dass die Bücherwelt gar weit verschieden ist von der wirklichen Welt. Aber wie kam das? Hatten jene Pädagogen etwa keine Erfahrung?

O ja! Erfahrung besassen sie wohl; aber sie wussten sich nicht darin zu orientiren. Die Fehler der Zöglinge, als

Gegenstände pädagogischer Reflexion, sollten, wie billig, aus der Psychologie erklärt werden. Die Psychologie bot sich dar, wenn man seine Gedanken ordnen, wenn man ein Buch schreiben wollte. *Was* bot sich dar? Die wahre Psychologie? Nein, sondern die alte Meinung von den Seelenvermögen. Da sollte und musste hier die Phantasie krank seyn, dort der Verstand, ein andermal der Wille, und wieder einmal die praktische Vernunft. Nicht ärger konnte der wahre Zusammenhang der Dinge verlarvt, und die eingesammelte Erfahrung unnütz gemacht werden, als in Theorien, denen von den Gesetzen des psychischen Mechanismus selbst der erste Begriff fehlt, und so gänzlich fehlt, dass sogar die heutigen Psychologen ihn noch nicht zu fassen im Stande sind, wegen der vollkommenen Unmöglichkeit, ihn mit ihren angewohnten Vorurtheilen zu vereinigen.

Und was thun unsre heutigen Schulmänner dabei? Sie schreiben *Archive für Philologie und Pädagogik.* Wer wird solche der Philologie missgönnen? —

16.

Jeder Andre, ausser Ihnen, mein theurer Freund, möchte nun von mir verlangen, ich solle sagen, was der praktische Erzieher in solchen Verlegenheiten, wie die vorerwähnten, zu thun habe?

Darum schreibe ich Briefe an Sie. Mögen Sie in meinem Namen weiter sprechen. Sie wissen, dass kein praktischer Erzieher einzeln steht; dass, wenn Hülfe möglich seyn soll, diese allgemein seyn muss. Wird die öffentliche Meinung falsch geleitet von Denen, die für einsichtsvoll gelten, so wirkt *sie* mehr, als jedes einzelne Uebel, dem Erzieher entgegen. Wie lange schon hätte ich über Pädagogik die vor einem Vierteljahrhundert bei Seite gelegte Feder wieder zur Hand genommen, wenn ich nicht wüsste, dass zu besserer Erziehung gründliche Pädagogik, zur Pädagogik aber Psychologie nöthig ist, und dass, wenn diese irgend einmal gedeiht, alsdann Pädagogik und praktische Erziehung sich schon einstellen werden; vorausgesetzt, dass man sie vor Allem zuerst in den *Familien* suche und ins Werk richte; denn so lange

man sich über diesen Punct täuscht, giebt keine Wissenschaft gründliche Hülfe.

Kehren wir nun dorthin zurück, wo wir den *ersten* Affect in Betracht zogen, welchen das Neue erregen kann. Allgemein ist es Furcht; seltener Zorn; — doch gegen diese sonst natürlichen Affecten schützt die menschliche Organisation, wenn sie gesund, und wenn der neue Eindruck milde genug ist, so sehr, dass bei dem gesunden Kinde gewöhnlich die Neugier, die sonst auf Furcht und Zorn folgen würde (12), schnell genug hervortritt, damit jene Affecten unmerklich werden, — denn die Zeit, deren sie bedürfen, um sich auszubilden, wird unendlich kurz. Aber wir haben schon gestanden, dass diese Neugier doch nicht allgemein sey (13), sondern oft genug eine stumpfe Gleichgültigkeit an die Stelle trete; wobei das Neue nicht eindringt, das ihm analoge Alte sich nicht gehörig reproducirt, der eben vorhandene Zustand des Bewusstseyns sich wenig verändert, und die Veränderung fast nur in einer Verdüsterung besteht, welche zwar schnell vorüber geht, wofern des Neuen nicht zuviel wird, alsdann aber den Menschen beinahe so zurücklässt wie er war, ohne dass man sagen könnte, er sey von der Stelle gekommen. Hievon nun konnten wir uns den psychologischen Grund angeben, ohne aus der Physiologie mehr als nur den Begriff eines Hindernisses zu entlehnen. Sollte dagegen Furcht oder Zorn merklich werden, so mussten wir die Erklärung in dem Verhältnisse des Nerven- und Gefässsystems suchen. Dass nun Etwas von dem Allen, auch da wo es nicht in auffallenden Zeichen hervortritt, dennoch in der That bei manchen Individuen vorkomme, dass Eins mit dem Andern in verschiedenen Verbindungen stehe, dass die Verschiedenheit der Anlagen, die wir zu untersuchen angefangen hatten, hierauf grossentheils beruhe, das werden Sie wohl nicht zu leugnen geneigt seyn.

Oder möchten Sie (um nun das Einzelne näher zu besehen) zuvörderst von der Furcht bezweifeln, dass dieselbe sich oftmals der Aufnahme des Neuen in den Weg stelle?

Natürlich rede ich hier nicht von solcher Furcht, die in Gefahren, bei drohenden Uebeln, aus der Ungewissheit des-

sen was etwa kommen möge, hervorgehn kann. Derjenige Erzieher, der eine so begreifliche Furcht, wo sie auf Unkenntniss der Gegenstände beruht, nicht auf ähnliche Weise zu behandeln weiss, wie man ein scheues Pferd an die Gegenstände *heranführt*, vor denen es erschrickt, — ermangelt zu sehr der gemeinen Lebensklugheit, als dass Theorien ihm helfen könnten.

Aber diejenige verborgene Furcht habe ich im Sinn, die den Schein der Verdrossenheit und Trägheit im Lernen und Arbeiten annimmt; und wobei der Geist davonläuft, während der Leib ruhig vor uns sitzt. Vor fremden Namen, vor griechischen Buchstaben, vor algebraischen Zeichen, vor geometrischen Figuren erschrecken Manche, welche dem Affect der Furcht ein ganz artiges Mäntelchen umzuhängen wissen; indem sie sich geschmackvolle, geistreiche Beschäfftigungen ausbitten, während man gerade Anstalt macht, ihren Geist und Geschmack zu bilden.

Diese Furcht ists, statt deren sich bei den rüstigen Naturen ein verhaltener Zorn innerlich regt. Sie nehmen es übel, dass man sie mit Ansprüchen an ihre Aufmerksamkeit belästigt.

Soll ich das Gegenmittel gegen diese Furcht angeben? Nur *ein* gründliches ist mir bekannt, welches zu spät gebraucht sehr wenig bequem und kaum noch anwendbar ausfällt. Es ist geduldiger, äusserst langsam fortschreitender Unterricht in ganz frühen Kinderjahren. Frauen, Mütter, denen ernstlich daran gelegen ist, die fernere Erziehung vorzubereiten, pflegen mit bewundernswürdiger Geduld die Kinder im Hause und im Garten umherzuführen, sie lesen und zählen zu lehren. So fortfahrend wird man ganz allmählig die gefährliche Neuheit der Gegenstände vermeiden, welche später zusammengehäuft einen unheilbaren Schreck vor der Schule erzeugen könnten. Dagegen, wo ein Lehrer mit ganzen Massen von fremdklingenden Worten und Zeichen vor dem unvorbereiteten Schüler auftritt, wird selbst wohl guten Köpfen angst; und bei jungen Leuten, die in glänzenden Verhältnissen leben, ist späterhin keine Gewalt und keine Ermahnung mehr im Stande, das innere Zurückfliehen der Gedanken zu überwinden.

Wenn unwissende Jugendlehrer die langsame, zuweilen *scheinbar* spielende Art des Verfahrens im frühesten Unterricht, mit wirklicher Spielerei ohne Zweck und Zusammenhang verwechseln, so geben sie eben so sehr zu falschen Urtheilen über die sogenannte Spielmethode Anlass, als wenn das scheinbare Spielen zur allgemeinen Methode erhoben, und nun auch bei solchen Naturen angebracht wird, die dessen nicht bedürfen, weil das Neue sie nicht drückt, ihnen weder Furcht noch Zorn erregt. Nur allein bei jenen, aus physiologischen, übrigens unbekannten Gründen allzu beweglichen Individuen, welche das Neue zurückstösst (besonders wo es nicht irgendwie versüsst wird,) muss man durch ein langsames Verfahren das Neue künstlich vertheilt allmählig herbeiführen. Die klaren und vesten Naturen gewinnt man dagegen am besten durch eine Raschheit, die sie auf einmal in die Mitte einer bald anziehenden Beschäfftigung versetzt. Ohne Unterscheidung der Individualitäten aber ist hier gar keine Regel möglich.

Glücklich, wenn jene Beweglichen nur nicht zugleich düstere Köpfe sind! Trifft dies Uebel mit dem vorigen zusammen: so wird man nie weit kommen.

Bei den bloss düstern Köpfen aber, falls sie durchaus willig, das heisst, furchtlos und zornlos sind, wird man durch streng anhaltendes Arbeiten am weitesten kommen. Ich habe deren gekannt, die nicht eher fassten, als bis ihnen die Wangen roth glüheten. Das physiologische Hinderniss lässt sich in solchem Falle durch den erregten Affect überwinden; daher lässt sich die bekannte Behauptung, dass Ruthe und Stock die besten Lehrmeister seyen, mit manchen Beispielen belegen, ohne doch allgemein wahr, und vollends allgemein empfehlenswerth zu seyn. Gewiss aber sind diejenigen Individuen selten, denen nicht *zuweilen* wenigstens, und damit sie in der Selbstüberwindung sich üben, ein eifriger Lehrer recht heilsam wäre. Der Zwang darf nicht ganz verbannt werden; sonst erfahren es Manche gar nicht, wieviel sie nöthigenfalls aushalten, und sich selbst zumuthen dürfen.

Wie aber, wenn das physiologische Hinderniss sich hartnäckig zeigt? Wenn es sich entweder gar nicht, oder nicht

oft, nicht ohne Gefahr für die Gesundheit, für die Sinnesart, für die äussern Verhältnisse, durch strenges Anhalten überwinden lässt? — Bleibt dann noch etwas Anderes übrig, als dies, die Masse des Neuen, was Eingang finden soll, zu vermindern? Und von den Reproductionen, auf die man der Anknüpfung wegen rechnen muss, nur die leichtesten und geläufigsten zu fordern; auf schwere und entfernte aber Verzicht zu leisten? — Und was heisst das? Doch wohl nichts Anderes, als, dem ursprünglichen Gedankenkreise des Individuums so nahe als möglich zu bleiben; die Gelehrsamkeit aber zu beschränken. Ja selbst bei der einseitigsten Gelehrsamkeit bleibt noch die gefahrvolle Frage, ob das Uebel der Verdüsterung im Laufe der Jahre abnehmen, oder zunehmen werde? Bei robusten Naturen kann man allenfalls das erstere hoffen; bei schwächlichen ist das zweite, der Erfahrung gemäss, nur zu sehr zu fürchten; besonders nach geistiger Ueberspannung.

17.

Eins bleibt noch übrig zu betrachten; nämlich der günstigere Fall, die Neugier der Kinder. Eine sonderbare Gier! Wie kann das Neue schon Gegenstand des Begehrens seyn? Es heisst sonst, und mit Recht: *ignoti nulla cupido.*

Also kurz, (denn mit dialektischen Wendungen darf ich Sie nicht lange aufhalten,) das Neue ist nicht der Gegenstand der Begierde, sondern das Alte, welches in verworrenen Erwartungen hervorstrebt, und der Wahrnehmung bedarf, um geordnet zu werden.

Wie sah das aus? Wie ging es, wie geschah es? — So fragt die Neugier; und die Kinder fragen sogar bei Mythen und Fabeln: Warum that er das? Warum fing er es nicht lieber so oder so an? Denn die Illusion ist beim Kinde stark genug, um selbst die Puppe zu beleben und den Stock in ein Reitpferd zu verwandeln; vollends also, um einer erdichteten Person ins Herz schauen zu wollen. Wäre der Dichter nicht im Stande, auch uns noch wieder in Kinder umzuschaffen, wie brächte er es wohl dahin, uns durchs Epos oder Drama zu fesseln?

Jetzt wünschte ich, Sie möchten sich der Ausdrücke *Wölbung* und *Zuspitzung* erinnern; die ich öfter nöthig haben werde. Sind Ihnen dieselben entfallen, so ists meine eigne Schuld; denn die Worte stehn in meiner Psychologie nicht an einer günstigen Stelle; und von den damit bezeichneten Begriffen ist zu selten Gebrauch gemacht*). Jede unmittelbare Reproduction kann dazu Gelegenheit geben. Um das zu zeigen, komme ich auf die obige Vorstellung *H* zurück (14), welche erweckt wurde, indem *a*, und *b*, — das jetzt im Bewusstseyn Vorhandene, sich einer Hemmung durch *c* unterwerfen mussten. Wir wollen jetzt annehmen, es gebe noch andre, dem *H* sehr nahe ähnliche, also auch dem *c* beinahe gleichartige, ältere Vorstellungen; so wird von diesen fast dasselbe gelten, was von *H* gilt; nämlich, indem die Hemmung sich vermindert, können sie sich erheben; und weil sie es können, so thun sie es wirklich. Allenfalls können Sie hier die Buchstaben *H* und *c* für die Namen zweier musikalischer Töne nehmen, wiewohl ich diese Bedeutung ursprünglich nicht beabsichtigte. Schreiben wir einmal *h* statt *H*; so wird nun freilich *h* nicht mehr, wie vorhin angenommen, gleichartig mit *c*; aber es liegt doch nahe dabei; und Sie werden nicht lange zweifeln, dass, wenn Sie den Ton *c* hören, dann etwas von *h*, und von Allem was zwischen *h* und *c* hörbar ist, aus dem Vorrathe Ihrer Ton-Vorstellungen sich ins Bewusstseyn empor arbeitet. Wäre das nicht: so hätte der Ton *h* nimmermehr den Namen *ces* bekommen. Denn *ces* heisst ein erniedrigtes *c*, folglich kann *c* als verändert bis in *ces* aufgefasst werden. Gleichwohl, da der Ton *h* keineswegs der nächste mögliche an *c*, sondern um eine sehr merkliche Distanz auf der Tonlinie vom Puncte *c* entfernt ist, so versteht sich von selbst, dass jede Vorstellung, die sich als ein zwischen *c* und *h* liegender Punct betrachten lässt, auch in demselben Grade leichter empor steigt, wie sie dem *c* näher liegt; und dass dieses eben so wohl für Töne zwischen *c* und *cis* gilt, als für die zwischen *c* und *h*.

*) Psychologie I, §. 100, Anmerkung, B.

Nehmen wir nun das Beispiel weg! Jede unmittelbar sich reproducirende Vorstellung wird andre neben sich haben, die mit ihr zugleich von der bisherigen Hemmung mehr oder minder frei werden, und folglich anfangen sich zu erheben. Aber wie weit können sie damit kommen? Wenn der Ton c jetzt eben wirklich erklänge, so würden Sie je länger desto weniger *h* im Bewusstseyn *behalten*. Wenn eine bestimmte Empfindung fortdauernd gegeben wird, so erheben sich zwar ihre Nachbarn, aber eben hiemit erhebt sich eine wachsende Hemmungssumme, das heisst, eine wachsende Nothwendigkeit, wieder zu sinken. Einzig und allein diejenige ältere Vorstellung, welche der jetzigen Wahrnehmung vollkommen genau gleichartig ist, macht davon eine Ausnahme; sie braucht nicht wieder zu sinken, sondern, wieviel von ihr sich erhoben hat, soviel vereinigt sich ohne Weiteres mit der durch Wahrnehmung eben jetzt producirten Vorstellung.

Sind die Worte *Wölbung* und *Zuspitzung* jetzt deutlich? Wölbung ist das Steigen, Zuspitzung das Sinken aller Nachbarn zusammen genommen. Denn was sich erhebt, dies Alles zusammen bildet gleichsam eine Figur, wie wenn ein Gewölbe sich erhöbe; beim Sinken aber steigt die Mitte fortdauernd empor, während ringsum die Nachbarn sich senken; und der mittlere Punct bildet gleichsam eine Spitze, die immer schärfer herausragt, je länger dieser ganze Process dauert.

Es wäre zu wünschen, dass hievon einmal eine mathematische Darstellung geleistet würde; wozu ich bis jetzt nicht gekommen bin, und um desto weniger kommen werde, da es ähnlicher Wünsche sehr viele giebt, zum Theil mit weit grösseren Ansprüchen. Für unsern nächsten Gebrauch kann das Vorstehende völlig hinreichen.

Die Neugier der Kinder war unser Gegenstand. Unter einer so allgemeinen Benennung ist nun freilich so Vielerlei auf einmal enthalten, dass in verschiedenen Fällen die mannigfaltigsten Nebenbestimmungen hinzutreten können; allein es bedarf kaum noch der Auseinandersetzung, dass dabei die eben beschriebene Wölbung und Zuspitzung die Grundlage ausmacht. Wenn sich ein buntes und bewegliches Object

dem Kinde darbietet, oder eine Erzählung den Knaben reizt, so ist freilich nicht etwa nur ein einziger Punct *c*, und eine einzige Vorstellung *H* mit ihren Nachbarn im Spiele; auch geschieht nicht immer die Zuspitzung so vollständig in dem Puncte wo sie anfing, als ob die Wahrnehmung still hielte bis jene fertig ist; sondern die Wölbung beginnt an allen einzelnen Puncten des Wahrgenommenen zugleich, und die Spitzen verschieben sich jeden Augenblick, während die Begebenheit vorschreitet. Aber dergleichen versteht sich von selbst, und es wäre lächerlich, wenn man bei Betrachtungen, die der mathematischen Psychologie angehören, darüber noch viel Worte machen oder verlangen wollte.

Nur eine einzige Frage mag uns hier einen Augenblick beschäfftigen; nämlich: wiefern ist in der Neugier eine Begierde, und deren Befriedigung in dem Anschauen des neuen Gegenstandes, zu erkennen?

Ueber die Thorheit Derer, die sich ein besonderes Begehrungsvermögen, wohl gar ein Aus- und Eingehn des Begehrens und der begehrten Gegenstände einbilden, — die nicht begreifen, dass alles Begehren und alle Befriedigung lediglich im Kreise der Vorstellungen sich ereignet, indem es den Zustand derselben verändert, — darüber ist hier nicht zu reden.

Sondern *das* ist zu bemerken, dass nicht in der unmittelbaren Reproduction der Grund der Begierde muss gesucht werden; denn in dem blossen Steigen oder Sinken der Vorstellungen liegt nichts von dem Gefühle, welches mit der Entbehrung, vielweniger also von dem, was mit der Befriedigung verbunden ist*). Sehr häufig aber verbindet sich die mittelbare Reproduction mit der unmittelbaren. Das heisst: es steigt nicht bloss jede Vorstellung durch eigne Kraft, sondern auf dem erreichten Puncte gehalten und getragen wird sie auch durch diejenigen, mit denen sie zum Theil verschmolzen ist. Verweilen wir einen Augenblick hiebei.

Vorhin habe ich von Nachbarn geredet. In grossen Städten kennen sich die Nachbarn oft gar nicht; dann bewegt sich

*) Psychologie §. 104.

jeder für sich von jenen unabhängig. Solch grossstädtisches Benehmen habe ich vorhin beschrieben; die Nachbarn kamen von selbst, und gingen dann auch ohne Weiteres, als sie wieder nach Hause geschickt wurden. Kehren wir aber nunmehr in eine kleine Stadt ein, wo Jeder den Andern kennt, so halten auch die Nachbarn besser zusammen; und sie empfinden es, wenn einer vom Andern soll getrennt werden. So machen es auch die benachbarten Vorstellungen, welche zugleich hervorkamen, *wenn* sie nämlich *zuvor schon* unter sich verschmolzen sind.

Bei dem Neugierigen nun strebt nicht bloss Vielerlei auf einmal, sondern auch vieles Verbundene hervor. Der Gegenstand aber, der die Neugierde befriedigt, erregt fürs erste dadurch eine Spannung, dass er Einiges zulässt, Anderes verweigert. Dann fügt er noch Manches hinzu, welches unerwartet, mithin ganz eigentlich neu, nämlich neu in solcher Verbindung ist, worin es sich jetzt zeigt. Dadurch gewährt er den aufgeregten Vorstellungen neue Haltungspuncte und in diesen stärkere Verknüpfungen; und in demselben Augenblicke wo solches geschieht, wird das Emporstreben gegen die vorhandenen Hemmungen begünstigt; das heisst, die Neugierde wird befriedigt, indem die Fragen, worin sie sich ausspricht oder doch aussprechen könnte, nun beantwortet sind. Gewissheit statt des Zweifels ist im Allgemeinen Befriedigung. Im engern Sinne befriedigend heisst der Gegenstand, wenn er die Erwartungen erreicht oder selbst übersteigt; letzteres streift schon an ästhetisches Urtheil, wovon wir jetzt nicht reden.

18.

Werden wir wohl verlangen, dass die Kinder allem dem Neuen, was sich ihnen, oder was wir ihnen darbieten, neugierig entgegenkommen sollen? — Die Neugier ist oft ungelegen, oft nicht möglich und nicht nöthig.

Sie ist ungelegen oft nur der Umstände wegen, in denen wir uns befinden; das ist jedoch kein Fehler der Anlage. Manchmal aber zeigt sie einen solchen, indem sie Lüsternheit verkündigt. Dann liegt der Fehler noch immer nicht in

der Neugier als solcher, sondern in dem Affect, der in den ältern, jetzt aufgeregten Vorstellungen seinen Sitz, und im Organismus seinen Grund hat. Wir werden also diesen, nicht aber die Neugier selbst tadeln.

Beim Unterricht ist die Neugier in ihrer ausgebildeten Gestalt nur da möglich, wo schon Verbindung genug in den ältern Vorstellungen — das heisst hier, in den Vorkenntnissen, gewonnen ist. Da bezeichnen wir sie durch den Ausdruck *Interesse*, wiewohl dem letztern noch mehrere Bestimmungen zukommen. Nöthig aber für den gedeihlichen Unterricht ist nur jene erste Grundlage der Neugier, welche wir als Wölbung und Zuspitzung sinnbildlich bezeichnet haben. Ohne diese fehlt es theils an Verknüpfung des Neuen mit den Vorkenntnissen, theils an Präcision der Auffassung. Die Wölbung vermittelt die Anknüpfung; und in der Zuspitzung liegt die Präcision, Schärfe, Bestimmtheit, Genauigkeit.

Lassen Sie uns nun auf den Fehler der Anlage zurück blicken, welchen wir im Gegensatze hiemit antreffen werden, wo uns das früher betrachtete, physiologisch zu erklärende Hinderniss im Wege steht. Wir können ihn mit dem Worte *Steifheit der Köpfe* bezeichnen.

Stand schon das Hinderniss der einfachen, unmittelbaren Reproduction entgegen, (14, 15,) so wird es noch weit mehr die Wölbung verkümmern, die nichts anderes ist als eine schwächere und folglich leichter zu verhindernde Reproduction.

Was ist die Folge? — Diejenigen ältern Vorstellungen, welche zu erregen gelungen ist, (wenn schon in minderem Grade als es beabsichtigt war,) bleiben fast nackt stehen. Sie haben nicht die Bekleidung mitgebracht, von der sie sollten umgeben seyn. Sie stehen schon spitz da; und können also nicht mehr zugespitzt werden; daher bleibt die Bewegung aus, die man erwartete; und mit ihr das Gefühl, welches darin würde gelegen haben. Es wird also mechanisch etwas gelernt; nämlich in jedem Augenblick gerade das, was der Lehrer oder die Erfahrung hinreichend einprägt. Gleichgültig, wie es aufgenommen war, wird es auch dem Zurücksinken aus dem Bewusstseyn preisgegeben. Von allem dem Gleichgültig-Aufgenommenen bleibt allmählig etwas Weniges

haften; dies tritt in Verbindung; und wenn im Laufe der Zeit die Verbindung zu bedeutender Energie gelangt, so erstarrt sie, und lässt nichts Neues mehr zu. Hierin giebt es verschiedene Grade. Der eine lernt mit Mühe die Muttersprache; aber eine fremde Sprache findet daneben nicht mehr Platz. Der andre lernt zwar noch Latein; aber mit dem Griechischen darf man ihn nicht mehr plagen. Französisch klingt ihm wie ein verdorbenes Latein, Englisch vollends wie ein verdorbenes Latein und Deutsch. Freilich nicht ohne Grund; aber was hilft das ihm, der sich der neuern Sprachen beraubt?

In spätern Jahren gleichen die Köpfe solcher Menschen fast Beuteln mit Steinen oder Steinchen oder Sand, je nachdem in der Jugend der mechanische Fleiss gross war oder klein oder gar nicht vorhanden. Für die Fleissigen giebt es viele Fächer, und in den Fächern verschiedene Lehrmeister. Denjenigen Zusammenhang, den sie in den Wissenschaften vorfinden, fassen sie auf; und erlauben darin später keine Veränderung. Die Unfleissigen lernen nichts Zusammenhängendes, und finden auch selbst keine Verknüpfung, wenn sie gleich vieles Einzelne wissen.

Das Gegenstück dazu sind Diejenigen, welche als philosophische Köpfe erscheinen, weil ihnen Alles bei Allem einfällt. Die Wölbung ist dann vorhanden. Wenn es aber an der Zuspitzung fehlt, so entsteht eher Affect, ja Enthusiasmus, als Kritik. Dahin gehören die, welche durchaus eine Philosophie aus Einem Gusse fordern, und denen man vergebens sagt, dass Logik, Ethik, Physik drei verschiedene Wissenschaften sind.

Damit wir nicht in Verwechselungen verfallen, bitte ich Sie, die eben beschriebene Steifheit mit dem früher erwähnten böotischen Temperamente zu vergleichen. Beides ist zuweilen verbunden, aber keinesweges immer; vielmehr können und werden sehr oft die steifen Köpfe neben den böotischen Temperamenten vergleichungsweise noch als sehr gute Köpfe erscheinen. Wo liegt wohl der Unterschied? Bei dem böotischen Menschen fanden wir einen Mangel an Sensibilität, wenn auch vielleicht nicht immer in den äussern Sinnen,

sondern nur in der Reizbarkeit einer Vorstellungsmasse gegen die andre. Die herrschenden Massen, die gerade vorhandenen Vorstellungen lassen sich alsdann nicht aus ihrer Lage bringen durch das, was, gleichviel ob von innen oder von aussen dazu kommt. Aber bei den steifen Köpfen ist der ursprüngliche Fehler von anderer Beschaffenheit. Sie empfangen, was sich darbietet; sie lernen von aussen und empfinden von innen. Nur wo die Regung von innen kommen sollte, — wo in grosser Breite das vorhin beschriebene Gewölbe aufsteigen und dann erst sich zuspitzen sollte, da ist der innerste Grund nicht beweglich genug, und desshalb wird den appercipirenden Vorstellungsmassen zu wenig *gegeben*. Wir Männer finden uns, glaube ich, oft genug in diesem Puncte nachtheilig gestellt im Vergleich gegen kluge Frauen, denen die Auflösung eines Räthsels eher einfällt als uns, und welche eben desshalb gewandter sind, um in geselligen Verhältnissen zu merken, zu spüren, zu berücksichtigen, was sich nur kaum verräth, und was uns leicht entgeht. Böotisch sind wir nicht; denn wir fühlen wohl, was wir verfehlt haben, wann es hintennach klar an den Tag kommt; aber wir waren steif, als wir unser geistiges Auge in die gehörige Richtung bringen sollten, um es zu erkennen. Wie unsre Bücher uns körperlich kurzsichtig machen, so hat auch die mannigfaltige Anstrengung unseres Lesens und Denkens — wer weiss was? an unserm Gehirn verdorben, dergestalt, dass der Vorrath unserer Vorstellungen seine natürliche Elasticität oft gar nicht, oft zu spät erst gelten machen kann.

Es kommt uns Beiden nun hier nicht darauf an, das Gehirn zu erkennen, und seine möglichen Fehler physiologisch zu ergründen. Aber wohl ist es nöthig, dass wir psychologisch unterscheiden, ob das Hinderniss dort wirkt, wo Vorstellungen von der Schwelle des Bewusstseyns aufstreben, oder dort, wo die schon im Bewusstseyn vorhandenen Vorstellungen sich einige Hemmung durch das Hinzukommende sollen gefallen lassen.

Welcher von diesen beiden Fällen mag wohl ein grösseres Hinderniss voraussetzen? Das lässt sich schätzen nach der Energie, welche von dem Hindernisse getroffen und

zurückgehalten wird. Wenn schon Vorstellungen im Bewusstseyn zusammen kamen, die eine Hemmungssumme ergeben, so gehört ein Hinderniss von sehr derber Natur dazu, um der Hemmungssumme das Sinken, und hiemit der ganzen Gemüthslage die entsprechende Abänderung zu verwehren. Ganz anders verhält es sich, wenn bloss an der Wölbung etwas soll gehindert werden. Sie kennen aus meiner Psychologie den Satz: die reproducirten Vorstellungen richten sich Anfangs nach dem Quadrate der Zeit; ja gar nach dem Cubus der Zeit, wenn die erweckende neue Wahrnehmung, wie gewöhnlich, eine kleine Weile braucht, um nur bemerklich zu werden. Was heisst das, und worauf bezieht sich der Satz? Erstlich heisst es soviel als: in den ersten Augenblicken, oder für eine sehr kleine Zeit, muss man diese Kleinheit doppelt und dreifach derjenigen Energie beilegen, womit die reproducirte Vorstellung sich regt. Also ist es sehr leicht, eine so kleine, so geringe Energie zu hindern. Aber eigentlich bezieht sich der Satz auf diejenige reproducirte Vorstellung, welche der neuen Wahrnehmung vollkommen gleichartig ist. Diese nun hat immer noch mehr Energie, als ihre Nachbarn, welche *das* bilden sollen, was wir oben das Gewölbe nannten. Folglich wird nun desto leichter auch ein geringes Hinderniss die Wölbung verderben oder wenigstens verunstalten können, indem sie nicht in allen Puncten gleichmässig erfolgt. Daher finden wir sehr natürlich die Steifheit weit öfter, als das böotische Temperament, welches eine viel grössere Abweichung vom Normalzustande voraussetzt.

19.

Eine geringe Abänderung in der bisherigen Annahme des Hindernisses wird uns jetzt in eine ganz andere Gegend unseres pädagogischen Erfahrungskreises versetzen; und wir werden ein Beispiel gewinnen, wie nahe verwandt oftmals die Ursachen sind, wo die Wirkungen eine weite Verschiedenheit zeigen. Solche Beispiele sind wichtig zur Warnung, dass man nicht in der Ferne suche, was vor den Füssen liegt; und vor Allem, dass man nicht in Erstaunen gerathe, wo die einfachsten Erklärungen zureichen.

Ohne allen Zweifel, mein theurer Freund, kennen Sie eine Klasse von Köpfen, die recht dazu geschaffen zu seyn scheinen, um den Erzieher mit falschen Hoffnungen hinzuhalten und zu täuschen. Lebhafte, freundliche, leicht fassende, fein bemerkende, gewandte und rüstige Naturen, die man zwar Mühe hat im Zaum zu halten, die sich aber doch lenken lassen, und bei denen, so lange man sie beaufsichtigt, und Verkehrtes abschneidet, das Rechte und Gute freiwillig in mancherlei erwünschten Zeichen hervortritt. Nur Schade, am Ende will sich Nichts verdichten und bevestigen; sondern das Fleisch ist und bleibt mächtiger als der Geist.

Die alte Psychologie wird sagen: Seht da die Sinnlichkeit! seht den Unterschied des Verstandes und der Vernunft! Seht den klugen Kopf, der, sobald von Pflicht die Rede ist, alsdann die Vernunft der Sinnlichkeit unterordnet!

Liesse sich die Thatsache mit so groben Zügen richtig zeichnen, so würden wir nun freilich uns mit der ein für allemal untergeordneten Vernunft keine Mühe geben, sondern nichts Besseres erwarten, als einen durchweg egoistischen Verstand, wie er auf dem Theater oft genug und in Romanen, glaube ich, noch öfter gezeichnet wird. Denn die poetischen, oder nach der alten Psychologie zugeschnittenen Charaktere sind ungemein consequent; aber in wirklicher pädagogischer Erfahrung schillert und schimmert oft eine so mannigfaltige Färbung durcheinander, dass man doch etwas mehr Mühe hat, um die Begriffe zu finden, welche den Thatsachen hinreichend entsprechen.

Was zuvörderst den Verstand der angedeuteten Menschenart anlangt, so ist er, genau betrachtet, nicht von der besten Art, wenn er gleich oft genug leuchtet und blitzt. Ganz abgesehen von Pflicht oder Genuss, zeigt er sich springend und planlos; daneben bemerkt man ein eben so wunderliches Gedächtniss, welches für eine Menge von Einzelnheiten vortrefflich, aber dem Zusammenhängenden ganz abhold ist; so dass, um mit der alten Psychologie zu reden, in den Lehrstunden der Verstand vieles ausserordentlich schnell fasst und begreift, wogegen das Gedächtniss wenig oder nichts behalten will. Ich sage mit Fleiss: *behalten will*, denn so

scheint es, als ob das sonst gute, ja ausgezeichnete Seelenvermögen förmlich eigensinnig wäre. Daher entsteht eine natürliche Täuschung beim Erzieher. Er untersucht: hat der junge Mensch übeln Willen? Nein; er weiss nicht einmal recht, was er will; jedenfalls fügt sich sein Wollen nach den Umständen; warum sollte man ihm denn nicht so viel und auf so lange Zeit guten Willen abgewinnen können, als nöthig ist, um das zu behalten und sich ein für allemal einzuprägen, was mit dem Verstande schon hinreichend gefasst war? Er behält ja doch so vieles Einzelne; warum sollte er das Zusammenhängende wieder los lassen, nachdem er es einmal richtig ergriffen hatte?

Wenn die aus der Erfahrung geschöpften Züge meiner Beschreibung Ihnen, mein verehrter Freund! deutlich genug hervorgehoben erscheinen, so werden Sie nun schon wissen, wie ich dazu komme, diesen Gegenstand dem vorigen anzureihen. Zwar auf den ersten Blick kann nichts unähnlicher seyn, als die Gewandtheit, von der ich jetzt spreche, und die Steifheit, die mich im vorigen Briefe beschäfftigte. Allein Sie werden schon bemerken, dass gerade hinter der Gewandtheit sich eine eigenthümliche Art von Steifheit verbirgt, die keinesweges vom Willen abhängt und ausgeht, wohl aber sehr stark und nachtheilig auf den Willen einfliesst. Es fehlt nämlich in dem jetzt betrachteten Falle gerade wie im vorigen am Zusammenhange. Hier, wie dort, haben sich die Auffassungen vereinzelt, verstückelt; und statt der continuirlichen Uebergänge entstehn Sprünge und Risse.

Und worauf deutet denn wohl diese Klasse von Phänomenen? Vielleicht hätte ich das gleich aussprechen sollen.

Jenes Hinderniss, welches uns schon so lange beschäfftigt, ist nicht allemal ein fortdauerndes, sondern es entsteht und vergeht. Der Organismus erträgt einen gewissen Grad oder eine gewisse Dauer der Anspannung von Seiten des Geistes; aber nicht mehr und nicht länger, wofern er nicht feindlich zurückwirken soll. Das ist bekannt genug in allen den Fällen, wo eine geistige Anstrengung absichtlich zu lange fortgesetzt wird. Jetzt denken Sie sich Menschen, die alle Minute eine kleine Erholung nöthig haben; und deren Or-

ganismus sich diese Freiheit wirklich schafft, noch ehe sie es selbst merken und beschliessen. Gleich darauf sind sie wieder frisch, wohl aufgelegt, geistig thätig; aber der Gedankenfaden ist während der Pause, welche eben vorher ging, zerschnitten und verändert. Solche können Alles erreichen, was sich im Fluge erreichen lässt; sie scheinen selbst reich an Gedanken, wenigstens an Einfällen; und sie sind noch reicher an Worten. Aber ein böser Umstand verräth ihre Schwäche: sie mögen nicht allein seyn. Immer muss Gesellschaft, oder wenigstens ein Buch, ihnen zu Hülfe kommen. Und nur nicht gar zu ernste Gesellschaft; kein systematisches Buch; das nennen sie trocken und langweilig, sobald sie sich offenherzig äussern. Doch nicht immer sind sie offen; nicht immer unfähig zur Selbstüberwindung; vielmehr, eine bestimmte Absicht, oder ein bestimmtes Verhältniss gewinnt ihnen manchmal Anstrengung genug ab, um ihre Schwäche zu verdecken. Kommt man ihnen durch Abwechselungen zu Hülfe, indem man sie von verschiedenen Seiten her öfter auf denselben Punct zurückführt: so gewinnen ihre Gedanken leicht eine scheinbare Haltung, einen augenblicklichen Zusammenhang; lässt man sie aber allein, so reihen sie flüchtige Einfälle an einander; dann missfallen sie sich selbst, und suchen Zerstreuung oder eigentlich Aufregung. Daher ein Schein von vorherrschender Sinnlichkeit, die oft gar nicht durch sanguinisches Temperament, gar nicht durch ungewöhnlich starke Vegetation kann nachgewiesen werden, sondern nur desshalb angeklagt wird, damit der Fehler einen Namen bekomme, auf welchen man durch entfernte Folgen geleitet wird. Was für Böses ist nicht schon der Sinnlichkeit angedichtet worden, in Fällen wo sie sehr unschuldig ist!

Aber warum haben diese Menschen ein schlechtes Gedächtniss neben dem vortrefflichen? Ein schlechtes für den Zusammenhang, ein gutes für Einzelnheiten? Warum selbst da noch, wo ihr Nachdenken schon in den Zusammenhang eingedrungen war, ein schlechtes Gedächtniss? — Eine vorläufige Antwort ist leicht. Sie *schienen* in den Zusammenhang einzudringen, weil sie die äussersten Enden der Gedankenfäden zusammenknüpfen konnten; aber das Frühere

war ihnen entfallen und das Spätere noch nicht vorausgesehen, als sie einem bündigen Unterricht für den Augenblick folgten. Ihr Geist erzeugte also auch keinen Zusammenhang; sondern man führte sie über schmale Brücken, auf denen sie in jedem Moment gerade nur die Puncte sahen, die sie nun eben betreten sollten.

Eben so wenig, als man bei diesen Naturen die Sinnlichkeit oder das Gedächtniss anzuklagen hat, liegt bei ihnen die Wurzel des Uebels im Willen. Sie gleichen keinesweges jenen verneinenden Geistern, die wir oben als behaftet mit dem cholerischen Temperament bezeichneten; sie sind zu windig dazu. Dennoch nehmen sie im Jünglingsalter gern etwas Stachlichtes an, was zwischen Eitelkeit und Rechthaberei schwebt; indem sie, falls es ihnen einmal gelingt, einen Gedanken vestzuhalten und eine längere Folgenreihe daran zu knüpfen, hierauf im Gefühl ihrer gewöhnlichen Schwäche einen besondern Werth legen, so gern sie übrigens dem Wahne nachhängen, sie könnten das strenge Denken und das genaue Wissen füglich Andern überlassen, da *sie* es ja nicht nöthig hätten!

20.

Kehren wir nun zurück zu den Begriffen der Wölbung und Zuspitzung! Die Wölbung soll eigentlich so gross seyn, dass sie alle diejenigen Vorstellungen umfasst, welche irgend einen Grad von Freiheit, irgend einen *freien Raum*, (wie ich es früher nannte,) durch das gegebene Neue erlangten. Das obige Beispiel (17) mag dies erläutern. Sie wissen, dass ich auf der Tonlinie die Distanz der Octave als diejenige betrachte, welche durchlaufen werden muss, bevor man zu dem Puncte des vollen Gegensatzes*) gelangt. Dies vorausgesetzt, so sollte, wann der Ton *c* vernommen wird, Alles, was von Ton-Vorstellungen innerhalb der obern und der untern Octave jemals war gehört worden, in Aufregung versetzt werden. Die *Basis des Gewölbes* müsste also nicht weniger als zwei Octaven umfassen. Es ist aber gewiss, dass

*) Psychologie I, §. 41.

bei weitem der grösste Theil dieses Gewölbes, wofern die Wahrnehmung des eben jetzt erklingenden Tons *c* nur die geringste Dauer gewinnt, sehr schnell wieder niedergedrückt wird, wegen des Gegensatzes zwischen *c* und den übrigen Tönen. Dies Niederdrücken gehört schon der Zuspitzung an; welche jedoch eine merkliche Zeit verbrauchen wird, um sich zu vollenden. Versucht Jemand, den eben gehörten Ton *c* nachzusingen, und singt er falsch, während er glaubt, den Ton richtig zu treffen, so hat sich bei ihm die Zuspitzung sicher nicht vollendet.

Ohne uns nun um das Beispiel weiter zu bekümmern, bemerken wir hier zwei Begriffe, von sehr allgemeinem Gebrauche; nämlich ausser jenem von der Basis des Gewölbes noch den von der Zeit, deren die Zuspitzung bedarf, um einen bestimmten Grad von Genauigkeit zu erlangen.

Ferner nehmen wir hinzu, dass, wenn eine gegebene Wahrnehmung nicht einfach ist, alsdann auch die von ihr veranlasste Wölbung mannigfaltig, — und dass, wenn viele Wahrnehmungen einander schneller folgen, als die zugehörigen Zuspitzungen geschehen können, alsdann auch der hieraus entspringende Process sich sehr verwickeln muss.

Es ist der Mühe werth, hier der Sprache und des Verstehens derselben zu gedenken. Jedes Wort (ja eigentlich jeder Buchstabe eines jeden Wortes) bewirkt die ihm angehörige Wölbung und Zuspitzung; das Verstehen eines ganzen Satzes geht von allen diesen Puncten aus, und ist das Gesammt-Resultat, welches dadurch erst möglich wird.

Um nun den vorigen bildlichen Ausdruck beibehalten zu können, müssen wir in Gedanken gar viele Gewölbe in einander hineinzeichnen, die in beständiger Bewegung des Steigens und Sinkens begriffen sind, bis das vollste Verstehen zu Stande kommt.

Wer wird sich wundern, dass ein solcher Process leicht verletzlich ist? Gesetzt, wir sprächen ganz fehlerfrei: so würde dennoch schwerlich Einer unsrer Zuhörer uns ganz genau verstehen. Es zeigen sich aber jetzt drei Quellen möglicher Fehler:

1) in dem Grunde selbst, aus welchem die Wölbung aufsteigen soll;

2) in der Verhinderung der Wölbung, und

3) in der Unterbrechung der Zuspitzung.

Die beiden letzten Fehler können von dem physiologisch zu erklärenden Hindernisse abhängen, mag es nun anhaltend oder abwechselnd eintreten; der erste Fehler aber, — wenn die Vorstellungen, die sich erheben sollten, selbst nicht die rechte Construction haben, weiset zunächst auf die Psychologie zurück; auch muss er von älterem Datum seyn, indem der Grund und Boden, welchen die Gesammtheit der vorhandenen Vorstellungen bildet, ohne Zweifel früher da war, als zur Reproduction Gelegenheit eintrat.

Sie sehn nun schon, mein theurer Freund, dass ich Sie bald einladen werde, mit mir in der Betrachtung mehr in die Tiefe zu gehn; da ich jetzt nicht bloss die Reproduction selbst, indem sie geschieht, sondern auch die Construction dessen in Frage bringe, was schon da seyn muss, ehe es zum wirklichen Reproduciren kommt.

Vergessen darf ich aber nicht, dass eine Bemerkung über die Form, welche das Zu-Reproducirende annehmen konnte, ganz in der Nähe liegt. War ein Hinderniss von abwechselnder Art, welches Pausen in seiner Wirksamkeit macht, im Organismus von der Geburt an begründet: so konnte selbst die Reihenbildung der Vorstellungen, die wir nun bald in Betracht ziehen müssen, nicht umhin, unter einem solchen Einflusse zu leiden. Durchgehends mussten die Gedankenfäden kurz ausfallen, wenn sie häufig abgeschnitten wurden. Hatten sie in jenen Pausen sich gebildet, so kam das wieder eintretende Hinderniss des Vorstellens gleichsam wie eine Scheere, und machte ein Ende, wo der Sache nach das Ende noch nicht eintreten sollte. Die Gedanken mussten dann ausfallen, wie eine falsch interpungirte Schrift. So fallen sie ja bei zerstreuten Zuhörern allemal aus. Gleicht nun auch die Erfahrung und der Unterricht manchmal einem Buche, welches gestattet, dass man die Lesung wiederhole, so ist dies doch nicht immer der Fall; auch wird das nöthigste Wiederholen oft versäumt. Im Allgemeinen also

werden wir einen Unterschied antreffen zwischen Menschen, deren Gedankenreihen kurz, und andern, bei denen sie länger sind. Wo nun aus kurzen Reihen etwas kann zusammengesetzt werden, da können jene etwas leisten; aber wo lange Reihen durch die Natur des Gegenstandes gefordert werden, da werden sie zurückbleiben und ihre Unfähigkeit verrathen. Sollten Sie zufällig hiebei schon an griechische und lateinische Auctoren denken, und an deren theils innerlich verwickelte, theils durch allerlei Bindungsmittel an einander hängende Perioden; — oder auch an den Zusammenhang mathematischer Demonstrationen, oder an historischen Pragmatismus: so würde mir eine solche Nebenbetrachtung gar nicht ungelegen scheinen, wiewohl ich sie jetzt nicht verfolgen kann.

21.

Wenn Sie sich von mir liessen spazieren führen, so würden Sie schon erlauben, einmal seitwärts, bloss einer interessanten Aussicht wegen, vom rechten Pfade abgelenkt zu werden. Auch jetzt bitte ich um einen Gang zur Seite, einer psychologischen Aussicht zu gefallen, die ja wohl irgend einmal, wie ohne Ausnahme alles Psychologische, auch eine Bedeutung für Pädagogik wird zu erkennen geben, wenn ich schon für jetzt eine solche nicht darzuthun wüsste.

Wölbung und Zuspitzung haben wir bis jetzt immer als einen zusammenhängenden Process betrachtet; und doch sind nicht bloss die Begriffe gerade entgegengesetzt, sondern wir wissen auch, dass eins nach dem andern geschehen muss. Sollten sich denn diese Zwillinge nicht trennen lassen? Vielmehr, die Möglichkeit liegt klar vor Augen.

Sähen Sie irgendwo plötzlich einen Lichtschein, einen Blitz, entstehn und schwinden, was würde sich in Ihnen ereignen? Wölbung! Sähen Sie ihn noch einmal, gerade so, und an derselben Stelle, was würde erfolgen? Zuspitzung!

Belieben Sie nur zu erwägen, dass selbst eine völlig momentane Empfindung, falls es wirklich dergleichen gäbe (was niemals kann nachgewiesen werden,) keinesweges einen solchen Effect haben würde, der lediglich auf den Augenblick

des Empfindens beschränkt wäre. Betrachten wir noch einmal jene Vorstellung H, von welcher ein Theil y hervortritt! (14) Zu diesem Hervortreten gehört allemal Zeit, *wenn* auch wirklich die Hemmung durch a und b *plötzlich* verschwinden *könnte;* aber auch *das* kann nicht seyn, denn die Hemmungssumme (zwischen a und b einerseits und c andererseits,) sinkt nur allmählig, wenn schon c eine momentane Empfindung wäre oder dafür gelten könnte. So gerade nun, wie y allmählig wächst, erheben sich auch die Neben-Vorstellungen, deren Erwachen dasjenige ausmacht, was wir die Wölbung nennen. Und der zunächst liegende Unterschied, zwischen der jetzigen und der früheren Voraussetzung, zeigt sich darin, dass die Wölbung frei bleibt von dem, worauf sonst die Zuspitzung beruht; so lange nämlich, bis dieselbe Empfindung zum zweitenmale eintritt. Denn alsdann erst beginnt die Hemmung der Nebenvorstellungen durch die Empfindung, der sie nicht völlig gleichartig sind. Dagegen würde die früher betrachtete, fortdauernde Empfindung schon während ihrer ganzen Dauer zuspitzend gewirkt haben (17).

Aber Sie, mein trefflicher Kenner der Aesthetik! sollten Sie nun wohl schon errathen, zu welcher Untersuchung ich Sie hiemit einlade? Zwar nicht zu einer ästhetischen; denn in der Beurtheilung des Schönen und Hässlichen verändert sich nicht das Geringste, man möge nun die Möglichkeit solches Urtheils psychologisch einsehen oder nicht. Aber interessant möchte es Ihnen doch seyn, wenn ich etwa im Stande wäre, Ihnen das Räthsel der Auffassung des *Zeitmaasses* zu lösen, welches in der Poesie wie in der Musik so höchst wichtig ist!

Sehen wir einmal nach, ob wir — ich will noch nicht sagen, die Lösung, — aber doch eine Vorkenntniss zu dieser Lösung gewonnen haben? Denken Sie sich inzwischen andre Beispiele, als das vorige vom Lichtschein, was ich nur desshalb wählte, damit die nachfolgenden bequemeren Beispiele nicht einsam stehen, und den Gesichtskreis nicht auf eine nachtheilige Weise beschränken möchten.

Die Glocke schlägt. Oder: Sie hören die Tropfen fallen von einer Dachrinne. Oder: Sie trommeln tactmässig auf dem

Tische; oder was sonst Ihnen beliebt, um eine Reihe von Empfindungen zu haben, welche gleichartig sich nach gleichen Pausen wiederholen.

Hier fällt Ihnen nun gewiss das ein, was in der Metrik und Musik durch die Worte *Hebung* und *Senkung* (Arsis und Thesis) bezeichnet wird. Ich nehme hier Hebung für gleichbedeutend mit Wölbung, Senkung für gleichbedeutend mit Zuspitzung; und durch diese Erklärung wird nicht bloss der mögliche Missverstand der Worte vermieden, sondern auch die Sache selbst beleuchtet seyn. Durch den ersten Schlag, den Sie vernehmen, wird Ihre ältere Vorstellung des nämlichen Tons sammt allen benachbarten gehoben; durch den zweiten werden die Nachbarn zurückgewiesen oder gesenkt.

Aber das Zeitmaass! wo bleibt das? — Offenbar können Sie das erst mit dem dritten Schlage vernehmen, falls dessen Zeitdistanz vom zweiten gerade dieselbe ist, wie die Zeitdistanz des zweiten vom ersten.

Also müssen wir die Betrachtung fortsetzen. Der zweite Schlag wirkte nicht bloss senkend auf die Nachbarn, sondern zuspitzend auf die Hauptvorstellung. Hatte der erste Schlag Sie dahin gebracht, dass Sie horchten, ja vielleicht sich fragten: *was höre ich?* so giebt der zweite Schlag Ihnen die Antwort, indem Sie nunmehr den Ton ganz bestimmt als diesen und keinen andern erkennen. Allein das ist nicht Alles. Die Senkung beim zweiten Schlage bezog sich nur auf die Nebenvorstellungen; was aber die Hauptvorstellung anlangt, so wirkt das zweite c gerade wie das erste c dahin, dem älteren gleichartigen H freien Raum zu schaffen; also: beim zweiten c wird der zuvor schon durchs erste gewonnene freie Raum für H plötzlich grösser; und es ist, als bekäme dadurch H einen Stoss, damit der Theil von ihm, den wir y nannten, plötzlich wachse, oder genauer gesagt, plötzlich einen Zusatz an Geschwindigkeit des schon vorhandenen Wachsens bekomme.

Wüssten wir jetzt nur, was das eigentlich sey, was wir ein Vorstellen der Zeit nennen! Zwar der metaphysische Begriff der Zeit hülfe uns hier nichts. Sondern was wir, und mit uns jeder Soldat, der nach Commando marschirt,

oder jeder Trommelschläger, welcher seine Kunst versteht, — was wir Alle uns als Pause zwischen zweien nächsten Schlägen vorstellen, indem wir den Tact wahrnehmen oder abmessen, — was dieses Vorgestellte sey, das ists, wornach ich jetzt frage. Unbekannt wie es ist, muss es doch jedenfalls ein Quantum seyn, welches *wir*, die wir in der Auffassung des Tactes geübt sind, grösser und kleiner nehmen können, um ein Adagio oder Allegro nach Belieben zu spielen. Schon zwischen dem ersten und zweiten Schlage muss dies Quantum abgeschnitten seyn, damit es alsdann zwischen den zweiten und dritten eintretend anzeige, der dritte Schlag erfolge genau im rechten Moment. Aber was hier als Maassstab dient, das muss in der That ein allmähliges Geschehen in uns selbst seyn, welches sich eben in dem Augenblick vollendet, wo wir den dritten Schlag fordern und als richtig eintreffend anerkennen.

Was nun auch das Material seyn möge, von welchem ein grösseres oder kleineres Quantum hier zum Maassstabe wird: soviel ist klar, dass der erste Schlag das Material mit dem vorgenannten *y* hervorhob, der zweite es abschnitt und zugleich wiederum von vorn an hervorhob, der dritte aber es nochmals *gerade an der Stelle* abschnitt, wo es zuvor schon abgeschnitten war; welches bestimmte Abschneiden dann auch der vierte und jeder folgende gleichzeitige Schlag erneuern wird.

Dass die genauere Untersuchung dieses Materials uns in die Lehre von der Reihenbildung der Vorstellungen hineinweisen wird, sehn Sie ohne Zweifel voraus. Zwar wenn wir von der Zeit sprechen, — das heisst, im zusammenfassenden Denken, — da brauchen wir nicht länger bei dem Gedanken einer Stunde, als einer Minute, uns aufzuhalten; und wiederum von der Minute sprechen wir eben so geläufig, wie von einer Secunde. Aber — möchten Sie wohl ein Orchester dirigiren, wenn ein Musikstück aufzuführen wäre, worin lediglich nur lange Noten, jede von der Dauer einer Minute, vorkämen? Wenn Sie das auch könnten — ich für mein Theil hätte nicht Lust zuzuhören; und zwar deswegen nicht, weil ich für eine Minute zwar den Begriff, nämlich sechzig

Secunden, habe; hingegen mein Zeitmaass, vermittelst dessen ich unmittelbar den Tact auffasse, nicht einmal sechs, vielweniger also gar sechzig Secunden erreicht; während ich mit Leichtigkeit ganze, halbe und viertel-Secunden abmesse. Im Bezirke dieser bequemen Zeitmaasse nun geschieht in uns ein wirklich successives Vorstellen, welches gerade soviel Zeit verbraucht als es abzumessen dient; und dass für die wirkliche Succession dieses Vorstellens das Gesetz und die ganze Möglichkeit in der Lehre von der Reihenbildung müsse gesucht werden, dies, mein Freund! brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Später werde ich Sie daran ausführlich genug erinnern.

Fassen wir nun das Bisherige zusammen, um zu sehen, wie weit es uns führt! Irgend eine Reihenbildung — die wir noch nicht näher kennen — hat uns, schon längst, mit einem gewissen Material versorgt, von welchem der erste Schlag, indem er den Theil y von H reproducirt, ein unbestimmtes Quantum successiv hervorhebt. Der zweite Schlag giebt dem y eine plötzliche Beschleunigung; hiemit wird jenes Quantum, genau so gross wie es bis zu dem Momente des zweiten Schlages angewachsen war, plötzlich mehr hervorgehoben, indem das beschleunigte y es mit sich hebt. Dadurch gerade wird nun dieses Quantum abgeschnitten, und losgetrennt von dem folgenden Theile des Materials, welcher eben im Begriff war, hervorzutreten; und auf welchen jetzt eine solche Hemmung wirkt, wie jene, die wir als den Grund der Zuspitzung kennen.

Doch hier muss ich mich deutlicher machen. Unterscheiden Sie:

1) von dem Material, was als Zwischenzeit, als Pause vorgestellt wird, die Nebenvorstellungen, welche in der Senkung eine Hemmung erleiden.

2) von der Reproduction des y die Reproduction des ersten c durch das zweite c; und überhaupt diejenige der sämmtlichen vorhergehenden c durch das nun folgende c.

Nämlich jenes, als Zwischenzeit vorgestellte Material darf gerade in sofern, als die Zeit gemessen wird, keine Senkung erfahren; denn das hiesse soviel, als: die Vorstellung des

Maassstabes wird gehemmt; gerade gegen den Sinn unserer Betrachtung. Es ist aber auch, wenn Sie zurückblicken, nicht schwer, den Unterschied zu fassen. Was waren das für Nebenvorstellungen, welche sollten gesenkt werden? Die Nachbarn; die Sie in unserm obigen Beispiele (20) fanden, wenn Sie von *c* eine Octave aufwärts und abwärts durchliefen. Aber jenes Material, was sich für uns in die Vorstellung einer Pause, einer leeren Zeit verwandelt, kann unmöglich etwas so Bestimmtes seyn; sonst liesse sich eben dadurch bestimmen, was das sey, das wir in die Zeitdistanz hineinschieben, um sie damit auszufüllen und abzumessen. Aber unser Zeitmaass hat keinen Ton, so wie unser Augenmaass keine Farbe.

Ferner: beim zweiten und jedem folgenden Schlage geschieht zweierlei Reproduction zugleich. Erstlich: die ältere Vorstellung *H*, welche schon in dem Vorrath unserer Vorstellungen lag, bekommt einen neuen Anlass zur Reproduction; oder: ihr reproducirter Theil *y* wird grösser. Aber zweitens: auch das erste, und überhaupt jedes vorhergehende *c* erhebt sich beim Eintreffen des zweiten und jedes folgenden *c*.

Nun bemerken Sie noch, dass während *y* das ihm anhängende Zeit-Material schon beim ersten Schlage anfing mit sich empor zu heben, hiedurch Gelegenheit gegeben wurde, dass sich das erste *c* mit diesem Material verbinden, verschmelzen, compliciren kann; nämlich gerade mit soviel von demselben, als wieviel zwischen dem ersten und zweiten Schlage hervortreten kann. Beim zweiten Schlage nun wird vermöge der entstandenen Verbindung auch gerade das Verbundene, aber nicht Mehr, in Reproduction durch das erste *c* gesetzt. Käme also der dritte Schlag zu spät: so würde zwar diejenige Reproduction, welche von *y* ausgeht, noch mehr von dem unbestimmten Material mitbringen; aber die andre Reproduction, welche vom ersten *c* anhebt, würde nicht weiter folgen; denn sie reicht nicht weiter; und wo sie abbricht, da veranlasst sie das bekannte Gefühl von Leere, welches wir empfinden, wenn wir die Glockenschläge zählen, und während es unsrer Meinung nach schon acht

Uhr seyn sollte, die Glocke uns sagt, es sey erst sieben Uhr.

Es wird Ihnen nun von selbst einfallen, dass beim dritten Schlage es einen wichtigen Unterschied macht, in welchem Grade der Stärke derselbe im Verhältniss gegen den ersten und besonders gegen den zweiten erfolgt. Soll nämlich nach der Senkung, welche der zweite verursachte, eine neue Hebung eintreten, so gehört dazu ein *ictus;* aber was kann dieser wirken? — Fragen wir nur zuerst, was er wirken muss? so bietet sich aus dem Vorigen von selbst die Antwort dar: eine neue Wölbung; denn ohne diese giebt es keine Hebung. Nun lässt sich wohl denken, dass der erste Schlag zu schwach gewesen sey, um die *ganze* Wölbung, welche überhaupt möglich war, zu veranlassen; der zweite aber noch schwächer, also unfähig die Wölbung zu vergrössern; alsdann kann ein stärkerer dritter Schlag sie unstreitig, falls er nur noch mehr freien Raum schafft, vervollständigen. Wenn dagegen der dritte sammt dem zweiten Schlage beide schwach sind im Vergleich mit dem ersten, so vereinigen sich beide in der Zuspitzung, also in der Senkung. Hiebei liegt die Beziehung auf den Daktylus und dessen Unterschied vom spondäischen Metrum am Tage; desgleichen in der Musik der Unterschied, ob der dritte Schlag im Dreiviertelfact der letzten Tactnote angehört, oder ob mit ihm, wie im Zweiviertelfact, nun schon der folgende Tact beginnt. Allein in der Anwendung auf die Künste dürfen wir nicht die Quantität dessen was dem Gehör dargeboten wird, vergessen. Keine Musik und keine Poesie wird uns blosse Trommelschläge, oder gar den Klang des einförmigen Tropfenfalles einer Dachrinne zu vernehmen geben; sondern es kommen Abwechselungen der Worte, der Melodie und Harmonie hinzu, welche uns an die psychologische Untersuchung über die Abnahme der Empfänglichkeit erinnern müssen*). Wenn der Musiker uns mit dem Eintritte des neuen Tactes auch eine neue Harmonie, oder nur einen Fortschritt der Melodie bringt, so liegt ein Theil der nöthigen Kraft, um eine neue

*) Psychologie I, §. 94—99.

Wölbung zu erzeugen, schon in der frischen Empfänglichkeit, die er jetzt, nachdem die vorige meist erschöpft war, in Anspruch nimmt; und solchergestalt fortfahrend bewirkt er mit geringer Beihülfe des *ictus* den Wechsel zwischen Hebung und Senkung, dessen die Kunst bedarf. Noch mancherlei wird sich Ihnen hiebei von selbst aufdringen, allein für mich ist es Zeit, diesen langen Brief und die darin enthaltene Abschweifung zu schliessen.

22.

Dass eine Sache, die man nicht finden kann, sich an einem Orte finden lässt, wo man sie bisher nicht suchte, — dies gehört zwar zu den täglichen Erfahrungen. Aber die Anwendung hievon auf die Psychologie verfehlen nicht bloss diejenigen, welche, wenn sie von mathematischer Psychologie hören, sich der Affecten der Furcht und des Zorns nicht ganz erwehren können, — sondern auch mir, der ich seit so langen Jahren weiss, dass in der Mathematik die Schlüssel zur Psychologie zu suchen sind, haben sich oft die leichtesten Sachen verborgen gehalten, die ich plötzlich einmal fand, wenn mir die rechte Stunde kam, um am rechten Orte darnach zu suchen.

Noch nicht viel über ein Jahr wird verflossen seyn, seitdem Sie mir Glück wünschten, dass ich nun endlich zur Untersuchung der zugleich steigenden Vorstellungen den Faden der Rechnung fand; wodurch die in meiner gedruckten Psychologie enthaltene Betrachtung der zugleich sinkenden das nöthige Seitenstück erhält. Sie bemerkten damals, dass auf den zugleich steigenden sowohl die Wirkung des Unterrichts, als die Selbstthätigkeit des Zöglings, unmittelbar beruhen müsse; daher brauche ich Ihnen von der Wichtigkeit des Gegenstandes keine ausführliche Nachweisung zu geben; und nur darüber ist ein Wort nöthig, weshalb hier der Ort sey, davon zu reden.

Zuvörderst nun war schon die Wölbung, die uns bisher beschäfftigte, ein gemeinsames Steigen; und wenn Sie jetzt von der Veranlassung dieses Steigens, nämlich der Reproduction des H durch das gleichartige c, abstrahiren wollen,

so sind Sie schon bei dem Begriffe des Problems, mit welchem ich Sie nun beschäfftigen muss; daher ich nur noch zu bemerken habe, dass die Grösse des Hemmungsgrades, welche bei der Wölbung als sehr wesentlich in Betracht kommt, (weil die Nachbarn des H es eben sind, die sich empor wölben,) in meinen sogleich zu erwähnenden Rechnungen bei Seite gesetzt wird; nicht etwa als unbedeutend an sich, sondern um vorläufig den Mechanismus des Calculs von einer lästigen Verwickelung zu befreien. Von der mathematischen Psychologie muss man nicht Alles auf einmal verlangen, sondern man soll froh seyn, wenn nur überhaupt da, wo bisher weder Weg noch Steg zu sehen war, die Möglichkeit eines regelmässigen Fortschreitens sich aufthut.

Ferner müssen wir, um unsre Kenntniss der verschiedenen Anlagen zu vervollständigen, das schon oft erwähnte physiologische Hinderniss noch von einer neuen Seite betrachten; nämlich in wiefern es den Rhythmus der zugleich steigenden Vorstellungen verändert. Doch es bedarf keiner weitern Gründe zur Rechtfertigung, dass ich Ihnen eben jetzt Etwas mittheile, wovon Sie längst nähere Nachricht wünschten.

Belieben Sie nun zuvörderst den §. 93 meiner Psychologie aufzuschlagen. Dort finden Sie für die Voraussetzung, dass zwei Vorstellungen a und b zugleich steigen, den ersten Grundgedanken; nämlich den, dass beide Vorstellungen zusammen steigend, einen höhern Grad der Klarheit, oder einen höhern Standpunct erreichen können, als denjenigen, auf welchen sie, aus dem ungehemmten, ursprünglichen Zustande zugleich sinkend, einander herabzudrücken genöthigt sind. Die Ursache hievon wird Ihnen ohnehin erinnerlich seyn; nämlich dass die Hemmungssumme beim gemeinsamen Steigen erst allmählig entsteht, welche beim Sinken gleich Anfangs vollständig vorhanden ist. Ein paar streitende Kräfte, die neben einander emporstreben, setzen zwar jede der andern eine Gränze, welcher sie sich nur annähern kann, ohne dieselbe zu übersteigen; und daher gelangt keine zu der vollen Wirksamkeit, die jeder einzelnen, ihrer natürlichen Stärke nach, eigen gewesen wäre. Allein gesetzt, beide Kräfte

seyen in voller Wirksamkeit begriffen, indem jede der andern begegnet, so thun sie einander noch beträchtlich mehr Abbruch; eben weil der Streit gleich Anfangs mit voller Gewalt beginnt. Hüten Sie sich aber, sich hier von dem gemeinen falschen Begriffe der Kraft beschleichen zu lassen! Sie wissen, dass Vorstellungen nur in sofern als Kräfte wirken, wiefern sie einander entgegengesetzt sind. Der Grad des Gegensatzes nun soll jetzt, wie vorhin gesagt, nicht beschränkt werden; bloss um die Rechnung nicht zu belästigen. Mit andern Worten, es wird *volle Hemmung* angenommen; also in dem angeführten §. der Psychologie setzen Sie $m = 1$, so fällt es aus der Rechnung weg.

Durch die Buchstaben α und β ist dort das Quantum von a und b bezeichnet, welches sich im Laufe der Zeit t ins Bewusstseyn emporhebt. Man soll nun durch Rechnung bestimmen, wie α und β abhängen von a, b, und t. Sehr leicht war es, dieses für β, den hervorgetretenen Theil der *schwächeren* Vorstellung b, zu leisten; daher finden Sie am angeführten Orte schon die Formel

$$\beta = \frac{b}{k}\left(1 - e^{-kt}\right),$$

$$\text{wenn } k = 1 + \frac{a}{a+b}$$

Den Sinn dieser Formel werden Sie sich erst vergegenwärtigen. Nämlich β erhebt sich Anfangs zwar mit der ihm eignen Kraft; (wie Sie beim Differentiiren der Formel sogleich übersehen;) aber seine Geschwindigkeit nimmt ab; dergestalt, dass selbst wenn zum Steigen unendliche Zeit vergönnt wäre, (wobei die Exponentialgrösse e^{-kt} völlig verschwände, die schon in kurzer Zeit sehr klein wird,) doch $\beta = \frac{b}{k}$ der äusserste Werth seyn würde, welchen β erreichen könnte. Einen solchen äussersten Werth werde ich künftig die *Erhebungsgränze* nennen; sie wird nie völlig erreicht; aber die Annäherung dahin geht schnell, falls nicht eine entgegengesetzte Bewegung eintritt.

Hätten wir nun eine ähnliche Formel auch für die *stärkere* Vorstellung a, so wüssten wir Alles, was von zwei zu-

gleich steigenden Vorstellungen zu fragen ist. Dabei wird Ihnen wohl einfallen, dass beim Sinken zweier Vorstellungen der Process sehr einfach, hingegen wo deren drei zugleich sinken, die Sache weit verwickelter ist, indem hier gar leicht die schwächste von dreien auf die *Schwelle* des Bewusstseyns kann geworfen werden; und zwar auf die *statische* Schwelle, welches soviel heisst als: sie verschwindet nicht bloss völlig aus dem Bewusstseyn, sondern auch sie schläft so vest, dass sie auf das, was nun noch ferner im Bewusstseyn vorgeht, gar keinen Einfluss hat. Wie aber (werden Sie fragen,) wenn drei Vorstellungen von verschiedener Stärke zugleich *steigen?* Alsdann wirken sie ja einander weit minder entgegen, als beim Sinken! Also werden wohl auch ihrer drei, deren eine von den beiden andern beim gemeinschaftlichen Sinken auf die Schwelle getrieben war, dann zusammen bestehen können, wann alle drei zugleich von der Schwelle sich erheben? welches natürlich voraussetzt, dass zuvor aus irgend einem Grunde *alle drei* waren völlig gehemmt worden.

Bei einiger Ueberlegung lässt sich ungefähr errathen, was die Rechnung lehren wird. Nämlich es können zwar drei Vorstellungen zusammen steigen, auch wenn die schwächste neben den beiden andern sehr geringe Kraft besitzt. Allein bald kommt ein Zeitpunct, wo sie zurückgetrieben wird, während die andern fortfahren zu steigen. Und nun giebt es verschiedene Fälle. Entweder die dritte, wieder im Sinken begriffene, würde selbst in unendlicher Zeit nicht ganz zurückgetrieben werden. Oder, dies könnte geschehen, würde aber unendliche Zeit brauchen, und geschieht desshalb nicht. Oder endlich, es geschieht wirklich, und zwar in kurzer Zeit.

Diese Vorerinnerungen können genügen. Von der Sache selbst wird Ihnen ein kurzer mathematischer Aufsatz Bericht erstatten, den ich zu lesen bitte, sobald Sie Musse und Laune haben.

Beilage.

Ueber die zugleich steigenden Vorstellungen.

I.

Von a und b sollen in der Zeit t die Quanta α und β ins Bewusstseyn hervortreten, nachdem beide auf der Schwelle

waren; auch soll keine andre Kraft auf sie wirken, als nur ihr eigner voller Gegensatz. Nach den, hier als bekannt vorauszusetzenden Elementen der Statik und Mechanik des Geistes ist

$$d\beta = \left(b - \beta - \frac{a\beta}{a+b}\right)dt$$

also $\beta = \frac{b}{k}\left(1 - e^{-kt}\right)$, wo $k = 1 + \frac{a}{a+b}$ [A]

Ferner eben so $d\alpha = \left(a - \alpha - \frac{b\beta}{a+b}\right)dt$

In diese Gleichung substituire man den schon gefundenen Werth von β; so findet sich durch Integration, die sich nun vollziehen lässt,

$$\alpha = \left(a - \frac{b^2}{a}\right)\cdot\left(1 - e^{-t}\right) + \frac{b^2}{ak}\left(1 - e^{-kt}\right)$$

oder $\alpha = \left(a - \frac{b^2}{a}\right)\cdot\left(1 - e^{-t}\right) + \frac{b}{a}\beta$ [B]

Die Integration geschieht nach bekannten Regeln; und von der Richtigkeit wird man sich sogleich durch Differentiiren überzeugen, wobei man nur den Werth von k im Auge haben muss.

II.

Von drei Vorstellungen a, b, c, sollen in der Zeit t die Quanta α, β, γ ins Bewusstseyn hervortreten. Unter Voraussetzung vollen Gegensatzes ist die Hemmungssumme $= \beta + \gamma$; die Hemmungsverhältnisse*) sind

$$\frac{bc}{bc + ac + ab} = \pi'$$

$$\frac{ac}{bc + ac + ab} = \pi''$$

$$\frac{ab}{bc + ac + ab} = \pi'''$$

mithin bekommt man folgende, den vorigen analoge Gleichungen:

$$d\alpha = (a - \alpha - \pi'(\beta + \gamma))\,dt$$
$$d\beta = (b - \beta - \pi''(\beta + \gamma))\,dt$$
$$d\gamma = (c - \gamma - \pi'''(\beta + \gamma))\,dt$$

*) Psychologie §. 44.

Man addire die zweite und dritte Gleichung, so geht hervor

$$d(\beta+\gamma)=(b+c-(b+\gamma)-(\pi''+\pi''')\cdot(\beta+\gamma))\,dt$$

woraus $\beta+\gamma=\frac{b+c}{k}\cdot\left(1-e^{-kt}\right)$ [C]

wo $k=1+\pi''+\pi'''=\frac{bc+2ac+2ab}{bc+ac+ab}$

Den Werth von $\beta+\gamma$ substituire man in die drei Gleichungen für $d\alpha$, $d\beta$, und $d\gamma$, so findet sich nach der Integration

$$\alpha=\left(a-\frac{bc}{a}\right)\cdot\left(1-e^{-t}\right)+\frac{bc}{ak}\left(1-e^{-kt}\right) \quad \text{[D]}$$

$$\beta=(b-c)\cdot\left(1-e^{-t}\right)+\frac{c}{k}\left(1-e^{-kt}\right) \quad \text{[E]}$$

$$\gamma=(c-b)\cdot\left(1-e^{-t}\right)+\frac{b}{k}\left(1-e^{-kt}\right) \quad \text{[F]}$$

Nun sey c die schwächste der drei Vorstellungen: so ist $c-b$ eine negative Grösse; und es ist offenbar, dass γ, nachdem es wuchs, wieder abnehmen, und für gewisse Werthe von a, b, c, auch gleich Null werden kann. Dann aber hört die Bedeutung der drei ursprünglichen Gleichungen auf; denn es hat keinen Sinn, dass γ negativ würde. Um also den Umfang der Brauchbarkeit für diese sämmtlichen Gleichungen zu bestimmen, muss man denjenigen Werth von γ suchen, wofür es $=0$ wird, falls ein solcher vorhanden ist.

Zuvörderst bemerke man, dass für unendliche Zeit die beiden Exponentialgrössen verschwinden; und dass sie sehr bald unbedeutend werden. Es wird also sehr bald beinahe

$$\gamma=\frac{b}{k}-b+c \quad \text{[G]}$$

Ferner ist nahe $k=2$; indem durch a die stärkste der drei Vorstellungen bezeichnet wird. Also nahe $\gamma=c-\frac{1}{2}b$, welches gleich Null ist, wenn c nahe $=\frac{1}{2}b$. Doch ist der Gränzwerth von γ ein wenig grösser; weil $k<2$.

Da sich die Gleichung

$$0=(c-b)\cdot\left(1-e^{-t}\right)+\frac{b}{k}\left(1-e^{-kt}\right)$$

wegen der Exponentialgrössen nicht unmittelbar auflösen lässt: so muss man für e^{-kt}, welches zuerst dem Ver-

schwinden nahe kommt, einen vorläufig anzunehmenden Werth suchen; und dieser findet sich folgendermaassen.

Wenn $e^{-t} = x$ gesetzt wird, so hat man für $k = 2$

$$0 = c - \tfrac{1}{2} b + (b - c) x - \tfrac{1}{2} b x^2$$

woraus $x = \frac{b - c}{b} \pm \frac{c}{b}$, oder vielmehr $x = \frac{b - 2c}{b}$, denn das positive Zeichen vor dem letzten Gliede gäbe $x = 1$ und folglich $t = 0$, was auch b und c seyn möchten. Findet sich, dass x oder e^{-t} sehr klein ist, so ist e^{-kt} noch viel kleiner, und kann weggelassen werden; alsdann ist

$$t = log.\ nat. \frac{k(b - c)}{k(b - c) - b} \qquad [H]$$

Hat aber e^{-t} einen mässigen Werth, so muss dessen Potenz k in obige Gleichung gesetzt werden, oder zu vorläufiger Uebersicht nur die zweite Potenz.

Was das Maximum der Grösse y anlangt: so findet sich aus

$$\frac{dy}{dt} = b e^{-kt} - (b - c) e^{-t} = 0,$$

$$t = \frac{1}{k - 1} \cdot log.\ nat. \frac{b}{b - c} \qquad [I]$$

Diese Grösse ist immer möglich; also giebt es allemal ein Maximum.

Gerade im Gegentheil wird man bei näherer Betrachtung der Gleichung H finden, dass dieselbe oftmals auf einen unmöglichen Werth von t führen könne; nämlich wenn $k(b - c) < b$.

Um nun den Gegenstand gehörig aufzuklären, gehe man zurück zu der Gleichung für den Gränzwerth von y. Dieser war (nach G):

$$\frac{b \cdot (bc + ac + ab)}{bc + 2ac + 2ab} - b + c;$$

indem für k sein Werth gesetzt worden. Man versuche nun, ob dieser, erst in unendlicher Zeit zu erreichende Gränzwerth sich $= 0$ setzen lasse? Und es findet sich dafür

$$c = -\frac{ab}{2(b + 2a)} + \sqrt{\frac{a^2 b^2}{4(b + 2a)^2} + \frac{ab^2}{b + 2a}} \qquad [K]$$

wo sich von selbst versteht, dass vor der Wurzelgrösse kein Minuszeichen brauchbar ist, weil c nicht negativ seyn kann.

Diesen Werth von c muss man für angenommene a und b zuerst aufsuchen. Zwar nicht, als ob ein kleineres c sich neben jenen nicht erheben könnte; im Gegentheil, die Gleichung I ergab ein jedenfalls mögliches Maximum. Aber nachdem das Maximum erreicht worden, muss γ wieder sinken; und nun fragt sich, ob es in endlicher Zeit gleich Null werde? Das geschieht allemal, wenn c kleiner ist, als die Gleichung K anzeigt. Aber es geschieht nicht, wenn c grösser ist, vielmehr führt alsdann der Ausdruck für $\gamma = 0$ auf unmögliche Grössen; wie schon der abgekürzte Werth (in H) deutlich genug zeigt.

Sucht man übrigens Genauigkeit in Zahlen, was bei psychologischen Rechnungen selten einen Zweck haben kann, so bietet sich hier die sehr bequeme Hülfe des Taylor'schen Lehrsatzes an; weil die Differentialquotienten von γ äusserst einfach ausfallen.

Vergleichungen dieser Rechnung für steigende Vorstellungen mit der in der Psychologie geführten für sinkende, und für die Schwellen des Bewusstseyns, werden sich dem aufmerksamen Leser ohne Mühe darbieten. Aber einige Beispiele zur Erläuterung dürften nicht überflüssig seyn.

1) Es sey $a = b$, so ergiebt die Gleichung K, wenn $a = 1$ gesetzt wird, $c = \frac{\sqrt{13} - 1}{6} = 0,4342 \ldots$; dagegen für

$$a = 2, \quad b = 1, \quad c = \frac{\sqrt{11} - 1}{5} = 0,4633 \ldots$$

$$a = 3, \quad b = 1, \quad c = \frac{\sqrt{93} - 3}{14} = 0,4745 \ldots$$

$$\vdots \qquad \vdots \qquad \vdots \qquad \vdots$$

$$a = 10, \quad b = 1, \quad c = \frac{\sqrt{235} - 5}{21} = 0,491$$

$$a = \infty, \quad b = 1, \quad c = \frac{\sqrt{9} - 1}{4} = 0,5$$

2) Nimmt man nun beliebige Werthe für a, b und c an: so wird sich entscheiden lassen, ob dafür $\gamma = 0$ werden

könne oder nicht. Gesetzt z. B. es sey $a = 4$, $b = 3$, $c = 2$, so bringe man zuvörderst diese Werthe auf das Maass der oben angenommenen Einheit zurück. Es sey also für alle drei Vorstellungen das Maass ihrer ursprünglichen Stärke dreimal so gross, so werden die Verhältnisszahlen dreimal so klein; dass heisst, man setzt nun $a = \frac{4}{3}$, $b = 1$, und $c = \frac{2}{3}$. Nun lässt sich der Fall mit dem vorstehenden Täfelchen vergleichen; er liegt zwischen $a = 1$ und $a = 2$, also müsste ein entsprechendes c liegen zwischen $c = 0{,}43$ und $c = 0{,}46$. Aber $c = \frac{2}{3} = 0{,}666\ldots$ ist weit grösser; mithin kann in diesem Falle γ niemals $= 0$ werden. Eben das zeigt die Gleichung H; denn für $b = 3$ und $c = 2$ wird $k(b - c)$ nicht völlig $= 2$; also $k(b - c) - b$ wäre negativ; folglich würde die Zeit, in welcher $\gamma = 0$ werden soll, durch einen unmöglichen Logarithmen gegeben; das heisst, es kann in keiner Zeit $\gamma = 0$ werden. Hiebei bemerke man jedoch, dass die Gleichung nur den Begriff dieser Unmöglichkeit kurz andeuten soll; die genaue Bestimmung würde sie nicht geben, weil in ihr die Grösse e^{-kt} ausgelassen ist.

Statt dieses Falles wollen wir nun setzen $a = 4$, $b = 3$, und $c = 1$; oder für dreifach grösseres Maass,

$$a = \tfrac{4}{3},\quad b = 1,\quad c = \tfrac{1}{3},$$

welcher Fall eben dort, wo der vorige, zu suchen ist. Nun zeigt sich, dass $c = \frac{1}{3} = 0{,}333\ldots$ weit kleiner ist als $c = 0{,}4$; also muss γ in endlicher Zeit $= 0$ werden, die noch überdies sehr klein ausfällt; denn nach gehöriger Rechnung findet sich zuvörderst $x = \dfrac{b - 2c}{b} = \frac{1}{3}$, und hieraus durch Anwendung des Taylor'schen Satzes

$$t = 1{,}384\ldots$$

Aber dabei wird einem Jeden die Frage einfallen, was das wohl bedeuten möge: $t = 1$? Ob diese Einheit ein Jahr, oder eine Stunde, oder eine Minute oder Secunde bedeute?

Gesetzt nun, es liesse sich darauf gar nichts antworten: so würde man sich inzwischen begnügen, *Verhältnisse* der Zeit zu bestimmen. Die nächste Veranlassung dazu liegt schon in der Gleichung für das Maximum (I). Im vorliegenden Beispiele findet sich daraus $t = 0{,}481\ldots$ welches

zeigt, dass die Vorstellung, welche mit c bezeichnet worden, beinahe doppelt soviel Zeit zum Sinken braucht, als zum Steigen. Denn 1,384 ist nahe an dreimal 0,481.

Ferner können wir diesem Beispiele andre, soviel man will, gegenüber stellen; es wird aber an zweien genug seyn.

$a = 10,\ b = 9,\ c = 1$ giebt $t = 0{,}019\ldots$ fürs Maximum,
und $t = 0{,}280\ldots$ für $\gamma = 0$

$a = 10,\ b = 9,\ c = 3{,}956$ giebt $t = 0{,}150\ldots$ fürs Maximum,
aber $t = 9{,}50\ \ldots$ für $\gamma = 0$

Im letztern Beispiele zeigt die ungewöhnlich lange Zeit des Sinkens, dass ein nur wenig grösseres c in gar keiner Zeit hätte zum völligen Sinken können gebracht werden. In der That ist das Beispiel darnach gewählt worden, gemäss der Formel K.

23.

Nicht länger als nöthig, mein theurer Freund, sollen Sie durch Rechnungen aufgehalten werden. Sie selbst haben ohne Zweifel schon hinzugedacht, dass von vier, fünf, oder mehreren Vorstellungen etwas Aehnliches gelten müsse, wie von dreien. Alle können zugleich steigen, — allein die Zeit des Steigens wird sich für die meisten schwächeren so sehr verkürzen, dass nichts Merkliches davon übrig bleibt. Andrerseits wird der Druck, welchen die Vorstellungen gegen einander ausüben, gar sehr vermindert werden, sobald die Hemmungsgrade kleiner sind; denn das Vorstehende bezog sich auf den grössten möglichen Hemmungsgrad. Was aber die Verbindung, Complication oder Verschmelzung der Vorstellungen darin abändern möge, das zu betrachten müssen wir uns noch vorbehalten; während wir längst wissen, dass alle die Bilder von Gegenständen, die man im gemeinen Leben Vorstellungen nennt, ausserordentlich mannigfaltig zusammengesetzt sind. Lassen wir das für jetzt; und seyn Sie nun so gefällig, mir zu dem was zunächst liegt, mit Ihrer Aufmerksamkeit zu folgen.

Was wird wohl geschehen, wenn jenes aus physiologischen Gründen zu erklärende Hinderniss, von dem wir so oft schon geredet haben, sich in den eben beschriebenen Process ein-

mischt? Um dies zu finden, bitte ich Sie zuvörderst sich das Steigen solcher Vorstellungen, wie vorhin *a* und *b*, ja auch *c* in den Fällen, wo es nicht merklich sinkt, recht deutlich zu denken. Die Formel I zeigt Ihnen, dass wenn *c* fast gleich gross ist wie *b*, alsdann die Zeit des Steigens auch für die schwächste der drei Vorstellungen sich sehr verlängert; so dass der ganze Process für alle drei ziemlich gleichartig ausfällt; wenigstens so lange, bis die Exponentialgrösse e^{-kt} als verschwunden kann betrachtet werden. Aber so einfach wird die Sache nicht bleiben, wenn eine fremde Hemmung dazu kommt.

Sie erinnern sich, dass wir diese fremde, feindliche Kraft als nachgiebig auch von ihrer Seite gegen den Druck des Vorstellens, aber eben hiedurch einer Anspannung zu stärkerem Gegenwirken fähig, uns denken müssen. Anfangs werden ihr ohne Zweifel die schwächsten der steigenden Vorstellungen am meisten nachgeben. Also zuerst verliert *c*; dann *b*, endlich *a* in merklichem Grade. Hiedurch versetzt sich die fremde Kraft in Spannung gegen *a*, von welchem sie am meisten leidet. Aber dadurch gewinnt bald *c* freien Raum; indem nun diejenigen Energien, von welchen es gedrückt war, sich gegen einander gekehrt haben; und sich nicht eher wieder aufrichten können, als bis zwischen ihnen die Hemmungssumme gesunken ist. Wofern *b* der Stärke nach bedeutend hinter *a* zurücksteht, so hat auch dieses wenig Antheil an dem Zurückdrängen des Hindernisses; und je minder es im Streite wider dasselbe befangen ist, um desto eher kann und wird es bald nach *c* den entstandenen freien Raum benutzen. So treten *c* und *b* wieder hervor; aber das Gleichgewicht ist damit nicht hergestellt, sondern die stärkeren Kräfte müssen aufs Neue ihren Vorrang gelten machen, — meistens aber wird nun schon der Zustand des Nervensystems selbst in eine Schwankung gerathen seyn, welche nach Art der Affecten fortwirkt. Ohne uns jedoch hierauf einzulassen, wollen wir nur bemerken, wie das Aufsteigen der Vorstellungen, welches sich einer durch die obigen Gleichungen bestimmten Gränze nähern sollte, statt dessen

in einen Wechsel hineingeräth, wobei bald die eine bald die andre Vorstellung sinkt und steigt.

Also: gleichförmig anhaltende Klarheit der stärksten Vorstellungen können wir da nicht erwarten, wo das Steigen derselben mit dem fremden Hindernisse zu kämpfen hat. Und umgekehrt, wo wir statt einer stetigen Besonnenheit einen unruhigen Wechsel, und besonders ein Anschwellen der schwächern und desshalb unhaltbaren und flüchtigen Gedanken häufig wahrnehmen: da werden wir gerade in dieser Succession dessen, was sich bleibend veststellen sollte, das Zeichen eines Hindernisses erkennen, was in der organischen Anlage des Nervensystems seinen Grund hat; — einen Grund, mit welchem vielmehr die physische, als die intellectuale Erziehung zu kämpfen hat, falls überhaupt derselbe sich überwinden lässt.

Wenn nun die physische Erziehung das geleistet hat, was sie konnte, — wenn der Knabe munter spielt, gut verdaut, gehörig wächst, und dennoch die stetige Besonnenheit fehlt: werden wir nun gar nichts weiter zu thun haben? Werden wir uns begnügen, die Sprache der Mütter zu führen, welche über Leichtsinn klagen? Eine alte, sehr allgemeine Klage, die wohl selbst da vernommen wird, wo man eher über Tiefsinn klagen sollte!

Gleich zunächst wird Ihnen auffallen, dass ich hier gar nicht etwa besonders schlechte Köpfe beschrieben habe. Von zugleich steigenden Vorstellungen war die Rede. Wiefern dadurch Jemand charakterisirt werden kann, in sofern ist er wenigstens ein selbstthätiger Kopf; und das bleibt er noch, wenn auch statt ruhigen Gleichgewichtes entgegengesetzter Vorstellungen vielmehr ein Wechsel der entgegengesetzten vorherrscht. Mit solchen Köpfen lässt sich immer noch arbeiten; wenn man gleich das Uebel, woher ihre Beschränkung rührt, nicht heben kann. Es kommt nur darauf an, zu erforschen, was und wieviel sich unter vorhandenen beschränkenden Umständen noch thun lässt; — die erste Bedingung aber hievon ist, dass man das Uebel richtig erkenne und von andern, die etwa äusserlich ähnlich seyn mögen, gehörig unterscheide.

Schon früher haben wir von sogenannten guten Köpfen gesprochen, die gleichwohl stark beschränkt sind (19). Vergleichen wir einmal jene dort mit diesen hier! Jene standen den steifen Köpfen nahe, ungeachtet eines Scheins von Gewandtheit. Wir sahen die Steifheit begründet im Mangel der Wölbung, also in der Nacktheit, womit bei der Reproduction älterer Vorstellungen durch Erfahrung und Umgang gerade immer nur *das* hervortritt, woran eben direct erinnert wird; ohne die natürliche Umgebung des Naheliegenden, was dem bessern Kopfe zugleich, wenn auch dunkel, vorzuschweben pflegt. Solche Steifheit nun (bemerkten wir) sey oftmals dergestalt vorhanden, dass sie Pausen mache, und dass in glücklichen Augenblicken Vieles richtig gefasst werden könne, woran jedoch der Zusammenhang fehle, so dass nur ein kraftloses Resultat hervorgehe; daher ein Schein von Gewandtheit, hinter welchem sich die geistige Armuth verberge, die nach vielem Lehren und Lernen endlich als trauriges Resultat hervortreten müsse.

Wo liegt nun der Unterschied zwischen dort und hier? — Zuvörderst, die Vorstellungen, von welchen wir reden, sind dort ganz andre, als hier. Dort nämlich war eine Reproduction vorausgesetzt, während unsre Formeln in der Beilage sich gar nicht auf irgend eine Reproduction durch neues Wahrnehmen, sondern vielmehr auf solche Vorstellungen beziehen, wie sie jeden Morgen beim Erwachen von selbst emporsteigen, ohne dazu irgend eines vorgängigen Hörens und Sehens zu bedürfen. Dort dachten wir an Schwierigkeiten, welche der Lehrer beim Unterrichte findet, wenn er das Alte weckt, um Neues daran zu knüpfen. Hier im Gegentheil versetzen wir uns ins Anschaun der geistigen Selbstthätigkeit, — wir denken, wenn Sie wollen, uns den Menschen als sinnend oder träumend, vielleicht aber auch als handelnd, nach eignen Gedanken; hiebei aber vermissen wir die Besonnenheit, welche sich gleich bleiben sollte, und finden dagegen einen Wechsel von Einfällen, die, wofern sie handelnd hervortreten, planlose Versuche seyn werden. Und was das Hinderniss anlangt, aus welchem beiderlei Uebel

entspringt, so ist es dort als abwechselnd eingreifend, hier aber als fortwährend betrachtet worden.

Noch mehr! Im vorigen Falle war es die Wölbung, welche verdorben wurde, also waren es die zunächstliegenden Vorstellungen, deren Gesammt-Erhebung misslang. Hier aber sprechen wir von entgegengesetzten, ja möglichst stark entgegengesetzten Vorstellungen, deren gleichzeitiges Steigen nicht etwa, wie dort, geradezu verhindert, sondern in eine successive Bewegung, in ein Schwanken versetzt wird.

Sollten aber wohl beiderlei Fehler zugleich vorkommen können? Jeder Mensch, der nicht völlig zu den Stumpfsinnigen gehört, hat einen gewissen, wenn auch nur engen, Kreis von Vorstellungen, in denen er selbstthätig ist. Findet sich nun in seinem Nervensystem ein Hinderniss, welches bei Reproductionen die Wölbung verkümmert, so wird auch viel eher dieses nämliche Hinderniss beim eignen Denken und Handeln das ruhige Ueberschauen des Entgegengesetzten, welches zusammengefasst werden sollte, sehr erschweren, wo nicht unmöglich machen. Aber die steifen Köpfe, unschlüssig wie sie manchmal sind, werden doch eine Art von Vortheil vor jenen Gewandten haben. Wer gleichförmig beschränkt ist, der gelangt in seinem engen Kreise allmählig zur Stetigkeit; er versucht nicht leicht mehr, was über seine Kräfte geht; er giebt es auf, zusammenzufassen, was er nicht zusammenhalten kann. Wo aber das Hinderniss oft nachlässt, oft ganz aussetzt, da fühlt sich das Individuum manchmal dem wirklich guten Kopfe ähnlich; es beschliesst und unternimmt, was nur ein solcher würde ausführen können, woraus denn Verwickelungen der unangenehmsten Art entstehen.

24.

Auf den Leichtsinn kamen wir vorhin; auf denjenigen Fehler, welcher vor andern häufig der Jugend pflegt vorgeworfen zu werden. Wie erkennt man den Leichtsinn? In die Bewegung der Vorstellungen pflegen die gewöhnlichen Erzieher nicht eben tief hineinzuschauen; aber aus Reden oder überhaupt aus Handlungen (wozu ja die Reden auch gehören) schliessen sie auf Leichtsinn.

Uns brachte umgekehrt die Betrachtung schwankender Vorstellungen auf den Gedanken an das nicht bloss innere geistige, sondern auch äussere körperliche Handeln. Und dadurch wird sich die vorige Betrachtuug in der That sehr erweitern. Die Jugend kennt noch wenig Zurückhaltung; das jüngere Kind besonders spricht was ihm einfällt, und greift nach Allem was es erreichen kann. Wo nun Gelegenheit ist, den innern Wechsel der Vorstellungen äusserlich handelnd zu verkörpern, da zieht sich im Allgemeinen der geistige Process in die Länge; so dass man ihn wie durch ein Vergrösserungsglas erblicken kann. Denn die Aussendinge setzen mehr oder weniger Widerstand in den Weg; und während das Anschauen die vorhandene Vorstellung verstärkt, verzögert sich im Handeln der Fortschritt, welchen der psychische Mechanismus zu machen im Begriff stand.

Daher lässt sich die Jugend im Handeln hierhin und dorthin ziehen; und dies um desto mehr, je weniger von ruhiger Besonnenheit vorhanden ist; und je gewisser vollends in der Gesellschaft vieler Kinder die Unruhe des Einen sich den Andern mittheilt.

Sind denn aber alle Kinder unbesonnen? Gerade im Gegentheil, man findet deren, wiewohl selten, die frühzeitig schon in dem engen Kreise ihres Wissens und Könnens sehr auffallend planmässig handeln. Diese waren also im Stande, das Mannigfaltige zusammenzuhalten, ohne dass die Gegensätze der einzelnen Vorstellungen einen unruhigen Wechsel der Gedanken zur Folge gehabt hätten.

Das ist die Probe davon, dass nicht in dem reinen psychischen Mechanismus die Phänomene des Leichtsinns begründet sind. Sonst würden ohne Zweifel die Vorstellungen, welche einer gewissen Sphäre des Handelns entsprechen, in allen Köpfen das gleiche Spiel treiben; und so möchte man fragen, wer denn am Ende planmässig handeln solle? — Doch von den Vorzügen des reiferen Alters ist hier noch nicht die Rede. Aber wie nur wenige Menschen schön, und vielleicht nur wenige vollkommen gesund geboren werden, so wird auch nur Wenigen gegönnt, einen ganz freien psychischen Mechanismus in sich walten zu lassen. Wenn vollends

diese Freiheit des Mechanismus von natürlicher Hemmung verwechselt wird mit erworbener Freiheit des sittlichen Wollens: — was wird dann aus der Pädagogik?

Vielleicht werden Sie mir antworten: in diesem Puncte sey der Irrthum unschädlich. Denn am Ende müsse doch die Freiheit der sittlichen Entschliessung aufgehoben werden gegen das Handeln aus Leichtsinn; wenn also der Erzieher den Leichtsinn gleich einer Unsittlichkeit tadele, so sey daran nicht viel verloren; es komme nur darauf an, die moralische Achtsamkeit und Selbstbeherrschung zu stärken. — Ohne hier im Allgemeinen zu widersprechen, (denn es ist etwas Wahres daran,) frage ich zweierlei. Erstlich: wird der Erzieher mit solchem Tadel durchdringen, und muss er nicht oftmals fürchten, durch vergeblich angewandte Heilmittel das Uebel schlimmer zu machen? Zweitens: sind Sie überzeugt, alle Selbstbeherrschung, mithin auch die, welche nach häufigem Tadel des Leichtsinns vielleicht gewonnen wird, sey eben desshalb auch moralisch? — Letzteres werden *Sie* gewiss nicht behaupten.

Doch genug für jetzt, wenn Sie meinen neulich mitgetheilten mathematischen Formeln einräumen, der Leichtsinn bestehe in einer Abweichung von dem durch jene dargestellten regelmässigen Process. Indessen will ich Ihnen nicht anmuthen, zuviel einzuräumen. Wenn wir uns zu dem allgemeinen Namen Leichtsinn ein Bild entwerfen, so tragen wir unstreitig noch eine Menge andrer Züge hinein; genug also, wenn jene Abweichung als Grundlage des Bildes mag anzusehen seyn.

Gern möchte ich ein passendes Gegenstück des Leichtsinns auffinden. Versuchen Sie, ob Ihnen folgendes zusagt: die ächte ästhetische Auffassung eines grösseren Kunstwerkes. Sie wissen, wie die Meisten ein Stück in Stücke zerfallen lassen; Sie bemerken leicht, dass kein Dämon dabei im Spiele ist, der etwa ein neckendes Wunder thäte; sondern dass im Kunstwerke mancherlei Entgegengesetztes liegt, welches die ächte ästhetische Auffassung zusammenhält; jedoch nur unter der Bedingung, dass sie ungestört bleibe. Von Kindern, mit denen wir die Odyssee lesen, werden wir nicht verlangen,

dass sie dem Versinken ins Einzelne sich entziehen sollen; vielmehr verlangen wir Theilnahme für die einzelnen dargestellten Personen und Begebenheiten. Eben so wundern wir uns ja nicht, wenn in der schönsten Landschaft der Knabe nur eine Menge von Thürmen, Hügeln, Bäumen, Gewässern wahrnimmt. Freilich wird ein solcher Knabe schwerlich Künstler werden. Auch wird ihn unsre Pädagogik dazu nicht machen können, noch machen wollen; denn eines organischen Hindernisses kann sie nicht mächtig werden.

Fragen Sie mich, wesshalb ich statt der ästhetischen nicht vielmehr die ächte speculative Auffassung genannt habe? so erwiedere ich: weil die speculative eine nothwendige Bewegung des Vorstellens in sich schliesst, wobei das Vorgestellte sich ändert; und das liegt weit ab vom Vorigen.

Eher könnte ich die ächte empirische Auffassung, etwa des tüchtigen Geographen und Historikers anführen. Aber darin liegt Raum und Zeit, mithin Reihenbildung, und Bewegung des Vorstellens durch Reihen. Das war noch nicht unser Gegenstand, — jedoch er soll es nun werden.

25.

Dass ich Ihren Glückwunsch zu der endlich begonnenen Untersuchung über die zugleich Steigenden so ernsthaft nahm, und ihn sogar noch jetzt im Gedächtniss habe: — ob Sie wohl ein wenig lachen werden, wenn Sie das lesen? Wer weiss! Ihre Freundschaft möchte mich dagegen schwerlich schützen. Eher wohl schützt mich Ihre Sachkenntniss, Ihre Einsicht in den Ernst des Gegenstandes.

In der reinen Mathematik ist ein Lehrsatz fertig, wenn er bewiesen ist; in der angewandten, wohin die Psychologie gehört, muss man erst Proben haben, wie weit die Anwendung reicht und wohin sie führt; nirgends aber vielleicht mag es so nöthig seyn, die ganze Sphäre der möglichen Fälle, welche eine Formel unter sich befasst, zu durchsuchen, als gerade in der Psychologie. Und wie sehr uns dazu die Pädagogik auffordert, das, mein Freund, wissen Sie so gut als ich. Diese kurze Erinnerung, und die daran geknüpfte Bitte um Ihre Aufmerksamkeit, zugleich aber um Ihre Nachsicht

mit der bis jetzt noch unvermeidlichen Unvollkommenheit dessen was nun folgen soll, mag immerhin die Stelle einer Anrufung der neun Musen vertreten.

Käme es zuvörderst darauf an, die Wichtigkeit des Gegenstandes mit Einem Worte zu bezeichnen: so würde ich um das Wort nicht verlegen seyn; es heisst: *Gestaltung*. Dies Wort passt auf ästhetische, mathematische, logische, wie auf empirische und rein sinnliche Gestalten. Und wenn wir auch nicht von unsern Zöglingen im Allgemeinen fordern dürfen, dass sie etwas Neues gestalten sollen, so müssen sie doch selbstthätig dasjenige nachbilden, was wir schon gestaltet ihnen darbieten. Wir aber sollten billig den Process des wichtigen geistigen Handelns, das wir Gestaltung nennen, vollständig psychologisch begreifen, bevor wir denselben in den Köpfen, die wir zu bilden haben, auch nur einzuleiten unternehmen.

Das einfachste Element jeder Gestaltung ist eine Reihe; denn während in einer Gestalt auf sehr mannigfaltige Weise Eins *zwischen* Anderem liegt, zeigt sich das *Zwischen* ganz einfach da, wo in einer Reihe etwas den Platz, den es einnimmt, sich bestimmen lässt durch ein vorhergehendes Glied und durch ein folgendes. Die Begriffe, *Rechts*, *Links*, *Oben*, *Unten*, sind hievon nur nähere Bestimmungen. Hierüber müsste ich Sie auf meine Psychologie verweisen, wenn Sie das nicht längst wüssten; auch können wir uns hier auf die entgegenstehenden alten Vorurtheile nicht einlassen; wir haben nicht hinter uns, sondern vorwärts zu schauen. Ob uns Andre nachkommen können, oder nicht, das ist ihre Sache, und geht uns nichts an.

Zu einer vorläufigen logischen Sonderung der Fragepuncte dient Folgendes.

1) Die Reihen unterscheiden sich schon ihrer Länge nach. Wenn die Vorstellung a verschmolzen ist mit b, und minder mit c, noch minder mit d, u. s. w., so sey p das letzte Glied, womit a, bevor es aus dem Bewusstseyn verdrängt wurde, möglicherweise noch verschmelzen konnte. Diese Länge von a bis p wollen wir die *Normallänge* nennen. Alsdann zeigt sich, dass eine Reihe, welche von a bis r oder s reicht,

nicht mehr durch *a* zusammengehalten wird, sondern durch die Verschmelzung des *b*, oder *c*, oder *d*, u. s. w. mit den folgenden Gliedern. Soll nun eine Reihe, welche über die Normallänge hinausgeht, im Bewusstseyn reproducirt werden, so kann die Kraft dieser Reproduction nicht in *a* allein gesucht werden, und da wir nicht die Thorheit begehen werden, diese reproducirende Kraft im Gedächtniss oder einem andern Seelenvermögen zu suchen, so müssen wir sie in *b*, oder *c*, oder *d*, u. s. w. voraussetzen. Das ist nun zwar möglich, aber es verwickelt die Untersuchung. Wir betrachten zunächst die Reproduction der Reihe nur in sofern als sie von dem ersten Gliede ausgeht; folglich beschränken wir uns auf die Normallänge; und damit der Unterschied des ersten reproducirenden Gliedes von den folgenden reproducirten uns nicht entschlüpfe, wollen wir das erste mit *P*, alle folgenden aber mit Π, Π', Π'', Π''', u. s. w. andeuten; welche Bezeichnung Ihnen aus der Psychologie geläufig seyn wird.

2) Der Grad der Verbindung unter den Reihengliedern ist stärker oder schwächer. Wenn *a* im Bewusstseyn schnell sank, während nach einander *b*, *c*, *d*, u. s. w. gegeben wurden, so mussten die Reste von *a*, welche mit den nachfolgenden Gliedern verschmolzen, sämmtlich kleiner ausfallen, als wenn *a* langsam sinkt. Die Reihe musste demnach schlechter gerathen; und kein Seelenvermögen kann den Fehler ersetzen. Wohl aber wird dem Erzieher das alte Sprichwort: *repetitio est mater studiorum* einfallen; denn bei der Wiederholung wächst der Grad der Verbindung unter den Reihengliedern. Mit Rücksicht auf eine Zeichnung, die Sie im §. 100 meiner Psychologie finden, will ich die schlechter verbundenen Reihen *steil*, die besser verbundenen *flach* nennen; und die Flachheit wird hier ein Lob bezeichnen.

3) Die Reihen können gleichartig seyn oder ungleichartig; und zwar sowohl in Ansehung ihres Verbindungsgrades als auch der Stärke ihrer einzelnen Glieder. Bei den ungleichartigen können entweder am Anfange, oder am Ende, oder irgendwo in der Mitte die stärkeren Glieder ihren Platz haben. Wollen Sie hiebei schon auf den Rhythmus sehen,

in welchem eine Reihe (etwa poetisch oder auch musikalisch) gegeben wurde: so haben die stärkeren Glieder ihren Vorzug entweder durch Energie oder durch Dauer erlangt.

4) Oftmals gelten viele Reihen für eine. Was zehnmal wiederholt wurde, das muss, wenn es eine Reihe in sich schliesst, diese Reihe zehnfach ins Bewusstseyn bringen, wobei die vorigen Verschiedenheiten Statt finden können. Wenn z. B. Ihr Zögling ein langes und schweres Wort sich einprägen soll, so werden Sie, da er es das erstemal nicht recht behält, es langsamer sprechend wiederholen. Nun ist aber das Wort eine Reihe von Vocalen und Consonanten. In Folge Ihres Sprechens bildet sich diese Reihe im Kopfe des Lehrlings anders und anders. Die daraus entspringende Reproduction, wenn er das Wort nun endlich gelernt hat, erscheint Ihnen als einfach, während sie wirklich der Complexus aller derjenigen Reproductionen ist, welche eben so vielen Auffassungen der nämlichen Reihe entsprechen.

5) Die Reproduction kann unter verschiedenen Umständen geschehen. Es begegnet uns oft, dass ein Knabe heute scheint vergessen zu haben, was er morgen, ohne es von neuem gelernt zu haben, dennoch wieder weiss. Und die Naturen unterscheiden sich gar sehr in Ansehung der Reproduction, so dass Mancher, der eine grössere Intensität seiner Vorstellungen innerlich besitzt, dennoch äusserlich schwächer scheint, als ein Anderer, dem die Reproduction leichter gelingt. Dahin gehören die Klagen, dass, wer leicht lerne, nicht lange behalte.

6) Um uns jetzt den zusammengesetzten Reihen zu nähern, wollen wir zunächst uns erinnern an Reihen, die in sich zurücklaufen, indem entweder ihr Anfangsglied sich wiederholt, oder eins der folgenden. Das kommt vor bei Allem, was als *rund* in irgend einem Sinne, oder als periodisch soll aufgefasst werden.

7) Bei ungleichartigen Reihen bilden oftmals einige hervorragende Glieder wiederum unter sich, und herausgehoben, eine Reihe. So bei Classificationen, wo die Gattungsbegriffe unter sich coordinirt sind. Die grosse Erleichterung, welche dem Behalten durchs Classificiren zu Theil wird, beruhet hierauf.

8) Bei zusammengesetzten Reihen hat oftmals ein Glied, oder es haben mehrere Glieder eine *Seitenreihe*, d. i. eine solche, deren Verlauf den Fortschritt in der Hauptreihe nicht fördert. So in Gleichungen, wo die Coefficienten selbst Reihen bilden. Denken Sie etwa an den Hauptsatz von den algebraischen Gleichungen, und an die Zusammensetzung der Coefficienten aus den Wurzeln. Wollen Sie die Reihe verfolgen, welche zur Bildung eines Coefficienten gehört, so steht Ihr Denken so lange still bei derjenigen Potenz der unbekannten Grösse, wozu der Coefficient gehört. Dabei geschieht dem psychischen Mechanismus eine Gewalt, die unangenehm empfunden wird, und viel zu dem beiträgt, was in den Wissenschaften *schwer* und *trocken* zu heissen pflegt.

9) Es kann aber auch einerlei Glied mehrere Seitenreihen haben, die strahlenförmig von ihm ausgehn. So in der Geschichte eines grossen Staats der Moment seines Zerfallens in viele kleinere; oder die Wirksamkeit eines grossen Mannes nach verschiedenen Richtungen.

10) Die Seitenreihen können unter einander communiciren. So die Radien eines Kreises durch die Sehnen.

11) Bei Complexionen von Vorstellungen (dergleichen alle unsre Begriffe von Sinnen-Gegenständen sind,) kann jedes Element der Complexion (jedes sinnliche Merkmal) Anfangspunct einer Reihe (z. B. von Veränderungen) seyn.

12) Es können Reihen, die einfach anfingen, weiterhin gleichsam einmünden in eine Complexion. Ein brennender Schwefelfaden, der am Ende eine Mine entzündet, kann hier als Symbol dienen.

Endlich giebt es Reihen, deren eine die Umkehrung der andern ist; wie bei allem, was als räumlich aufgefasst wird. Doch die bisherige Sonderung mag einstweilen genügen, um die grosse Mannigfaltigkeit dessen anzudeuten, worauf die Reihenbildung Einfluss hat; so dass der Lehrer, der sie nicht kennt und nicht einmal darnach fragt, nirgends recht weiss was er thut, indem er dem Zöglinge solche Reihenbildung und deren Reproduction zumuthet.

26.

Sie erwarten hoffentlich nicht, dass ich die im vorigen Briefe gesonderten Puncte nun einzeln abhandeln werde. Das sey ferne! Ihrem Nachdenken habe ich ein Feld bezeichnen wollen, worin es für Sie gewiss viele schon längst wohlbekannte Stellen giebt, die Sie jedoch vielleicht noch nicht in solchem Ueberblick zusammengefasst hatten. Allein das blosse Sondern und Zusammenfassen hilft nicht hinweg über die gewöhnliche Empirie; also auch nicht über die gewöhnlichen Bekenntnisse, man wisse eben nicht, wie es zugehe, dass ein Schüler das Eine leicht, das Andre schwer fasst, dass der eine hier, der andre dort stockt; und es sey eben so wenig klar, was eigentlich für den Lehrer und Erzieher dabei zu thun sey. Ohne Ihnen nun grosse Aufklärungen zu verheissen, kann ich Ihnen wohl eine Uebung unseres Nachdenkens über dergleichen Fragen anbieten, — wenn Sie nämlich noch einige mathematische Geduld haben. Denn ohne solche wird zuverlässig Niemand den Eingang in dies Gebiet der Untersuchung finden.

Im §. 86 meiner Psychologie erblicken Sie die Buchstaben P und Π in dem oben erwähnten Sinne gebraucht; nämlich so, dass P allemal die reproducirende Vorstellung, Π aber die reproducirte bedeutet. Gesetzt, Sie fragten einen Knaben, wie heissen die römischen Könige? und er antwortet nun vom Romulus bis zum Tarquinius hin, so ist der Gedanke der römischen Könige im Kopfe des Knaben unser P; hingegen Romulus, Numa, Tullus u. s. w. sind unsere Π, Π', Π'', u. s. w.

Am angeführten Orte der Psychologie erblicken Sie auch den Buchstaben ω, welches einen Theil von Π bedeutet; desgleichen ω', einen Theil von Π'; ω'', einen Theil von Π'', u. s. f. Nämlich von Π soll in der Zeit t der Theil ω, von Π' in der Zeit t' der Theil ω', von Π'' in der Zeit t'' der Theil ω'' ins Bewusstseyn getreten seyn.

Warum sind denn nicht alle diese Theile gleich? Was bestimmt die Vorstellung P, dass sie nicht Romulus, Numa, Tullus, u. s. w. alle auf einmal gleich weit ins Bewusstseyn vorrücken lässt? Wirklich antwortet Ihnen der Knabe, der

schlecht lernte, alles durcheinander; er spricht etwa: Romulus, Ancus, Tullus, Tarquinius, Numa, u. s. w. Wenn er nun so spricht, woran liegt das? und was soll in seinem Kopfe sich ändern?

Sie wissen es! Der Fehler muss in der Verschmelzung der Vorstellung P mit den verschiedenen Π liegen. Hatte Ihnen der Knabe damals, da Sie von römischen Königen *kurz* erzählten (bei ausführlichem, darstellenden Unterrichte in der Geschichte, wie er sich für jüngere Knaben eigentlich gebührt, wird jener Fehler nicht leicht sich erzeugen,) abwechselnd bald gut bald schlecht zugehört: so war die Vorstellung eines römischen Königs in seinem Bewusstseyn bald auf bald abgestiegen unter mancherlei Zerstreuungen und Hemmungen. So konnte es geschehen, dass nicht bloss die kurz genannten Namen *unter einander* sehr wenig verschmolzen, sondern dass auch ein grösserer Theil von P mit Π''' als mit Π'', und mit diesem mehr als mit Π' verschmolz; und dann kam die Reproduction in verkehrter Ordnung ganz natürlich zum Vorschein.

Denn es sind ja die Reste r, r', r'' u. s. w., auf welche Alles ankommt! Diese *Theile der Vorstellung* P mussten in solcher Ordnung einander folgen, wie es bei völliger Aufmerksamkeit geschehen wird, wenn Jemand hört: römische Könige sind Romulus, Numa, Tullus, . . . Tarquinius Superbus. Alsdann nämlich sinkt die Vorstellung des römischen Königs allmählig, während die Namen genannt werden. Freilich darf sie nicht so tief sinken, dass am Ende, wo Tarquinius Superbus genannt wird, der Begriff eines römischen Königs ganz verschwunden wäre, wie es so oft denen geht, die am Ende einer zu langen Reihe nicht mehr wissen, wovon die Rede ist. Darum sprach ich vorhin von einer Normallänge; die in Fällen, wie das vorliegende Beispiel darstellt, schon viel zu lang seyn würde. Aber nothwendig muss eine Abstufung eintreten, vermöge deren, wenn von römischen Königen gesprochen wird, dem Knaben früher Romulus einfällt als Numa, und wiederum die Vorstellung des Numa eher *zum Worte gelangt* als die des Tullus, u. s. f. Und welches ist diese Abstufung? — Von der Vorstellung P sind die Reste

r mit Π
r' mit Π'
r'' mit Π'' u. s. w.

damals verschmolzen, als die Reihe sich bildete. Aber in der Psychologie steht die Formel

$$\omega = \varrho\left(1 - e^{-\frac{rt}{\Pi}}\right)$$

daher ich nicht vergessen darf, dass nicht nothwendig die *ganzen* Π, Π', Π'' u. s. w. brauchen verschmolzen zu seyn, sondern dass von Π ein Rest ϱ, von Π' ein Rest ϱ', von Π'' ein Rest ϱ'' mit den entsprechenden Resten r der Vorstellung P kann verschmolzen seyn.

Jedoch dies Alles sollte ich hier als bekannt voraussetzen; desgleichen auch die Bedeutung der Formel, welche anzeigt, dass ω sich der Gränze ϱ nähert, und zwar schnell, jedoch ohne sie völlig zu erreichen; oder mit andern Worten, dass die Vorstellung P allemal die geschlossene Verbindung mit irgend welchem Π so weit, aber nicht weiter, strebt wieder herzustellen, als wie weit die Verbindung zu Stande gekommen war.

Jetzt aber wollen wir nicht gleich die schwierigern Rechnungen berühren, welche in der Psychologie am angeführten Orte folgen: sondern wir wollen ein leichtes Gegenstück zu jener Formel aufsuchen, dessen Voraussetzung hier ganz in der Nähe liegt. Denn sprachen wir nicht früher schon von *steifen Köpfen?* In solchen findet natürlich die Reproduction ein Hinderniss, welches in der Regel mehr oder weniger nachgiebig ist. Setzen Sie aber den äussersten Fall: es sey gar nicht zum Weichen zu bringen. Das dürfen Sie sich freilich nicht so denken, als ob darin eine absolute Negation des Vorstellens läge, sonst wäre ja der Mensch, von dem wir reden, ganz im Schlafe! Nur so viel soll das Hinderniss wirken, dass eine Vorstellung, welche eben jetzt zu anderen ins Bewusstseyn tritt, die ganze Hemmungssumme, die sie herbeiführt, allein tragen müsse. Was daraus folgen wird, sage ich Ihnen der Hauptsache nach voraus: die Gränze ϱ, welcher sich ω sonst annähert, wird erniedrigt; die Annäherung an dieselbe aber beschleunigt. Da ich wünsche,

dass Sie dies Resultat erst genauer kennen und durchdenken mögen, bevor ich fortfahre, so breche ich hier ab; schalte aber einen kurzen mathematischen Aufsatz ein, dem Sie eine beliebige Aufmerksamkeit gönnen mögen.

Beilage.

Im §. 88 der Psychologie wird untersucht, was die Folge davon seyn müsse, dass im Bewusstseyn jederzeit irgend etwas den reproducirten Vorstellungen Entgegengesetztes anzutreffen seyn werde? Es entsteht nämlich, in wiefern der Hemmungsgrad dieses Entgegengesetzten durch α ausgedrückt worden, aus dem durch Reproduction hervorgetretenen ω die Hemmungssumme $\alpha\omega$. Sie soll sich in jedem Zeittheilchen dt vertheilen zwischen dem Entgegengesetzten, was eben vorhanden, und zwischen der hervorgehobenen Vorstellung Π sammt ihrer Verschmelzungshülfe $\frac{r\varrho}{\Pi}$. Am angeführten Orte sind die Buchstaben m und n gewählt, um das Verhältniss dieser Vertheilung auszudrücken; so zwar, dass m den Theil $m\alpha\omega dt$ der Hemmungssumme bezeichne, der nach Ablauf der Zeit t eben jetzt von der reproducirten Vorstellung Π gehemmt wird; $n\alpha\omega dt$ dagegen das, was jenes Entgegengesetzte verlieren soll.

Wenn nun eine gewisse Steifheit vorhanden ist, die nicht leicht irgend eine Veränderung in dem vorhandenen Zustande der Vorstellungen gestattet, so wird, je grösser diese Steifheit, um desto kleiner n; folglich um desto grösser m; denn $m + n = 1$; das heisst, die Hemmungssumme $\alpha\omega$ sinkt nothwendig in diesem Augenblick um $\alpha\omega dt$, ihre Vertheilung sey nun welche sie wolle. Setzt man durch eine Fiction ein Maximum der Steifheit, so wird $n = 0$; das heisst, von dem Entgegengesetzten lässt sich gar nichts hemmen. Also wird $m = 1$; das heisst, die Hemmungssumme $\alpha\omega$, welche aus der Reproduction des ω entsteht, muss gänzlich dem ω selbst zur Last fallen.

Man fragt, wie unter solchen Umständen das Steigen des ω bestimmt werden möge? Und die Antwort ergiebt sich

von selbst, dass man $\alpha\omega dt$ von $d\omega$ abzuziehen habe. Also am angeführten Orte der Psychologie kommt:

$$\frac{r}{\Pi}(\varrho-\omega)\,dt - \alpha\omega\,dt - d\omega.$$

und daraus $\omega = \frac{r\varrho}{r+\alpha\Pi}\left(1 - e^{-\frac{r+\alpha\Pi}{\Pi}\cdot t}\right)$

Es nähert sich also jetzt ω nicht mehr der Gränze ϱ, sondern der Bruch $\frac{r}{r+\alpha\Pi}$ zeigt an, um wieviel dieselbe ist erniedrigt worden.

Man differentiire diesen Bruch nach r, so kommt $dr\cdot\frac{\alpha\Pi}{(r+\alpha\Pi)^2}$, daher, wenn r gross ist, ein kleiner Unterschied in demselben nur wenig an der Gränze verändert, bis zu welcher sich ω erheben könnte; allein je kleiner r schon ist, um desto näher dem Verhältnisse, worin r abnimmt, wird auch die Gränze erniedrigt.

Wiewohl nun die jetzige Annahme das Gegenstück ist zu der andern, als ob den reproducirten gar Nichts im Bewusstseyn entgegenstünde: so haben doch beide Annahmen das gemein, dass ω einer Gränze sich nähern soll, die es nie ganz erreicht, obgleich es fortwährend im Steigen begriffen ist. Allein der Deutlichkeit wegen mag eine Angabe bestimmter Zahlen hinzukommen, damit der Unterschied klärer werde.

Giebt es gar kein Hinderniss, so ist die Formel bekanntlich

$$\omega = \varrho\left(1 - e^{-\frac{rt}{\Pi}}\right)$$

Es sey $\Pi = 5$, $\varrho = 4{,}1$, und r durchlaufe die Werthe der ganzen Zahlen von 10 bis 1, so würde in allen Fällen $\omega = 4{,}1$; wenn ihm unendliche Zeit gestattet wäre. Da nun hierin kein Unterschied ist, so wollen wir, um doch einen solchen zu zeigen, die Frage so stellen: wieviel Zeit braucht ω, um $= 4$ zu werden? Die Formel giebt:

für $r = 10$, $t = 1{,}856$
$r = 9$, $t = 2{,}063$
$r = 8$, $t = 2{,}321$
$r = 7$, $t = 2{,}652$
$r = 6$, $t = 3{,}094$
$r = 5$, $t = 3{,}713$
$r = 4$, $t = 4{,}642$
$r = 3$, $t = 6{,}189$
$r = 2$, $t = 9{,}284$
$r = 1$, $t = 18{,}568$

Während nun hier die äusserste Gränze $= 4{,}1$ immer die nämliche bleibt, wie schnell oder wie langsam auch Anfangs die Annäherung zu ihr geschähe: ändert sich im andern angenommenen Falle die Gränze

$$\omega = \frac{r\varrho}{r + \alpha\Pi}$$

folgendergestalt für $\Pi = 5$; $\varrho = 4{,}1$; $\alpha = 1$

für $r = 10$ ist die Gränze 2,733
$r = 9$ 2,635
$r = 8$ 2,523
$r = 7$ 2,391
$r = 6$ 2,236
$r = 5$ 2,05
$r = 4$ 1,822
$r = 3$ 1,537
$r = 2$ 1,171
$r = 1$ 0,683

Sollte aber nach dieser Formel $\omega = \varrho$ werden, so müsste man r unendlich gross nehmen.

Beide Annahmen sind nun selbst nur Gränzbegriffe, zwischen denen dasjenige liegt, was wirklich vorkommt, aber schwerer durch Rechnung darzustellen ist. Setzt man statt der vorerwähnten Steifheit nur die geringste Beweglichkeit: so wird ω in endlicher Zeit etwas höher steigen, dann aber wieder sinken; wie in der Psychologie am angeführten Orte gezeigt ist, ohne dass dort die Reihenbildung ganz ins Licht gesetzt wäre. Man stösst nämlich beim Gebrauch der dortigen Formeln auf eine Schwierigkeit, die sich nach vorstehender

Rechnung für die Gränze von ω schon hätte vermuthen lassen. Die Maxima, bis zu welchen diese Grösse sich hebt, fallen bei abnehmendem r so niedrig aus, dass man aus der in der Psychologie gegebenen Entwickelung eher auf ein *Hinzukommen* einer Vorstellung zu einer andern, als auf *Zurücktreten* der früheren Glieder, um den folgenden Platz zu machen, schliessen würde.

Mit der vorhergehenden Zahlenreihe lassen sich nachstehende Rechnungen vergleichen.

Man setze $\Pi = 5$; $\varrho = 4{,}1$; $\alpha = 1$, und, um eine sehr geringe Beweglichkeit der ältern Vorstellungen anzudeuten, $n = 0{,}01$; folglich $m = 0{,}99$. Man lasse ferner den wirksamen Rest der reproducirenden Vorstellung, welcher mit r bezeichnet worden, dergestalt sich verändern, dass sein Werth $= 10$ abnehme bis 9, oder sein Werth $= 6$ abnehme bis 5, oder sein Werth 2 bis 1. Um dies darzustellen, sind sechs Formeln nöthig, die man aus der Hauptformel [A] im §. 88 der Psychologie abzuleiten hat. Es sind folgende:

1) wenn $r = 10$
$$\omega = 2{,}7487\ (e^{-0{,}00335\,t} - e^{-2{,}9866\,t})$$
2) wenn $r = 9$
$$\omega = 2{,}652\ (e^{-0{,}0036\,t} - e^{-2{,}7864\,t})$$
3) wenn $r = 6$
$$\omega = 2{,}2546\ (e^{-0{,}0045\,t} - e^{-2{,}185\,t})$$
4) wenn $r = 5$
$$\omega = 2{,}0707\ (e^{-0{,}005\,t} - e^{-1{,}985\,t})$$
5) wenn $r = 2$
$$\omega = 1{,}1921\ (e^{-0{,}00717\,t} - e^{-1{,}3828\,t})$$
6) wenn $r = 1$
$$\omega = 0{,}69895(e^{-0{,}00838\,t} - e^{-1{,}1816\,t})$$

Um das Feld der Vergleichung noch zu erweitern, setzen wir gerade umgekehrt eine grosse Nachgiebigkeit dessen, was der Reproduction entgegenwirkt, voraus; indem wir $n = 0{,}9$; $m = 0{,}1$ nehmen, in nachstehenden Formeln, wo die übrigen Werthe den vorigen gleich sind:

7) wenn $r = 10$

$$\omega = 4{,}0748\ (e^{-0{,}0438\,t} - e^{-2{,}0562\,t})$$

8) wenn $r = 9$

$$\omega = 4{,}103\ (e^{-0{,}0486\,t} - e^{-1{,}851\,t})$$

9) wenn $r = 6$

$$\omega = 4{,}2662\ (e^{-0{,}073\,t} - e^{-1{,}226\,t})$$

10) wenn $r = 5$

$$\omega = 4{,}4471\ (e^{-0{,}089\,t} - e^{-1{,}0109\,t})$$

11) wenn $r = 2$

$$\omega = 9{,}8897\,.\,sin\,.\,0{,}16583\,t\,.\,e^{-0{,}25\,t}$$

12) wenn $r = 1$

$$\omega = 3{,}1562\,.\,sin\,.\,0{,}25981\,t\,.\,e^{-0{,}15\,t}$$

Letzte beide Formeln aus der Hauptformel [B] am angeführten Orte.

Aus diesen Formeln ergeben sich nun vorzüglich die Zeiten, wann jede der reproducirten Vorstellungen im Bewusstseyn ihr Maximum erreicht; desgleichen diese Maxima selbst; nach folgender Tafel:

	Für $n = 0{,}01$; $m = 0{,}99$		Für $n = 0{,}9$; $m = 0{,}1$	
	Zeit des Maximum	Maximum	Zeit des Maximum	Maximum
1 = 10	2,2768	2,7247	1,9126	3,6719
1 = 9	2,3902	2,6259	2,0191	3,623
.				
.				
1 = 6	2,831	2,2216	2,442	3,3571
1 = 5	3,0222	2,0345	2,6357	3,2165
.				
.				
1 = 2	3,825	1,1542	3,5311	2,267
1 = 1	4,218	0,67007	4,0307	1,493

Jetzt lässt sich die Frage leicht beantworten, ob nach dem hier zum Grunde liegenden Gesetze der Reproduction eine Reihe ablaufen könne? Dann müsste von zwei nahe gleichen Resten der zweite nicht bloss *später* das Maximum der Reproduction bewirken als der erste; (und so verhält es sich nach allen diesen Rechnungen wirklich:) sondern

das zweite Maximum müsste auch *höher* liegen als der *gleichzeitige* Stand der vorhergehenden Vorstellung im Bewusstseyn; welche zwar sinkt, aber nicht bloss überhaupt sinken, sondern tief genug herabsinken sollte, um der folgenden alsdann, wann sie am höchsten steht, Platz zu machen.

Um zu untersuchen, ob dies geschehe, setze man die Zeit für das folgende Maximum in die nächstvorhergehende Gleichung, um dort den zu dieser Zeit gehörigen Werth von ω zu finden. Also

1) $t = 2{,}39$ in die Gleichung 1. Es ergiebt sich
$\omega = 2{,}7246 > 2{,}6259$

2) $t = 3{,}0222$ in die Gleichung 3. Giebt
$\omega = 2{,}2206 > 2{,}0345$

3) $t = 4{,}218$ in die Gleichung 5. Giebt
$\omega = 1{,}1534 > 0{,}67007$

4) $t = 2{,}0191$ in die Gleichung 7. Giebt
$\omega = 3{,}6628 > 3{,}623$

5) $t = 2{,}6357$ in die Gleichung 9. Giebt
$\omega = 3{,}3507 > 3{,}2165$

6) $t = 4{,}0307$ in die Gleichung 11. Giebt
$\omega = 2{,}238 > 1{,}493$

Das heisst: es findet sich in allen diesen Fällen, die ein beträchtliches Gebiet der *möglichen* Fälle zwischen sich einschliessen, dass die vorhergehende Vorstellung zu der Zeit, wo die nachfolgende ihren höchsten Stand erreicht, noch immer dieselbe überragt; und ihr nicht also weicht, wie in einer Reihe das vorhergehende Glied dem folgenden weichen muss. Vielmehr zeigt sich, dass jede Vorstellung kurz nachdem sie ihr Maximum erreicht hatte, nur sehr langsam sinkt; wie sich auch erkennen lässt, wenn man die Gleichungen differentiirt.

Für den Umfang der Geltung dieser Rechnungen ist noch zu bemerken, dass, wofern das Verhältniss zwischen r und Π das nämliche, auch α, m und n gleich bleiben, alsdann ω in gleichem Verhältnisse mit ϱ wächst und abnimmt.

Hieran knüpft sich ein Umstand, der nicht unbeachtet bleiben darf; dessen Darlegung aber einen Rückblick auf die Verhältnisszahlen m und n fordert.

Wir haben dieselben hier, wo nur ein Rechnungs-Gebiet sollte abgesteckt werden, willkührlich angenommen. In der Wirklichkeit aber ergiebt sich das damit ausgedrückte Verhältniss aus den übrigen Grössen. Obgleich eigentlich in dem Reste r die *erhebende* Kraft liegt, wodurch die mittelbare Reproduction der Vorstellung Π geschieht: so *erhält* sich doch gegen den Widerstand, der sie wieder herabzudrücken strebt, dieselbe Vorstellung zum Theil durch ihre eigne Energie; so dass die Verhältnisszahl m abhängt von $\Pi + \frac{r\varrho}{\Pi}$; denn dies ist die Grösse, welcher m *umgekehrt* proportional ist*). Folglich: je grösser ϱ, desto kleiner wird m, das heisst, desto günstiger gestaltet sich jenes Verhältniss für die Reproduction des dazu gehörigen Π.

Ferner ist aus den ersten Elementen der mathematischen Psychologie bekannt, dass die Reste in weit grösserem Verhältnisse wachsen, als die Vorstellungen selbst, denen sie entnommen sind.

Endlich erinnere man sich, dass in den vorigen Rechnungen stets $\Pi = 5$ gesetzt, — oder dass die zu-reproducirenden Vorstellungen immer als gleich stark angenommen wurden.

Von *solchen* also ist gesagt, dass niemals die zweite, durch ein schwächeres r hervorgehobene, werde die vorige übersteigen können.

Hingegen wenn Π' grösser als Π, und Π'' grösser als Π', und Π''' grösser als Π'' genommen, so mögen immerhin die zugehörigen r, r', r'', r''' eine fallende Reihe ausmachen: es können dennoch die verschiedenen Π, indem sie successiv hervortreten, einander übersteigen. Denn die Grösse $\Pi + \frac{r\varrho}{\Pi}$ wird wachsen, sobald man Π grösser nimmt, weil unter übrigens gleichen Umständen ϱ einen weit bedeutenderen Werth bekommt, wenn ein grösseres, als wenn ein kleineres Π der Hemmung damals unterworfen war, als der Rest ϱ von Π bestimmt wurde.

*) Psychologie §. 88.

Also kurz: Reihen mit wachsenden Gliedern können sehr viel leichter ablaufen, als solche, deren Glieder von gleicher Stärke sind.

Was aber die gleich starken Π anlangt: so haben wir im Vorigen für sie eigentlich noch zu günstig gerechnet. Denn wir liessen r abnehmen, ohne dem gemäss m und n zu ändern. Wenn aber einerlei Vorstellung P, zwei Reste, r und r', mit Π und Π' verschmolzen hat, so muss die oben erwähnte Grösse, wornach m und n sich richten, — nämlich $\Pi + \frac{r\varrho}{\Pi}$ — offenbar abnehmen, während statt r das kleinere r' gesetzt wird. Also wächst m, das heisst, das Verhältniss wird ungünstiger für die Reproduction des Π'. Ohnehin aber fanden wir schon, Π' könne Π nicht übersteigen; und dies gilt nun um so mehr wegen des hier nachträglich angegebenen Umstandes.

27.

„Aber was in aller Welt gehn solche Rechnungen den „praktischen Erzieher an? Soll etwa aller Unterricht in stei„genden Reihen ertheilt werden? Wie wäre das möglich!“

So höre ich Sie reden, mein theurer Freund! und verhehle mir nicht, dass der sonst starke Faden Ihrer Geduld doch wohl endlich könne gerissen seyn. Wird es mir etwas helfen, wenn ich Sie auf das vielbedeutende Wort: *Gestaltung*, zurückzuschauen bitte? —

Haben Sie denn auch wirklich den vorstehenden Aufsatz gelesen? Wo nicht, so lassen Sie ihn noch ein Weilchen liegen. Vielleicht dient er Ihnen künftig. Für jetzt müssen wir den nämlichen Gegenstand an einem andern Puncte angreifen. Dass Sie die Gleichung

$$\omega = \varrho\left(1 - e^{-\frac{rt}{\Pi}}\right)$$

noch in Gedanken haben: daran wenigstens darf ich nicht zweifeln; denn ohne diese giebt es nun einmal für mich keine Psychologie; und soviel muss ich schon als von Ihnen zugestanden voraussetzen. Wie wäre es, wenn wir einmal auf den Differentialquotienten derselben, nämlich

$$\frac{d\omega}{dt} = \frac{r\varrho}{\Pi} \cdot e^{-\frac{rt}{\Pi}}$$

unsre Aufmerksamkeit richteten? Sie wissen schon aus der Psychologie (dort §. 86), was dieser Quotient zu bedeuten hat. Er zeigt nämlich die Geschwindigkeit, oder was hier dasselbe ist, die Energie des augenblicklichen Hervortretens an; und die Exponential-Grösse mit dem negativen, von t abhängenden Exponenten sagt so deutlich als irgend eine Sprache es ausdrücken kann, dass diese Energie mit der Zeit abnimmt, ohne jemals völlig aufzuhören.

Nun beschäfftigt uns aber für jetzt nicht irgend ein einzelnes ω, sondern es müssen deren zum mindesten zwei zugleich in Betracht gezogen werden, damit wir sehen, ob dieselben als Glieder einer Reihe können nach einander ins Bewusstseyn kommen. Zwar — das blosse Nach-einander macht uns schon längst keine Schwierigkeit mehr; darüber sprechen vielmehr unsre Rechnungen klar und offen. Nur schwebt noch in Frage, unter welchen Umständen das zuerst ins Bewusstseyn getretene Glied dem nachkommenden weichen, und Platz räumen möge? Diese Frage aber lässt, wie Sie nun sehen werden, keine einfache Antwort zu. Nothwendig muss dabei ein Punct ins Auge gefasst werden, der bei Allem, was Bewegung heissen kann, das zunächst Entscheidende ausmacht, und das ist die Geschwindigkeit; die wir nun für zwei verschiedene ω zu vergleichen haben. Zu ω und ω' denken Sie die zugehörigen r und r', Π und Π', ϱ und ϱ' hinzu. Nun mag die anfängliche Geschwindigkeit des ω grösser, ja immerhin viel grösser gewesen seyn, als die des ω': so kann ich doch fragen, ob es nicht irgend eine Zeit geben werde, worin sie beide gleich werden? Um dies zu entscheiden, setze ich versuchsweise folgende Gleichung an:

$$\frac{r\varrho}{\Pi} \cdot e^{-\frac{rt}{\Pi}} = \frac{r'\varrho'}{\Pi'} \cdot e^{-\frac{r't}{\Pi'}}$$

woraus folgt

$$log.\,nat.\,\frac{r\varrho}{\Pi} - log.\,nat.\,\frac{r'\varrho'}{\Pi'} = t\left(\frac{r}{\Pi} - \frac{r'}{\Pi'}\right).$$

So schreibe ich fürs erste der Deutlichkeit wegen. Aber der Begriff des Verhältnisses zwischen r und Π, den man, wäre nicht ein Missverständniss zu befürchten, beinahe als den Begriff des Verhältnisses zwischen Kraft und Last ansehen möchte, — dieser Begriff verdient wohl ein eignes Zeichen, welches zur Abkürzung dienen kann. Wir wollen also schreiben: $\frac{r}{\Pi} = g$; so haben wir

$$log\, g\varrho - log\, g'\varrho' = t\,(g - g')$$

$$\text{oder } \frac{1}{g - g'} \cdot \left(log \frac{g}{g'} + log \frac{\varrho}{\varrho'}\right) = t$$

Es wird Ihnen nun sogleich einfallen, dass t nicht negativ seyn könne; denn die Zeit geht immer vorwärts; und wir können sie in der Pädagogik eben so wenig als in der Politik rückwärts schieben. Wenn also die Formel sagt, etwas würde in einer negativen Zeit geschehen, so geschieht es sicher gar nicht.

Setzen wir nun fürs erste $\varrho = \varrho'$, so bleibt t jedenfalls positiv, wenn gleich g' grösser wäre als g. Also giebt es dann allemal einen Augenblick, in welchem die beiden Geschwindigkeiten gleich werden. Um dieses genauer zu erwägen, wollen wir bedenken, dass im *ersten* Augenblick, in welchem t noch $= 0$ ist, die beiden Vorstellungen mit den Geschwindigkeiten $g\varrho$ und $g'\varrho'$ sich erheben; also g und g', wenn wir beide ϱ gleich, und $= 1$ annehmen. Welche von beiden nun auch die geschwindeste sey, ihre Erhebung wird sich verzögern, und zwar so sehr, dass die andre sie nicht bloss einholt, sondern übertrifft; nämlich an Geschwindigkeit, womit freilich noch kein Einholen in Ansehung des Standpunctes im Bewusstseyn verbunden ist.

Anders kann sichs ereignen, wenn zwar $g' < g$, aber zugleich ϱ' so gross ist, dass dennoch $g'\varrho' > g\varrho$; diesen Fall setzen wir für jetzt bei Seite.

Allein wenn auch t positiv ist, so kann sich doch die Zeit des Einholens an Geschwindigkeit mehr oder weniger in die Länge ziehn. Nehmen wir $\varrho = \varrho'$, so ist unsre Formel

$$\frac{1}{g - g'} \cdot log \frac{g}{g'} = t$$

wobei wir uns zuerst an die früher gebrauchten Werthe von r und Π erinnern, welchen gemäss solche Brüche, wie $\frac{10}{5}$, $\frac{9}{5}$, $\frac{6}{5}$, $\frac{5}{5}$, $\frac{2}{5}$, $\frac{1}{5}$, durch g oder g' ausgedrückt werden. Für diese g und g' wollen wir nun erstlich das erste Paar Brüche, dann das zweite Paar setzen, dann das dritte. Das giebt 1) $t = 0{,}5268$. 2) $t = 0{,}9116$, und 3) $t = 3{,}465$. Wenn Sie diese gefundenen Werthe von t rückwärts durchlaufen, so wird Ihnen auffallen, dass 0,51... kaum mehr ist als das Umgekehrte von $\frac{10}{5}$. Hätten wir $g = \frac{100}{5}$ und $g' = \frac{99}{5}$, also noch näher beisammen, als vorhin $\frac{10}{5}$ und $\frac{9}{5}$ genommen, was möchte herausgekommen seyn? Vermuthlich $\frac{5}{100}$? Ja, so ists; nämlich genauer 0,0502517. Sie werden sich nicht irren, wenn Sie hieraus den Schluss ziehen, dass für $g = g'$ allemal
$$t = \frac{1}{g} = \frac{\Pi}{r}$$
und dass dieses $\frac{1}{g}$ zugleich der *kleinste* Werth ist, welchen die Formel für t annehmen kann; wobei Sie bedenken mögen, dass Sie eine ganz vollkommene Gleichheit zweier reproducirten Vorstellungen in Ansehung des Kraftverhältnisses, wodurch dieselben gehoben werden, nicht behaupten können. Der allermindeste Unterschied aber braucht schon einige Zeit, um in völlige Gleichheit der Geschwindigkeiten überzugehn.

Wenn Sie nun fragen, was ich mit dem Allen wolle: so werden Sie wohl veranlasst seyn, einen Blick in meinen vorstehenden mathematischen Aufsatz zu thun; und zwar auf das Täfelchen, worin die Maxima und deren Zeiten angegeben sind. Dort sieht man, dass die Zeiten für die Maxima später einzutreffen pflegen, als die jetzt eben betrachteten, worin die Geschwindigkeiten gleich werden. Doch wir wollen uns bei diesem wichtigen Puncte nicht übereilen. Nicht bloss um dies zu verhüten, sondern auch um uns überhaupt den Gegenstand geläufiger zu machen, wollen wir einmal die Rechnung etwas anders wenden. Wir können füglich zwischen Π und Π' einen Verhältniss-Exponenten annehmen, dergestalt dass
$$\Pi = m\Pi'$$
wo m eine beliebige positive Zahl seyn wird. Alsdann ergiebt sich aus dem obigen

$$\log \frac{r\varrho}{\Pi} - \log \frac{r'\varrho'}{\Pi'} = t\left(\frac{r}{\Pi} - \frac{r'}{\Pi'}\right) \text{ sogleich}$$

$$\log \frac{r\varrho}{m r' \varrho'} = \frac{r - r'm}{m \Pi'} \cdot t$$

$$\text{oder} \quad \Pi' = \frac{r - r'm}{m \log \frac{r\varrho}{m r' \varrho'}} \cdot t$$

wo ins Auge fällt, dass t und Π' mit einander in geradem Verhältnisse wachsen und abnehmen, wenn man die übrigen Grössen gleich bleiben lässt. Ist uns also daran gelegen, uns Fälle zu erdenken, in welchen die Zeit, bis zu welcher die Geschwindigkeiten gleich gross werden, länger sey als früher gefunden, so gelangen wir sehr leicht dazu, sobald wir ein grösseres Π' als bisher annehmen. Dann wird Π noch grösser, wofern m eine ganze Zahl oder ein unächter Bruch ist.

Jene andre Zeit hingegen, wodurch das Maximum der Vorstellungen im Bewusstseyn bestimmt wird, wächst keinesweges mit dem Werthe, den wir für Π annehmen*). Wir dürfen also nicht sehr darauf zählen, dass unter allen Umständen die Vorstellungen früher zur Gleichheit der Geschwindigkeit, als zu ihrem Maximum gelangen; sondern wir müssen darauf gefasst seyn, dass in vielen Fällen, besonders bei grossem Werthe von Π und Π', die Maxima früher eintreten, als die Geschwindigkeiten gleich wurden. Dies veranlasst nun endlich folgende Betrachtungen zweier wesentlich verschiedenen Klassen möglicher Fälle:

1) Wenn einerlei Widerstand auf zwei in der Reproduction jetzt begriffene Vorstellungen hindernd einwirkt: so

*) Wenn Π gross ist, muss m klein werden; nämlich dasjenige m, welches in dem Ausdrucke $m\alpha\omega dt$ die Hemmung anzeigt, die auf Π fällt. Alsdann wird im §. 88 der Psychologie auch f klein, und $n\alpha$ dagegen grösser, so dass a. a. O. die Formel B muss gebraucht werden, womit $t = \frac{1}{\varepsilon}$ *ang. tang.* $\frac{\varepsilon}{f}$ zusammenhängt. Hier wird $\varepsilon = \sqrt{n\alpha - f^2}$ nicht viel kleiner seyn als $= 1$, falls nicht etwa der Hemmungsgrad α sehr klein genommen wurde. Der Winkel einer Tangente, welcher t angiebt, kann nie sehr gross seyn. Es scheint nicht nöthig, die möglichen Fälle genauer zu sondern, welches weitläuftige Rechnungen erfordern würde.

erleiden beide in dem Augenblicke, da ihre Geschwindigkeiten, oder, was *hier* dasselbe ist, die Energien ihres Hervortretens gleich sind, auch gleich starken Druck. War aber vor diesem Augenblicke die Geschwindigkeit der einen hervortretenden wegen eines grössern $\frac{r}{\Pi}$ die grössere: so wird sie von nun an die kleinere, das heisst, sie vermag nun dem fortdauernden Drucke weniger Haltung entgegenzusetzen. Dagegen wird der Druck, den sie leidet, vermehrt, indem ihn die andre, jetzt mit mehr Energie vordringende, in grössere Spannung setzt. So kann es in vielen Fällen geschehen, dass die beiden Vorstellungen als Glieder einer Reihe einander folgen; indem die zweite Vorstellung gerade desshalb, weil sie ihrem Zielpuncte sich langsamer genähert hat, jetzt noch Energie genug besitzt, um das gemeinsame Hinderniss wider die erste zu drängen, und solchergestalt dieselbe zum Sinken zu bringen, noch ehe das derselben eigentlich bestimmte Maximum erreicht ist. Gilt nun dieses von der ersten und zweiten Vorstellung, so gilt es eben so von der zweiten und dritten; dann wiederum von der dritten und vierten, und so fort von einer ganzen Reihe.

Um aber den Grundgedanken, welcher als der Schlüssel des Räthsels vom Ablaufen der Vorstellungsreihen hier dargeboten ist, scharf zu fassen, müssen wir uns erinnern, dass die Reste r und r', wodurch die in Reproduction Begriffenen gehoben werden, einer und der nämlichen Vorstellung P angehören; und besonders, dass der Rest r' nicht etwa ein abgeschnittenes Stück von P ist, welches verschieden wäre von einem andern Stücke r; (gegen solchen Missverstand ist in der Psychologie genug gewarnt worden.) Vielmehr, die Energie des kleinern r' liegt ganz und gar in dem grössern r; und wenn wir sagen, das kleinere dränge von dem Augenblick an, da die Geschwindigkeiten gleich wurden, den gemeinsamen Widerstand gegen das grössere, so liegt die Gemeinsamkeit gerade darin, dass eigentlich immer die nämliche Vorstellung P die reproducirende ist, und dass sie nur die Art und Weise wechselt, gegen den Widerstand vorzudringen, indem sie von jenem Augenblicke an mehr

Energie in die Reproduction des Π' als das Π hineinlegt. Allerdings aber trifft die Hemmung durch den Widerstand nicht bloss die Hülfe der Vorstellung P, sondern auch die Vorstellung Π selbst, denn der Widerstand giebt in soweit nicht nach, als statt seiner noch irgend etwas Anderes zum Weichen kann gebracht werden.

2) Das Vorstehende fällt weg, wenn für ein paar Vorstellungen der Augenblick, in welchem sie frei steigend zur Gleichheit der Geschwindigkeiten gelangen würden, so spät kommt, dass sie wegen des Druckes, unter welchem sie wirklich steigen, schon früher das Maximum erreichen, welches die Gränze bestimmt, die sie nicht übersteigen können. Dann ist an kein Ablaufen einer Reihe mehr zu denken, sondern beide sinken nun langsam; jedoch so, dass die erste der beiden immer höher im Bewusstseyn steht als die zweite; eben so die zweite höher als die dritte, die dritte höher als jede folgende.

28.

Sehr gern, mein theurer Freund, möchte ich Ihnen nun die pädagogische Bedeutung der gefundenen Resultate in ein helles Licht setzen; aber ich gehe mit einiger Schüchternheit an den Versuch. Nicht etwa, als ob es mich schwer dünkte, Sie aus den Buchstaben unserer Formeln heraus, und wieder in den Kreis des gewohnten pädagogischen Denkens zu führen: sondern darin liegt die Schwierigkeit, dass mir jene Formeln als ein Schatz erscheinen, der an Folgerungen unerschöpflich ist; und dass ich mir nicht zutraue, einen Gegenstand, der mir selbst noch ziemlich neu ist, schon für die Darstellung hinreichend in der Gewalt zu haben. Verlangen Sie desshalb ja keine pünctliche Ordnung! Es muss mir erlaubt seyn, zuerst das anzufassen, was am handgreiflichsten ist; mit dem Vorbehalt, später zurückzukommen auf Bemerkungen, die eigentlich näher lagen.

Wir gedachten früherhin oft und lange der verschiedenen Anlagen und Eigenheiten, welche dem praktischen Erzieher bald als unüberwindliche Hindernisse entgegenstehn, bald aber auch ihm Vortheile darbieten, die er benutzen

soll. Zu diesen Eigenthümlichkeiten der Zöglinge gehört unstreitig ihre verschiedene Disposition zum äusseren Handeln. Die einen sitzen geduldig, die andern können nicht ruhen; manche können keinen Gegenstand erblicken, den sie nicht stossen, drehen, irgendwie in Bewegung setzen müssten. Einige sind maulfaul, andre gesprächig; einige unbehülflich, andre behende, gelehrig, geschickt. Diese Fähigkeit zum äussern Handeln ist nicht etwa einfach, so dass man kurz und gut sagen könnte, sie sey in einem gewissen Grade vorhanden oder nicht: sondern gar sehr vielfach und verschieden, so dass eine Art derselben vorhanden seyn kann, wo die andre fehlt. Dass nun dieses äussere Geschick einen sehr grossen Einfluss auf die Bildsamkeit der Zöglinge hat, weiss Jedermann. Sollten wir aber nicht genauer ausforschen können, welche Bewandtniss es damit eigentlich habe?

Gleich zuerst fällt Ihnen gewiss ein, dass doch das Geschick kein bloss und lediglich äusseres seyn könne. Vielmehr werden Hände, Füsse, Sprachorgane, alle bewegliche Theile des Leibes doch erst durch den Geist in eine solche Bewegung gesetzt, die man, wenn auch nur in der allerniedrigsten Bedeutung, als zweckmässig und geschickt zu irgend Etwas soll ansehn können. Wo aber Einer ungeschickt ist, da klagt er gewöhnlich: ich weiss nicht, wie ich das anfangen soll. Und was antwortet etwa der Erzieher? Den Anfang will ich Dir zeigen, oder für Dich machen; versuche nun, fortzufahren!

Und Sie, mein Freund! sehen nun wenigstens, wie dies mit dem Obigen zusammenhängt. Wer nicht anzufangen oder nicht fortzufahren weiss, in dessen Wissen liegt ein Fehler, und zwar ein Fehler oder wenigstens ein Mangel in Ansehung der Reihenbildung. Und wenn der Schüchterne vor Blödigkeit nicht fort kann, so misslingt ihm für dasmal die Reproduction einer schon gebildeten Reihe.

Mir aber liegt für jetzt nicht daran, dasjenige, was zuvor über die Reihenbildung gesagt worden, auf das äussere Handeln anzuwenden; sondern von dem äussern Handeln rede ich desshalb, weil es etwas Sichtbares, in die Augen Fallendes ist; so dass, wenn ich vielleicht dieses hinreichend

Sichtbare an den wohl noch ziemlich unsichtbaren Sinn meiner obigen Formeln anknüpfen könnte, ich einen guten Handgriff gewönne, um hervorzuziehen, was sich noch im Dunkel versteckt hält.

Zu diesem Zwecke müssen wir jedoch zuerst überlegen, welchen Einfluss wohl das äussere Handeln auf die Vorstellungsreihe ausüben möge, durch die es in Bewegung gesetzt wird? Dass ganz gewöhnlich eine starke Veränderung in unserem Vorstellen bewirkt wird, sobald wir versuchen zu thun, was wir uns ausgesonnen hatten; dass wir sehr häufig das Bekenntniss ablegen, Erfahrungen gemacht zu haben, weil die Dinge nicht so gingen, wie wir meinten, sondern ganz anders, — davon will ich hier nicht sprechen; vielmehr mag immerhin das äussere Handeln ein geläufiges und gelingendes seyn; ich frage nur, welchen Einfluss es auf die Vorstellungsreihe in ihrem Ablaufen ausübe, auch da, wo es sie nicht berichtigt?

Die nächste Antwort ist ohne Zweifel: es ändert ihren Rhythmus; und setzt ihre Glieder weiter auseinander. Denn das Handeln geht in der Regel nicht so geschwind, als das Denken.

Allein auch das will ich bei Seite setzen; denn es ist noch immer nicht das erste Wesentliche, was in den psychischen Mechanismus eingreift.

Sondern darauf kommt es zuerst an: dass durchs Handeln etwas geschieht, was eine neue Anschauung darbietet. Diese Anschauung ist eben jetzt, indem sie entsteht, den Gesetzen des psychischen Mechanismus unterworfen. Die Vorstellung, welche sich im Anschauen erzeugt, verschmilzt nicht bloss sogleich mit der schon gegenwärtigen, das Handeln regierenden, gleichartigen Vorstellung: sondern sie wird auch von der Hemmung durch die andern, welche im Bewusstseyn sind, ergriffen, und muss sogleich sehr beträchtlich sinken; wie es in der Psychologie (§. 77) ist beschrieben worden.

Oftmals freilich stockt nun das Handeln, und verwandelt sich in ein Betrachten, verliert sich in den Eindruck dessen, was so eben war geschaffen worden. Dann ist die Vorstel-

lungsreihe noch wenig energisch im Vergleich gegen den Sinnes-Eindruck; oder für ihn ist noch eine grosse Empfänglichkeit vorhanden. (Psychologie §. 94 — 99.)

Aber bei weiterer Ausbildung verwandelt sich das Gethane ins Abgethane, was uns nun nicht mehr in Thätigkeit setzen kann, sondern neben welchem die Vorstellung dessen hervordringt, was jetzt zunächst zu thun ist.

Nehmen wir, um die Sache bequemer zu betrachten, das einfachste oder doch für den Erzieher gewöhnlichste Beispiel. Der Zögling spricht. Welches Wort er ausspricht, das hört er. Das Wort ist nun heraus; darum muss ein anderes folgen. Hier sehen Sie ein Handeln, was so leicht gelingt, dass gar nicht erst die Vorstellung des Gegenstandes, welcher durch das Wort bezeichnet wird, zu ihrem Maximum vorzudringen braucht, damit das Aussprechen erfolge; vielmehr die mindeste Regung des Gedankens, — falls nur nicht ein Grund der Zurückhaltung im Spiele ist, — genügt schon, um den Mund in volle Thätigkeit zu setzen.

Wie aber, wenn die Vorstellungen, welche das Wort verlangen, schneller hervordringen, als der Mund sprechen kann? Dann kann uns der Zögling nicht antworten; er verstummt nicht aus Unwissenheit, sondern aus Fülle der Gedanken.

Dies mahnt uns an den Gegensatz und die Hemmung, welche Statt findet unter den Worten, sofern sie theils gesprochen, theils gehört werden. Das erste Wort wird zurückgestossen vom zweiten, das zweite vom dritten, und so weiter. Mit den Worten aber sind die Vorstellungen verknüpft; auch diese also empfinden den Stoss, und müssen in der nämlichen Ordnung einander wo nicht ganz, so doch hinreichend weichen, damit die Reihe ablaufen könne; deren Glieder nun alle in ungefähr gleicher Höhe erscheinen, weil sie bis zum Aussprechen gelangt waren. Dass etwas Aehnliches bei jedem andern Handeln vorkomme, versteht sich von selbst.

Aber ich bitte zu bemerken, dass die Glieder nur in gleicher Höhe *erscheinen!* Daraus folgt noch nicht, dass in den Gedanken eines Menschen eben so wenig Berg und Thal sey, als in seinem Reden und Thun; und wir wissen sehr

gut das Gegentheil. Denn Sie und ich, die wir beide gewohnt sind, in stundenlangen Vorträgen unsere Gedanken zu verlautbaren: wie übel wären wir dran, wenn der dünne Faden der Worte, den wir aus dem Munde gehen lassen, ein Bild von der Construction unserer Gedanken abgäbe!

Der praktische Erzieher soll nun niemals vergessen, dass auch in dem Kopfe seines Zöglings ein ganz anderes Gebäude oder Gewebe von Vorstellungen ist und seyn soll, als das, welches in der Reihenfolge der Worte liegt, die man etwa abfragen kann. Doch aber muss jeder kleinste Theil dieses Gewebes dadurch theils geschaffen, theils geprüft und berichtigt werden, dass man es lehrend, oder fragend und antwortend in Form einer Reihe hervorzieht, und an diese Reihe die nöthigen Berichtigungen anbringt. Während also das *Ablaufen* der Reihen bei weitem nicht das Wichtigste, noch viel weniger das Ganze ist, was wir unter dem allgemeinen Namen der Reihenbildung in Betracht zu ziehen haben; muss uns doch an der Möglichkeit dieses Ablaufens viel gelegen seyn, weil es die allgemeine Bedingung des Lehrens, wie des Lernens, des Ermahnens, wie des Handelns ausmacht. Und besonders wird Ihnen auffallen, wie genau hiemit die Wichtigkeit der Sprachbildung, ja der articulirten Sprache selbst, zusammenhängt.

Zu dem Ganzen der Reihenbildung gehört eben sowohl das *Hinzukommen* einer Vorstellung zur andern, wovon ich in der mathematischen Beilage (zu 26) sprach, als das *Zurücktreten* der frühern Glieder, um den folgenden Platz zu machen. Hingegen das Ablaufen der Reihen ist nicht möglich ohne dieses Zurücktreten. Nun war aber von dem Zurücktreten in der Psychologie nicht hinreichende Rechenschaft gegeben; und es zeigt sich jetzt, dass sich der Gegenstand auch nicht mit wenigen Worten aufklären liess. Denn oftmals ist das Ablaufen der Reihen kein reines psychisches Phänomen. Wir sahen eben, wie die Worte einander zurückstossen, während die Gedanken vielleicht nur einer zum andern hinzugekommen waren. Sie mögen sich hiebei noch der grossen Erleichterung erinnern, welche dem Rechnen durchs Schreiben zu Theil wird; und des Umstandes, dass

selbst das Kopfrechnen grösstentheils auf einer Uebung beruhet, sich die Zahlen, als ob sie geschrieben stünden, vorzustellen. Liesse man statt der successiven Arbeit im Rechnen die Gedanken bloss zu einander hinzukommen, so würden sie sich sehr bald einander erdrücken, und vermöge ihrer inwohnenden Hemmungssumme so gut als ganz aus dem Bewusstseyn verschwinden.

Allein das Schon-Gesagte wird Sie noch auf eine andre Bemerkung führen, die ich dem folgenden Briefe vorbehalte.

29.

Es ist der Gegensatz der Vorstellungen unter einander, die eine Reihe bilden, also der verschiedenen Π, worauf wir nun unsre Aufmerksamkeit zu richten haben. Denn es giebt einen kurzen Zeitraum, innerhalb dessen vermöge dieses Gegensatzes die vorhergehenden von den nachkommenden können zurückgetrieben werden. Lassen Sie mich aber noch einen Rückblick auf das Vorige werfen.

Jede Vorstellung ist am nachgiebigsten dann, wann sie ihr Maximum erreicht hat. Denn alsdann ist sie am wenigsten im Zustande des Strebens, welcher Zustand das gerade Gegentheil des wirklichen Vorstellens ausmacht. Schafft sich nun eine Vorstellung Π durch äusseres Handeln, durch Sprechen, oder dgl. eine ihr entsprechende Anschauung, so wird sie dadurch schnell zum Maximum, ja vielleicht über das im Vorigen berechnete, durch Gegendruck bestimmte, Maximum gehoben. Desto gewisser muss sie sinken, sobald die nachfolgende Vorstellung sich durch ihr Wirken eine *ihr* angemessene Anschauung geschafft hat, die jener erstern entgegentritt. Dies aber fällt weg, wofern das äussere Handeln fehlt; und es kommt nun darauf an, ob noch in hinreichendem Grade die Bedingungen vorhanden sind, unter denen der blosse Gegensatz, der in den Vorstellungen selbst liegt, das Ablaufen der Reihe bewirken kann. Denn dass von ihm, falls er stark genug ist, eine ähnliche Wirkung zu erwarten steht, wie von dem Gegensatze unter jenen äussern Anschauungen, liegt vor Augen; während doch andererseits nicht

Alles von ihm allein abhängt, daher ich im Vorigen davon geschwiegen habe.

Um über diesen Gegenstand mich deutlich zu machen, halte ich für nöthig folgende Ueberlegung, die sich mit Zahlen beispielsweise belegen lässt, hier einzuführen.

In der mathematischen Beilage (zu 26) finden sich zu den dortigen ω die Maxima und deren Zeiten berechnet. Es versteht sich von selbst, dass in dem Augenblicke, wo eine Vorstellung ihr Maximum erreicht, ihre Geschwindigkeit $= 0$ ist; denn sonst stiege sie noch höher. Gesetzt aber, wir wollten für den Augenblick, da die eine ihr Maximum hat, die Geschwindigkeit der andern wissen, die jetzt noch im Steigen begriffen ist, — wie würden wir verfahren? Ohne Zweifel würden wir den Differentialquotienten für diese andre suchen, und in denselben für t diejenige Zeit setzen, welche uns als gehörig zu dem Maximum der ersten bekannt ist. So will ich nun einmal mit den dortigen Gleichungen 2) und 8) verfahren; indem ich in deren Differentialquotienten die Zeit fürs Maximum aus 1) und 7) setze. Im ersten Falle finde ich, dass

für 2) um die Zeit $t = 2{,}2768$ sich ergiebt $\dfrac{d\omega}{dt} = 0{,}0034$,

und im zweiten Falle

für 8) um die Zeit $t = 1{,}9126$ sich ergiebt $\dfrac{d\omega}{dt} = 0{,}0392$.

Die beiden angegebenen Zeiten sind aus der angeführten Beilage bekannt, als diejenigen, worin $r = 10$ unter den dortigen Umständen $\Pi = 5$ zum Maximum erhebt. Die gefundenen Geschwindigkeiten $\dfrac{d\omega}{dt}$ sind für die Wirkung von $r = 9$ zu jenen Zeitpuncten noch vorhanden. Aus dem vorigen Briefe aber wissen Sie, dass für $t = 0{,}5168$ die beiden, von $r = 10$ und $r = 9$ erzeugten Geschwindigkeiten gleich waren; und auf diese Zeit kann der Druck, der erst allmählig durch das Hervortreten der Vorstellungen selbst sich erzeugt, nur wenig Einfluss haben. Also von $t = 0{,}5$ bis $t = 2$ ungefähr hatte die zweite Vorstellung, die durch $r = 9$ gehoben wurde, *fortdauernd* einigen, wenn auch nur geringen Vorzug an

Geschwindigkeit vor der erstern, die ihr Anfangs voran geeilt war. Wie nun, wenn gemäss der frühern Entwickelung die grössere Energie, welche sich in der grössern Geschwindigkeit zeigt, den gemeinschaftlichen Druck auf die erstere Vorstellung hindrängt? Alsdann muss das Maximum der erstern früher eintreten, und auf einem niedrigern Standpuncte, als dem zuvor berechneten; dagegen wird die zweite Vorstellung sich höher hervorarbeiten, indem sie den Druck besser überwindet.

Hiemit nun kann sich noch der Gegensatz der zweiten Vorstellung gegen die erstere vereinigen; nur ist zu bedenken, dass von diesem Gegensatze nothwendig beide Vorstellungen leiden; und das um so mehr, je stärker derselbe ist.

Wie lange aber kann der Vorzug der zweiten Vorstellung vor der erstern, wodurch sie als zweites Glied der Reihe neben oder nach jener sich gelten macht, wohl dauern? Höchstens doch nur bis zu dem Augenblicke, wo sie selbst ihr Maximum hat, und nun anfängt zu sinken. Denn alsdann findet sich gewiss, dass sie im Grunde von der schwächeren Energie emporgetragen wurde; und die Ordnung in der Reihe hört auf, während beide zusammen sinken.

Dies letztere nun ist der Umstand, auf den ich vorzugsweise den praktischen Erzieher aufmerksam machen würde; der es nur zu leicht vergisst, wie bald die Fluth, mit der er schiffen will, sich in Ebbe verwandeln wird.

Sie wissen, mein theurer Freund, dass mir meine Amtsverhältnisse Gelegenheit verschafft haben, die Lehrweise mancher, besonders junger Lehrer, zu beobachten. Von den Fehlern, welche im zusammenhängenden Vortrage begangen zu werden pflegen, will ich hier nicht sprechen; nur deren will ich hier gedenken, die sich äussern, während es darauf ankommt, den Lehrling in den rechten Zug der Arbeit zu bringen, ihn darin zu erhalten und zu unterstützen; so wie es etwa beim Uebersetzen, oder beim Rechnen vorkommt. Hier ists, wo ich oft bemerkt habe, wie wenig die Lehrer von dem psychischen Mechanismus zu begreifen pflegen, an dessen Thätigkeit ihnen am allermeisten sollte gelegen seyn. Denn während sie demselben nachhelfen sollten, pflegen sie

ihn bald mit Wiederholen, bald mit Corrigiren ohne dringende Noth, oftmals mit Querfragen, oft durch Aeusserungen übler Laune zu stören; zu anderer Zeit aber sorgen sie gar nicht einmal ihn in den rechten Gang zu versetzen, sondern lassen den Zögling sich unnütz quälen mit Dingen, die er nun einmal nicht weiss und nicht trifft. Das Alles zeigt, dass sie von dem Rhythmus, in welchem eine Vorstellungsreihe sich entwickeln kann, und der so sorgfältig als möglich muss geschont werden, keinen Begriff haben. Daher dann so häufig eine Gewohnheit zu stocken, zu stottern, sich und Andre zu martern, die oft nicht bloss ganze Schulklassen, sondern ganze Schulen von der untersten bis zur obersten ergriffen hat, und dergestalt beherrscht, dass an ein geschmackvolles Lesen und Erklären, an ein gehöriges Zusammenfassen des ganzen Sinnes nun vollends nicht zu denken ist. Wäre nur erst irgend ein Begriff davon vorhanden, dass es überhaupt einen psychischen Mechanismus giebt, der seine eigenthümliche Geschwindigkeit, seinen bestimmten Rhythmus hat, worin allein er sich geläufig bewegen kann, — und dass die verlorne und verdorbene Zeit der ungelegenen Störungen und der unterlassenen Nachhülfen sich nicht ersetzen lässt; weil, nachdem einmal die Vorstellungen ins gemeinsame Sinken gerathen sind, die Reproduction wenigstens für dasmal schwerlich noch wieder in den rechten Fluss kann gebracht werden; — wäre nur erst die Beobachtung dessen, was hierüber die Erfahrung einem Jeden sagen kann, der auf sie hören will, zur gehörigen Achtsamkeit gestimmt: so würde manches Ungeschick der Lehrer und Schüler von selbst verschwinden, womit sie jetzt einander gegenseitig plagen; und mancher Lehrgegenstand, den man jetzt für zu schwer hält, würde sich leicht genug behandeln lassen, um seine Wirkung früh genug zu thun. Jedoch, unsre Absicht war noch nicht, praktische Regeln vestzustellen; sondern die Bildsamkeit der Zöglinge, und zwar zunächst in Beziehung auf die natürlichen Anlagen, wollten wir untersuchen. Lassen Sie uns dahin zurückkehren.

30.

Zuerst gingen wir aus von der Annahme einer völligen Steifheit dessen, was der sich erhebenden Reproduction einer Reihe entgegenwirkt. Eine solche Steifheit kann von den im Bewusstseyn gerade gegenwärtigen Vorstellungen, für sich allein genommen, nicht herrühren; sie sind allemal in gewissem Grade nachgiebig; und der von ihnen herrührende Widerstand geräth erst allmählig in Spannung gegen das, was sich im Bewusstseyn reproducirt. Aber wenn ein Hinderniss nach physiologischer Art hinzukommt: alsdann lässt sich wohl denken, dass auch die darein gleichsam verwickelten, eben jetzt gegenwärtigen Vorstellungen, nicht zum Weichen zu bringen sind; wovon die Beispiele des Lüsternen, des Schwelgers, des zu Affecten Gereizten sich leicht genug darbieten. Was nun daraus in Ansehung der Reproduction folgen werde, haben wir gesehen. Nämlich in der mathematischen Beilage zeigte sich zuerst, dass die reproducirten Vorstellungen sich alsdann einer niedrig stehenden Gränze nähern, und dass sie, was hier hauptsächlich bemerkt werden muss, an dieser Gränze zu einander hinzukommen, keinesweges aber eine vor der andern reihenförmig weichen. Eher würde die ganze *Masse*, worin sich nun die *Reihe* verwandelt hätte, sammt der sie reproducirenden Vorstellung, die wir mit *P* bezeichneten, wieder aus dem Bewusstseyn vertrieben werden.

Bei natürlich stumpfen Köpfen nun sehen wir etwas Aehnliches geschehen, so oft wir sie mit Dingen beschäfftigen wollen, deren Vorstellungen bei ihnen noch zu schwach sind, um sich selbstständig im Bewusstseyn zu halten. Bei allem Lernen oder auch Beobachten dessen, wohin nicht gerade ihr Sinn steht, bei allem, was sich an früher vestgestellten Anknüpfungspuncten (an solchen *P*, wie wir oben voraussetzten) halten, und mit ihnen wieder hervortreten müsste, um überhaupt hervortreten zu können, sehen wir die Reproduction sehr häufig misslingen; wovon als Beispiel schon die Worte einer fremden Sprache dienen können; die schwer gelernt wird. Denn was sind diese Worte? Es sind Reihen von Buchstaben oder Sprachlauten, geknüpft an ein Wort der

Muttersprache. Diese Reihen müssen leicht, und genau in der Ordnung der Buchstaben reproducirt werden, wenn es darauf ankommt, die Sprache zu lernen. Beispiele von höherer Art würden sich eben so mannigfaltig als reichlich darbieten, ich will dabei nicht verweilen.

Wie aber, wenn das Lernen der Muttersprache selbst misslingt? welches aus ähnlichen Ursachen leicht geschehen kann, denn hier sollen sich diejenigen Reihen, welche an Begriffe und Anschauungen geknüpft, die Worte der Muttersprache bilden, sicher und genau durch den Gedanken reproduciren. Alsdann fehlt selbst das gewöhnlichste Hülfsmittel aus dem Gebiete des äussern Handelns, von dem wir oben (28) sahen, wie wichtige Dienste zur Evolution der Reihen es leistet.

Kein Wunder also, dass die Erzieher zuerst nach der Sprachbildung, die ein Knabe schon gewonnen hat, sowohl die natürliche Fähigkeit als auch die fernere Bildsamkeit zu beurtheilen pflegen.

Unstreitig aber muss bei dieser Schätzung der natürlichen Fähigkeit auch das übrige äussere Handeln, sowohl nach seinen Richtungen als nach dem darin hervortretenden Geschick, in Anschlag kommen.

Ferner werden Sie bemerken, dass unsre Betrachtung der Bildsamkeit der Zöglinge hier ganz von selbst Gelegenheit findet, von den angebornen Anlagen überzugehen zu dem, was von der Benutzung der frühern Jahre abhängt. Denn nicht alle Reihen sind so construirt, dass sie sich mit gleicher Leichtigkeit reproduciren könnten.

Unsre Formeln machen uns gar sehr aufmerksam auf das Verhältniss zwischen den Grössen r und Π. Was heisst das? Zu einer vorläufigen Erläuterung könnte ich sagen: es deutet auf die Wichtigkeit der Anknüpfung alles Unterrichts an Erfahrung und Umgang; wiewohl damit der Gegenstand keinesweges erschöpft ist.

Wollen Sie diese Erläuterung durch einen, Ihnen gewiss durch eigne Praxis höchst geläufigen, pädagogischen Hauptsatz, sich aneignen: so versetzen Sie vor allen Dingen erst die oft erwähnte reproducirende Vorstellung P (25, 26,) in

den Erfahrungskreis des Zöglings. Wir wollen hoffen, dass Sie dort nicht etwa bloss *ein* solches P, sondern deren recht viele und tüchtige finden; sonst können wir nichts mit ihm anfangen. Alle diejenigen Hauptvorstellungen des Zöglings gehören dahin, welche mit langen Reihen anderer schwächerer Vorstellungen verschmolzen sind; alle, die als Haltungs- und Angelpuncte seiner übrigen Gedanken können angesehen werden; alle die, welche ihm das Heimweh vergegenwärtigt, falls er lange Zeit vom Hause abwesend ist. Die obigen r, r', r'', u. s. w. sind Theile oder Reste jener P; je grösser, desto besser; denn bekanntlich sind sie in den Reproductionen die wirksamen Kräfte. Nun aber lehren die Formeln und die Untersuchungen, dass die daran geknüpften Π, Π', Π'', u. s. w. nicht gar zu gross gegen die r seyn dürfen; und vollends, dass für abnehmende r die Reihe der Π nicht gleichfalls abnehmen, sondern eher wachsen muss, wenn die Reproduction gelingen soll. (Beilage zu 26, am Ende.) Worauf bezieht sich das? Ohne Zweifel auf jeden Unterricht, welchen man jenen Erfahrungen, als der nothwendigen Grundlage, hinzufügte. Dahin gehört z. B. dass Unterricht in fremden Sprachen vor allem Vestigkeit in der Muttersprache voraussetzt, wenn nicht eine so heillose Confusion entstehn soll, wie man sie bei Kindern, die Plattdeutsch und Hochdeutsch, oder Französisch und Deutsch durcheinander plauderten, ehe sie noch eine eigentliche Muttersprache besassen, wohl findet, — oder wie ich sie einst bei einem jungen Engländer antraf, der früh in eine deutsche Pension gethan, dort das allerschlechteste Deutsch gelernt, darüber sein Englisch grossentheils vergessen hatte, und nun eigentlich in gar keiner Sprache konnte unterrichtet werden, bis ihm durch eine besondere Fürsorge sein Englisch einigermaassen wieder zurecht gestellt war.

Allein unsre Betrachtung reicht weiter. Sie sagt uns, dass überhaupt und überall, wo es um Erweiterung des Gedankenkreises, ums Lernen im weitesten Sinne, zu thun ist, erst gewisse starke Stützpuncte müssen vestgestellt, und alsdann die anknüpfenden Kenntnisse in möglichster Zerlegung, aber zugleich in möglichst dichter Folge beigefügt werden;

ohne jedoch lange Reihen zu bilden. Warum das? Erstlich sollen die Π nicht grösser seyn als nöthig, — also sollen es nicht grosse Massen, sondern durch die Zerlegung verkleinerte Theile der an sich zusammenhängenden Ganzen seyn. Zweitens sollen dieselben mit möglichst grossen Resten der Hauptvorstellungen P verbunden werden; welches nicht gelingen könnte, wenn diese, eben jetzt hervorgerufenen Hauptvorstellungen in bedeutend langen Pausen Zeit zum Sinken gewönnen; daher muss die Reihe der Π eine dichte Folge bilden, um mit möglichst grossen r, r', r'', u. s. w. sich zu verbinden. Drittens sollen die Reihen nicht lang seyn; — aus demselben Grunde, weil nämlich je länger sie werden, um desto mehr die Hauptvorstellung P wird gesunken seyn, — jedoch ist dies lediglich relativ; denn falls die Hauptvorstellung im Bewusstseyn vestgehalten wird, so, dass sie nur sehr allmählig sinkt, alsdann wird sie einer weit längeren Reihe zur hinreichenden Stütze dienen können als im Gegenfalle. Ueberdies versteht sich, dass die Hemmungsgrade der einzelnen Glieder nicht so gross seyn dürfen, um das aufzuführende Gebäude zum Einsturz zu bringen; doch ist, falls nur die Reihe sich zusammenhängend bilden konnte, die Reproduction derselben zum Ablaufen der Reihe gerade durch Hemmung der einzelnen Glieder unter einander desto geschickter; daher die letztere eher gesucht, als vermieden, jedoch nicht übertrieben werden muss.

Sollten Sie wohl in diesen Zügen etwas von Homer's, oder von Herodot's Erzählungsweise wieder erkennen? Doch die Erinnerung an die klassische Art des Vortrags kommt wahrscheinlich noch zu früh; denn es fehlt an der bisherigen Untersuchung noch zu vielerlei, um darüber schon psychologische Rechenschaft zu geben.

Aber an Gegenstücken fehlt es gewiss nicht. Solche entstehen überall da, wo der frühere Unterricht Fehler aufgehäuft hat. Wie oft ungeschickte Lehrer die Anknüpfung an das Veste im Erfahrungskreise des Zöglings versäumen, oder ohne gehörige Zerlegung ganze Massen des Unbekannten auf einmal einpfropfen; oder ihren eignen Vortrag nicht in zusammenhängenden Fluss bringen können, — wie oft sie

selbst für ihr eignes Lehren nicht einmal darauf bedacht sind, gewisse Hauptpuncte gehörig vestzustellen, an welche sich das Folgende lehnen, und anreihen könne: — eben so oft finden wir als Product solches Verfahrens auch die Unfähigkeit zu reproduciren selbst bei guten Köpfen. Die Kenntnisse sind chaotisch in einander geflossen, und wir klagen, indem wir nun weiter fortschreiten wollen, über Mangel an gründlicher Vorbildung.

Hiebei aber kommt nun noch ganz besonders in Frage, wiefern das äussere Handeln des Zöglings, und sein Geschick dazu, sey benutzt worden? Also zu allernächst: in wiefern man ihn angehalten habe, selbst während der Lehrstunde zu sprechen? Denn dass ein Unterricht, der den Lehrling stumm macht, — wie ein Katheder-Vortrag thut, — für die frühere Jugend nichts taugt, ist allbekannt. Allein überhaupt musste die äussere Thätigkeit des Zöglings nach Möglichkeit benutzt werden, — er selbst musste zeigen, aufschlagen, nachweisen, zusammensetzen, was irgend sich so behandeln liess, so lange man sich auf seine innere Geistesthätigkeit nicht ganz verlassen konnte.

31.

Wohl Mancher möchte, beim Anblick so bekannter Dinge, fragen: ist das Alles? Sollen uns die psychologischen Rechnungen nicht weiter führen, als bis zu Wiederholungen dessen, was jeder geübte praktische Erzieher schon weiss?

Möge er es wissen, und darnach thun! Aber Sie, mein theurer Freund, während Sie mich entschuldigen werden, dass ich in bekannten pädagogischen Vorschriften die *Probe* der Wahrheit meiner psychologischen Untersuchung nachweise: — haben vielleicht eine gewichtvollere Bedenklichkeit im Sinne. Ist denn die vorstehende Zeichnung richtig? Hängt alle Reproduction an einer einzigen Hauptvorstellung? Und ist diese Hauptvorstellung immer als erstes Glied einer Reihe anzusehen? Wo bleibt da die früher erwähnte Gestaltung? Geht etwa alle wirkliche Gestaltung von einem einzigen Puncte aus; gleich den nunmehr veraltenden Philosophieen nach Fichte'scher Weise?

Angenommen, dass Sie geneigt wären, so zu fragen: so würde meine nächste Zuflucht in der Erinnerung, dass ich nichts Vollständiges versprochen habe, leicht genug gefunden werden.

Da wir jedoch Beide gleich gern die Einseitigkeit vermeiden, und da die bisherige Betrachtungsart der Reihenbildung wirklich zu übeln Einseitigkeiten führen könnte: so machen Sie sich nun darauf gefasst, etwas Anderes zwar, aber gerade auch etwas recht sehr Unvollständiges hier folgen zu sehen.

Jene Untersuchung über die zugleich steigenden Vorstellungen, (in der Beilage zu 22,) veranlasst die Frage, ob, falls unter frei steigenden Vorstellungen Verschmelzung Statt fände, dadurch eine Ordnung und Folge des Steigens gemäss den Abstufungen der Verschmelzung entstehen könne? Dieses würde das Seitenstück darbieten zu der früheren Auffassung des Gegenstandes, nach welcher die hervor gehobenen Vorstellungen nicht frei steigen, sondern, während ihre eigne Energie durch Hemmung am Hervortreten gehindert ist, ihre ganze Bewegung von den Resten einer sie reproducirenden Vorstellung abhängt. Uns alten Praktikern im Lehrgeschäffte schwebt zwar zunächst die grosse Menge der Gegenstände vor, womit die Lehrlinge sich nur gerade so lange und in sofern beschäfftigen, als sie lernen; und dabei ist noch an kein freies Steigen ihrer Vorstellungen, — mithin auch an kein selbstständiges Bilden und Gestalten zu denken. Allein unsre Lehrlinge mögen nun wohl oder übel gedeihen, so erzeugt sich doch endlich auch in ihnen ein Kreis solcher Gedanken, in welchem sie nach eignem Sinnen, Meinen, Wollen thätig sind; und von wo aus auch ihr äusseres Thun seine Bestimmung empfängt. Auch der Gelehrteste hat den grössten Theil seines Wissens in Büchern, oder was er, wie man sagt, im Gedächtnisse mit sich trägt, davon steigen ihm die Erinnerungen nur auf gegebenen Anlass hervor, — jedoch nicht Alles kann solchergestalt ein passiver Vorrath in ihm seyn; sonst wäre kein Lebensprincip vorhanden, von welchem der Gebrauch dieses Vorraths abhängt und seine Richtung empfängt. In dem verhältnissmässig

nur kleinen Kreise nun, worin die Selbstthätigkeit ihren Sitz hat, wollen wir jetzt nachsehen, ob es auch dort eine Reihenbildung geben möge. Sie finden hier zu solchem Zwecke wieder einen mathematischen Aufsatz.

Beilage.

Ueber freies Steigen verschmolzener Vorstellungen.

Obgleich Reihenbildung das Gegentheil ist vom Zugleich-Steigen, so muss doch die obige Untersuchung über die zugleich steigenden Vorstellungen hier zum Grunde gelegt werden. Es ist nöthig, hiebei die Rücksicht auf den Hemmungsgrad*) nicht ganz auszuschliessen; um jedoch schwierige Verwickelungen zu vermeiden, soll angenommen werden, der Hemmungsgrad sey unter allen Paaren der zugleich Steigenden der nämliche; und $= m$, welches bekanntlich ein ächter Bruch, oder höchstens $= 1$ ist. Alsdann verwandeln sich die obigen Differentialformeln in folgende:

$$d\alpha = (a - \alpha - \pi' m(\beta + \gamma))\, dt$$
$$d\beta = (b - \beta - \pi'' m(\beta + \gamma))\, dt$$
$$d\gamma = (c - \gamma - \pi''' m(\beta + \gamma))\, dt$$

weil nun nicht die ganze vorige Hemmungssumme, sondern nur derjenige Theil von ihr, welcher durch den Bruch m angezeigt wird, den auf die verschiedenen Vorstellungen zu vertheilenden Druck hervorbringt. Oder mit andern Worten: die jetzige Hemmungssumme ist gleich der vorigen multiplicirt mit m.

Da es hier darauf ankommt, eine Untersuchung zugänglich zu machen, so mögen der grössern Erleichterung wegen $a = b = c$, sämmtlich $= 1$ gesetzt werden; daher auch α, β, γ einander gleich seyn müssten, wenn keine Verschmelzung einen Unterschied hervor brächte. Unter dieser Voraussetzung wäre dann die Formel

$$\beta + \gamma = \frac{b + c}{k} \cdot (1 - e^{-kt})$$

$$\text{für } k = \frac{bc + 2ac + 2ab}{bc + ac + ab}$$

*) Psychologie §. 52.

zu verändern in

$$\alpha = \beta = \gamma = \frac{3}{3+2m}\left(1 - e^{-\frac{3+2m}{3}\cdot t}\right)$$

Offenbar lässt sich dies sehr leicht auf mehrere Vorstellungen erweitern. Bei vieren käme

$$\alpha = \beta = \gamma = \delta = \frac{4}{4+3m}\left(1 - e^{-\frac{4+3m}{4}\cdot t}\right)$$

Bei fünfen

$$\alpha = \beta = \gamma = \delta = \varepsilon = \frac{5}{5+4m}\left(1 - e^{-\frac{5+4m}{5}\cdot t}\right)$$

Es ist nämlich k erst $= 1 + \frac{2}{3}m$, dann $1 + \frac{3}{4}m$, ferner $1 + \frac{4}{5}m$, u. s. w.

Allein die einfachste aller Voraussetzungen ist die von zwei Vorstellungen; wo $k = 1 + \frac{1}{2}m$, und

$$\alpha = \beta = \frac{2}{2+m}\left(1 - e^{-\frac{2+m}{2}t}\right)$$

An diese Voraussetzung müssen wir hier anknüpfen; indem wir sie auf folgende Weise abändern:

Es sollen a und b nicht gleichmässig, sondern dergestalt steigen, dass dabei ihre Verschmelzung in Betracht komme. Auch diese Verschmelzung soll dergestalt ungleich seyn, dass von a nur ein Theil $= a'$ mit b verschmolzen ist. Man mag annehmen, es sey a im Sinken begriffen gewesen, als b zuerst gegeben wurde; dann konnte das von a noch übrige a' mit b verschmelzen, soweit es die gegenseitige Hemmung des a und b erlaubte. Die bekannte Hemmungsrechnung*) erforderte dann statt der Hemmungssumme mb eine kleinere, nämlich ma', und zwar desshalb, weil nur der Theil a' in Hemmung trat gegen b. Daraus musste folgende Hemmungsrechnung entstehen:

$$(a+b) : \begin{cases} a \\ b \end{cases} = ma' : \begin{cases} \dfrac{ma'b}{a+b} \\ \dfrac{ma'a}{a+b} \end{cases}$$

*) Psychologie §. 54.

woraus die beiden Reste $a' - \frac{ma'b}{a+b}$, und $b - \frac{ma'a}{a+b}$ oder nach unsrer jetzigen Voraussetzung, dass $a = b$ sey:

$$a' - \frac{ma'}{2}, \text{ und } a = -\frac{ma'}{2}$$

Wir nehmen nun diese Hemmung, und die nach ihr bestimmte Verschmelzung als geschehen an; so ist die Verschmelzungshülfe*), welche jede der beiden Vorstellungen von der andern empfängt,

$$\frac{\left(a' - \frac{ma'}{2}\right) \cdot \left(a - \frac{ma'}{2}\right)}{a}$$

woraus zunächst die Wirkung zu bestimmen ist, welche dadurch eine von der andern Vorstellung empfangen kann.

Jede Verschmelzungshülfe wirkt nur bis zum Verschmelzungspuncte**). Also a kann von b nur gehoben werden bis $a' - \frac{ma'}{2}$; und b kann von a gehoben werden bis $a - \frac{ma'}{2}$; wo der Unterschied zwischen a und a' ergiebt, dass b höher von a, als a von b werde ins Bewusstseyn gebracht werden.

Wenn nun diese Verschmelzungshülfen zur Wirksamkeit gelangen, so ist nach bekannten Grundsätzen der Mechanik des Geistes, ganz ähnlich der Formel $\frac{r\varrho}{\Pi} \cdot \frac{r-\omega}{\varrho} \cdot dt = d\omega$, wo sich ϱ im Nenner und Zähler hebt, hier

$$\frac{d\alpha}{dt} = \frac{1}{a} \cdot \left(a - \frac{ma'}{2}\right) \cdot \left(a' - \frac{ma'}{2} - \alpha\right)$$

$$\text{und } \frac{d\beta}{dt} = \frac{1}{a} \cdot \left(a' - \frac{ma'}{2}\right) \cdot \left(a - \frac{ma'}{2} - \beta\right)$$

wobei sogleich mag bemerkt werden, dass, weil für $t = 0$ auch α und $\beta = 0$ sind, im ersten Beginn der Hebung, falls dieser wirklich durch die Verschmelzungshülfen geschähe, $d\alpha$ und $d\beta$ gleich seyn würden; hingegen weiterhin ist $d\beta$ allemal grösser; indem der Factor $a' - \frac{ma'}{2} - \alpha$ sich der Null schneller nähert als $a - \frac{ma'}{2} - \beta$.

*) Psychologie §. 63 und 69. **) Ebendaselbst §. 86.

Jetzt aber kommt in Frage, ob denn die Geschwindigkeit, womit a und b sich erheben, von der Verschmelzungshülfe überall können bestimmt werden? Die Bewegung der steigenden Vorstellungen geschieht immer, wenn mehrere Gründe dafür zusammentreffen, nach dem Rhythmus desjenigen Grundes, welcher die grösste Geschwindigkeit hervorbringt; die andern Antriebe aber können alsdann nur gegen Hindernisse Widerstand leisten, jedoch nicht beschleunigen*). Folglich wird in unserm Falle die Verschmelzung nicht eher helfen, bis etwa das freie Steigen jeder Vorstellung durch sich selbst, seinem Zielpuncte so nahe gekommen ist, dass es langsamer wird als diejenige Bewegung, welche von der Verschmelzungshülfe kann bewirkt werden. Ob ein solches Nachlassen des freien Steigens, und ein Uebertreffen desselben durch die Hülfe möglich sey, muss nun untersucht werden.

Zu diesem Zwecke versuchen wir, was herauskomme, wenn beide Geschwindigkeiten, die des freien Steigens und die von der Hülfe bewirkte, gleich gesetzt werden? — Demnach

1) Anstatt der Gleichung $d\alpha = (a - \alpha - \pi' m (\beta + \gamma))\, dt$ schreiben wir jetzt, da nur zwei Vorstellungen in Betracht gezogen werden, auch $a = b$, und, so lange die Verschmelzung unwirksam ist, gewiss $\alpha = \beta$ seyn muss,

$$d\alpha = (a - (1 + \tfrac{1}{2} m)\, \alpha)\, dt;$$

indem, wie schon oben bemerkt, $k = 1 + \frac{1}{2} m$. So wird, indem die Geschwindigkeiten für irgend ein α gleich werden sollen,

$$\frac{d\alpha}{dt} = a - (1 + \tfrac{1}{2} m)\, \alpha = \frac{1}{a} \cdot \left(a - \frac{m a'}{2}\right) \cdot \left(a' - \frac{m a'}{2} - \alpha\right)$$

oder

$$\alpha \left[(1 + \tfrac{1}{2} m) - \left(1 - \frac{m a'}{2a}\right)\right] = a - a' (1 - \tfrac{1}{2} m) \cdot \left(1 - \frac{m a'}{2a}\right).$$

Nun kann aber a nicht kleiner seyn als a', welches ein Theil von a seyn soll. Setzen wir beide gleich: so kommt $\alpha = a (1 - \frac{1}{4} m)$, ein unbrauchbarer Werth, weil, wofern α so gross werden muss, damit die Geschwindigkeiten gleich werden, es die Höhe übersteigen würde, wohin es durch die

*) Psychologie §. 87.

Verschmelzung kann gehoben werden, denn diese ist, wie schon gezeigt, $a'(1-\frac{1}{2}m)$. Also steigt a fortwährend frei, das heisst, mit der Geschwindigkeit, deren Grund in ihm selbst liegt.

2) Anstatt der Gleichung $d\beta = (b - \beta - \pi''m(\beta+\gamma))\,dt$ gilt ebenfalls, so lange b durch eigne Kraft steigt, die Formel $d\beta = (b - (1+\frac{1}{2}m)\beta)\,dt$; wo der Buchstabe b nur desshalb gebraucht wird, weil dadurch die zweite Vorstellung soll bezeichnet werden; während doch der Grösse nach $b = a$ gesetzt ist. Sollen nun hier die Geschwindigkeiten gleich seyn, so hat man

$$\frac{d\beta}{dt} = b - (1+\tfrac{1}{2}m)\beta = \frac{1}{a}\cdot\left(a' - \frac{ma'}{2}\right)\cdot\left(a - \frac{ma'}{2} - \beta\right)$$

oder

$$\beta\left[(1+\tfrac{1}{2}m) - \frac{a'}{a}(1-\tfrac{1}{2}m)\right] = b - \frac{a'}{a}(1-\tfrac{1}{2}m)\cdot\left(a - \frac{ma'}{2}\right).$$

Hier ist zwar der Theil rechter Hand des Gleichheitszeichens völlig der nämliche wie im vorigen Falle, da $b = a$ seyn soll; allein der Coefficient von β ist grösser, sobald a grösser genommen wird als a'. Gesetzt, es wäre $b = (1+\frac{1}{2}m)\cdot\left(a - \frac{ma'}{2}\right)$, so könnte die Gleichung dividirt werden durch den Coefficienten von β, nämlich durch $(1+\frac{1}{2}m) - \frac{a'}{a}(1-\frac{1}{2}m)$; und es fände sich alsdann $\beta = a - \frac{ma'}{2}$, welches gerade die Höhe ist, wohin b von a kann gehoben werden. Es sey aber b kleiner, nämlich

$$a = b < (1+\tfrac{1}{2}m)\cdot\left(a - \frac{ma'}{2}\right)$$

so muss seyn $m < 2\cdot\left(\frac{a}{a'} - 1\right)$, oder $a' < \frac{2a}{2+m}$

Diese Annahmen sind zulässig; und zeigen, dass es Fälle gebe, in welchen für ein solches β die Geschwindigkeiten gleich werden können, dessen weitere Erhebung von der Verschmelzungshülfe abhängen wird. Hätte man auf den vorigen Fall eine ähnliche Betrachtung übertragen wollen, so wäre für $a = a'(1-\frac{1}{2}m)\cdot(1+\frac{1}{2}m)$ herausgekommen

$a = a'(1 - \frac{1}{2}m)$, und zu dieser Höhe könnte a durch die Hülfe gehoben werden; aber $a = a'(1 - \frac{1}{4}m^2)$ ist ungereimt, da a' ein Theil von a seyn soll.

Bis zu der Zeit nun, wo die Verschmelzungshülfe anfängt zu wirken, steigen α und β ganz auf gleiche Weise nach obiger Formel

$$\alpha = \beta = \frac{2}{2+m}\left(1 - e^{-\frac{2+m}{2}\cdot t}\right) \quad \ldots [I]$$

Hingegen von diesem Zeitpuncte an gilt das Integral von

$$\frac{d\beta}{dt} = \frac{1}{a}\cdot\left(a' - \frac{ma'}{2}\right)\cdot\left(a - \frac{ma'}{2} - \beta\right)$$

nämlich $$\beta = \left(a - \frac{ma'}{2}\right)\cdot\left(1 - e^{-\frac{a'}{a}(1-\frac{1}{2}m)t}\right) \quad \ldots [II]$$

Bevor man jedoch von diesem Integral Gebrauch macht, muss man zuvörderst in dessen Sprache den erwähnten Zeitpunct übersetzen; als ob durch die Verschmelzungshülfe, β wäre dahin erhoben worden, den zuvor bestimmten Werth zu erlangen, für welchen die Geschwindigkeiten gleich geworden sind.

Beispiel: $a = b = 1$; $a' = \frac{1}{2}$; $m = \frac{1}{10}$; giebt für dasjenige β, bei welchem die Geschwindigkeiten gleich werden, den Werth 0,93369. Setzt man diesen in die Formel I, so findet sich für den Zeitpunct der erwähnten Gleichheit $t = 3{,}7433$; hingegen nach der Formel II würde dazu fast die doppelte Zeit nöthig gewesen seyn, nämlich $t = 6{,}6559$. Nehmen wir jetzt $t = 7$ in der zweiten Formel, so bedeutet dies nur den Zuwachs an Zeit $7 - 6{,}6559 = 0{,}3441$; es findet sich aber dafür, das heisst für die wahre Zeit $3{,}7433 + 0{,}3441 = 4{,}0874$, der Werth von $\beta = 0{,}9618$. Hätte statt dessen noch die erste Formel ihre frühere Geltung, so ergäbe sie für den nämlichen Zeitpunct $\beta = 0{,}9392$. Dieser letztere Werth ist richtig für α, welches in seinem Gange durch die Verschmelzungshülfe nicht abgeändert wird, folglich nach Verlauf der Zeit $t = 3{,}7433$ hinter β um etwas zurückbleibt. Die Gränze, welcher β sich in diesem Beispiele nähert, ohne sie jemals völlig zu erreichen, ist $\frac{39}{40} = 0{,}975$. Hingegen α nähert sich der Gränze $\frac{20}{21} = 0{,}95238$.

Vor tieferem Eingehn in die, etwas verwickelte Untersuchung wird es zweckmässig seyn, noch ein andres Beispiel dem vorigen gegenüber zu stellen. Man behalte $a = b = 1$; $m = \frac{1}{10}$; aber es sey nun $a' = 0{,}65$. So findet sich der Zeitpunct, wo die Geschwindigkeit der Verschmelzungshülfe anfängt die eigne Bewegung von b zu übertreffen, bei dem Werthe $\beta = 0{,}93081$; alsdann nämlich ist $t = 3{,}6060$, nach der Formel I. Hingegen hätte die Verschmelzungshülfe, um diesen Werth von β hervorzubringen, nach der Formel II hiezu eine Zeit $= 5{,}2991$ gebraucht. Man setze nun eine etwas grössere Zeit $t = 5{,}7$ in die Formel II, so bedeutet dies nur den Zuwachs an Zeit $5{,}7 - 5{,}2991 = 0{,}4009$; dafür, das heisst für die wahre Zeit $3{,}6060 + 0{,}4009 = 4{,}0069$ wird alsdann $\beta = 0{,}93886$. Für die nämliche Zeit gäbe die Formel I einen etwas kleineren Werth, $\beta = 0{,}93818$, welches der jetzige Werth von α ist.

Vergleicht man dies Beispiel mit dem vorigen: so zeigt sich, dass $a' = 0{,}65$ ein wenig früher anfängt, sein b zu beschleunigen, als $a' = 0{,}5$; dagegen mag man es befremdend finden, dass für $t = 4{,}0069$ der Werth von β noch nicht grösser ist als $0{,}93886$. Dies erinnert an eine für die jetzige Untersuchung wesentliche Frage, nämlich nach dem Zeitpuncte, wann die später beginnende Beschleunigung durch ein kleineres a' wohl die vorige einholen würde, wenn beide zugleich wirkten?

Fingen beide Verschmelzungshülfen ihre Wirksamkeit zugleich an, so hätte man eine Gleichung von folgender Form:

$$\beta = p\,(1 - e^{-qt}) = p'\,(1 - e^{-q't})$$

also $$\frac{p}{p'} = \frac{1 - e^{-q't}}{1 - e^{-qt}}$$

oder $$\frac{p}{p'} - 1 = \frac{e^{-qt} - e^{-q't}}{1 - e^{-qt}} = e^{-qt} \cdot \frac{1 - e^{(q-q')t}}{1 - e^{-qt}}$$

folglich $$log.\ nat.\left(\frac{p}{p'} - 1\right) = -qt + log.\ nat\ \frac{1 - e^{(q-q')t}}{1 - e^{-qt}}$$

woraus, wenn der Werth von t schon nahe bekannt ist, und

vorläufig in den Bruch $\frac{1 - e^{(q - q')t}}{1 - e^{-qt}}$ kann gesetzt werden, sich derselbe genauer finden lässt.

Allein wegen der imaginären Zeiten, worin die Verschmelzungshülfen würden gewirkt haben, während in der That die Vorstellungen durch eigne Kraft empor stiegen, bedarf das angegebene Verfahren einiger Abänderung, die sich am bequemsten an den schon gebrauchten Beispielen zeigen lässt. Es kommt nämlich darauf an, die imaginären Zeiten, nach welchen das Wirken der Verschmelzungshülfen muss berechnet werden, gehörig zusammenzufassen; als ob eine nach der andern, aber jede von vorn an ihr Wirken begonnen hätte.

Man nenne $0{,}5 = a'$; aber $0{,}65 = a''$; so entspricht der wahren Zeit 3,606 für a'' die imaginäre Zeit 5,2991; und der wahren Zeit 3,743 für a' die imaginäre Zeit 6,6559. Der Unterschied beider wahren Zeiten ist 0,137. Hätte nun die imaginäre Zeit 5,2991 ablaufen müssen, um β durch Wirkung der Verschmelzungshülfe zu dem Werthe 0,93081 zu heben: so käme alsdann zu ihr der wirkliche Unterschied 0,137 hinzu; und gäbe eine Zeit $= 5{,}4361$. Am Ende dieser Zeit wäre für a' seine imaginäre Zeit 6,6559 abgelaufen. Es ist aber $6{,}6559 - 5{,}4361 = 1{,}2198$. Um so viel früher also müsste die Wirkung des a' begonnen haben, als die des a''; und nach dieser Voraussetzung muss die so eben in allgemeinen Ausdrücken gezeigte Rechnung abgeändert werden, um das Fortwirken der Verschmelzungshülfen in derjenigen Zeit zu bestimmen, da β als von ihnen abhängig zu betrachten ist.

Es sey nun das obige $p = a - \frac{ma'}{2}$, $q = \frac{a'}{a} \cdot (1 - \frac{1}{2}m)$, so muss dieses q nicht mit t, sondern mit $1{,}2198 + t$ multiplicirt in die Formeln gesetzt werden; alsdann ist $p' = a - \frac{ma''}{2}$, und $q' = \frac{a''}{a} \cdot (1 - \frac{1}{2}m)$. Wird hiernach die Rechnung abgeändert, so findet sich

$$log.nat\left(\frac{p}{p'} - 1\right) = -q(1{,}2198 + t) + log.nat\frac{1 - e^{q \cdot 1{,}2198 + (q - q')t}}{1 - e^{-q(1{,}2198 + t)}}$$

Nun war für die wahre Zeit 4,087, und für $a' = \frac{1}{2}$, der Werth von $\beta = 0,9618$; aber für die wahre Zeit 4,0069, und für $a'' = 0,65$, der Werth von $\beta = 0,93886$. Die Zeiten sind einander sehr nahe; und die Beschleunigung durch a'' fängt früher an als die durch a'; folglich muss der Zeitpunct, wofür man aus beiden Rechnungen einerlei β erhalten hätte, schon vorüber seyn; und es muss dafür t grösser seyn als 3,743; aber kleiner als 4,0069. Die imaginäre Zeit 5,7 entspricht der wahren 4,0069; man setze demnach etwa $t = 5,5$; um vorläufig den von t abhängenden Logarithmen zu berechnen, während t in der Grösse $-q\,(1,2198 + t)$ noch als unbekannt betrachtet wird. So findet sich dieses $t = 5,5634$; eine imaginäre Zeit, die sich sogleich auf die wahre zurückführen lässt, indem man überlegt, dass zu der imaginären Zeit 5,4361 die wahre 3,743 gehört. Es ist nämlich der Unterschied $5,5634 - 5,4361 = 0,1273$, welcher zu der wahren 3,743 addirt ergiebt 3,8703. Und dies liegt, wie vorausgesehen war, zwischen 3,743 und 4,0069. Also kann es nicht mehr befremden, *dass die früher begonnene Beschleunigung sehr bald hinter der später eingetretenen zurückbleibt.*

Man sieht in dem Beispiele, dass es leicht ist, einen vorläufigen Werth von t zu treffen, der die Näherungs-Rechnung einleiten kann; sonst möchte dieselbe weit mühsamer ausfallen.

Der Schluss aber von beiden Beispielen auf andre Werthe von a' kann leicht irre führen, wenn nicht eine neue Betrachtung mit der vorigen verbunden wird.

Um den Werth zu bestimmen, wobei β anfängt von der Verschmelzungshülfe abzuhängen, ist oben die Gleichung aufgestellt:

$$\beta\left[(1+\tfrac{1}{2}m)-\frac{a'}{a}(1-\tfrac{1}{2}m)\right] = b - \frac{a'}{a}(1-\tfrac{1}{2}m)\cdot\left(a - \frac{m\,a'}{2}\right)$$

Man setze hierin, wie zuvor, $a = b = 1$, und suche nun, wie β von a' abhängt; indem man a' als verändert betrachtet, und nach demselben differentiirt. Es wird sich finden, dass alsdann $d\beta$ könne $= 0$ gesetzt werden, welches, wie die Umstände zeigen, ein *Minimum* von β ergeben muss für

$$a' = \frac{1 + \frac{1}{2}m - \sqrt{\frac{3}{2}m + \frac{1}{4}m^2}}{1 - \frac{1}{2}m}$$

$= 0,69419$ für den vorhin angenommenen Werth von $m = \frac{1}{10}$. Hätten wir also im Vorhergehenden $a' = 0,7$ oder noch grösser gesetzt: so wäre dasjenige β, welches anfängt von der Verschmelzungshülfe bestimmt zu werden, nicht kleiner, sondern grösser gefunden worden. Z. B. für $a' = 0,9$ erhebt sich b durch eigne Kraft bis $\beta = 0,9409$, und von hier an erst wird es durch die Verschmelzungshülfe beschleunigt; jedoch durch dieselbe nur der Gränze 0,955 angenähert. Der Zeitpunct, wo die Beschleunigung beginnt, ist $t = 4,208$. Dagegen fand sich für $a' = \frac{1}{2}$, derselbe Zeitpunct bei $t = 3,743$; es war alsdann $\beta = 0,93369$; und für $t = 4,0874$ fand schon der Werth $\beta = 0,9618$ Statt. Demnach ergiebt sich für solche a', welche grösser sind als 0,69419, nur eine späte und geringe Erhebung des β.

Wäre mit einer Vorstellung $a = 1$ für alle möglichen Reste $= a'$ eine Menge von b, sämmtlich $= 1$, verbunden, und hinge die Beschleunigung dieser b lediglich von a ab, so würde dasjenige a', welches $= 0,69419$, *die Beschleunigung des ihm angehörenden b zuerst beginnen; darauf würden zu beiden Seiten eben dieses nämlichen a' die Beschleunigungen der zugehörigen b allmählig gleichsam um sich greifen;* mit dem Unterschiede jedoch, dass *für grössere a'* dieselben *minder* bedeutend, für *kleinere* dagegen, wenn auch *später* begonnen, doch *weiter fördernd* ausfielen. Für $a' = 0,1$ beginnt die Beschleunigung erst bei $\beta = 0,94814$ und $t = 5,1656$; aber sie reicht bis zu der Gränze $\beta = 0,995$.

Für andere Werthe von m würde jenes Minimum von β auch ein andres a' erfordern. Für $m = 1$ findet man $a' = 0,3544$; da aber, wie oben erwähnt, a' kleiner seyn muss, als $\frac{2a}{2+m}$, so fällt der eben angegebene Punct doch nicht ganz in die Mitte der Gegend, worin Beschleunigung Statt findet, sondern nach derselben Seite hin wie zuvor; denn diese Gegend fängt hier erst an bei $a' = 0,66\ldots$. Hingegen für $m = 0$ würde sich das erwähnte Minimum des

β bei $\alpha' = 1$, also am äussersten Endpuncte befinden. Ist m nicht 0, aber sehr klein, so lässt der Ausdruck

$$\alpha' = \frac{1 + \frac{1}{2}m - \sqrt{\frac{3}{2}m + \frac{1}{4}m^2}}{1 - \frac{1}{2}m}$$

sich sehr abkürzen; es kann nämlich neben der Quadratwurzel von m die erste Potenz vernachlässigt werden; also

$$\alpha' = 1 - \sqrt{\tfrac{3}{2}m} = 1 - 1{,}2247\sqrt{m}.$$

Z. B. wenn $m = \frac{1}{400}$, so ist nahe $\alpha' = 0{,}93877$.

Der Vergleichung wegen wollen wir auf beide zuletzt erwähnte Fälle noch einen Blick werfen.

1) Es sey $m = \frac{1}{400}$

Man nehme $\alpha' = 0{,}9$; so beginnt das Wirken der Hülfe erst bei $\beta = 0{,}9749$; und für $t = 3{,}725$.

Man setze $\alpha' = 0{,}1$; so wirkt die Hülfe nicht früher als für $\beta = 0{,}9986$; und $t = 9{,}104$.

2) Es sey $m = 1$

Man nehme $\alpha' = 0{,}3$. Jetzt wirkt die Hülfe schon von dem Werthe $\beta = 0{,}6463$ an, und $t = 2{,}3278$.

Für $\alpha' = 0{,}1$ findet sich $\beta = 0{,}6569$, und $t = 2{,}8194$. Im ersten dieser Fälle, nämlich für $\alpha' = 0{,}3$ nähert sich die Erhebung des β der Gränze 0,85. Hingegen für $\alpha' = 0{,}1$ der Gränze 0,95.

Die Hülfen sind hier gleichsam auf einen engen Raum beschränkt, aber innerhalb dieses Raumes desto wirksamer. Es lässt sich daraus vermuthen, was geschehen würde, wenn die frei steigenden Vorstellungen, bei geringer gegenseitiger Hemmung (also bei geringen Werthen von m) irgend einen Widerstand gegen sich in Spannung setzten. Je mehr sie dadurch am Steigen gehindert würden, desto mehr würde die Wirkung der Hülfen hervortreten, obgleich die Gränzen, denen sich dieselbe nähert, erniedrigt werden möchten. Denn was bei kleinen Hemmungsgraden diese Wirkung verspätet, das ist nur das freie Steigen selbst, welches erst so weit nachlassen muss, bis die Hülfen merklich werden können.

Versucht man nun, das Bisherige auf mehr als zwei Vorstellungen auszudehnen, unter der Voraussetzung gleicher Stärke und gleichen Hemmungsgrades: so ist zuvörderst bekannt, was gleich Anfangs gezeigt worden, dass, je mehr

der Vorstellungen sind, um desto niedriger die Gränze steht, welcher jede im freien Steigen sich nähert; und auch die Bewegung dahin desto weniger gleichmässig ist, indem sie zuerst rascher, allein desto eher verzögert wird. Die Wirksamkeit der Hülfen, welche dadurch nicht vermindert werden, tritt also eher hervor. Aber jede Vorstellung wirkt auf die nachfolgenden; dergestalt, dass *c*, *d*, u. s. w. sich nicht von *a*, sondern von *b* beschleunigt finden, falls dessen Wirksamkeit eher eintritt. Bis zu jenem Minimum hin, wo *a* zuerst anfing β zu beschleunigen, statt dessen man jetzt γ oder δ setzen mag, kann nun die zunächst auf *a* folgende Vorstellung, die jetzt *b* heissen wird, nicht vorgreifen; aber weiterhin fortgehend in der Reihe können wir erwarten, dass die von *b* abhängende Beschleunigung auf solche Glieder treffen wird, bei denen sie der von *a* ausgehenden Wirkung zuvorkommt. Jedoch diese Beschleunigung nimmt ab, und für *a* wird noch eine Nachwirkung übrig bleiben, vermöge deren am Ende jedes spätere Glied die vorigen überragen wird, ohne sie darum zurückzudrängen. Es ist also auch hier eine Reihenbildung vorhanden, wiewohl kein eigentliches Ablaufen einer Reihe, weil die frühern Glieder nicht zurücktreten.

Anders wird sich dies verhalten, wenn irgend eine Hemmung, deren Grund ausserhalb der Reihe liegt, sich einmischt. Denn alsdann wird aus früher entwickelten Gründen allerdings in den vordern Gliedern die Nachgiebigkeit grösser seyn, als in den hinteren, bei welchen die Energie des Steigens noch stärker ist; und so wird ein eigentliches Ablaufen der Reihe erfolgen können. Nur ist dabei nicht zu vergessen, dass die Bildung der Reihe nicht lediglich von der Zeitfolge abhängt, worin die Glieder derselben ursprünglich gegeben wurden, sondern dass jeder Grund, wodurch die grössere oder geringere Verschmelzung je zweier Glieder bestimmt wurde, sich hier gelten macht.

Die nächste Frage wäre nun: was geschehen werde be ungleichen Hemmungsgraden? Wenn z. B. drei Vorstellungen so beschaffen sind, dass ihre Hemmungsgrade in gerader Linie liegen; wie auf der Tonlinie, wo allemal zwei Hemmungsgrade addirt den dritten ausmachen? Es ist einleuchtend,

dass beim freien Steigen der Ton-Vorstellungen *c*, *e*, *g*, die mittlere weniger gehemmt wird, als die äussersten, welche von ihrem Gegensatze unter einander, (dem grössten Hemmungsgrade) am meisten leiden. Setzen wir nun dieses *c* und *e* in die Stelle der zuvor betrachteten *a* und *b*, so kann in solchen oder ähnlichen Fällen die eigne Geschwindigkeit des *c* wohl übertroffen werden durch die Wirkung der Hülfe des *e*.

Es kommt jetzt noch darauf an, den Umfang der vorhergehenden Untersuchung auf die Voraussetzung zu erweitern, dass *a* und *b* von ungleicher Stärke seyn mögen. Hier sind mehrere Fälle zu unterscheiden. Es sey immer *a* die stärkere Vorstellung; diese aber kommt entweder nur für ihren Theil a' in Verbindung mit *b*, oder es ist umgekehrt ein Theil b' von *b*, welcher mit dem ganzen *a* Gemeinschaft hat. (Den Fall, wo nur Theile von beiden in Verbindung getreten wären, lassen wir unberührt.) In der ersten Annahme liegen wiederum zwei; es ist nämlich entweder a' kleiner als *b*, oder grösser.

I. Es sey a' kleiner als *b*; wobei hinzugedacht werden mag, dass etwa das im Sinken begriffene *a* bis auf den Theil a' aus dem Bewusstseyn verschwunden war, als *b* gegeben wurde. Die Hemmungssumme war alsdann $= ma'$, wie in den frühern Rechnungen; und die Verschmelzungshülfe für *b*, welche sich daraus ergab, war $\frac{1}{b} \cdot \left(a' - \frac{ma'b}{a+b}\right) \cdot \left(b - \frac{ma'a}{a+b}\right)$, folglich, wenn deren Wirkung für irgend einen Werth von β gleich werden soll der Geschwindigkeit, womit *b* von selbst steigt, so muss seyn

$$\frac{d\beta}{dt} = \frac{1}{b} \cdot \left(a' - \frac{ma'b}{a+b}\right) \cdot \left(b - \frac{ma'a}{a+b} - \beta\right) = b - \left(1 + \frac{am}{a+b}\right)\beta.$$

oder

$$\beta\left[\left(1 + \frac{am}{a+b}\right) - \frac{a'}{b}\left(1 - \frac{mb}{a+b}\right)\right] = b - \frac{a'}{b}\left(1 - \frac{mb}{a+b}\right) \cdot \left(b - \frac{ma'a}{a+b}\right).$$

Wäre nun $b = \left(1 + \frac{am}{a+b}\right) \cdot \left(b - \frac{ma'a}{a+b}\right)$, so liesse sich durch den Coefficienten von β dividiren; und man hätte

$\beta = b - \frac{m a' a}{a+b}$, folglich $\frac{d\beta}{dt} = 0$. Also muss b kleiner seyn, woraus folgt, dass $\frac{a a' m}{a+b} < b - a'$, oder $m < \frac{(b-a')(a+b)}{a a'}$, und $a' < \frac{b(a+b)}{a+b+am}$.

Differentiirt man β nach a' zu dem schon bekannten Zwecke, so findet sich, nachdem das Differential $= 0$ gesetzt worden, das Minimum von β für

$$a' = \frac{b}{a+b-bm} \cdot (a+b+am - \sqrt{(a+b)\cdot(2a+b)\cdot m + a^2m^2})$$

welches für ein grosses a beinahe wäre

$$a' = b\,(1 + m - \sqrt{2m + m^2})$$

Hingegen für $a = b = 1$ verwandelt sich die Formel in

$$a' = \frac{1}{2-m} \cdot (2 + m - \sqrt{6m + m^2})$$

$$\text{oder} = \frac{1}{1-\frac{1}{2}m} \cdot (1 + \tfrac{1}{2}m - \sqrt{\tfrac{3}{2}m + \tfrac{1}{4}m^2})$$

wie oben für diesen Fall schon gefunden worden.

II. Es sey a' grösser als b. Alsdann war die Hemmungssumme $= mb$; die Verschmelzungshülfe für b ist daher $\frac{1}{b} \cdot \left(a' - \frac{mb^2}{a+b}\right) \cdot \left(b - \frac{mab}{a+b}\right)$, und folglich das gesuchte

$$\frac{d\beta}{dt} = \frac{1}{b}\left(a' - \frac{mb^2}{a+b}\right) \cdot \left(b - \frac{mab}{a+b} - \beta\right) = b - \left(1 + \frac{am}{a+b}\right)\beta,$$

also

$$\beta\left[1 + \frac{am}{a+b} + \frac{1}{b}\left(a' - \frac{mb^2}{a+b}\right)\right] = b - \frac{1}{b} \cdot \left(a' - \frac{mb^2}{a+b}\right)\left(b - \frac{mab}{a+b}\right).$$

Hier kann man nun freilich nicht setzen

$$b = \left(1 + \frac{am}{a+b}\right) \cdot \left(1 - \frac{am}{a+b}\right) \cdot b$$

Denn gewiss ist $\left(1 - \frac{a^2m^2}{(a+b)^2}\right) b$ kleiner als b; allein eben desshalb setze man

$$b = \left(1 + \frac{am}{a+b}\right) \cdot \left(b - \frac{amb}{a+b}\right) + \frac{a^2m^2}{(a+b)^2} \cdot b$$

so findet sich

$$\beta = b - \frac{amb}{a+b} + \frac{a^2m^2 \cdot b}{(a+b)^2 \cdot \left[1 + \frac{am}{a+b} - \frac{1}{b} \cdot \left(a' - \frac{mb^2}{a+b}\right)\right]}$$

welches zwar auf einen Augenblick widersinnig scheinen kann, da β nicht vollends $= b - \frac{amb}{a+b}$ seyn, viel weniger diese Grösse übersteigen darf. Allein der Divisor des letzten Gliedes ist negativ. Statt $1 + \frac{am}{a+b} - \frac{1}{b} \cdot \left(a' - \frac{mb^2}{a+b}\right)$ schreibe man $1 + \frac{am}{a+b} - \frac{a'}{b} + \frac{mb}{a+b} = 1 + m \cdot - \frac{a'}{b}$, so ergiebt sich, dass $\frac{a'}{b} > 1 + m$ seyn müsse. Unter dieser Voraussetzung ist, besser geschrieben,

$$\beta = b \cdot \left[1 - \frac{am}{a+b} - \frac{a^2m^2b}{(a+b)^2 \cdot (a' - (1+m) \cdot b)}\right].$$

Aber nun fragt sich: bevor dieser Werth von β, und mit ihm die Gleichheit der Geschwindigkeiten eintritt, welche Geschwindigkeit ist grösser, die eigne des b? Oder vielmehr die der Hülfe? Dann hebt sie die Vorstellung b bis zu jenem Werthe von β; nun aber überlässt sie dieselbe ihrem eignen langsamern Fortschritt; welches von dem früher betrachteten Vorgange das Umgekehrte ist. Der genauern Bestimmung wegen setze man $\frac{a'}{b} = 1 + mx$, und suche nun, wie gross x seyn müsse, damit Anfangs, für $\beta = 0$, die Geschwindigkeiten gleich seyn.

Es ist nämlich zuerst, indem noch $\beta = 0$, wofern *jetzt* die Geschwindigkeiten gleich seyn sollen,

$$\left(\frac{a'}{b} - \frac{mb}{a+b}\right) \cdot \left(1 - \frac{ma}{a+b}\right) = 1;$$

hierin statt $\frac{a'}{b}$ den Werth $1 + mx$ gesetzt, giebt

$$m\left(1 - \frac{ma}{a+b}\right)x + 1 - \frac{ma}{a+b} - \frac{mb}{a+b} + \frac{m^2ab}{(a+b)^2} = 1$$

oder $m\left(1 - \frac{ma}{a+b}\right)x = m - \frac{m^2ab}{(a+b)^2}$

das heisst $x = \frac{(a+b)^2 - mab}{(a+b)^2 - mab - ma^2}$. Sobald also x grösser genommen wird, ist die Verschmelzungshülfe Anfangs die geschwindere; und b wird von ihr schneller gehoben, als es durch eigne Kraft steigen konnte.

Um nun vor unpassenden Voraussetzungen möglichst sicher zu seyn, bestimme man zuerst willkührlich die Werthe von a und b; prüfe alsdann, welches m dazu taugt, damit nicht x so gross werde, dass $a' = b(1 + mx)$ den angenommenen Werth von a übersteige. Ist nun a' gehörig bestimmt, so geben alsdann die Formeln sowohl die Anfangs-Geschwindigkeit, als auch den Werth von β, wobei der Wechsel des Bewegungs-Gesetzes eintritt.

Z. B. Es sey $a = 9$, $b = 1$, so ist $x = \frac{100 - 9m}{100 - 9m - 81m}$. Wollte man hier $m = 1$ setzen, so würde $x = 9{,}1$; woraus ferner $a' = 10{,}1$ welches unmöglich, weil a' ein Theil von a seyn soll. Wählt man statt dessen $m = \frac{1}{2}$, so folgt $x = \frac{19{,}1}{11}$. Es sey nun x ein wenig grösser, etwa $= 2$; alsdann ist auch $a' = 2$; und daraus Anfangs $\frac{d\beta}{dt} = 1{,}0725$ vermöge der Verschmelzungshülfe; aber das obige $\beta = 0{,}145$. Bis dahin hebt also die Hülfe; weiterhin ist b seinem freien Steigen überlassen. Man konnte jedoch auch für $m = \frac{1}{2}$ füglich $a' = 8$ setzen; woraus Anfangs $\frac{d\beta}{dt} = 4{,}3725$, und jenes $\beta = 0{,}5188$. Endlich war nicht durchaus nöthig, den Werth von m auf die Warnung des zuerst gefundenen x so tief, bis auf $\frac{1}{2}$, herabzusetzen. Es sey $m = \frac{8}{9}$. Daraus ergiebt sich für $x = 5$ und $a' = 5{,}444$ die Anfangs-Geschwindigkeit $= 1{,}0711$; immer noch ein wenig grösser als das anfängliche Steigen des b durch sich selbst seyn würde (da $b = 1$ genommen war): allein hier sind wir hart an der Gränze der brauchbaren Werthe, denn $\beta = 0{,}02$ ist der sehr geringe Werth, über welchen hinaus die Hülfe nicht mehr wirkt.

Uebrigens zeigen die Formeln sogleich, dass für ein sehr kleines m die Anfangs-Geschwindigkeit beinahe $= a'$, und jener Scheidewerth von β beinahe b selbst ist.

Wäre $a' = b$ oder diesem Werthe nahe, so könnte, wie schon gezeigt, die Gleichheit der Geschwindigkeiten nicht Statt finden. Der Ausdruck für die Verschmelzuugshülfe wird alsdann $\left(1 - \frac{mb}{a+b}\right) \cdot \left(1 - \frac{ma}{a+b}\right) \cdot b$ welches offenbar kleiner ist als b; Anfangs also steigt b aus eigner Kraft, und dabei bleibt es unter der jetzt angenommenen Voraussetzung auch fernerhin.

Es spaltet sich also der Fall II in drei Fälle; nämlich, wenn man sich a' denkt als allmählig wachsend, dergestalt, dass zuerst die Hülfe unwirksam ist; dann, dass ihre Wirkung erst eintritt, nachdem aus eigner Kraft b schon den vorhin bezeichneten Werth β erreicht hat; und endlich, dass die Hülfe gleich Anfangs die Vorstellung b mit sich bis zu einem gewissen Puncte empor hebt. Um der Frage willen, ob noch der vierte Fall, wo die Wirkung der Hülfe immer fortdauern würde, vom nächst vorhergehenden unterschieden werden müsse, setzen wir a und a' sehr gross; alsdann fällt a aus dem Scheidewerthe von β heraus, aber es bleibt $\beta = b \cdot \left(1 - m - \frac{m^2 b}{a'}\right)$; und wenn man auch $\frac{m^2 b}{a'}$ weglässt, so bleibt noch immer der Scheidewerth $\beta = (1-m)\, b$; wie lange aber ein solcher noch Statt findet, muss eingeräumt werden, dass sich b aus eigner Kraft um etwas höher heben könne, wie wenig es auch seyn möchte. Nämlich ohne Verschmelzung ist für zwei Vorstellungen a und b bekanntlich $\beta = \frac{b}{k}\left(1 - e^{-kt}\right)$, also β nähert sich der Gränze $\frac{b}{k}$, wo $k = 1 + \frac{am}{a+b}$, welches, wenn b neben einem grossen a wegfällt, ergiebt $k = 1 + m$; es ist aber $\frac{b}{1+m}$ $= b(1 - m + m^2$ u. s. w.), also grösser als jenes $\beta = (1-m)\, b$.

Was die Scheidepuncte zwischen den verschiedenen Fällen anlangt, so ist derjenige, wo $\frac{a'}{b} = 1 + m$, noch nicht der erste, denn es würde dafür der Scheidewerth von β einen unendlich grossen negativen Werth erlangen. Man setze aber

$$1 = \frac{am}{a+b} + \frac{a^2m^2b}{(a+b)^2 \cdot (a' - (1+m) \cdot b)}$$

woraus $a' = \dfrac{a^2m^2b}{(a+b)^2 - am(a+b)} + (1+m) \cdot b$

Man nehme ferner $a = a'$, als den höchsten Werth, welchen a' haben könnte, also

$$1 - (1+m)\frac{b}{a} = \frac{am^2b}{(a+b)^2 - am(a+b)}$$

So wird sich nach willkührlicher Annahme des a und b der höchste brauchbare Werth für m bestimmen lassen, da m mit a' wächst. (Die allgemeine Formel dafür wird unbequem weitläuftig.) Da nun dieses voraussetzt, β sey $= 0$, so wird ein grösseres a und a' diejenigen Fälle herbeiführen, worin der Scheidewerth von β Statt findet.

III. Es sey von b nur ein Theil b' mit a in Verbindung getreten. Alsdann war die Hemmungssumme $= mb'$; die Verschmelzungshülfe ist $\left(a - \dfrac{mb'b}{a+b}\right) \cdot \left(b' - \dfrac{mb'a}{a+b}\right) \cdot \dfrac{1}{b}$ und es fragt sich, ob

$$\left(a - \frac{mb'b}{a+b}\right) \cdot \left[b' - \frac{mb'a}{a+b} - b\right] \cdot \frac{1}{b} = b - \left(1 + \frac{am}{a+b}\right)\beta$$

seyn könne? Der früher gebrauchte Kunstgriff würde bloss zeigen, dass

$$1 + \frac{am}{a+b} - \frac{1}{b}\left(a - \frac{mb'b}{a+b}\right) = 1 + \frac{m}{a+b} \cdot (a+b') - \frac{a}{b}$$

negativ seyn müsse; mithin a grösser als

$$\tfrac{1}{2}mb + \sqrt{\tfrac{1}{4}m^2b^2 + b^2 + mb'b};$$

wofern die angenommene Gleichung Statt finden solle.

Jedenfalls muss also a beträchtlich grösser seyn als b, und dies um so mehr, je grösser m und b' genommen werden.

Setzen wir a sehr gross, so wird die Gleichung nahe

$\dfrac{a}{b} \cdot [b'(1-m) - \beta] = b - (1+m)\beta$, oder

$\beta\left(1 + m - \dfrac{a}{b}\right) = b - \dfrac{a}{b} \cdot b'(1-m)$, oder

$\beta\left(\dfrac{a}{b} - (1+m)\right) = \dfrac{a}{b}b'(1-m) - b$, wo man, nachdem chon b neben a wegfiel, noch weiter abkürzend schreiben

kann $\beta = b'(1 - m)$. Die obige Gleichung ist also für ein hinreichend grosses a zulässig. Wenn nicht b' oder $1 - m$ sehr klein sind, so wird die Anfangs-Geschwindigkeit von der Hülfe abhangen; mithin von letzterer b bis zu einem, dem eben angegebenen β nahe kommenden Werthe gehoben, dann aber sich selbst überlassen werden.

Nach dieser Betrachtung der drei Fälle ist nun zu erwägen, wie sie vorkommen können. Vorzüglich starke Vorstellungen müssen es seyn, die dazu Anlass geben sollen; ausserdem wäre kein freies Steigen möglich. Ist unter diesen eine beträchtlich stärker als die übrigen, und der Hemmungsgrad nicht so gross, um die schwächeren auf die statische Schwelle zu bannen: so mögen einestheils von den minder starken einige vorangegangen, und noch im Sinken begriffen seyn, indem die stärkste eintritt: alsdann ereignet sich für sie der Fall III; und zwar so, dass von den früher vorausgegangenen kleinere Reste, die wir b' nannten, mit a in Verbindung geriethen. Anderntheils mögen einige schwächere nachfolgen; so giebt es für jede derselben einen Rest a', der ihr Steigen bestimmen kann. Gelangen nun späterhin diese Vorstellungen zum freien Steigen, so ereignet sich mit dem Falle III zugleich der Fall II; indem a sowohl die verschiedenen b', als auch die nachfolgenden b durch seine verschiedenen a' hervorheben wird, wofern die in den Rechnungen angegebenen Bedingungen Statt finden. Um zu sehen, wie dies auf Reihenbildung führen könne, ist noch nöthig, auf die Zeitbestimmung des Steigens zu achten.

Wenn nämlich im Falle III, a gross genug ist, damit die Anfangs-Geschwindigkeit von der Verschmelzungshülfe abhänge: so findet sich

$$\beta = b'\left(1 - \frac{ma}{a+b}\right) \cdot \left(1 - e^{-\frac{1}{b}\left(a - \frac{mb'b}{a+b}\right)t}\right)$$

woraus sogleich klar ist, dass grössere b' bei hinreichend starken a und nicht zu grossem m (so dass $\frac{mb'b}{a+b}$ gering sey neben a) in gleichen Zeiten höher gehoben werden, folglich die Abstufung grossentheils von den verschiedenen b' abhängt.

Ferner ist für den Fall II

$$\beta = b\left(1 - \frac{ma}{a+b}\right) \cdot \left(1 - e^{-\frac{1}{b}\left(a' - \frac{mb^2}{a+b}\right)t}\right)$$

woraus hervorgeht, dass gleiche b geschwinder gehoben werden, wenn sie mit grössern a' in Verbindung traten.

Dies zusammengenommen zeigt eine starke Analogie mit demjenigen Reproductions-Gesetz, nach welchem Vorstellungen von der statischen Schwelle durch andre stärkere hervorgehoben werden; und es kommt hiezu noch Folgendes, welches die Analogie vollständiger macht.

Man weiss schon (aus der Beilage zu 22) dass jede Vorstellung, die sich als die dritte zu zweien stärkeren betrachten lässt, folglich gewiss auch jede vierte, fünfte, u. s. w. ein Maximum hat, bis zu welchem sie steigt, um alsdann durch die, bei frei steigenden Vorstellungen stets wachsende Hemmungssumme wieder zum Sinken gedrängt zu werden. Sind also die schwächern Vorstellungen bis gegen jenen Scheidewerth hin reihenförmig gehoben, so werden sie auch in der Ordnung, wie sie gehoben, wieder sinken, nachdem die Wirkung der Hülfe soweit nachlässt, um der angewachsenen Hemmungssumme die Herrschaft zu überlassen; wiewohl hiebei manche noch nicht untersuchte Modificationen vorkommen mögen.

Andererseits zeigt sich die angeführte Analogie doch auch sehr beschränkt. Vorstellungen von nahe gleicher Stärke erheben sich, wie gleich im Beginn dieser Untersuchung klar wurde, Anfangs nicht reihenförmig sondern massenweise; und erst gegen das Ende ihres Steigens nehmen sie mit sehr geringer Bewegung die Reihenform an, wobei sie vielmehr zu einander hinzukommen, als vor einander weichen. Hieraus muss eine unendliche Mannigfaltigkeit entspringen, wenn jede von den nahe gleich starken Vorstellungen andre schwächere mit sich empor hebt, deren Reihen-Entwickelung die Hemmungssumme jeden Augenblick verändert.

Ueber die ganze hier geführte Untersuchung ist endlich noch zu bemerken, dass die Verschmelzungen gemäss der ursprünglichen Hemmung beim Sinken gegebener Wahrneh-

mungs-Vorstellungen, (Empfindungen) sind bestimmt worden. Oefteres gemeinsames Steigen aber vermehrt die Verschmelzung, und wird also auch die Wirksamkeit der Verschmelzungshülfen vermehren. Hiemit wird sich die mannigfaltigste Veränderung der reihenförmigen Anordnung einstellen, weil alle Abweichungen von der ursprünglichen Folge der Empfindungen, mögen solche nun aus den durch die Rechnung schon bestimmten, oder aus Nebengründen herrühren, sich bei jeder Wiederholung des gemeinsamen Steigens von neuem gelten machen, und jede schon abgeänderte Verbindung hiemit der Grund einer weitern Abänderung werden muss. Dies geht so fort, *bis die grösste mögliche Verschmelzung erreicht ist.* Dann aber entsteht ein *Product*, *welches*, *wofern nichts Neues hinzukommt*, *sich nicht mehr ändert;* selbst durch Zusätze aber nur mit Schwierigkeit einer Umformung nachgiebt, weil die einmal geschehenen Verschmelzungen nicht wieder aufgehoben, sondern höchstens in ihrer Wirkung aufgewogen werden können, welches, um merklich zu werden, eine bedeutende Gegenkraft erfordert.

32.

Wo sind wir nun, mein theurer Freund? Ich denke, wir sind im Gebiete der Phantasie und des Glaubens; weil doch einmal bekannte Namen müssen genannt werden, um uns nach der Windrose der alten sogenannten empirischen Psychologie zu orientiren. Freilich haben wir damit nicht die Sphäre des Gedächtnisses verlassen; vielmehr ergab sich aus der Rechnung, dass selbst frei steigende Vorstellungen noch grossentheils die Analogie mit der Reproduction nach der Zeitfolge des Gegebenen beibehalten. Allein wie bunt, wie abenteuerlich auch manchmal die Bildungen der Phantasie seyn mögen, immer besteht das Neue aus alten Stücken, und jedes solche Stück enthält eine Menge kleiner und kleinster Partial-Vorstellungen, die wenig oder gar nicht aus ihren alten Fugen sind gerückt worden, also den Stempel des Gedächtnisses in der That auch noch beibehalten; daher die Phantasie, wäre sie etwa vornehmer als das Gedächtniss, doch dessen nützliche Dienste nicht verschmähen dürfte.

Wie kommt aber der Glaube in die Gesellschaft der Phantasie? Sollte ich wohl in diesem Puncte Einwürfe von Ihnen zu erwarten haben? Im Gegentheil, Ihre Kenntniss der Mythologie, worin Sie mir weit überlegen sind, würde mich zurechtweisen, wenn ich nicht durch Rechnung und pädagogische Erfahrung schon genug gewarnt wäre, um nicht die Phantasie eines heutigen Romanschreibers für ein ursprüngliches Seelenvermögen zu halten. Wer irgend etwas mit Willkühr, und wissend um diese Willkühr, erdichtet, der freilich mag lange lügen, bevor er es dahin bringt, an seine eignen Lügen zu glauben. Hingegen das ursprüngliche Phantasiren endigt von selbst mit dem Glauben, in wiefern nicht Beobachtung und Erfahrung sich widersetzen. Die letzen Worte des vorstehenden Aufsatzes sprechen hoffentlich deutlich genug von dem Product, womit die fortgehende Verschmelzung der oftmals frei steigenden Vorstellungen endigt. Dies Product ist ein nothwendiges, wofern der Kreis von Vorstellungen, aus welchen es entspringt, geschlossen ist, und der Anlass zum freien Steigen sich oft und mannigfaltig genug erneuert, damit aus den gegebenen Vorstellungen werde was daraus werden kann. Alsdann schwebt dies Product im Bewusstseyn gleich den Vorstellungen von Erfahrungsgegenständen; es wird für ein Reales gehalten, wie das was man hört und sieht; oder mit einem andern Worte, es wird daran geglaubt. So etwas Fertiges, oder doch beinahe fertig Gewordenes, nur noch theilweise einer absichtlichen Ausschmückung Zugängliches, ist im Grossen der Mythenkreis eines jeden Volkes.

Allein wir sprechen hier nicht von Völkern, sondern von Kindern. Wie nöthig diesen der Religions-Unterricht ist, — und zwar in jedem Alter gerade in dem Maasse, als die Gefahr nahe ist, dass sie ausserdem sich aus eigner Macht etwas Götzenhaftes schaffen würden, — das bedarf hier keiner Entwickelung; denn Niemand zweifelt daran, und Sie am wenigsten.

Schon bei kleinen Kindern, sobald sie sprechen können, bemerken wir oft mit Erstaunen, zuweilen mit Besorgniss, wie sie phantasirend nicht bloss plaudern, als ob sie ihrem

Erfahrungskreise entrückt wären, sondern auch dabei lachen und weinen, sich selbst Lust und Schmerz bereitend. Denn die Reizbarkeit des Organismus mengt sich hinein; und mancher Affect gräbt sich ein Bett, gleich einer Quelle, von welcher ein Bach ausgeht, um dereinst, mit andern Bächen vereinigt, zum mächtigen Strome heranzuwachsen. Hier ist der Schooss, in welchem die geistige Individualität erzeugt, und durch die leibliche bestimmt wird.

Indessen die frühesten Producte der Phantasie bleiben nicht lange Gegenstände des Glaubens; sie werden bei gesunden Sinnen von der Erfahrung zurückgestossen; und durch neues Phantasiren meist vollends verdrängt. Der zehnjährige Knabe erzählt schon lachend, was er alles geglaubt habe, da er noch klein war. Er weiss nicht, wie oft es ihm noch bevorsteht, grösser, und in seinen eignen Augen weiser zu werden. Neue, und abermals neue Formationen der Phantasie lagern sich über einander; und nicht selten bereitet sich daraus ein vulkanischer Boden, dessen Erschütterungen Alles durch einander zu werfen bestimmt sind.

Die Gefahr ist um desto geringer, je besser der Knabe, in dem Alter wo er schon nicht mehr Kind heisst, es sich selbst sagt, dass er spielt, während er sich den Illusionen hingiebt, dass er im Gegentheil mit ernsten Versuchen beschäfftigt ist, wann er einen Erfahrungs-Gegenstand behandelt, der ihn durch guten oder schlechten Erfolg belehren wird. Hier kommen wir auf die höchst wichtige Wechselwirkung zwischen dem innern Thun, wodurch sich der Mensch die Grundlage seiner geistigen Persönlichkeit schafft, — dem Phantasiren, — und dem äusseren, wodurch er zuerst lernt, dass er zurecht gewiesen werden kann und muss. Das Verbindungsglied zwischen beiden, — die *Aufmerksamkeit*, — werden wir bald genauer in Betracht ziehen; allein zuvor ist ein Rückblick auf die Beschränktheit der Individuen nöthig, die uns schon so oft beschäfftigte.

Die allermeisten Menschen glauben das, was ihnen mit Nachdruck gesagt und versinnlicht wird. Warum? Die nächste Antwort ist, weil sie nicht Phantasie haben, die es bis zu fertigen Producten bringen könnte. Aber was heisst denn

das, Phantasie haben oder nicht haben? Wir sahen im Vorigen, dass zugleich steigende Vorstellungen desto vester verschmelzen, je öfter sie steigen, und desto gewisser ein reihenförmiges Ganzes bilden, je mehr sie verschmelzen. Phantasie-Bilder sind eben nichts Anderes als das Vorgestellte solcher verschmolzenen Vorstellungen. Demnach hat Jedermann Phantasie in dem Kreise seiner frei steigenden Vorstellungen, falls er nicht daran gehindert ist. Die Phantasie des Kaufmanns mag freilich eine andre seyn als die eines Hirten, oder eines Soldaten; aber die Verschiedenheit der Gegenstände, gemäss den Beschäfftigungen, erklärt kein Mehr oder Weniger.

Dass es überhaupt frei steigende Vorstellungen gebe, das versteht sich nicht von selbst. Die meisten Thiere scheinen durchgehends von leiblichen Zuständen dergestalt bestimmt, dass sie nur selten etwas Anderes vorstellen, als was im Kreise ihrer augenblicklichen Begierden und Affecten liegt. Der träge Wilde, der müssig ruhet, sobald er satt ist, unterscheidet sich wenig von ihnen. Und der ausgebildete Egoist, — welche andre Vorstellungen gelangen in ihm zur freien Regung, ausser denen, die sein begränztes Interesse angehen? Von da aus werden seine Gedanken geformt; dort ist die Herrschaft, die nichts von unnützen Künsten neben sich aufkommen lässt.

Will man pädagogische Beobachtung, so muss man vor Allem die Kinder in den frühen Jahren beobachten, wo die Herrschaft eines bestimmten Egoismus sich noch nicht gebildet hat. Um diese Zeit auch verheimlichen sie am wenigsten; ihr Sprechen und Handeln ist der unmittelbare Ausdruck ihrer Phantasien. Würden den Lehrern der späteren Jahre aus jener frühen Zeit unbefangene und genaue Beobachtungen mitgetheilt: dann sähe man eher und sicherer, was von der Geistes-Richtung und Thätigkeit der Zöglinge zu erwarten stehe. Statt dessen concentrirt sich sehr lange diejenige Beobachtung, welche der Lehrer des heranwachsenden Knaben anstellen kann, auf die bessere oder schlechtere Aneignung des Neuen, was der Unterricht darbietet; aber es dauert Jahre, bis in dem Kreise des Lehrens

und Lernens frei steigende Vorstellungen sichtbar werden. Das Meiste selbst von dem was gut gelernt wird, erhebt sich lange Zeit nicht ohne Bücher und Fragen ins Bewusstseyn. Darum ist der Schüler zu Hause ein Anderer, als in der Schule.

Betrachten Sie, wenns gefällig ist, den Anfang der Beilage zum vorigen Briefe. Dort, wo am wenigsten von Herrschaft einiger übermächtiger Vorstellungen, wo so viel wie nichts von Analogie mit dem Gedächtniss zu spüren ist, wo unter den Vorstellungen Freiheit und Gleichheit Statt findet, — sehen wir da das Erwachen der einzelnen abhängig von anderen? Nein; sie kommen massenweise; und erst zuletzt, wenn sie schon hoch ins Bewusstseyn empor gestiegen sind, nehmen sie Form an. Was ist nun die Folge, wenn irgend ein fremder Druck — sey es das früher oft besprochene Hinderniss aus physiologischen Gründen, oder die Auctorität eines Lehrers, oder was immer für eines geselligen Einflusses, — die letzten Entwickelungen der bis dahin massenweise empor gestiegenen Vorstellungen hindert? Natürlich bleibt die Formung aus; und der Mensch wird desto weniger Er Selbst, je mehr fremde Form ihm aufgedrungen oder auch nur dargeboten wird. Verhehlen wir es uns nicht: je mehr Schule, desto phantasieloser die Zeit. Je mehr Muster, desto weniger eignes Erzeugniss. Und dann klagt man noch über das Langweilige dessen, was sich stets eintönig wiederholt!

Mancher hat bei mir weniger Schule gefunden, als erwartet wurde. Warum? ich wollte den Menschen so viel möglich ihr eigenes Gesicht lassen. Freilich schade, wenn nun von innen wenig hervortritt! Aber ich liebe nun einmal denjenigen Unterricht nicht, der an den freien Vorstellungen mehr hindert als fördert.

33.

Es ist durchaus nöthig, und es kann gewiss mit Ihrer Bewilligung geschehen, dass wir uns noch etwas mehr in die Psychologie vertiefen, als schon durch das Vorhergehende zu erreichen stand. Was ist dem Pädagogen wichtiger, als

die Aufmerksamkeit? Diese habe ich nur eben zuvor berührt; und zwar nicht die willkührliche, auch nicht die ursprüngliche, wovon in meiner Abhandlung *de attentionis mensura* die Rede war, — sondern die appercipirende, welche für den praktischen Erzieher wo möglich noch wichtiger ist, als jene beiden Arten. Das appercipirende Merken aber, wenn Sie alte Namen wollen, ist eine Zusammensetzung aus der Phantasie, die von innen her wirkt, und der Sinnlichkeit, welche mit äussern Eindrücken dazu kommt. Mit andern Worten: es treten dabei die frei steigenden, und die dem Sinken bis zur völligen Hemmung anheim fallenden Vorstellungen in Wechselwirkung. Gemerkt wird vermöge der Apperception auf dasjenige Gegebene, welches sich selbst überlassen würde vergessen werden. So geschiehts, wenn der aufmerksame Schüler dem Unterrichte oder auch der Erfahrung, die man ihm darbietet, entgegenkommt. Seine Fragen verrathen sein Phantasiren; nur bleibt dies nicht frei, es bildet keine fertigen Producte, sondern es unterwirft sich der Lehre zur Berichtigung und zugleich zur Erweiterung. Ein Andrer als Sie, mein Freund, möchte mir einwerfen: der fragende Schüler phantasire nicht, sondern er denke. Sie aber werden einen solchen Gegensatz wohl sicher nicht machen. Könnten die Gedanken der Phantasie nicht die Form von Begriffen und Urtheilen annehmen: wo bliebe dann wohl die Poesie?

Vor tieferem Eingehen in die Untersuchung lassen Sie uns überlegen, welche Vorstellungen denn wohl als frei steigende zu betrachten seyen? Setzen wir einmal den im Laufe unseres Erdenlebens unmöglichen Fall, dass keine Umgebung durch Sinnes-Eindrücke, kein im leiblichen Zustande wurzelnder Affect, keine fremde Bestimmung irgend einer Art sich in die Wirkung und Gegenwirkung der Vorstellungen einmischte: dann würden in der völlig isolirten Seele alle vorhandenen Vorstellungen allmählig mit einander ins Gleichgewicht treten; sie würden sich also gleichsam aneinander messen; und die allerstärksten, sammt deren Verbindungen, würden ihre Oberherrschaft gelten machen. So etwas kommt in unserm jetzigen Zustande nicht vor. Der leibliche Zustand

und die Umgebung bereiten jedesmal eine bestimmte Beschränkung, vermöge deren grosse Massen und Klassen von Vorstellungen jetzt nicht frei steigen können. Hiemit fällt der Druck weg, welchen eben diese, für jetzt ausgeschlossenen Vorstellungen würden ausüben können, wenn es auf ihre Stärke allein ankäme. Also setzt sich derjenige Vorrath von Vorstellungen, der für jetzt keine allgemeine Hemmung erleidet, in Bewegung, — die allermeisten, welche zu steigen gleichsam versuchen, gelangen unmerklich zu einem sehr niedrigen Maximum, weil die in ihnen selbst begründete Hemmungssumme sich schnell anhäuft, und sie sogleich wieder zurückdrängt. Dennoch haben sie durch ihr Gesammtwirken einen bedeutenden Einfluss auf den leiblichen Zustand, den sie noch mehr, als zuvor, für sich disponiren. Inzwischen geschieht etwas innerhalb der Umgebung; die einzelnen Objecte derselben, — das was man gerade hört und sieht, — sind mehr oder minder zudringlich, und in dieser Zudringlichkeit mehr oder weniger flüchtig. Daraus entstehen vorübergehende partielle Hemmungen innerhalb der allgemeinen dauernden Hemmungs-Sphäre der ganzen Umgebung; so werden manche Vorstellungen, die im Begriff waren zu steigen, auf der mechanischen Schwelle gehalten, (Sie wissen aus der Psychologie was das heisst.) *Allein* nach kurzer Frist treten sie hervor, sammt ihrem Anhange, und in dem Rhythmus, welchen die Verschmelzungs- und Complications-Hülfen bestimmen.

Dies ist nur der Hintergrund für ein Gemälde, was wir jetzt zu entwerfen haben; es kam fürs erste nur darauf an, zu bemerken, wie sehr relativ der Begriff der frei steigenden Vorstellungen ist. Denn die Stärke, welche als Bedingung der Freiheit muss vorausgesetzt werden, ist nicht etwa die absolute, eigne Stärke, sondern das Verhältniss, wodurch sie bestimmt wird, empfing eine vorläufige Begränzung durch die Umgebung und den leiblichen Zustand, wodurch der Einfluss sehr vieler andern Vorstellungen entfernt wird. Daher gelingen Arbeiten im Studirzimmer, welche nicht gedeihen im Gellschafts-Saale; ja es giebt bekanntlich Personen, denen Schlafrock und Tabakspfeife zu Hülfe kommen müssen,

wenn sie wissenschaftlich denken sollen. Nicht ganz so arg machte es einer meiner Zöglinge, der sich in den Ferien an kubischen Gleichungen hatte üben sollen, und bei der Rückkehr bekannte, das sey wohl bei mir möglich, aber nicht im Vaterhause.

Für unsern Zweck, das appercipirende Merken zu beleuchten, müssen wir Gegenstände voraus setzen, die sich darbieten um bemerkt zu werden. Was heisst nun dies Bemerken? Da wir von der ursprünglichen Aufmerksamkeit — der Möglichkeit, dass unser Vorstellen einen Zuwachs erlange, ohne Rücksicht auf Apperception, — hier nicht reden wollen, so bezeichnen wir mit dem Worte *Bemerken* die von innen vordringende Thätigkeit, durch welche dieser Gegenstand, der sich eben darbietet, vorzugsweise vor andern, die sich auch darbieten, ergriffen wird, so dass die Auffassung desselben mehr Stärke und mehr Dauer erlangt, dass der Gegenstand gerade als ein solcher und kein anderer betrachtet, und — vielleicht, — gelobt und getadelt wird, welches letztere sehr in der Nähe liegt, obgleich es auch fehlen kann. Dabei wird bekanntlich jede Veränderung und Bewegung, also jede Abweichung des Gegenstandes von sich selbst, mit besonderer Genauigkeit wahrgenommen; auch Vergleichungen mit andern, ähnlichen, früher wahrgenommenen bleiben nicht aus. Ein solches Merken wird ferner sehr begünstigt durch vorgängige Ankündigung oder Beschreibung, wodurch dem Merken das Erwarten vorausgeschickt war. Das Alles verräth, dass hiebei eine Reproduction älterer, gleichartiger Vorstellungen in Thätigkeit ist.

Diese Reproduction nun, wäre sie bloss die in der Psychologie betrachtete, von der Ihnen der Satz: sie geschehe Anfangs proportional dem Quadrate oder noch öfter dem Cubus der Zeit, erinnerlich seyn wird, — möchte dem Begriff des scharfen Aufmerkens wenig genügen. So oft wir auch in unsern Lehrstunden froh seyn müssen, wenn wenigstens solches Merken unsern Vortrag begleitet, so schlägt doch das keine Funken, woran sich ein Licht entzünden könnte.

Sondern jene frei steigenden Vorstellungen sind es, an die wir uns wenden müssen. Zwar werden Sie fragen:

warten denn die frei steigenden Vorstellungen, bis sie reproducirt werden? Darauf antworte ich durch die schon geschehene Hinweisung auf die mechanischen Schwellen. Gar mancher Vorstellung ist das Steigen ganz nahe, und sie kommt doch nicht dazu, weil das Vorübergehende, was von aussen oder selbst von innen her ins Bewusstseyn tritt, obgleich einzeln genommen unhaltbar, doch in einer so langen Reihe fortläuft, dass die mechanische Schwelle sich scheinbar in eine statische verwandelt. Wofern aber jetzt der bekannte Gegenstand, dessen Vorstellung dem freien Vortreten nahe war, neu gegeben wird, so beginnt der Process des appercipirenden Merkens. Er beginnt, indem die reproducirte, vielleicht gar schon durch vorgängiges Erwarten theilweise ins Bewusstseyn gerufene Vorstellung nun vollends losschnellt, und, indem sie sich mit dem gleichartig Gegebenen vereinigt, dagegen das Ungleichartige kräftig zurückstösst. Dies Zurückstossen anderer, zugleich und eben so stark dargebotener Anschauungen, ist das Charakteristische des appercipirenden Merkens. Darin liegt das Herausheben, Losreissen, Isoliren des Bemerkten aus seiner Sphäre, seiner Gesellschaft.

Von hieraus erklärt sich nun sogleich das scharfe Wahrnehmen der geringsten Veränderung, wenn der Gegenstand sich rührt, oder von seiner frühern Erscheinung abweicht. Es ist der Kampf der reproducirten Vorstellung mit derjenigen, die sich aus dem Gegebenen erzeugt.

Jedoch dies bedarf einer Erläuterung, indem wir zuerst darauf achten, wie der Erfahrung gemäss das appercipirende Merken beschränkt ist. Der Herrschsüchtige und zugleich Eitle, berauscht von seiner Hoheit, sieht nicht die Zeichen der nahenden Gefahr. Der Schriftsteller zeigt manchmal in Antikritiken, wie genau er die wenigen Worte des Lobes aus missfälligen Recensionen herauszufischen verstand; und unsre Zöglinge fassen die kleinsten Zeichen des Beifalls, während der Tadel ihre Ohren kaum berührt. Eltern sehen Genies in ihren Söhnen; für die Fehler sind sie blind. Im Alterthum sah man gar die Bildsäulen der Götter mit den Augen winken und den Kopf schütteln. Solche Erschleichungen

erlaubt sich das appercipirende Merken, um einseitige Beobachtungen zu ergänzen. — Wenn nun dagegen der Empfindliche umgekehrt nicht den kleinsten Zweifel an seinem Werthe erträgt, der Grammatiker jeden ungewöhnlichen Ausdruck rügt, der Hypochondrische sogar mitten unter Freunden allerlei Stimmen hört, die ihn verspotten und beschimpfen: welcher Unterschied liegt in der Apperception? Jedenfalls ein solcher, welcher verräth, dass die appercipirende Vorstellung nicht einfach war; und dass von ihrer Zusammensetzung, nebst den Verschmelzungen, worauf diese Zusammensetzung beruht, der ganze Erfolg abhängt. Zum wirklichen Beobachten gehört nicht bloss die einfache Reproduction, sondern jene schon früher beschriebene *Wölbung* (17); die wir jedoch hier noch etwas näher zu bestimmen Ursache haben. Denn die Gestalt des gleichförmigen Gewölbes möchte wohl selten dem appercipirenden Merken genau angemessen seyn; die mathematische Betrachtung hat uns auf einen schärferen Begriff geführt. Wir sahen, dass die frei steigenden Vorstellungen, in Folge ihrer Verschmelzung, dahin streben, sich auf bestimmte Weise zu gestalten. Nun begegnet dieser, im Innern erzeugten Gestaltung eine andre davon unabhängige, nämlich die der sinnlichen Wahrnehmung. Von dem Verhältnisse zwischen beiden hängt der Erfolg ab. Ist die innere Gestaltung übermächtig, so wird die Beobachtung einseitig, mangelhaft, oder geht gar in Erschleichung über. Bietet sich dagegen von innen her eine schon früher mannigfaltig begründete Uebung, so oder anders zu gestalten, zur Anschauung dar, dann wird der äussere Gegenstand als ein solcher und kein anderer, wie er gerade ist, wahrgenommen, unterschieden, fixirt und eingeprägt. Hiebei ist die Vielseitigkeit des Beobachtens wesentlich, welche darauf beruht, dass, nachdem eine Apperception geendet war, eine andre beginnt, die von andern Puncten des Gegenstandes ausgeht; wie wenn eine Knabe den ihm neuen Gegenstand von allen Seiten dreht und wendet, die Beweglichkeit desselben erforscht, ihn umher wirft und so fort. Das weiset ebenfalls auf eine frühere Reihenbildung hin, vermöge deren zu der Vorderseite eine Kehrseite, zur Oberfläche ein Inneres,

zur vesten Stellung mancherlei mögliche Bewegung hinzugedacht und dabei vorausgesetzt wird. Der Knabe, wenn er solchergestalt Hände und Sinne braucht, thut wesentlich nichts Anderes als der Chemiker, der ein neues Gestein durch eine Reihe von Proben mit allen ihm als wirksam bekannten Reagentien herdurchführt. Der ganze Unterschied liegt hier in den appercirenden Vorstellungs-Massen; dagegen ist die Apperception ihrer Form nach die nämliche.

Und wie nun, wenn das schon oft besprochene Hinderniss aus physiologischem Grunde sich auch hier einmischt? Dann haben wir Fälle, die sich dem Blödsinn nähern. Nur ist nicht jeder blöde Knabe blödsinnig, und nicht jeder Unwissende darum unfähig. Das mag uns erinnern, wie verschieden der Grund seyn kann, wo die gewünschte Apperception ausbleibt. Den blöden Knaben drückt nur die neue Gesellschaft; hat er sich in ihr erst orientirt, so wird er in ihr nicht bloss appercipiren, sondern auch dem gemäss sprechen und handeln. Der Unwissende wird fähig werden zum Appercipiren, sobald er gehörig lernt, und durchs Lernen sich die appercipirenden Vorstellungen anschafft.

34.

Sollten wir wohl jetzt einer psychologischen *Erkenntniss* des Zustandes, worin gewöhnlich Zöglinge und Lehrlinge sich befinden, und hiemit auch der Orientirung unter den vorkommenden Verschiedenheiten, auf der Spur seyn? Lassen Sie uns versuchen!

Mit dem appercipirenden Merken ist allemal, so weit die Umstände es gestatten, ein äusseres Handeln verbunden. Sprechen, wo nicht Gründe der Zurückhaltung eintreten, ist das Mindeste; aber Laufen, Werfen, Herbeiholen, wohl auch Holen-Lassen, ja selbst Fangen und Schiessen, gehört eben dahin; die ganze Freude an gymnastischer Uebung desgleichen. Auch das Vergnügen an der Bearbeitung irgend eines Stoffes beruhet auf der Wechselwirkung zwischen dem Beobachten des Werkes wie es wird, und dem Fortarbeiten gemäss der innern Gestaltung, die sein Werden vorzeichnet.

Aber unsre Zöglinge realisiren nicht die ganze Weite dieses Begriffs. Das Werk und der Wirkende begränzen sich gegenseitig. Wo Einer sein Geschick spürt, da ist er ge-

schäfftig, anderwärts desto unlustiger. Steckt den Jünglingen die Jagd im Kopf, oder den Knaben eine Darstellung von Taschenspielern und Seiltänzern, so ist sonst nicht viel mit ihnen anzufangen.

Und was wird aus den Lehrstunden? Hier glänzen die Knaben mit starkem Gedächtniss. Was ist dies Gedächtniss?

Sie werden mir sogleich sagen: es ist auch eine Art von appercipirendem Merken. Was für eine Art denn? Durch frei steigende Vorstellungen? Wie wäre das möglich bei Gegenständen, zu denen nicht schon sehr reife Vorkenntnisse mitgebracht wurden? — Die Fälle, wo der Schüler mit Fragen entgegenkommt, sind die seltenern; wie könnte er das bei fremden Sprachen, bei Thatsachen, Jahrszahlen, selbst bei mathematischen Formeln? Diese letztern zeigen die Sache am klärsten. Der junge Mensch, dem ich heute einen neuen Lehrsatz beweise, versteht mich so vollständig, dass man glauben könnte, er habe appercipirt durch frei steigende Vorstellungen; vielleicht gelingt es ihm sogar noch nach einigen Stunden, das Gelernte zu wiederholen; aber ist eine Woche dahin, so weiss er kaum noch, wovon die Rede war. Wo sind da frei steigende Vorstellungen? — Glücklich, wenn hie und da ein Anknüpfungspunct von solchem Werthe, etwa durch Beispiele, konnte benutzt werden. Aber dasjenige, für den Unterricht so wichtige Arbeiten des Schülers, was man Memoriren nennt, und in dessen Leichtigkeit allermeistens das *glänzende* Gedächtniss seinen Sitz hat, lässt sich durch frei steigende Vorstellungen nicht erklären. Eher durch deren Abwesenheit; denn sie stören das Memoriren. Die meisten Menschen sind zu unruhig, um jener andern Reproduction, die von der statischen Schwelle emporsteigt, Zeit zu lassen, damit schwache Vorstellungen in neue Verbindung vest eingefugt werden. Und doch besteht eben hierin das Memoriren. Der Lehrer oder das Buch sagen Worte vor, die man einzeln schon kannte, — oder wenn nicht die ganzen Worte, so doch deren Bestandtheile, die einzelnen Sprachlaute. Diese an sich schwachen Vorstellungen werden nun in neue Verbindungen eingeführt, und die Verbindungen müssen haltbar genug seyn, um sich später auf Erfordern unversehrt wieder darzubieten. Hier stellt das Bewusstseyn sich uns dar, gleich einer Ebene, auf der niedriges Kraut wächst; hohe Berge und tiefe Ströme dürfen nicht in der Nähe seyn, — wofern nicht eine neue Energie,

die willkührliche Aufmerksamkeit, von der wir bisher noch nicht redeten, zur Mitwirkung gelangt.

Das Memoriren erfordert gar nicht, dass die einzelnen Vorstellungen hoch ins Bewusstseyn emporsteigen. Thäten sie dies: so würden sie eine grössere Hemmungssumme bilden; ja sich in Folge ihrer frühern Verbindungen seitwärts ausbreiten; nichts aber ist dem Memoriren nachtheiliger, als Nachgiebigkeit gegen den Zug der eignen Gedanken. Auch der Gegenstand muss gleichgültig seyn, oder als solcher behandelt werden; die Gefühle, die er aufregen könnte, würden nur schaden. Nicht zu schnell darf das, was memorirt werden soll, einander folgen; sonst hat die Reproduction, welche von innen entgegenkommen soll, nicht Zeit, sich zu erheben; nicht zu langsam darf es gegeben werden, sonst versinkt das Vorige zu tief, bevor das Folgende dazu kommt.

Wenn man die ans Wunderbare gränzenden Erzählungen lieset von Solchen, deren Gedächtniss bis zur Virtuosität ausgebildet war: so wird man geneigt zu glauben, es sey dabei ein thätiges Mitwirken des Organismus im Spiele. Und worin müsste dies Mitwirken denn wohl bestehen? Lediglich im Vesthalten desjenigen Zustandes, welchen die Vorstellungen bewirken. So etwas lässt sich denken, ohne materialistische Thorheit. Das Wirken der Seele auf den Leib ist bekannt; unstreitig entspricht jeder Aufregung von Vorstellungen ein bestimmter Zustand des Gehirns oder der Nerven. Kann dieser durch irgend eine Anstrengung fixirt werden: so werden rückwärts die nur schwach reproducirten Vorstellungen in dieser Stellung sich länger halten, und in längern Reihen verschmelzen, als der psychische Mechanismus, sich allein überlassen, es hätte leisten können. Umgekehrt, das geringste Hinderniss (etwa durch Aufregung des Gefässsystems), was der Reproduction schadet, verdirbt unfehlbar das Memoriren.

Erfahrungsmässig steht das Memoriren in gar keinem vesten Verhältniss zur übrigen geistigen Fähigkeit; daher ist es einer der ersten Puncte, worauf die pädagogische Beobachtung sich richtet, wie bei den gegebenen Individuen jedesmal dies Verhältniss beschaffen sey; also, wie lange Reihen ein Knabe auswendig behalten kann, wieviel Zeit er braucht, und wie bald er vergisst. Hiemit ist jedoch keineswegs das Ganze erforscht, was man Gedächtniss nennt; denn nicht Alles muss erst memorirt werden, um für immer gefasst zu seyn; — es wäre schlimm, wenn Erfahrung, Umgang, Uebung, Interesse, nicht kräftiger wirkten. Auch täuscht man

sich durchaus, wenn man aus der Masse dessen, was memorirt worden, solche Wirkungen erwartet, wie sie den Gegenständen entspriessen könnten, falls das ihnen gebührende Interesse wach gewesen wäre. Wer kennt nicht Gelehrsamkeit ohne Geist und Geschmack? Dennoch lässt man sich immer von neuem durch den Glanz des memorirten Wissens blenden.

35.

Nun, mein gütiger Freund! möchte ich mir fast Ihren Beifall versprechen für die Uebersicht, die Sie aus der Zusammenfassung des Vorstehenden schon gewonnen haben, oder leicht gewinnen können.

Die Sonderung der frei steigenden Vorstellungen einerseits, der Reproduction von der statischen Schwelle andrerseits, war der Stützpunct unserer Betrachtung. Wir verknüpften mit beiden die Auffassung des Gegebenen. Dann fanden wir auf der einen Seite das appercipirende Merken mit doppelter Gestaltung, und meistens mit äusserem Handeln; auf der andern Seite aber das so eben besprochene Memoriren. Jenseits des Gegebenen endlich erblickten wir die Producte der Phantasie, gelagert in mancherlei Formationen über einander, und getragen durch den Glauben.

Vergleichen Sie nun damit den Gegensatz des Lebens und der Schule bei der Jugend, so werden Sie sehn, wie die verschiedenen Naturen einander gegenüber stehen. Gesunde, rüstige Knaben gehn allenfalls ohne Widerwillen zur Schule; jedoch lieber sind sie draussen, jeder in der Sphäre seines appercipirenden Merkens und der davon abhängigen äussern Thätigkeit. Ein Stoff wird ergriffen und geformt. Ballschlagen und Soldatenspielen, Jagen, Reiten, Turnen, das belebt den Knaben; auch manchem Handwerker möchte er nachahmen, wäre die Arbeit nicht zu lang, und forderte sie nicht zuviel Ausdauer und Pünctlichkeit. Der Kreis dieses Merkens und Thuns ist oftmals eng, seltsam, jedenfalls beschränkt; anhaltende Nöthigung, aus ihm heraus zu gehn, wird meistens peinlich empfunden. Aber die Schulstunde schlägt; die Schul-Arbeit drängt. Hier zeichnen sich zwei verschiedene Gattungen von Schülern vor der Menge aus; die, welche leicht memoriren, die andern, welche Nahrung finden für Phantasie und Glauben. Glücklich der Seltene, der beides vereint.

Zweierlei werden Sie nun sogleich vermissen: Reflexion und Gefühl. Vielleicht auch die willkührliche Aufmerksam-

keit. Indessen errathen Sie wohl, weshalb diese Gegenstände bis jetzt ausser der Sphäre meiner Betrachtung blieben; desshalb nämlich, weil wir, als praktische Erzieher, schon längst gewarnt sind, ja nicht zuviel zu fordern von dem, was der Reife des Erwachsenen wesentlich angehört. Die jugendlichen Knospen sind noch grün, noch unentwickelt, noch gar sehr den äussern Einflüssen unterworfen. Wenn der Erzieher das vergisst, wenn er nicht sehr sorgfältig sich auf die niedern Bildungsstufen zurück versetzt: wie will er es anfangen, der Jugend die Hand zu reichen? Jedoch räume ich gern ein, dass jene drei Puncte uns nothwendig *noch* beschäfftigen müssen; allein auch jetzt schon werden Sie den Hauptgedanken, der mich längst im Stillen beschäfftigte, nicht verkennen; die Frage nämlich: was wird wohl aus den Schulen ohne Sonderung der verschiedenen Naturen? Haben wir etwa eine pädagogische Universal-Methode, und können wir jemals hoffen, dass eine solche sich finden lasse? Oder zeigen unsre psychologischen Untersuchungen so viele Puncte, wo vermöge unübersteiglicher Hindernisse eine genügende Bildung vereitelt, eine richtige verschoben wird, dass wir Beobachtung der verschiedenen Naturen zur Grundlage aller praktischen Thätigkeit des Erziehers machen müssen?

Wenn aufs Sorgfältigste regelrecht bestimmt wird, wieviel ein Primaner, Secundaner, Tertianer, u. s. w. wissen müsse: glauben Sie, das stehe in irgend einem bestimmbaren Verhältnisse zu der im Vorhergehenden erwähnten *Verschiedenheit* des Phantasirens, des appercipirenden *Merkens*, und des Memorirens, sammt dem, was weiter daraus hervorgeht? Aber freilich, war das Klassenziel der Tertianer bestimmt, so kann nun danach der Lehrer in Secunda seinen Lehrplan ordnen; daran ist nicht zu zweifeln. Und wenn das Abiturienten-Zeugniss die Kenntnisse des Primaners genau bezeugt, so erfährt der akademische Lehrer, wessen er sich bei den Studirenden zu versehen hat! Wirklich? Ist etwa die Universität eine höhere Schulklasse, und verbürgt das Memorirte wohl die Selbstthätigkeit des Studirenden? Soll es auch nur so seyn? — — — — — — — — — — —

XVIII.

Ueber das Verhältniss des Idealismus zur Pädagogik.

1831.

Theorien, wahr oder falsch, haben zwar wohl niemals ihren Urhebern bedeutenden Einfluss nach eigner Wahl geschafft; denn bei ihrem ersten Hervortreten sind sie in der Regel unwillkommen. Aber später finden sie ihre Zeit, um sich in wirksame Kräfte zu verwandeln; wenn auch weit entfernt von der Absicht, aus der sie hervorgingen. Vieles, was ehedem unfruchtbare Speculation hiess, gewann allmählig die Meinung für sich, und aus dem Schoosse der Meinungen entspringt das Handeln.

Man hat den Idealismus verlacht, den Spinozismus gescheut; aber jenes Lachen und diese Scheu sind zusammen in ernste und weit verbreitete Betrachtung übergegangen. Fichte, der Idealist, fand selbst für pädagogische Pläne aufmerksames Gehör, als er politisches Heil für Deutschland in einer neuen National-Erziehung suchte.

Doch hier mag man mit Recht erstaunen. Kann aus idealistischen Grundsätzen eine pädagogische Theorie herfliessen? Zwar sucht sich jeder gute Erzieher in den Geist und in das Gemüth seines Zöglings hineinzuversetzen; ja ein jeder Lehrer, während er auf das *didicisse fideliter artes* rechnet, stösst bei dem mindesten Nachdenken auf die Frage, wie denn wohl diejenigen Vorstellungsmassen, welche er durch seinen Unterricht dem Zöglinge beibringt, es anfangen mögen, bis in die Sitten, bis in den Willen, bis in das Ich des Zöglings einzuwirken? Unter welchen Bedingungen dieser geforderte Erfolg eintreten oder ausbleiben werde? Eine psychologische Theorie darüber ist ihm Bedürfniss, wofern er nicht seinem Unterrichte eine ihm selbst unbegreifliche Zauberkraft zumuthet. Aber eine idealistische? Nach dieser wäre ihm sein Zögling nur eine Erscheinung. Oder, wenn über solches Bedenken die Theorie ihn wirklich hinwegsetzen

könnte, so wären wenigstens die Bücher, die Bilder, die Charten, die sämmtlichen Lehrmittel und das ganze Verfahren beim Unterricht, nur Erscheinungen. Wer dem Idealismus etwas einräumt, ja wer ihm nur die geringste Aufmerksamkeit gönnt, der sollte doch diese Fragepuncte nicht leichtsinnig beseitigen; er hätte wenigstens Ursache, in Fichte's Schriften diejenige, wenn auch mangelhafte, Auskunft aufzusuchen, die sich hierüber etwa darbietet.

Es findet sich nun eine solche Auskunft gerade in demjenigen Buche, welches von allem, was Fichte geschrieben, wohl den grössten Kreis von Lesern dürfte angesprochen haben.

Fichte's „Reden an die deutsche Nation" waren das Erzeugniss einer Zeit, die glücklicherweise längst vorüber *ist*, allein ihre oratorische Kraft, und noch mehr das Andenken an den Mann, der im Augenblicke der Gefahr so zu reden wagte, sichern ihnen eine lange Dauer. Was ihren philosophischen Gehalt betrifft, so bedarf es dessen nicht, um Fichte's Lehren dem heutigen Zeitalter gegenwärtig zu erhalten; der grosse Denker hat sich in wichtigern Werken verewigt. In pädagogischer Hinsicht kann man ganz andrer Meinung seyn, ohne darum das Bedürfniss des Widersprechens zu empfinden; denn Vorschläge, die von der Ausführung weit entfernt stehn, können auf keine Weise Besorgniss einflössen. Fichte's Reden sind aber im nachstehenden Briefe als ein willkommener Stoff zu einer Unterhaltung benutzt, die leicht polemisch hätte werden können, und es doch nicht werden sollte. Denn eine Recension in der Hallischen Literaturzeitung†), welche von denen, die sich für Metaphysik interessiren, ohne Zweifel als ausgezeichnet ist anerkannt worden, sollte nicht sowohl widerlegt, als vielmehr durch ein Zeichen der Aufmerksamkeit verdankt werden. Dass nun ein offener Brief keine förmliche Abhandlung enthält, wird um so leichter Entschuldigung finden, weil das Wesentliche des Inhalts nicht sowohl auf der Pädagogik, als auf der Erinnerung an Fichten und an seine Lehre beruht;

†) Es ist die Recension von *Chr. A. Brandis* über *Herbart's* Allgem. Metaphysik Bd. II. (*H. LZ.* 1831 August No. 141—145.)

welche bekanntlich vom Ich ausging, und jederzeit von neuem in Betracht kommt, so oft sich über diesen wichtigen Punct eine Differenz der Meinungen erhebt. Die denkenden Pädagogen werden übrigens wohl darin übereinstimmen, dass, wenn auch Fichte sich niemals über Erziehung geäussert hätte, doch seine Untersuchung des Selbstbewusstseyns ihnen nicht gleichgültig sey; schon desshalb, weil der Egoismus als eine Ausartung desselben zu betrachten ist, deren Verhütung gewiss jedem praktischen Erzieher am Herzen liegen muss.

Damals, als Kant selbst, und mit ihm die Kantianer, jeden philosophischen Gegenstand nach der Kategorientafel abhandelten, — mochte nun von Naturphilosophie, oder von Aesthetik, oder von Naturrecht, oder wovon immer sonst die Rede seyn, — damals war die Zeit der Kategorien. Heut zu Tage findet man dergleichen Abhandlungen pedantisch. Wahre Gründlichkeit wird jedoch nie pedantisch. Wäre hier wahre Gründlichkeit zu finden gewesen, sie hätte längst ihr Recht überall geltend gemacht. Das Nämliche ist von allen den andern Formularen zu sagen, die man den Gegenständen hat aufdringen wollen. Wie nach den Kategorien, als vermeintlichen Urgesetzen unseres gesammten Denkens, entweder Alles oder Nichts musste abgehandelt werden: so zeigt sich bei jeder Methode, die auf Allgemeinheit Anspruch macht, ihre Falschheit in den einzelnen Wissenschaften, die fortwährend einen andern, als den vorgezeichneten Gang gehen. Anstatt aber dieses Missgeschick zu beachten, halten die philosophischen Schulen die alten Formeln vest, weil sie eben nichts Besseres wissen. In ihnen sieht es aus, wie in den Cabinetten alter Physiker, wo sich ein unnützer Apparat anhäuft, den Niemand braucht, weil er nicht leistet was gefordert wird. Wollen Sie solchen Apparat behalten? — Aber, wenden Sie ein, das Ich, sammt den Thatsachen des Bewusstseyns, veraltet niemals. Gewiss nicht! Darum beschäfftigt in der That das Ich nicht bloss Fichte'n, sondern auch Sie und mich. Aber wer seinen Untersuchungen den Stempel

der Zeit durch die Art der Behandlung aufdrückt, der giebt sie dem Wechsel Preis. Als Kant den menschlichen Verstand in Kategorien für die Sinnenwelt einsperrte, und der theoretischen Vernunft ihre Dialektik verwies: damals gab er sich dem Eindruck hin, welchen die mechanische Physik durch ihr Uebergewicht machte; Chemie und Physiologie waren noch nicht, was sie heute sind. Jetzt aber ist das *Leben* zum Thema des Tages geworden; es zeigt uns das Mittelglied zwischen dem Sinnlichen und dem Uebersinnlichen. Wer jetzt noch Attraction und Repulsion als blosse Raumbestimmung für sinnliche Erscheinung behandelt, der hat von lebender Materie sicher keinen Begriff; ja nicht einmal von chemischer Verwandtschaft. Wir sind jetzt genöthigt, uns in das Innere der Elemente, in ihre wechselnden inneren Zustände hineinzudenken; es hilft uns nicht mehr, der Materie eine allgemeine Attraction und Repulsion ohne inneren Grund beizulegen. Und als Fichte seine Wissenschafts-Lehre entwarf, — doch hier muss ich ausführlicher werden. Wir müssen den Mann, an welchen Sie durch Erwähnung des *Ich* so oft erinnern, genauer betrachten.

Welches war die theologische Stimmung der Zeit, als Fichte mit seiner Kritik aller Offenbarung auftrat? Welches war die politische Stimmung der Zeit, als gleich darauf der nämliche Mann die französische Revolution beurtheilte? Man wollte *aufklären;* und man nahm dies Wort im ausgedehntesten Sinne. In der nämlichen Zeit — in wenigen Jahren, entstand die Wissenschaftslehre. Kurz darauf folgten Naturrecht und Sittenlehre. Glauben Sie wirklich, derjenige, der sich so ganz und gar in praktische Interessen vertieft zeigt, habe mitten im Sturm die speculative Ruhe besessen, welche die Behandlung eines metaphysischen Problems erfordert? Hat er diese Ruhe etwa späterhin gewonnen? Der Vorwurf des Atheismus verwundete ihn, wie natürlich, im Innersten. Die Hoffnungen des Enthusiasmus, welchen die französische Revolution erregt hatte, verschwanden bis zur äussersten Erniedrigung Deutschlands. Und Fichte verlor sich nun bis in die düstern Phantasien von einer allgemeinen Sündhaftigkeit der Zeit. Das Asyl der Mathematik und Naturwissen-

schaft, was jeden Denker zur Ruhe einladet, war ihm verschlossen. Aber die Neigung, aus allgemeinen Begriffen zu construiren, ohne um genaue Auffassung der Thatsachen besorgt zu seyn, leuchtet aus allen seinen Schriften hervor. Die Gewalt, welche er in sein Denken legte, sollte ihm, dem Idealisten, die Gültigkeit der Begriffe verbürgen. Dass ein solcher Mann etwas Grosses leistete, war natürlich; ob aber dies Grosse näher der Wahrheit, oder näher der Dichtung stand und stehen musste, das bitte ich zu überlegen. Jeder grosse Dichter findet Nachahmer; und Fichte hat die seinigen gefunden. Aber jede Dichterschule blühet eine Zeitlang; dann wird sie matt, und bald stirbt sie aus. Das erste Zeichen der Ermattung pflegt Schwulst zu seyn. Die Zeit wird Geständnisse erzwingen, an die schon längst die Schulen gemahnt werden von der umgebenden Welt; und welche um desto trauriger lauten werden, je länger sich der Stolz dagegen sträubt.

Zufällig fand ich mich neulich veranlasst, Fichte's Reden an die deutsche Nation wieder aufzuschlagen. Gern verweile ich hier bei dem eigentlichen Glanzpuncte seines Lebens. Seine moralische Energie, das Lebensprincip seiner Lehre, taugte besser fürs Handeln mitten in grosser Gefahr, als für irgend eine Theorie. Und im Jahre 1808 hatte er die Gelegenheit, sich zu bewähren; denn sein freimüthiges Lehren war jetzt ein Handeln. Er sprach Worte zur rechten Zeit, — jedoch die Zeit bestimmte auch hier seine Gedanken. Pestalozzi blühete; und Fichte, weder in Hoffnungen noch in Befürchtungen den wahren Erfolg voraussehend, ward auf einmal zum Pädagogen. Gewiss eine schwere Metamorphose für den Idealisten!

Das Erste, was er nun vorbrachte, waren *Aeusserungen des vollkommensten Determinismus;* eben so übertrieben als seine Freiheitslehre. Die neue Erziehung, im Gegensatze der alten, müsse die wirkliche Lebensregung und Bewegung ihrer Zöglinge, nach Regeln sicher und unfehlbar bilden und bestimmen. Im Rechnen auf einen freien Willen des Zöglings liege der erste Irrthum der bisherigen Erziehung, das deutliche Bekenntniss ihrer Ohnmacht und Nichtigkeit. Denn

sie bekenne, den Willen, und hiemit die eigentliche Grund-Wurzel des Menschen, nicht bilden zu können, sondern dies für unmöglich zu halten. Dagegen werde die neue Erziehung gerade darin bestehen müssen, dass sie auf dem Boden, dessen Bearbeitung sie übernehme, die Freiheit des Willens gänzlich vernichte, und strenge Nothwendigkeit der Entschliessungen an die Stelle setze. Sie finden diese merkwürdigen Behauptungen gleich im Anfange der zweiten Rede.

Zwei ganz verschiedene Betrachtungen dringen sich hier zugleich auf; die eine des Moralisten, die andere des praktischen Erziehers. Jene setzt voraus, es sey geleistet was gefordert werde; und fragt alsdann, ob eine solche rein determinirte Sittlichkeit des Zöglings irgend einen Werth habe? — Der praktische Erzieher hingegen, dem seine wirklichen Sorgen zur Grübelei keine Zeit lassen, und der in den zahllosen Aeusserungen bald der Unbesonnenheit, bald der Verschlagenheit, bald der Lüsternheit die *wahre Unfreiheit* seines Zöglings fortwährend vor Augen sieht, überlässt recht gern Fichte'n die Beantwortung jener moralischen Frage; er würde das Geforderte gern leisten, wenn er nur könnte. Aber der unfreie Wille seines Zöglings ist nichts destoweniger ein Wille; ein wirklich selbstthätiger, eigener Wille; der bald unbeugsam sich der Besserung widersetzt, bald schlau sich verbirgt, bald nach kurzer Rührung ohne wesentliche Veränderung nach alter gewohnter Weise wieder zum Vorschein kommt. Alle diese Wahrnehmungen sind jedoch weit entfernt, dem praktischen Erzieher das Bekenntniss abzupressen: er vermöge gar nichts über den Willen des Zöglings; denn es giebt nicht bloss Einen Zögling, sondern viele und verschiedene; und an diesen Vielen giebt es viele, sehr verschiedene Erfahrungen, die nirgends durch veste Gränzen von einander gesondert sind.

Auf dem rein praktischen Standpuncte noch einen Augenblick verweilend, wollen wir nun vor allen Dingen bei Fichte'n uns erkundigen, welches grosse Mittel er denn erfunden habe, um die neue, viel versprechende, ja geradezu die Welt verbessernde Erziehung an die Stelle der alten zu setzen?

Die Antwort ist: er wollte gänzliche Absonderung der Jugend von dem Erwachsenen; und ein für sich selbst bestehendes *Gemeinwesen der Zöglinge*, das seine genau bestimmte, in der Natur der Dinge gegründete, und von der Vernunft durchaus geforderte *Verfassung* habe. Kein Wunder! Wer von der Politik getrieben, die Pädagogik als ein Hülfsmittel benutzen will, der schaut stets zur Politik zurück. Wird denn auch der praktische Erzieher, welchem die Aufgabe seines Thuns unmittelbar durch den Blick auf den Zögling klar wird, jene hohen Ansichten zu den seinigen machen können?

Nichts in der Welt erschwert so sehr die eigentlich moralische Erziehung, als Anhäufung vieler Kinder auf einem Puncte. Die unmittelbare Folge davon ist ein geselliger Geist, der sich unter ihnen — mit möglichster Ausschliessung der Erzieher bildet, welche als Fremde betrachtet, beobachtet, beurtheilt, und nach Möglichkeit umgangen werden. Das offenste Kind vertraut sich doch dem Gespielen lieber als dem Lehrer; wo aber vollends eine Menge gegenübersteht ihrem Lenker, da berathschlagt sie allemal unter sich; es sey denn, dass man durch militärischen Zwang sie in eine Armee verwandele. Jeder Director einer Lehranstalt kennt die Schwierigkeiten der Disciplin; wie weit aber ist noch von der guten Disciplin bis zum *sichern* Einwirken auf das inwendige, sittliche oder unsittliche Wollen der einzelnen Zöglinge! Den Schulen helfen überdies die Familien nach; aber wo das Band der Anhänglichkeit an Vater und Mutter aufgelöset ist, — da gerade erfährt der praktische Erzieher seine Ohnmacht. Mit abstracten Begriffen regiert man keinen Knaben. *Warum sollte ich nicht?* fragt der unbesonnene Jüngling, den man bei leichtsinnigen Aeusserungen warnt. Die Bedeutung seines Thuns, wenn es dereinst in grössere Welt-Verhältnisse übergeht, begreift er nicht; er will sich versuchen! Und in der That, versuchen würde sich jene Fichte'sche Gemeinschaft der angehäuften Jugend; alle mögliche Verkehrtheiten würden sich versuchen, durch welche jemals irgend eine Gesellschaft roher Menschen herdurchgegangen ist, wenn nicht ein heilsamer Zwang von

aussen hinzukäme, dessen Heil jedoch zunächst nur in äusserer Ordnung besteht, und die Gemüther zwar bändigt, aber zugleich verschliesst. Wo bliebe da die sichere Bildung des Willens? Der beste Fall wäre eintönige Gutmüthigkeit durch gleichförmige Gewöhnung.

Fichte's Vorschlag ist daher nicht bloss schimärisch, wegen der Unausführbarkeit, sondern er ist geradezu das Gegentheil dessen, worauf seine eigne Forderung ihn führen musste, und geführt hätte, nach Beseitigung der politischen Rücksichten und Wünsche. Die eigentlich moralische Erziehung geht nie sicherer, als da, wo Vater und Mutter nur ein einziges Kind haben, auf das sie gemeinschaftlich dergestalt wirken, dass sie ihm die nächsten sind und lange Zeit bleiben; mit allmähligem Zulassen andrer Gesellschaft, die sie nöthigenfalls wieder entfernen können. Bekommt aber das natürliche Bedürfniss, Jemanden zu haben, dem man sich frei äussern und hingeben könne, einen andern Ausweg als zu Eltern und Erziehern: dann ist sogleich jene Sicherheit verloren, aus der Fichte sogar Unfehlbarkeit machen wollte. Und dies ist ein starker Grund, warum der erfahrne Erzieher niemals von Unfehlbarkeit zu reden wagen wird.

An ein praktisches Interesse ist daher bei Fichte's *pädagogischen* Vorschlägen nicht zu denken; wenn wir nicht etwa noch heute zum Gedeihen des Staats nothwendig erachten, dass man die Kinder den Eltern entreisse. Aber Alles, was von Fichte'n kam, behält sein theoretisches Interesse. Lassen wir daher Alles bei Seite, was sich für eine öffentliche Erziehung, (die jedes Individuum nach *seiner* Art zu witzigen und weltklug zu machen pflegt,) sagen lässt, und was mit grossen und leicht erklärlichen Uebertreibungen der Weltverbesserer oft genug ist gesagt worden. Die grossen Pläne, welche man freilich nicht auf Privaterziehung bauen kann, werden, ohne dass ich es zu hindern vermag, die wahren Grundsätze der Pädagogik noch lange in Schatten stellen; allein das macht mir für jetzt keine Sorge.

Gemildert war bekanntlich auch bei Fichte'n der Idealismus durch die Annahme andrer Vernunftwesen, ausser dem

eignen Ich; jedoch mit dem Beding, dass Alle im Urwesen verknüpft und im Grunde Eins seyen. Für die Natur aber fand sich bei ihm keine Gnade. Mit finsterm Ernste, als ob frühere Schriften denselben noch nicht genugsam verkündet hätten, wiederholt er in seinen Reden: „Der Wahn, dass in „die Natur Gottes Wesen auf irgend eine Weise unmittel- „bar, und anders, als durch Zwischenglieder vermittelt, ein- „trete, stammt aus Finsterniss im Geiste, und aus Unheilig- „keit im Willen.“ Gegen Wen diese Erklärung eigentlich gerichtet ist, das wissen Sie, so gut wie ich; allein wozu sollten wir eine alte Ungerechtigkeit aufdecken? Wir würden die Kreuz- und Querzüge unsrer Literatur, die so oft ihren Ursprung und ihre Triebfedern verkennt, damit doch nicht bessern. Genug, „jene todtgläubige Seyns-Philosophie, die „wohl gar Natur-Philosophie wird, die erstorbenste von allen „Philosophieen,“ würde doch unstreitig in Fichte's Augen noch unendlich besser gewesen seyn als die meinige; wenn nicht etwa, wie man zuweilen behaupten hört, die Extreme sich berühren. Wenigstens in der Consequenz pflegen Systeme der rechten und linken Seite einander ähnlicher zu seyn, als die aus der Mitte. Werden wir denn strenge Consequenz, die Fichte unstreitig mit rühmlichem Eifer suchte, auch wirklich bei ihm antreffen? Das wird sich allmählig zeigen.

Ueberaus milde, ja über alles gerechte Maass der Erfahrung zutrauensvoll und selbst gütig und liebreich finden wir Fichte'n da, wo er uns von der ersten Bedingung aller Erziehung, nämlich von dem Causal-Verhältniss zwischen Erzieher und Zögling, einigen Bericht darbietet. Dies wichtige Causal-Verhältniss würde uns freilich äusserst schwierig erscheinen, da wir den eignen Willen des Zöglings doch gewiss beide, wenn auch in einem näher zu bestimmenden Sinne, einen *freien* Willen nennen würden. Wie soll denn irgend eine Art von Freiheit, nicht bloss gewonnen, gelenkt, bewogen, sondern nach obiger Forderung schlechthin unfehlbar bestimmt werden? Hören wir zuvörderst Fichte'n über das Wesen der Freiheit, nicht etwa nach Erklärungen, die er anderwärts giebt, sondern nach dem Buche, was vor mir liegt.

„Die Freiheit im Sinne des unentschiedenen Schwankens ist nicht Leben, sondern Vorhof und Eingang zum wirklichen Leben. Endlich muss es doch einmal aus diesem Schwanken heraus zum Entschlusse, und zum Handeln kommen; und erst jetzt beginnt das Leben. Nun erscheint auf den ersten Blick jeder Willens-Entschluss als erstes, keinesweges als zweites. Aber es sind zwei Fälle möglich; entweder nämlich erscheint in ihm nur die Erscheinung abgetrennt vom vom Wesen, oder aber das Wesen tritt selbst erscheinend ein; und zwar ist zu merken, *dass das Wesen nur in einem Willensentschlusse zur Erscheinung werden kann*, dass aber umgekehrt es auch solche Willensentschlüsse geben kann, in denen *keinesweges das Wesen*, sondern nur *die blosse Erscheinung* heraustritt.“

Wie, möchte jemand fragen, blosse Erscheinung tritt heraus, und zwar in einem Willens-Entschluss? *Wer*, und *wem* erscheint sie denn? Wo ist ihr Object, wo ihr Subject? — Halten wir uns nicht dabei auf! Denn Fichte versichert uns sogleich weiter, die blosse Erscheinung sey fähig selbst zu erscheinen. Eine solche Erscheinung der zweiten Potenz aber sey unabänderlich bestimmt, und nothwendig also wie sie eben ausfällt. Hiebei vermisse ich nun zunächst Erscheinungen der dritten, vierten Potenz, und so ferner; in welchen vermuthlich die Nothwendigkeit noch um vieles nothwendiger werden würde. Dann aber fällt mir ein, dass jede Potenz immer noch von ihrer Wurzel abhängt, und daher das Wesen unausweichlich die Schuld aller Erscheinungen, auch solcher die es losgelassen hat, wird tragen müssen. Jedoch auch dies sey dahingestellt; ja es mag meinethalben (für jetzt wenigstens) in der freien Handlung noch ein Mehr, als das aus dem Ganzen der Erscheinungen erklärbare enthalten seyn, und dieses Mehr mag auch so sichtbar werden als man verlangt und vorgiebt: was beginnt nun mit dem Allen der Erzieher? — Wer an ein vestes, beharrliches, und todtes Seyn glaubt, (sagt Fichte,) der glaubt daran, weil er in sich selbst todt ist; und nachdem er einmal todt ist, wird diese Ausländerei, (erinnern wir uns an die deutsche Nation!) sich auch zeigen als Aufgeben aller

Verbesserung unsrer Selbst oder Andrer. Wie nun, wenn unser Zögling ein Solcher ist, der also glaubt? Wenn er nicht zu den „ursprünglichen Menschen“ gehört: was macht alsdann der Erzieher?

Antwort: „*Die Sittlichkeit ist ursprünglich, und vor aller Erziehung vorher, in allen menschlichen Kindern, die zur Welt geboren werden.*“ (S. 317 des angeführten Buches.)

Und damit ja kein Zweifel übrig bleibe, dass es mit dieser gütigen, milden Beurtheilung des Menschengeschlechts Ernst sey: findet sich an mehrern Stellen die strengste Verwerfung der Lehre von der Erbsünde. „Was lässt sich von solcher Belehrung anders erwarten, als dass jeder Einzelne sich in seine Natur ergebe? Es ist eine abgeschmackte Verläumdung der menschlichen Natur, dass der Mensch als Sünder geboren werde.“

So wird dann auf einmal Alles leicht! Der Erzieher bestimmt den Willen seines Zöglings — wozu? dazu, dass er sey, was er ist; nämlich sittlich. Diejenigen, welche in sich selbst todt sind, belästigen den Erzieher nicht, denn — sie verschwanden, und wurden nicht mehr gesehen, indem von der Erziehung die Rede anhub. Die Ausländer, die Völker der unlebendigen Sprachen, sollten ja nicht erzogen werden, sondern nur die deutsche Nation! Das mag die Zeit entschuldigen, worin jene Reden geschrieben wurden.

Der Erzieher also soll die deutsche Jugend *lassen wie sie ist?* Wozu denn jene hohen Verkündigungen einer neuen Erziehung? Dabei ist offenbar ein Widerstand, oder ein verderbendes Princip vorausgesetzt, welches abzuwehren dem Erzieher eine wenigstens negative Thätigkeit kosten wird. Wir fragen demnach zuerst: wo liegt denn das verderbende Princip? Und die Antwort wird uns nicht vorenthalten: „Der Mensch *lebt* sich zum Sünder. Das bisherige mensch„liche Leben war in der Regel eine im steigenden Fort„schritte begriffene Entwickelung der Sündhaftigkeit. Allent„halben, wo die Gesellschaft verdorben ist, muss dasselbe „erfolgen. Nicht die Natur ist es, die uns verdirbt, diese „erzeugt uns in Unschuld: die *Gesellschaft* ists.“

Wodurch verdarb denn wohl die Gesellschaft? — So wird jeder Theologe mit mir fragen. — Und ich frage weiter: mit welcher Hoffnung wollte denn Fichte es wagen, aus der Jugend eine Gesellschaft zu bilden? Meinte er wirklich, diese würde nicht verderben?

Aus Gründen, an welche Fichte nicht entfernt dachte, die Sie aber in meiner Psychologie werden zu finden wissen, behaupte ich: dass jeder Haufen von Menschen, die in Conflict gerathen, seyen sie alt oder jung, eine natürliche Neigung in sich trägt, in vier Klassen zu zerfallen: *Dienende*, *gemeine Freie*, *Angesehene*, und *Herrscher*.

Beispielsweise wollen wir hier nur die Dienenden ins Auge fassen; und für jetzt nur in der Erfahrung. Da könnte ich, weil doch von der Jugend die Rede ist, an den alten Unfug des sogenannten *Pennalismus* erinnern. Oder, um von Zeitbegebenheiten zu reden, an den Unfug, welcher neuerlich oftmals von der niedrigsten arbeitenden Klasse ausging. Aber ganz nahe liegt mir das Unheil, was die Cholera eben kürzlich unter meinen Augen, und so auch in mehrern Städten und Ländern sichtbar gemacht hat. Da sie die niedrigste Klasse am härtesten traf, so hat sie auf Menschen, die man sonst in der Gesellschaft kaum zu bemerken pflegte, ein trauriges Licht geworfen; sie hat Einheit *in diese* Klasse gebracht, deren Mitglieder man sonst nur vereinzelt erblickt, weil sie am Gemeingeiste der Gesellschaft keinen Theil haben, so zahlreich sie auch in ihr vorhanden sind. Welche Einheit? die eines gemeinsamen, aller Widerlegung trotzenden Vorurtheils: man wolle sie vergiften; aus dem Wege räumen; dazu seyen die Aerzte angewiesen, befehligt, gedungen, bezahlt. Selbst solchen Aerzten, deren wohlthätiges Helfen die armen Leute aus langer Erfahrung kannten — selbst den Geistlichen, den Beichtvätern, trat dies Vorurtheil starr entgegen. Es kam zu den Waffen. Es musste Blut fliessen. Aber diejenigen, welche sich als freie Bürger im Staate fühlten, blieben von dem Wahne unberührt. So zeigte sich *eine* von den Scheidewänden, deren ich erwähnt habe. Wo liegt der Ursprung dieser unglücklichen Scheidewand? *Hatte Jemand sie absichtlich aufgebaut? Wünschte Jemand,*

sie in dieser furchtbaren Gestalt zu erblicken? Nein. Aber ihr Grund liegt im psychologischen Mechanismus. Das zufällige Uebel hat sie nur zur Anschauung gebracht.

Ob nun Fichte in seiner Jugend-Gesellschaft die natürlichen Aristokraten und Herrscher dulden möchte, kann allenfalls in Frage gestellt werden; dass er aber die so eben nachgewiesene Scheidewand, welche die ganz Herabgedrückten hinter sich verbirgt, unmöglich dulden könnte, springt eben so gewiss in die Augen, als es gewiss ist, dass hiegegen jeder tüchtige Erzieher und Schulmann seine Kraft aufbietet; eine Kraft, die als ein Höheres, als ein *freies* moralisches Princip die Gesellschaft von dem *natürlichen* Uebel erlöset, in welches sie sonst schon bei ihrem Ursprunge hinein gerathen würde, und wodurch im Orient wirklich manche Staaten unheilbar sind verderbt worden. An die Sklaven, selbst bei Griechen und Römern, brauche ich hier nicht zu erinnern. Aber die Natur, wie wenig sie auch dem Uebel bei Erwachsenen vorbeugt, hat doch die Jugend dagegen geschützt, indem sie *keine* Jugend-Gesellschaft stiftet, sondern die Kinder den Eltern anvertraut. Und von Erziehungs-Anstalten fordert man allgemein, sie sollen die häusliche Gesellschaft möglichst nachahmen.

Welches war denn über diesen Punct die Sprache des Idealismus? Schon oben führte ich die Worte an: „ein Gemeinwesen der Zöglinge, das seine genau bestimmte, in der *Natur der Dinge* gegründete, und von der *Vernunft* durchaus geforderte Verfassung habe.“

In der Natur der Dinge ist jener psychologische Mechanismus gegründet, der das Uebel erzeugt. In der Natur des Menschengeschlechts ist aber auch die Familie gegründet, welche die Kinder getrennt hält. Die Vernunft fordert, dass es hiebei sein Bewenden habe, und dass man die Gefahren grosser Gesellschaften von den Kindern möglichst fern halte. Sie will keine Verfassung für die Jugend. Die Erziehung ist ohnehin schwer genug; man braucht sie nicht noch mit künstlichen Hindernissen zu belasten.

Aber den Idealismus charakterisirt das Verkennen des psychologischen Mechanismus. Wenn er ihn nur nicht sieht,

dann, meint er, sey derselbe auch nicht vorhanden. Er construirt aus der Idee; wie die Wirklichkeit dazu passe, das fragt er nicht eher, als bis das Wirkliche ihm feindlich entgegentritt. Dann werden lange Reden über Sündhaftigkeit gehalten; und hinter der Rhetorik verbirgt sich die Unwissenheit. Man streitet mit Worten gegen Uebel, deren Quellen man nicht kennt; und welche durch die angegebenen Vorkehrungen nicht verhütet, sondern eben herbeigeführt werden würden.

Doch jener Zeitpunct, da Fichte die deutsche Nation anredete, um sie zu begeistern, war nicht der gelegene Zeitpunct, um sein früher gebildetes, aus bekannten geschichtlichen Anlässen leicht erklärbares System einer Revision zu unterwerfen. In Zeiten der Noth tröstet man sich mit Idealen; und sie wirken wohlthätig wenigstens auf die, welche sich ihnen hingeben. Zur That kam es nicht, denn das Glück wendete sich, und zwar durch ein ganz anderes Thun. Möge nur nicht hinter dem Schleier, der unsre Zukunft deckt, eine erneuerte Noth verborgen seyn, worin wir uns abermals müssten durch Worte und Gedanken zu trösten suchen! Jedenfalls wollen wir den hochherzigen deutschen Patriotismus in Ehren halten, der Fichte's Lehren und Reden belebte. Und da wir uns hier nicht ins Politische *verlieren* dürfen, so lassen Sie uns wenigstens von seiner pädagogischen Ansicht die bessere Seite aufsuchen.

Wo es darauf ankommt, das *unmittelbar* sittliche Streben in kräftigen Worten zu beschreiben, da finden wir den Idealismus weit mehr in seiner rechten Sphäre, als dort, wo die *Veranstaltungen* zur sittlichen Wirksamkeit im zeitlichen Handeln den Gegenstand der Frage ausmachen. Gern hören wir Fichte'n reden von dem Triebe nach Achtung, als der reinsten Gestalt, worin das Sittliche schon beim Kinde hervortrete. Gern lassen wir uns von ihm einschärfen, dass in der Behandlung des Kindes kein Eigennutz hervortreten, kein Verlust, den etwa dessen Unvorsichtigkeit uns zufügt, hart geahndet werden solle. Unbedenklich räumen wir ihm ein, dass, wo Bestrafung von keiner Scham begleitet wird, es mit der Erziehung zu Ende geht. Am schönsten, wenn

auch nicht allgemein richtig, ist seine Beschreibung der Kindlichkeit. „Das Kind geht aus von unbedingter Achtung für „die erwachsene Menschheit ausser sich; an ihrer wirklichen „Achtung nimmt es ab, in wiefern es auch sich selbst ach- „ten dürfe. Dieses sich Vertrauen auf einen fremden, und „ausser uns befindlichen Maassstab der Selbstachtung ist der „eigenthümliche Grundzug der Kindheit und Unmündigkeit, „auf dessen Vorhandenseyn ganz allein die Möglichkeit aller „Belehrung, und aller Erziehung der nachwachsenden Jugend „zu vollendeten Menschen sich gründet. Der mündige Mensch „hat den Maassstab seiner Selbstschätzung in sich selbst, „und will von Andern geachtet seyn, nur inwiefern sie erst „selbst seiner Achtung sich würdig gemacht haben; und bei „ihm nimmt dieser Trieb die Gestalt des Verlangens an, „Andre achten zu können, und Achtungswürdiges ausser sich „hervorzubringen. Diesen Grundzug der Mündigkeit nun „soll der Erzieher darstellen, so wie auf den erstern bei dem „Zöglinge sicher zu rechnen ist.“

Sicher? — Nein; das bestätigt die Erfahrung nicht. Nur soviel bestätigt sie, dass da, wo die beschriebene Gesinnung des Zöglings sich entweder gleich Anfangs vorfindet, oder wo sie doch früher oder später gewonnen wird, von diesem Puncte an, das Geschäfft der Erziehung leicht und glücklich von statten geht. Ein erstes, vorläufiges Ziel ist also hiemit richtig aufgesteckt, welches zu erreichen die Sorge des Erziehers seyn muss. Ein Ziel, das gleichwohl niemals dann erreicht wird, wenn einmal eine jugendliche Menge begonnen hat, ihrem Gesammt-Urtheil mehr zu trauen, als dem Urtheil des ihr fern stehenden Erwachsenen. Und selbst den besten, einzeln stehenden Zögling dünkt oft genug das Urtheil des Erziehers, wenn nicht falsch, so doch zu stark, zu hart, zu streng. Abgesehen davon, dass kein Erzieher vollkommen ist, dass also der Zögling in einzelnen Fällen sich ein richtig abweichendes eignes Urtheil bildet, — abgesehen hievon ist zwischen dem nothwendigen Ernst des Erziehers und dem Leichtsinn der Jugend eine weite Distanz, die durch kein, noch so grosses Vertrauen, ganz ausgefüllt wird. Und in der Erfahrung sind Fälle genug vorgekommen, wo ein

Knabe, ja ein noch sehr junges Kind, eine Art von Stolz darin setzt, unartig seyn zu können. Wäre Fichte's Behauptung allgemein wahr: woher käme es denn, dass selbst Kinder, die man noch zu den guten zählen muss, dennoch eine Freude darin finden, zuweilen allein zu seyn, um thun zu können, was ihnen unter Aufsicht nicht gestattet wird? Manches wird verboten, und muss verboten werden, was dennoch heimlich geschieht. Ein so reines pädagogisches Verhältniss, worin dergleichen gar nicht vorkäme, gehört zu den seltenen Ausnahmen; und diese setzen ein Zartgefühl, ein frühes geistiges Leben voraus, dessen nur glückliche Naturen fähig sind. Dergestalt sind wir genöthigt, auch hier dem Idealisten zu widersprechen, wo wir ihm gern beistimmen möchten.

Dem Idealisten? War denn Fichte wirklich Idealist, als er das Vorstehende schrieb? Oder schob sich ein fremder Gedanke ein, welchen das System selbst, nach strenger Consequenz, wird ausscheiden müssen? — Diese Frage wird Sie vielleicht näher berühren als das Vorhergehende. Denn mir fällt Ihr „*durchaus fremder Vorfahr im Amte*“ †) dabei ein; Sie werden bald sehen wie das zugeht.

Nach strengem Idealismus ist der Zögling eine blosse

†) Die Stelle, auf welche sich diese Worte beziehen, lautet a. a. O. S. 514 so: „*Vorzüglich aber erweist sich die Annahme*, (von der Apperception der Vorstellungsmassen und Vorstellungsreihen unter einander und der davon abhängigen Entstehung des Selbstbewusstseyns) „*als ungenügend, wenn wir die Thatsachen der sittlichen Zurechnung ins Auge fassen. Was der Vf. darüber sagt, bezieht sich nur auf die Anwendung des Begriffs und erklärt keineswegs, wie die jedesmal appercipirende Vorstellungsmasse sich zurechnen könne, was unter der Herrschaft einer andern, von der jetzt vielleicht nur wenige vereinzelte Elemente übrig, geschehen ist: an die Stelle reuevoller, oft zerknirschender Zurechnung könnte höchstens ein Bedauern treten, dass die früher appercipirende Vorstellungsmasse gethan, was die jetzige nicht zu billigen vermöge: ein Bedauern ähnlich dem, das uns begegnet, wenn wir Fehler wahrnehmen, die ein uns übrigens durchaus fremder Vorgänger in der Amtsführung sich hat zu Schulden kommen lassen. Bei solchem Bedauern lässt es aber das strafende Gewissen nicht bewenden, und kann es nicht dabei bewenden lassen, soll es zugleich treibend und anfordernd seyn.*“

Erscheinung, ein Nicht-Ich für den Erzieher; ohne alle Realität, ausser in wiefern der Erzieher einen solchen Zögling in sich setzt. Oder auch umgekehrt: dem Zögling ist sein Mentor eine blosse Erscheinung; ein Nicht-Ich, ohne alle Realität, ausser in wiefern das Ich des Zöglings jenes Nicht-Ich in sich setzt. Diesen Idealismus dürfen wir von Fichte'n keinesweges fordern. Er hatte ihn längst verlassen, bevor an unsre Reden gedacht wurde. Wir müssen hier gemäss dem zuvor angeführten Fichte'schen Dogma voraussetzen: das Wesen trete in beide Willens-Entschlüsse ein, sowohl in den des Einen, *zu erziehen*, als in den entsprechenden des Andern, *sich erziehen zu lassen.* Denn mit Willens-Entschlüssen, in denen die blosse Erscheinung heraustritt, abgetrennt vom Wesen, könnten wir in guter Erziehung nichts anfangen.

Allein sehen Sie nun, was mir begegnet. Traue ich dem Zögling einen ächten Willens-Entschluss zu, sich erziehen zu lassen, so wird er mir gleichsam vor Augen so gross, so männlich, so mündig, dass er bald keine Erziehung mehr braucht. Gehe ich rückwärts in seine Kindheit, so finde ich keine ächten Willens-Entschlüsse, also nichts, worin das Wesen — nach obiger Vorschrift, — hervortreten könnte. Ja bei der Geburt gränzt der Zögling so nahe an die blossen Naturdinge, dass durchaus Zwischenglieder nöthig werden, wenn wir nicht in die bekannte Erstorbenheit der Naturphilosophie verfallen wollen. Diese Zwischenglieder sind am natürlichsten die Eltern. Sie denken in die Erscheinung, welche sie ihr Kind nennen, eine künftige Vernunft hinein, lange vorher ehe eine solche wirklich darin ist; — womit ich denn, beiläufig gesagt, auch auf meinem Standpuncte sehr wohl zufrieden und völlig einverstanden bin. Blieben wir nun stehen bei der Erziehung der ersten paar Jahre: so möchte uns keine auffallende Schwierigkeit begegnen. Allein jener Trieb nach Achtung, jene Kindlichkeit, die schon ein Gewissen, wenn auch ausser sich, hat, — das Alles mahnt uns an den Knaben, der längst darüber hinaus ist, von sich in der dritten Person zu reden. Das Ich ist in ihm; er weiss von Sich. Wie machen wir es nun, dass er sein Ge-

wissen, und den Maassstab seines Werthes, dennoch ausser sich habe? Etwa so, wie das idealistische Ich Stein und Holz und überhaupt die Sinnenwelt ausser sich setzt? Gehört denn das Gewissen auch in diese Klasse der gemeinen Dinge? Gesetzt, dem sey also: dennoch will es mir nun immer noch nicht gelingen, das Fehlende in dem eigentlichen Ich des Zöglings gerade *in den Erzieher* hineinzubringen; vollends da es unbestimmt bleiben muss, wer der Erzieher sey? ob der Vater, oder ein angenommener Erziehungs-Gehülfe, oder beim Autodidakten ein Buch, oder bei dem wild herangewachsenen Jüngling eine Geliebte. Nehmen wir noch hinzu, dass schlechte Erziehung wohl eben so häufig ist als gute, und dass die Mehrzahl der Menschen eigentlich gar *nicht* merklich von diesem oder jenem erzogen wird, sondern statt aller Erziehung eine Menge von Einwirkungen theilweise annimmt oder abstösst: so wird das Ich des Zöglings, der den Maassstab seiner Selbstachtung ausser sich bald *hier* bald *dort* hat, und ihn vielleicht bis ins späteste Alter noch an Erinnerungen irgend einer frühern Auctorität heftet, — vor meinen Augen etwas so Buntes und Zufälliges, dass ich darauf willig Verzicht thue, in einem fremden Systeme consequent zu denken; und mich gern begnüge, nach eigner Ansicht den Anknüpfungspunct der Ichheit in jedes *Thun* und in jede Hingebung ohne Mühe verlegen, — oder *besser*, ihn so vielfach annehmen zu können, als er sich darbietet.

Um kurz und ernst zu sagen, was ich denke: — der Begriff der Erziehung ist ein *gegebener;* keine idealistische Construction kann ihn erreichen, ohne in die gröbsten und offenbarsten Fehler zu gerathen. Das allein schon ist eine genügende Widerlegung des Idealismus in jeder Form, die er versuchen kann. Und eine von den wichtigsten Proben wahrer Metaphysik und Psychologie besteht gerade darin, dass sie das pädagogische Causalverhältniss begreiflich macht.

Fichte's pädagogische Ansicht, dass der gute, lenksame Zögling den Maassstab seiner Selbstschätzung nicht mit vollem Selbstvertrauen in sich sucht, sondern sich auf das Urtheil seines Erziehers stützt: bezeichnet richtig das Verhältniss zwischen diesem und jenem; aber *wäre das Ich des*

Zöglings, — oder überhaupt irgend ein Ich, anzusehen als ein Reales, und desshalb in sich Vollständiges, so würde ein so wichtiger Theil des Wissens von Sich, wie der, welcher liegt in dem Wissen vom eignen Werthe, niemals von dem eignen Ich getrennt, in eine andre Person können verlegt werden; sondern mit dem Selbstbewusstseyn schlechthin verbunden seyn und bleiben. Und dies ist um desto auffallender, da hierin die Jahre keinen wesentlichen Unterschied machen; vielmehr bei sehr vielen Individuen lebenslänglich der *Beichtvater* die Stelle des Erziehers behauptet; ohne dass man ihnen darum die Persönlichkeit absprechen darf. Die pädagogische Thatsache ist richtig; die Erklärung derselben nach idealistischen Ansichten ist unmöglich. Höchstens hätte nach diesen Ansichten der Zögling sich einen Erzieher eingebildet; er hätte sein eignes Gewissen in der Einbildung aus sich hinaus getragen. Aber er hat einen *wirklichen* Erzieher; und noch mehr! diesen wirklichen Erzieher hat er sehr nöthig.

Wäre es Ihnen vielleicht gefällig, hier einmal an Ihren oben erwähnten Einwurf zurückzudenken? Sie werden, glaube ich, Stoff zu einer interessanten Vergleichung antreffen. Wenn nach meiner Psychologie in einem Menschen mehrere Vorstellungsmassen sind, deren jede zu eigner Ausbildung gelangt; wenn alsdann eine derselben handelnd hervortritt, eine andre aber dieses Handeln appercipirt, und es lobt oder tadelt: dann, sagen Sie, kann keine Zurechnung Statt finden. Denn die appercipirende Vorstellungsmasse ist gleichsam eine fremde Person. Sie ist unschuldig. Jene erste, welche den Sitz des Handelns ausmachte, würde allein gelobt oder getadelt werden. Aber wo bleibt nun die Person, welche Sich, das heisst, ihr eignes Ich beurtheilt? *Keine der beiden Vorstellungsmassen ist das Ich,* also ist Niemand da, welchen die Zurechnung träfe; folglich müsste es keine Zurechnung geben, was absurd ist. Diesen Einwurf erläuternd, fragen Sie, ob denn Jemand sich das anrechnen werde, was ein ihm durchaus fremder Vorfahrer in der Amtsführung verbrochen hat?

Bevor ich mich zur Antwort anschicke, lassen Sie uns

doch jene Beschreibung des Zöglings nach Fichte'n zurückrufen. Dieser, und eben so alle erwachsenen Beichtkinder, oder die, ihnen ähnlich, einen Gewissensrath ausser sich haben, stellen uns das in der Wirklichkeit dar, was jene beiden Vorstellungsmassen Bedenkliches hatten. Wenn der Sohn einen Fehltritt begeht, so tadelt ihn der Vater. Aber dabei bleibt es nicht. Der Sohn schämt sich: — weshalb? Etwa deshalb, weil er den Tadel anerkennt? Vielleicht! Doch das ist nach Fichte'n nicht die Hauptsache beim Zögling als solchem. Denn er hat den Maassstab seiner Selbstschätzung *ausser sich*. Also ausser ihm liegt der Tadel, der ihn verwundet! Wollen wir das etwa leugnen? Die pädagogische Erfahrung sagt wirklich, dass man den Kindern *beinahe* Alles was man will, zur Ehre und zur Schande machen kann. Woher kämen auch sonst so viele thörichte Ehrenpuncte, die im gemeinen Leben Schaden genug anrichten? Man hat sie erkünstelt. Die Möglichkeit eines solchen Erkünstelns gehört zu den leidigen psychologischen Wahrheiten, die man gern — nicht einräumt, und die dennoch wahr sind. Lob und Tadel wirken auf die Menschen, auch wenn sie selbst kein Urtheil über sich fällen; und selbst ohne Rücksicht auf Nutzen oder Schaden. Sie haben wirklich ein Gewissen ausser ihrem Ich; und zwar ein solches, wie *man es* ihnen macht und giebt; schlecht oder gut.

Das ist das Erste; aber auch ein Zweites dürfen wir nicht vergessen. Wenn der Sohn einen Fehltritt beging, so schämt sich des Sohnes auch der Vater. Giebt er sich Rechenschaft davon? Vielleicht! Denn er hätte durch bessere Erziehung bessere Früchte erzeugen sollen. Aber das passt nicht immer. Sein Gewissen sagt ihm oft, er habe Alles gethan was er vermochte. Und dennoch *schämt* sich der Vater. Noch mehr! Des Bruders schämt sich der Bruder. Nicht bloss der ältere, der ein Beispiel geben sollte, sondern auch der jüngere. Auch die Schwester schämt sich. Die ganze Familie zieht sichs zu Gemüthe. Ja die ruhigen Bürger im Staate schämen sich, wenn die Truppen feige waren. So dehnt sich die Zurechnung aus ins Unbestimmte, weit hinweg über das individuelle Ich.

Aber, sagen Sie, der Nachfolger schämt sich nicht dessen, was der durchaus fremde Vorgänger verbrach. Also giebt es einen solchen *durchaus fremden!* Daran erkenne ich (wenn Sie das ernstlich meinen,) den Realisten. Der Idealist hätte gesagt: *humani nihil a me alienum puto;* denn die Menschheit ist Eins. Alle Menschen müssen sich dessen schämen, was irgend Einer verbrach. Ja die Consequenz fordert durchaus, dass man sich auch derjenigen Sünden schäme, die im Monde und auf dem Jupiter begangen werden. Denn — wie ungelegen immerhin diese Erinnerung seyn möchte — *das Wesen ist es, welches in den Willens-Entschlüssen heraustritt.* Oder wollen Sie den Mond und den Jupiter sammt deren Bewohnern etwa geradezu unter die Erscheinungen der zweiten Potenz rechnen? — Doch Ihnen darf ich nicht zumuthen, Fichte's Lehre zu vertreten. Sie räumen im Gegentheil mir ein, dass, wo Zurechnung in Frage kommt, recht füglich Einer dem Andern durchaus fremd seyn könne; womit denn die *versuchte* Zurechnung verneint und *abgewiesen* ist. Allein zugleich geben Sie zu verstehen, dass sich dies Fremdseyn *nicht überall* vorfinde; und so dürfte ich fast glauben, wir wären einander etwas näher gerückt.

Und worin näher? Darin, dass *die vorerwähnten beiden Vorstellungsmassen*, welche der Voraussetzung nach in *Einer* Seele seyn sollen, *nicht nöthig haben, sich mit gegenseitig durchaus fremden Personen vergleichen zu lassen.* Sie stehn einander gewiss näher als Sohn und Vater, Zögling und Erzieher. Denn der weitläuftige, vielfach bedingte Process des Handelns und Beobachtens, des Sprechens und Verstehens, ohne welchen Zögling und Erzieher von einander nichts wissen würden, ist zwischen den mehrern Vorstellungsmassen Einer und derselben menschlichen Seele in der Regel nicht nöthig. In der Regel, sage ich; weil ausnahmsweise auch das Gegentheil vorkommt. Wenn der Geschäfftsmann sich etwas aufzeichnet, wenn der Reisende sein Tagebuch führt: so leitet er eine Correspondenz mit sich selbst ein, die ihren Weg durch die Sprache nimmt. Allein in den Fällen, wo das Gewissen laut spricht, geht die Schaamröthe dem Selbstgespräche voran, zum Zeichen, dass eine Vorstellungsmasse schon weit früher die andre verstanden hatte, bevor der Tadel zum Worte kommt. — Alle diese Weitläuftigkeit sollte wohl entbehrlich seyn; denn vom *Verschmelzen* der Vorstellungsmassen, so weit sie irgend können,

ist am gehörigen Orte gesprochen; *dies Verschmelzen aber, so weit es reicht, hebt alle Vielheit und Sonderung auf; es stellt sich in ihm die Einheit der Seele dar.*

Und mit ihm kommt die Einheit des Ich; nämlich beim Gesunden und Besonnenen. Täuschen wir uns aber ja nicht über diesen Punct! Denn aller Angewöhnung an das idealistische Ich zum Trotze, kennt schon längst die Psychologie Zustände genug, in welchen das Ich *nicht* vollkommen Eins ist; und sie verfehlen auch nicht, die Zurechnung zu begränzen. Doch mit Wahnsinn, Rausch, Nachtwandeln, u. dgl. will ich Sie nicht aufhalten. Die Ichheit erzeugt sich fort und fort; sich sammelnd wächst sie, und als ein wachsender Faden durchläuft sie theils die Lebenszeit, theils den Reichthum der Gedanken, theils Pläne und Maximen; doch *sucht* sie auch oft mühsam genug sich selbst in den verschiedenen Vorstellungsmassen; und klagt, bei weitem nicht ganz, und nicht von selbst mit sich Eins zu seyn. Diese Klage erschallt bald aus der einen, bald aus der andern Vorstellungsmasse; denn das Ich ist vieltönend; und vielbedürfend, und vielfordernd an sich selbst, und keinesweges stets einerlei Wissen und Wollen von sich.

Sind diese Sätze etwa neu? — Der Idealismus machte sie neu; denn er verkannte sie. Und die alte Psychologie der Seelenvermögen erlaubte ihm das; denn sie unterschied zwar die Substanz der Seele vom Ich; aber nur als Substanz und Accidens; sie begnügte sich, die Accidenzen nur *gerade* hineinzuschütten in die Substanz. Dadurch wurde die Seele verdächtig. Doch nichts weiter davon! Im Vorigen kam es bloss darauf an, zu begreifen, dass sich *das Ich* tadelt oder lobt, *indem eine Vorstellungsmasse die andre beurtheilt.* Nun erzeugt freilich nicht das Ich die Vorstellungsmassen, wohl aber wird es selbst in jeder von ihnen vielfach und fortwährend erzeugt; ja die Zurechnung ist grossentheils selbst der Actus dieser Erzeugung, Verknüpfung, Verschmelzung. „Habe ich das gethan und gesagt?“ *Ja*, ruft man ihm zu, *Du bist Schuld durch Dein Thun und Lassen.* So setzt man ihm sein Ich aus Theilen zusammen, wenn eine mühsame Erinnerung nicht von selbst das Einzelne aus verschiedenen Vorstellungsmassen vollständig genug verbunden hatte.

Ein andermal hört man Viele zugleich rufen: „Haben Wir das gethan?“ *Ja*, lautet die Antwort, *Ihr seyd Schuld, alle zusammen, denn Jeder von Euch hat Etwas dabei,*

und Jeder von Euch hätte die Andern zurückhalten sollen. — Da kommt das Wir und das Ihr zum Vorschein, wo Viele sich gemeinschaftlich zurechnen, was — bald Einer von Allen, — bald Alle wie Eine Person, gethan oder gelassen haben.

Der Kreis dieses Wir und Ihr bestimmt sich höchst zufällig, und verändert, vergrössert, verkleinert sich nach den Umständen. Keine Möglichkeit ist hier, ein idealistisches Ich zum Grunde zu legen. Gäbe es *erst* ein Ich, und *dann* Vorstellungen des Ich, so wäre sein Pluralis, das *Wir*, durchaus undenkbar. Es entsteht geradezu *aus* den Vorstellungen, die Jeder im Kreise der Andern sich bildet. Und eben so entsteht das Ich; obgleich, wegen der Einheit der Seele, um sehr Vieles vester und bestimmter als das Wir und das Ihr.

Die Zurechnung steht vest. Darauf baueten Sie, indem Sie mir wegen der verschiedenen Vorstellungsmassen Einwendungen machten. Aber auch meinerseits baue ich darauf, indem ich darauf dringe, dass es nicht nur eine Zurechnung giebt zum Ich, sondern auch zum Wir; und zwar zu einem solchen Wir, welchem schlechterdings keine ursprüngliche und *zugleich seinen Kreis begränzende* Einheit, als *reales Princip*, zum Grunde liegen kann.

Das Ich ist kein reales Princip. Beim reifen Manne zwar ist es ein mächtiger Strom. Aber im Kinde floss dieser Strom aus tausend Bächen zusammen, welche mit sich führen, was die Umgegend darbot. Und desshalb ist Erziehung die Bedingung der Humanität.

Jetzt sey das Ich bei Seite gesetzt; aber von dem Wir ist noch ein Wort zu reden; denn seine Construction kommt bei der Erziehung gar sehr in Betracht. Und Fichte, in seinem jugendlichen Gemeinwesen, hätte darauf stossen müssen. Der Zusammenhang mit dem Obigen wird hier von selbst einleuchten.

Das Wir ist das vergrösserte Ich; und es zeigt dessen Veränderlichkeit nach vergrössertem Maassstabe. Weit schwerer noch als das Ich gelangt das Wir zu einem bestimmten, vollends zu einem edeln Charakter.

Zwar fehlt der Ausdruck Wir in keines Menschen Sprache ganz und gar. Denn Jeder hat irgend Etwas mit Andern gemeinschaftlich gethan und gelitten. Aber vergleicht man die Energie, womit verschiedene Menschen das Wir aussprechen, so findet man die mannigfaltigsten Abstufungen. Nicht bei dem Herrscher, der von sich in der Mehrzahl redet; noch weniger bei dem Schriftsteller, der nur desshalb das Wir

gebraucht, weil er gar keine bestimmte Person anzeigen will, erwartet man die eigentliche Bedeutung des Wir; aber es ist schlimm, wenn sie auch in der Gesellschaft nicht überall hervortritt; und eben so schlimm, wenn sie streitende Partheien in der Gesellschaft anzeigt. Erinnern wir uns jetzt nochmals jener vier Abtheilungen, welche der psychische Mechanismus, sich selbst überlassen, von keinem höhern Geiste geleitet, in der Gesellschaft hervorbringt. Jene Unglücklichen, welche die Cholera in Harnisch brachte gegen Aerzte und Behörden, weil sie von der wohlthätigen Absicht beider nichts begriffen, sprachen auf einmal das Wir mit einer Energie, von der sie bis dahin nichts wussten; denn jetzt hatten sie sich zusammengerottet, und meinten bewaffnet durchzudringen. Bald kehrte ihr voriger Zustand zurück; das Wir verschwand; das demüthige Ich trat wieder an seinen Platz; denn diese Leute sind in der Regel froh, wenn sie als Clienten irgend einem Patron sich anhängen können, sonst stehn sie einzeln und verlassen. Das Gegenstück zu ihrem demüthigen Ich zeigt uns der Angesehene, und sein vornehmes Ich. Er braucht sich nicht anzuschliessen. Die conventionelle Höflichkeit bezeichnet weite Distanzen verschiedener Rangstufen in den Gesellschaften der Angesehenen. Wo denn hat das eigentliche Wir seinen wahren Sitz? Natürlich nur in der Klasse des Mittelstandes; der längst als der dritte Stand pflegt gezählt zu werden, und zugleich als der unterste, weil die vierte Klasse gar nichts dauerhaft Vereinigtes, keinen *Stand*, in der Gesellschaft bilden kann.

Welche politische Betrachtungen sich hieran knüpfen, das ist bekannt genug. Aber dass dieselben nicht bloss in die Pädagogik, sondern bis in die Psychologie zurückgreifen, dies scheint wenig bemerkt zu seyn. Und doch ist es nicht anders. Das Wir zeigt den Gemeingeist an; die Untersuchung des Gemeingeistes, nach seinem Ursprunge, seiner Beschränkung, seiner möglichen Ausartung, ist eine Untersuchung über das Wir, theils im Gegensatz, theils in Verbindung mit dem Ich. Die Politik hat nicht bloss ihre Ultras, sondern auch ihre Gemässigten; unter diesen besitzt sie manchen ruhigen Denker; und es ist zu hoffen, dass ein solcher irgend einmal den angegebenen Faden rückwärts bis in die Psychologie verfolgen wird.

XIX.

De principio logico exclusi medii inter contradictoria non negligendo.

1833.

Quum sensibus, intellectu, et ratione omnis humana cognitio effici videatur, ita, ut sensibus notitiae rerum acquirantur, intellectu notiones formentur, ratione de rebus, vel quales sint, vel quousque notionibus nostris cognosci possint, recte statuatur: magnopere cavendum est, ne tripartita haec cognitionis auxilia vel incuria quadam, vel mala sedulitate detrimenti aliquid capiant. Animi facultates, quae dicuntur, hic non arguo: de iis enim, quid sentiam, alibi exposui: conficiendae humanae cognitionis negotium ita certe proponi potest, ut notiones rerum et percipiendae sint, et formandae, et corrigendae. Quomodo fiat, ut sensibus aliquid percipiatur, et quanam via cogitando progredi debeamus in corrigendis notionibus, magnae philosophorum sunt quaestiones et dissensiones: de notionibus formandis minus laborabant philosophi, quoniam in hac quidem media officii parte logices praeceptis uti posse videbamur; videlicet eiusdem logices, quam ab Aristotele iam plerumque recte constitutam esse Kantius sua confirmaverat auctoritate.

Kantius vero, quum spatium et tempus non modo rebus in se spectatis denegasset, sed etiam in meras sentiendi formas redegisset, et categorias quoque ad phaenomena cogitando persequenda revocasset, tantos motus excitavit, quantos futuros esse ipse non praeviderat. Fichtianum idealismum secutus est Spinoza redivivus: at Spinoza, quem in demonstrando logicas regulas strictissime observasse plerique putant, in novas formas adeo mutatus hodie nobis exhibetur, ut prima et certissima logices principia non solum negligantur, sed aperte et disertis verbis tanquam falsa repudientur. Notissimum est principium contradictionis, in rerum notionibus formandis semper observandum, in mathematicorum notionibus interdum ita migrandum, ut statim confiteamur, imagina-

rias, quae vocantur, quantitates ad calculi subsidia restringendas, sed nullo modo rebus ipsis esse adhibendas. Ad principii contradictionis familiam pertinet principium identitatis, atque principium exclusi medii: illo concesso, de his dubitari nequit.

Alio loco*) principii cuiusdam tertii intervenientis mentionem feci, iamdudum excogitati, quasi posset in locum principii exclusi medii succedere. Ansam tamen huius dissertationis desumere malui ex libro, qui nunc multorum est in manibus: Hegelii encyclopaedia, ubi p. 124. editionis secundae leguntur haec:

„Der Satz der Identität lautet: Alles ist mit sich identisch; A = A. Und negativ: A kann nicht zugleich A und nicht A seyn.“

Hic statim notandum occurrit, literas mutandas esse ita: *A kann nicht zugleich B und nicht B seyn.* Vel ita: *A kann nicht zugleich nicht-A seyn.* Non inutilem esse hanc correctionem, mox patebit. Hegelius pergit:

„Dieser Satz, statt ein wahres Denkgesetz zu seyn, ist nichts als das Gesetz des abstracten Verstandes. Die Form des Satzes widerspricht ihm schon selbst, da ein Satz auch einen Unterschied zwischen Subject und Prädicat verspricht, dieser aber das nicht leistet, was seine Form fordert.“

Quod non est concedendum. Neque enim in propositione: duo bis sumta efficiunt quatuor, ulla fit mentio diversitatis inter subiectum et praedicatum, nec in alia quacunque simplici propositione affirmativa. Aliter res in psychologia se habet, ubi quaeritur, qualis sit mentis actio in iudicando: sed quaestiones psychologicae non confundendae sunt cum logicis.

„Namentlich wird es aber durch die folgenden sogenannten Denkgesetze aufgehoben, welche das Gegentheil dieses Gesetzes zu Gesetzen machen.“

Vix lectorem divinaturum puto, quid hic sibi velit Hegelius. Sed p. 126. haec sequuntur:

*) Introductionis meae in philosophiam p. 33. edit. secundae.

„*Der Unterschied an sich giebt den Satz: Alles ist ein wesentlich unterschiedenes.*"

Possis putare, in his verbis latere principium indiscernibilium, satis notum, etsi falsum. Auctoris tamen consilium statim nobis aperietur; pergit enim:

„*oder, wie er auch ausgedrückt worden ist, von zwei entgegengesetzten Prädicaten kommt dem Etwas nur das Eine zu, und es giebt kein Drittes. Dieser Satz des Gegensatzes widerspricht am ausdrücklichsten dem Satze der Identität, indem Etwas nach dem einen nur die Beziehung auf sich, nach dem andern aber die Beziehung auf anderes seyn soll.*"

Quod omnino est negandum. Posito *A*, nulla ponitur relatio. Posito *A* = *A*, res non duplicatur, sed cogitatio. Itaque res non refertur ipsa ad sese, (quasi Fichtianum Ego,) sed duplex vel multiplex cogitandi actus, quem iterare licet vel hodie vel cras vel minimo quoque temporis intervallo interiecto, semper in idem punctum reverti dicitur sine ullo discrimine, cui relationis aliquid affingi debeat vel possit. Posito *A*, ut sit vel *B* vel non *B*, verbi causa: homo est vel doctus vel indoctus, ne hic quidem inest relatio in *A*, neque homo refertur ad doctrinam, sed doctrina refertur ad hominem, atque haec relatio vel affirmatur vel negatur. Itaque si praecesserit propositio, *homo est homo*, sequente altera, *homo est doctus*, nullum contradictionis vestigium apparet, quoniam in homine ipso nihil relationis positum erat, neque etiam nunc ponitur. At hominem doctum indoctum dicere non possumus, nisi adhibita distinctione vel temporis vel doctrinae, cuius plura sunt genera. Verumtamen audiamus Hegelium, ut ipse nos certiores reddat, utrum voluerit loqui de principio exclusi medii, nec ne.

„*Es ist die eigenthümliche Gedankenlosigkeit der Abstraction, zwei solche widersprechende Sätze als Gesetze neben einander zu stellen, ohne sie auch nur zu vergleichen.*"

De hac insimulatione infra plura dicemus. Pergit ille:

„*Der Satz des ausgeschlossenen Dritten ist der Satz „des bestimmten Verstandes, der den Widerspruch von*

„*sich abhalten will, und indem er dies thut, denselben* „*begeht. A soll entweder + A oder — A seyn:* „*damit ist schon das Dritte, das A ausgesprochen, wel-* „*ches weder + noch — ist, und das eben sowohl auch* „*als + A und als — A gesetzt ist.*“

Haec sufficiant. Voluisse quidem loqui de principio exclusi medii Hegelius aperte profitetur: ipsius autem principii formulam nec receptam a logicis nec unquam recipiendam, sed prorsus falsam et ineptam attulit: scribendum enim erat: *A* est vel *B* vel non *B*; ita ut, posito *A*, decernendum esset inter eius praedicata *B* et non *B*, quae tertium non admittunt. *Nunquam autem*, posito *A*, *ambigitur*, utrum *hoc ipsum A* sit vel *sibi* aequale vel *sui* contrarium; quorum *primum affirmaverat principium identitatis*, *alterum negaverat principium contradictionis*.

Ille autem, positis duabus formulis aeque ineptis, scilicet:

A non est simul *A* et non *A*,

A est vel *A* vel non *A*,

contradictionem extorsisse sibi videtur: sed quonam artificio? Nullo omnino: nisi hoc, ut rem unam omnium maxime liquidam turbaret. Primo de duabus propositionibus loquitur, quarum altera alteri contradicat: deinde in ipso principio exclusi medii, per se sumto, contradictionem vana eius vitandi spe commissam affirmat: neque tamen vel primum vel secundum ita seorsim tractavit, ut erroris origo appareat. Ipse autem error sponte patet. Quod ille *tertium* posuit *A*, id nullo modo tertium haberi potest, sed est *primum*, sicut apparet in correctis formulis:

A non est simul *B* et non *B*,

A est vel *B* vel non *B*,

ubi *A* neque affirmationis neque negationis signo affectum invenitur. Quod autem illud idem *A* putavit utroque signo affici, in hoc erravit, quum loco *B* poneret *A*: nec disiunctionem animadverteret, cuius ea est vis, ut contradictioni omnes aditus intercludantur.

Quum itaque principium exclusi medii tam male habitum viderem: operae pretium duxi, superioris temporis auctores aliquot evolvere, ut eorum industriam cum illa levitate com-

pararem. Neque ab Aristotele vel ab Stoicis rem repetere volui: quaestio enim eandem tangit logicam, qua nunc in nostris scholis utimur: hanc damnavit Hegelius, haec proxime derivanda est inde ab illis temporibus, quae Kantium antecesserunt; itaque audiamus Wolfium, de principio nostro disputantem et in logica et in metaphysica. Pauca tamen videntur praemonenda.

Wolfii auctoritas fere nulla est, ubi de notionibus *corrigendis* sermo instituitur: multum vero ei tribuendum, ubi *formandarum* notionum curam gerimus. Nolo hic repetere, quae de metaphysicorum problematum vera indole saepius exposui; tantum dico, magnum discrimen, quod nostri temporis philosophiae intercedit cum illa antekantiana, illustrari et intelligi non posse, nisi distinguatur *formandarum* et *corrigendarum* notionum labor et negotium. Hominum ingenia hodie non aliter nascuntur, ac saeculo superiori; sed delati nunc sumus in earumdem difficultatum regionem, quibus Graeci iam ante Aristotelem premi philosophiam senserant, neque dubitandum est, quin veterum placita multo clarius nostris oculis obversentur, quam vel ipsi Leibnitio, Spinozae, Cartesio. Vagis tantummodo rumoribus acceptis de Eleaticis et de Heraclito, ne Platonis quidem et Aristotelis scripta recte intelligi potuerunt. Wolfii aetas in formandis notionibus physicis et psychologicis versabatur: *ipsi autem experientiae inesse stimulos quosdam, ut eius fines necessario et optimo iure transgrediamur*, ne Kantius quidem satis perspexit, quamobrem non de corrigendis experientiae notionibus sollicitum se praebuit, sed critici personam gerens omnia perfecta fore putavit, si a transscendente ad transscendentalem philosophiam homines redirent. Itaque ne miremur Wolfium sic disputantem:

Eam *experimur* mentis nostrae naturam, ut quodcunque vel esse iudicet, vel non esse. In *singularibus* casibus idem obvium est. Nemo enim non iudicat: *aut Petrus fuit Romae, aut non fuit Romae; aut Venus nativo gaudet lumine, aut non gaudet. Aut dies est, aut dies non est.* — Ponamus, *G* sub se comprehendere individua *A*, *B*, *C*, *D*, *E*, etc. Quoniam igitur in *singulari* concedis,

quodlibet esse vel non esse: igitur negare non potes, quod *A* vel sit vel non sit, *B* vel sit vel non sit, *C* vel sit vel non sit, etc. Quoniam adeo *G* et A + *B* + *C* + etc. idem sunt: igitur etiam *G* vel est vel non est. Atque adeo *universaliter* patet: *Quodlibet* vel esse vel non esse*).

Qui locus si Hegelio perlegendus proponeretur: procul dubio sic responsurus esset:

*Die Gedankenlosigkeit der Sinnlichkeit, alles Beschränkte und Endliche für ein Seyendes zu nehmen, geht in die Hartnäckigkeit des Verstandes über, es als ein mit-sich-identisches, sich in sich nicht widersprechendes, zu fassen***).

Certe haec in Wolfium, ad experientiam et singularia confugientem, scripta videri possunt. Attamen Wolfium vix concessurum fuisse arbitror, quum experiamur mentis nostrae naturam in cogitando, id facultati *sentiendi* esse tribuendum: sed quaereret fortasse, unde Hegelius hoc compertum haberet, intellectus eam esse pertinaciam, ut contradictiones strenue respuat? Nisi enim *compertum* haberet, pronuntiare non potuisset. Et quia compertum habuit, hanc ipsam ob causam repugnare non debuit pertinaciae, quam vincere non potuit; vinci enim omnino non potest. Quod autem a singulari ad universale procedit Wolfius, id longe diversum est a finiti et infiniti discrimine: singularis ille cadit etiam in spatium vel tempus infinitum. Nec haereamus in formula: *A* vel *est* vel non *est:* alibi enim apud Wolfium invenimus contradictionis formulam: „hoc *A* est *B* et hoc *A* est *non B*, ut idem de eodem individuo eodem tempore vel sub eadem determinatione una affirmetur atque negetur" ***). Nullo autem loco apud Wolfium occurrit formula Hegeliana: *A est vel A vel Non-A.* Denique Wolfius comparationem ab Hegelio desideratam inter principium identitatis et principium exclusi medii non omisisse censendus est: nisi forte quis serio discrimen statuat inter formulas *A* = *A* et *A non* = *Non-A*, quarum prior vocatur principium identitatis,

*) Wolfii ontologia §. 52. 53.

**) Hegelii encyclop. §. 113.

***) Wolfii logica §. 532.

posterior principium contradictionis. Multus enim est Wolfius in quaestione: *utrum rectius dicatur, principium exclusi medii prodire ex principio contradictionis, an contradictionis principium fontem esse illius principii exclusi medii.* Tuetur Aristotelis sententiam, primum locum assignantis principio contradictionis: demonstrat, circulum latere in modo, quo colligatur principium contradictionis ex principio exclusi medii: narrat tamen, fuisse, qui demonstrandi ordinem converterent*), Ceterum suspicatus non videtur, exstiturum aliquem Fichtianum, qui paginarum quarundam in libro: *Wissenschaftslehre*, oblivisci non posset; atque pravum abusum illarum formularum in explicanda notione τοῦ Ego, (cuius abusus culpam sustinet Fichtius,) usque ad nostra tempora esset traducturus! Falluntur omnino, qui difficillimam notionem *identitatis obiecti et subiecti* ad formulam $A = A$ referendam sibi persuadent: habent problema nudum et crudum pro solutione problematis, speciem pro re ipsa: sed nolo hic ad res iamdudum a me expositas reverti.

Scriptores Wolfianam rationem sequentes eodem fere modo locum nostrum tractare, ac Wolfium, exspectandum est. Ita v. c. Reimarus, ubi de conclusionibus ad contradictorias propositiones loquitur, a principio contradictionis progreditur ad principium exclusi medii**). Orditur tamen a *rerum similium vel dissimilium comparatione* instituenda: qua fiat, ut discernamus aequalia et discrepantia: hinc ducitur ad principia identitatis et contradictionis. Sed quid dicturum fuisse Reimarum arbitremur, si Hegelium audivisset docentem, in formula $A = A$ indicari cuiuscunque rei *relationem ad se ipsam?* Rem duplicari ad instar obiecti et subiecti in illa Fichtiana conscientia nostri? Duplex vel multiplex cogitatio eiusdem A nullo modo mira videri potest, ubi adest rerum similium multitudo: nam id ipsum, quod efficit similitudinem, *toties* ponitur, *quoties* in rebus occurrit. Nec ea conditione ponitur, quasi res altera alteram similem respiciat, ab altera pendeat, cum altera sit connexa: neque ut

*) Wolfii ontologia §. 54.

**) *Vernunftlehre von* Reimarus §. 163.

via quadam cogitationis necessariae ab altera perducamur ad alteram: verum formula $A = A$ in similium comparatione sic adhibetur, ut unumquodque A per se concipiatur, et eodem modo conciperetur, etsi a sui similibus longissime esset remotum. Itaque ne plurium quidem rerum exstat relatio inter se: multoque minus cogitari debet de relatione rei ad semet ipsam, quasi itinere facto ad sese domum rediret ibique imperaret.

Si tamen aliquis ex me quaereret, an formula $A = A$ necessario derivanda sit a multitudine rerum similium: id non affirmarem. Nimirum tota quaestio vertitur in hoc cardine: qui fit, ut multiplex ponatur A, atque ut scribi possit $A = A = A = A$ etc. in infinitum, cum tamen iubeamur idem A agnoscere in omnibus? Haec licentia multiplicandi negata videtur ipsius formulae sensu: nihilominus ratio sufficiens patet, ubi adest rerum vel notionum alias diversarum multitudo, quibus omnibus nota A est tribuenda; itaque iam quaeritur, an hac *unica* ratione sufficiente nitatur licentia multiplicandi? Quod non concesserim. Vera enim est formula, etsi nullo respectu habito ad rerum similium multitudinem. Quocirca restat explicandum, quid tum sibi velit illa multiplicatio. Potest autem formula, ut varietatis aliquid in se recipiat, ita resolvi:

$A = A$,

sive $A =$ *non non-A*,

sive A *non* $=$ *non-A*.

Quibus in formulis nihil amplius inest, quam si dicas: A semper manet A, nec umquam a se ipso desciscere potest.

Itaque hoc sensu videmus principia identitatis et contradictionis esse aequipollentia: sed subaudiendam esse hanc thesin maxime necessariam:

Positis duabus negationibus eodem sensu acceptis, altera tollit alteram; ut prorsus evanescant, ubi ad idem objectum fuerint applicatae.

Habetur etiam pro concesso, *negationem a praedicato transponere ante copulam.*

Eiusmodi minutias vix proposuissem, nisi magnae auctoritatis quosdam viros in his logices primordiis viderem in

diversas abiisse sententias. Vetuit iam Hoffbauer, ne deriventur principia identitatis et medii exclusi a principio contradictionis*); et recte quidem, quia formularum aequipollentium nulla tanquam prior alteri, tanquam ab illa *dependenti*, est anteponenda. Nihil tamen impedit, quominus ostendamus, alteram posse ad alteram reduci: quod quum ostenderim de formula $A = A$ sive $A = non\ non\text{-}A$, adiiciam pauca de principio exclusi medii. Scilicet formula

A est vel B vel non-B

admittit explicationem disiunctionis; itaque sic resolvitur in duas formulas, vim disiunctionis exprimentes:

1) A, quod non B, est *non*-B,

2) A, quod non *non*-B, est B;

ut redeat ad formulas:

1) *non* $B =$ *non*-B, quae est identitatis;

2) *non non*-$B = B$, quam thesin modo proposui.

Apud Hoffbauerum invenio formulam Hegelianam, scilicet allegatam ut reiiciatur: quamobrem paucas lineas, per se satis claras, ex eius libro hic apponam:

„*Um den Satz der Einerleiheit zu beweisen, schloss man:*
„*A ist entweder A oder nicht A; das letzte ist un-*
„*möglich, (weil es sonst A und nicht A seyn würde),*
„*also ist es A.*"

Sponte patet, hunc syllogismum non meam esse reductionem; neque ad principium exclusi medii demonstrandum adhibuerim hunc alterum syllogismum:

„*Um den Satz der Ausschliessung zu beweisen, schloss*
„*man: Alles mögliche ist entweder A oder nicht A oder*
„*keines von beiden. Keines von beiden kann es*
„*nicht seyn, also ist es entweder A oder nicht A.*"

Ubi patet circulus in demonstrando ab Hoffbauero reprehensus. Sed non opus erat syllogismis incipientibus ab ineptis propositionibus. Reductionum ab me propositarum ordo postulat, ut ponatur

primo loco:	A *non* $=$ *non*-A
secundo:	$A = A = A$ etc.
tertio:	A est vel B vel *non* B.

*) Hoffbauer in logica, §. 23.

Claritas enim summa est in principio contradictionis: explicatione opus est in principio identitatis ob multiplicatum A; resolutionem requirit disiunctio in principio exclusi medii.

Venio nunc ad duumviros celeberrimos, quorum praesertim in rebus logicis magna est auctoritas: Krugium dico et Friesium.

Krugius eo consilio rem aggressus est, ut in artis formam et tria illa et rationis sufficientis principium redigeret, eaque omnia arctissimo vinculo complecteretur: quod his verbis declarat:

„*Die bisher aufgestellten Principien, als Grundgesetze*
„*des Denkens, bilden ein in sich geschlossenes und voll-*
„*endetes Ganzes; sie greifen organisch in einander und*
„*organisirend in alle Wissenschaften ein.*"

Vereor, ne in rebus simplicissimis nimio artificio usus sit. Pergit enim:

„*Das Princip der absoluten Identität stellt die Mög-*
„*lichkeit einer These, Antithese und Synthese überhaupt*
„*dar, indem in demselben A zugleich als gesetzt, sich*
„*entgegengesetzt, und sich gleichgesetzt vorgestellt wird.*
„*Es coincidirt demnach in diesem Principe These, Anti-*
„*these, und Synthese. Die folgenden Principien hinge-*
„*gen beziehen sich jedes einzeln auf die*

These: *Setze nichts widersprechendes,*
Antithese: *Von Entgegengesetzten setze in Einem Denkacte nur Eins,*
Synthese: *Verknüpfe das zu Setzende nach dem Verhältnisse des Grundes zur Folge.*"

Itaque *theseos* partes suscepit principium contradictionis, quo *prohibemur, ne falsi quid ponamus:* antitheseos loco procedit principium exclusi medii, quod potius videtur *iungere* subiecto A alterutrum praedicatorum B vel non B; synthesin efficit principium ab hac familia alienum, nempe principium rationis sufficientis. Quorsum autem abiit formula $A = A$? Haec scilicet ipsa complectitur omnia, thesin, antithesin, synthesin; quod profecto eget explicatione! Sensit nimirum Krugius, rationem esse reddendam mirae illius multiplicationis infinitae, quam involvit principium identitatis:

neque vero negationes evanescentes adhibet, sed utitur prorsus alio artificio. Intulit discriminis aliquid, quod non apparet in formula $A = A$, nec sua sponte evanescet, ubi semel fuerit admissum. Ipsius verba afferam:

„*Erstlich setzen wir etwas in Gedanken, was wir durch* „*A bezeichnen, zweitens setzen wir dieses Gedachte sich* „*selbst in Gedanken entgegen (?), drittens setzen wir* „*es in seiner Entgegensetzung sich selbst* „*gleich.*“ *)

Iam per Krugium licebit Hegelio esse logico, qui ubi logicam describit, haec docet:

a) „*Das Denken als Verstand bleibt bei der vesten Bestimmtheit etc.*

b) *Das dialektische Moment ist das eigene sich Aufheben solcher Bestimmungen, und ihr Uebergehn in ihre entgegengesetzten.*

c) *Das Speculative oder Positiv-Vernünftige fasst die Einheit der Bestimmungen in ihrer Entgegengesetztheit auf; das Affirmative, das in ihrer Auflösung und ihrem Uebergehen enthalten ist.*“ **)

Tantum potuit Fichtius, ut sua thesi, antithesi et synthesi conciliaret viros ceteroquin admodum diversa sentientes! Etenim ad illum omnia vana huius generis artificia sunt referenda: neque conspirarent Hegelius et Krugius, nisi ex eodem erroris fonte hausissent.

Iure certe suo postulabit Krugius, ut paullo ulterius progrediamur in eius sententia exponenda: habet enim meliora, ab illa identitatis diremtione et contrariorum aequatione longe aliena: quae tamen vereor, ne quamvis bona per se, ab hoc, quem tractamus, loco etiam sint aliena.

„*Man kann die Formel* $A = A$, *wenn man A als ein Ganzes vorstellt, auch so aussprechen: Das Ganze ist gleich allen seinen Theilen, und die Theile zusammen sind gleich dem Ganzen. Denn wir können uns von einem Ganzen, als solchem, keinen andern Begriff ma-*

*) Krugii logica §. 17.

**) Hegelii Encycl. §. 80. 81. 82.

chen, als vermittelst der Zusammenfassung seiner Theile, die wir als Merkmale in den Begriff des Ganzen aufnehmen. Die Formel A = A kann ursprünglich nichts anderes bedeuten als die Identität des Begriffs von einem Dinge und aller seiner Merkmale."*) Agnosco logicum: sed non agnosco principii identitatis expositionem. Quaero, utrum primum *A* significet rem, secundum notas coniunctas, an vice versa? Discrimen in cogitando adest inter notionem rei nondum definitam et definitionem notas rei seiunctas enumerantem: sed nihil discriminis demonstrat *A* primum et *A* secundum. Deinde formula adhiberi potest notionibus simplicibus; neque enim concedo, omnes notiones esse compositas. Unum est unum; nihil est nihil; album est album. In his desidero notarum varietatem aequantem ipsius rei notionem. Quam quum non inveniam, salvo principio abesse posse iudico. Itaque nihil iam desidero in formula simplicissima; ne ipsas quidem illas negationes se invicem tollentes, nisi quis postulet, ut comparationem principii identitatis et contradictionis instituam, aut multiplicati *A* rationem reddam.

Profectus a principio identitatis, inde Krugius deducit formulam *non A = non A;* atque pergit: „*Man sollte lieber Satz des Nicht-Widerspruchs sagen. Doch in verbis etc. A ist nur darum nicht Nicht-A, weil A = A ist, d. h. es ist bloss darum ein Merkmal in Beziehung auf seinen Gegenstand widerstreitend, weil der Gegenstand durch einen mit gewissen Merkmalen identischen Begriff gedacht ist.*"

Si in verbis faciles nos praebere placet, haec etiam ita convertere licebit: *A*, ipsum sibi aequale non poneretur nec animadverteretur, nisi *prius* repulsam tulissemus, quum *periculum fecissemus* repugnantes illi notas obtrudendi. Sed redeamus ad principium exclusi medii; cui praemisit Krugius principium, quod dicit, oppositionis, ita fere enuntiatum: posito *A* = *B*, negandum *A* = *non B*. Monet hoc loco, determinatione non semper opus esse, quum saepe in dubio

*) Krug l. c. §. 17.

relinquatur, an alicui rei *A* conveniat nota *B* nec ne. Sequi putat, restringendum esse principium exclusi medii ad res omni ex parte determinatas. Responderi potest, dubiam rerum conditionem non dubias reddere notiones generales: itaque notioni *A* vel iungendam esse notam *B*, vel non iungendam, etsi incertum maneat, an *rei* cuidam *A* conveniat nota *B* non comprehensa in notione generali *A*. Quaeratur verbi causa: num homo sit doctus? Negandum id quidem, etsi docti sint viri: in hominis notione certe nulla mentio fit doctrinae. Apparet tamen, cautionem esse adhibendam.

Friesii logicam evolventes, in tanta omnium, quae ad hanc artem spectant, ubertate pleniorem fortasse, quam invenimus, principii exclusi medii atque relationum eius ad principia identitatis et contradictionis expositionem poteramus exspectare: praesertim, quum in aliis multa reprehendat auctor, et satis longe a more usitato recedat. Saepe falsam, nunquam omni ex parte sufficientem doctrinam de principiis cogitandi traditam, anthropologica philosophicis mixta, ipsas formulas in capite logices a plerisque collocatas, omnia ex uno principio supremo frustra deducta, multas de formulis enuntiandis controversias motas queritur: suam adeo firmiter constitutam censet doctrinam, ut sibi in arenam non sit descendendum. Equidem in ceteris quidem philosophiae partibus nonnulla deprehendisse mihi videbar, quae non possem quin vel mutarem vel augerem: in logicis autem plurima satis bene tradita putabam; neque si quid novi ad logicam attuli, id magni esse momenti iudicavi. In anthropologicis haud parum a Friesio dissentiens, hoc saltem ei libenter concedo, a logicis illa omnino esse separanda. Igitur seposita omni anthropologiae mentione, seposita etiam tota de quantitate, qualitate, relatione et modalitate controversia, taceo Friesii artificium in disponendis logices principiis secundum quatuor illos titulos: sufficiat indicasse, Friesii et Krugii artificia hoc loco prorsus esse diversa. Quod ut ante oculos ponam, ordinem, quo principia illa distribuit, tacere non possum. Primo loco posuit Dictum de omni et nullo, *secundo* principium exclusi medii, tertio thesin de negatione praedicati transponenda ante copulam, (ut formula *A* non $=$ *B* oriatur ex *A* $=$ non-*B*),

quarto principium identitatis, *quinto* principium contradictionis, sexto principium rationis sufficientis*). Principium duplicis negationis nomine adest, revera desideratur: nam illo nomine tertio loco legitur principium de negatione transponenda, sed abest formula *A* = *non non A*. Paullo post tamen suo quasi iure debitum locum sibi vindicant tria illa principia, identitatis, contradictionis, exclusi medii; neque fieri poterat, ut simplicissimum omnium, quarto loco absconditum quasi quieta in sede remaneret. Tautologiam in omnibus agnoscit Friesius: explicandae vel excusandae tautologiae conamina nulla invenio: itaque comparatione cum Hegelio instituta assentior Friesio, quoniam hic ab illius peccatis hoc loco commissis longe abest.

Sunt sane, quibus Wolfii, Reimari, Hoffbaueri, Krugii, Friesii auctoritas nihil valeat contra Hegelium: quibus si vel sexcentos alios, ipsumque Aristotelem proponerem, ne sic quidem obtinerem, ut moveri se confiterentur.

Longe plures fore suspicor, qui tautologias omnino non curandas esse putent. Qui, si placet, adeant Platonem, ut discant, quanta vis sit in ideis identitatis et diversitatis: vel, si malunt, Schellingiani systematis nomen in memoriam revocent, quod identitatis systema appellatur. Quaestio est, *an* Schellingius *identitatem*, quam servasse prae se *fert*, *vere et recte tueri potuerit:* quo loco si defendi posset, statim omnibus philosophis in Schellingii vel Hegelii castra ita esset transeundum, ut, si quid controversiae remaneret, id minoris momenti esset habendum.

Principium exclusi medii hoc habet proprium, quod in eo vestigium apparet, exitum ex tautologiis patere. Reiecta enim Hegelii formula, *A* est vel *A* vel non *A*, atque revocata, ut iam monui, formula ab omni inde tempore usitata, *A* est vel *B* vel non *B*, iam conceditur, notionem quandam *A in se recipere* notam distinctam *B*, quae *ut ab A distinguatur*, *aliae quaedam notae in A reperiantur necesse est;* quibus *iunctis* cum *B efficiatur* notio *A*: cavet tantum formula, ne addatur *non-B*, *ubi iam admissum sit B.* Neque in logicis

*) Friesii logica §. 41.

ullus movetur scrupulus de admittenda nota *B* ab *aliis* notis in *A* obviis *diversa*. Confirmatur idem exemplis mathematicis; habere *multa* propria triangulum, habere *multa* propria circulum, nemo dubitat. Accedit experientia: notarum multitudinem in rebus deprehendisse nobis videmur. Res autem sensibus occurrentes mera esse *phaenomena*, monet metaphysica! Atque si ad philosophiam naturalem conamur adscendere, ratio reddenda est, quomodo fieri potuerit, ut uni rei *non* unum et simplex phaenomenon respondeat, sed ut haec unitas convertatur in *varietatem* notarum, quas in unaquaque re observando collegimus. Solvendum est problema, quomodo accidentia vel attributa inhaerere possint substantiis. Quod solvi posse, retento communi verbi *inhaerere* sensu, si quis negat, phaenomenis quidem, neque tamen rebus ipsis adhibebit principium exclusi medii; evanescit enim hoc principium, ubi prohibemur rei *A ullam* attribuere notam *B* ab *aliis*, si quae sunt, attributis eiusdem rei *diversam*.

Sed longe maiora (si Diis placet) exoriuntur! Quam experientia cognovimus naturam rerum, ea non tam angustis circumscribitur finibus, ut substantiarum *stabilitatem* solam ostendat: *mutationum* adeo plena sunt omnia, ut quibusdam etiam vivere omnia videantur. Quid hoc sibi vult, vivere? Non vivitur e formula, *A* est vel *B* vel non *B*. Immo vero vivum *A iam in eo est*, ut procedat mutando notam *B* in aliam contrariam. Nonne vita ipsa respuit principium exclusi medii? Itaque docente Hegelio vivere discat logica: discat etiam natura, nullum esse caput mortuum, nullam corporum inertiam: discant hominum mentes, nullam esse stabilem voluntatem nec cognitionem!

Falsa et absurda haec esse, clamabunt omnes. Hegeliani docebunt varium redire ad unum, mutationem non derogare stabilitati; logici docebunt, vitam non repugnare principio exclusi medii, nam decedente nota *B* locum vacuum relinqui notae non *B*, vel cuicunque contrariae. Audio: nam hic certe rem persequendi locum non habeo; sed quaero, quamnam causam habuerit Hegelius, cur novam conderet logicam, cur principium exclusi medii aggrederetur, cur intellectui id ipsum, in rebus finitis identitatem requirere, crimini daret? Hegeliani quid responsuri sint, non curo: sed alii sunt, iique multi, quibus hanc quaestionem etiam atque etiam meditandam censeam.

Logicarum autem regularum tale est robur, ea vis et aucto-

ritas, ut pro arbitrio unius scholae philosophicae flecti et frangi nullo modo possint. Receptae sunt non solum a ceteris scholis philosophorum (quibus imperare velle superbum est), verum etiam receptae sunt in ceteris artibus omnibus, in quibus quicquid est ordinis et formae, quicquid bene dispositum et rite conclusum, id vel ipsi debetur logicae, unde profectum est, vel consentaneum saltem illi reperitur atque agnoscitur. Vigent eaedem regulae logicae non in doctrinis tantum, verum etiam in omni oratione subtili et ad persuadendum accommodata; neque pro philosophorum, sed etiam pro rhetorum inventis sunt habendae. Plane contrarium dicendum est de rebus metaphysicis, dissensionum ita plenis, ut contentionum atque rixarum vocibus deterriti plurimi doctorum hominum eos fere perhorrescant. Quibus dissensionibus finem imponere vel quaerere saltem si quis velit, quid faciet? Num logicae mutandae se accinget? Ita si processerit, exiisse censendus est e virorum doctorum coetu. Atque etiam rumpere videretur omnium artium commercium et vinculum, si eius vinculi rumpendi fas esset alicui atque potestas. Immo vero res metaphysicae tum demum recte constitutae apparebunt, ubi agnoscetur, naturae explicationem cum regulis logicis *iisdem*, *quas omnes artes sequuntur*, satis bene consentire. Id adeo perspicuum est, ut nullam dubitationem movere potuisset, nisi causa quaedam erroris subesset: eaque mere historica. Fuit quondam tempus, quo in logica non solum normam cogitandi, sed omnium *disquisitionum* perficiendarum *organon* etiam invenisse sibi viderentur philosophi. Organi autem dignitatem logica non potuit sustinere neque tueri. Ita omni dignitate destituta videbatur; nec defuerunt, qui iam ante Hegelium logicam reformandam censerent. Sed huius erroris eadem fere est ratio, ac si quis putet, bonas leges in republica per se solas, ademtis omnibus vitae opibus et auxiliis, sufficere ad salutem omnium procreandam et conservandam. Certe non sufficiunt: neque tamen sunt evertendae, sed religiose colendae atque ad vitam regendam adhibendae. Sic etiam in philosophia ceterisque artibus omnibus nihil fieri debet contra logicam, etsi permultis opus est auxiliis nulla cogitandi regula, sed meditationum plurimarum varietate, usu, assiduitate, dexteritate comparandis.

XX.

Oratio ad capessendam in Academia Georgia Augusta professionem philosophiae ordinariam habita.

Die XXVI Octobris MDCCCXXXIII.

Initio huius saeculi, cum ad prima publice docendi pericula facienda, philosophandique specimina edenda accingerer, hanc musarum sedem, ubi cathedram ascenderem, prae caeteris Germaniae academiis eligebam; hic tanquam in scenam prodire ausus sum; haec alma Georgia Augusta nisi primitias meas benigne excepisset, pendentemque animum confirmasset, desistendum fuisset a proposita vitae ratione. Mutatis temporibus, cum armis Francogallicis omnia cederent, Napoleonisque nutum artes Germanicae reformidarent, nec huius etiam loci sanctitas satis tuta videretur, oblata mihi est celeberrima illa cathedra Kantiana; quam et lubens tum accepi, et grata recordatione nunc amplector, nec tamen meis rationibus adeo opportunam esse sensi, ut Georgiae Augustae desiderium tolleretur. Iam cum regis clementia gubernatorumque huius academiae beneficio id honoris adeptus sim, ut, quo in loco iuvenilem ardorem olim exercuerim, eodem quid seni mihi relinquatur virium, periclitari liceat: exspectationis nonnihil a loci munerisque dignitate profectum esse intelligo, cui sane vereor ne vel hac ipsa oratione parum sim satisfacturus.

Philosophiam commendandam esse sentio, suisque summis laudibus extollendam et ornandam; quam si possem a reprehensionibus et suspicionibus liberare, rem praeclare gestam arbitrarer. Quotumquemque enim hodie inveniam, qui philosophiam aliud quicquam esse putet nisi obscurorum verborum vel inanem iactationem vel insidiosam contortionem? Doctos quidem viros aequum est Platonis, Aristotelis, Leibnitii, Lockii, Kantii memoriam recolere, neque, simulac de philosophia sermo instituatur, de rixis scholarum nuperrime agitatis et vulgi sermonibus celebratis cogitare. Sed praeclara illa nomina, praeteritorum temporum ornamenta, hodie nobi-

lem quandam aeruginem contraxerunt; quod malum eo iam processit, ut philosophiae contemtio frangat studia: neglectis autem studiis augeatur contemtio.

Sunt certe, quibus philosophia videatur regina sine ditione; sive imperium sine territorio; quod haud scio an recte dicatur in quasdam philosophorum scholas, imperatoriam quasi potestatem sibi arrogantes; quarum meum non est patrocinium. Sed quam longe meam ab illarum causa separaverim, vix audeo dicere. Nam abiisse philosophos in summam scholarum diversitatem et discrepantiam, hoc ipso nihil maius et gravius, si in causas contemtae philosophiae inquirimus, reperietur; quod tamen quale sit, fortasse non satis intellectum est ab iis, qui hanc rem philosophiae crimini dandam putant. Difficultates enim superandas ignorant: itaque impedita habent pro expeditis; inchoata adspernantur, quoniam nondum sunt perfecta; obliviscuntur, praeclara quaeque esse ardua. Libros et scholas multi adire solent tanquam oracula: quorum effatis sit parendum nulla adhibita meditatione; atque inter ipsos libros ii videntur commodissimi, qui penum quasi porrigunt omnino paratum ita, ut statim in usum possit converti. Sunt autem quaedam animi gymnasia, non ad memoriam complendam, sed ad cogitationem acuendam, exercendam, roborandam accommodata: eaque gymnasia esse philosophorum scholas, Vobis profecto, Viri celeberrimi, est notissimum; neque ut Vos doceam, haec dixi, sed ut me huius rei memorem esse videatis.

Si tamen in hoc loco, quem modo tetigi, paullo diutius commorari non dedignamini: habeo quaedam ab hac publice dicendi occasione, ut mihi quidem videtur, non omnino aliena. Itaque dicam de philosophia ob scholarum diversitatem non contemnenda.

Si quis ex me quaerat, quid aetatis sit philosophiae? equidem non sic responderim, quasi velim matronae auctoritatem illi assignare; quod tamen recusare non possem, si a Thaletis usque ad nostra tempora semper viguisse eam concederem. Viguit ab Anaximandro usque ad Aristotelem: nam hoc quidem temporis spatio plerique illius fontes sunt detecti et aperti. Viguit etiam a Cartesio usque ad nostram

aetatem; nam multa inde ab illo incrementa ad eam accessisse negari non potest. Itaque, si placet, demus ei quatuor saecula, vel, si quis liberalior est, quinque vitae ingenuae saecula, pro ipsius dignitate satis bene peracta. Neque affirmare ausim, Aristotele mortuo mortuam statim esse philosophiam: sed tamen, si verum fateri velimus, quaenam erat illa vita post Aristotelem, et qualis philosophandi ratio, cum Stoici miscerent Platonem Heraclito, Academia scepticismi fere patrocinium susciperet, Epicurei abuterentur Leucippi invento per se non contemnendo ad ethices et religionis principia pervertenda? Ipse iam Aristoteles, summo ingenio, summa doctrina, multorum saeculorum fax, dux, dominus, num tantae dominationis officiis gravissimis par fuit, aut vel ipse parem se esse arbitrabatur? Fluctuat, haesitat ἐν πολλῇ ἀπορίᾳ inter sensibilia, mathematica, et ideas: Platonem saepe carpens a Platonis ore tamen pendet: logicae inventor difficillima quaeque logico more aggreditur: quod primis metaphysices problematis expediendis non sufficere nostris demum temporibus ita manifestum est factum, ut nunc etiam contra logicam peccare ad quorundam philosophorum laudem pertinere videatur. Scilicet peccatur logicos intra muros et extra: quorum vitiorum vix dici potest utrum sit ad deformandam philosophiam efficacius. Reliquum est, ut respiciamus ad illa medii aevi tempora, quibus religionis cum praeceptis tum consolationibus adeo non solum egebant homines, verum etiam ita obruebantur et custodiebantur, ut philosophari vel non liberet vel non liceret vel, specie quadam retenta, res tamen cessaret, quoniam genuina principia longa oblivione premebantur. Sed quid multa de re notissima? Placuisse quibusdam audio, Scholasticorum similes scholas denuo aperire, sed quamdiu nostrae aetatis homines eiusmodi eruditionem facile passuri sint, doceat experientia.

Comparatione facta, liberam illam et alacrem laetamque animi motionem, cui Graecum Graeci imposuerunt nomen philosophiae, rara quadam videbimus temporum opportunitate procreatam et auctam; qua opportunitate deficiente, florem illum ingenii humani necesse erat flaccescere ita, ut vagae tantum remanerent recordationes, quibus ultro citroque iactan-

dis atque ad varias opiniones accommodandis cum revera nihil proficiatur, nihil ad scientiam addatur, omnia illa saecula, quae meliore nota carent, ab aetate disciplinae sunt detrahenda: unde efficitur, philosophiam multo iuniorem, ac vulgo credi solet, esse reputandam.

Illis autem temporibus, quibus vere vixit et crevit philosophia, quantum putemus numerum fuisse hominum huic studio deditorum? Ut paucorum artificum multi solent esse imitatores, ita et philosophorum; certe paucissimorum est, artem ipsam promovere. Quae quidem ars ubi una quadam recta linea potest promoveri, brevi tempore satis longum viae spatium solet emetiri: nec a reliquis artibus philosophia fuisset celeritate crescendi superata, si, ut quibusdam videtur, ab uno principio profecta unum potuisset cursum tenere. Sed hoc ipsum prorsus est contra philosophiae naturam; et egregie falluntur, quicunque una, quam vocant, methodo omnem complecti se posse disciplinam gloriantur. Viarum et rationum in philosophia adhibendarum tanta fere diversitas est, quanta notionum tractandarum; atque perraro fit, ut eadem quasi formula ad duo problemata solvenda sine ulla mutatione uti possimus. Itaque non uno in puncto, sed multis in locis simul est inchoandum; unde confusiones ne oriantur, multae cautiones sunt adhibendae. Deinde sunt et verae coniunctiones suo nexu rite servandae, et vanae rerum iungendarum species omnino exterminandae; ne ingenti errorum invectorum vi clarissima quaeque misceantur obscurissimis, quod accidisse practicis principiis, metaphysico, si diis placet, more tractatis, satis constat.

Sed suspicor, fore, qui contradicant: videlicet ut eam tueantur rationem, quam secutos multos inde a Reinholdio videmus philosophos recentiores unum proponentes principium, unde omnia sint deducenda. Qua sententia comprobata, equidem nullo certe inter philosophos loco habendus ero, quippe qui per triginta annos nullam fere praetermiserim occasionem, quin pronuntiarem, hunc ex uno puncto procedendi ardorem non veritatis, verum erroris fuisse fontem uberrimum. Attamen taceo me ipsum: illud quaero: unicum principium ab omnibus concessum utrum invenerint,

an vero de hoc ipso constituendo adhuc sub iudice lis sit? Acquiescendam quondam videbatur multis in Cartesiano illo: *cogito, ergo sum*; quod a Spinoza relictum, a Lockio, Leibnitio, Kantio repudiatum, in novam formam conversum prodiit in Fichtiano idealismo, mox ad Spinozismum traducto, neque suam formam integram conservante. Ipsa autem philosophia tantum abest, ut ex hoc fonte prodierit, ut potius Graecis auctoribus eiusmodi ratio prorsus fuerit ignota, nisi forte ad Sophistas, philosophandi corruptores, velimus confugere. Diversissimos invenimus homines in philosophorum honore habitos; quod nullo modo potuisset fieri, si uno qualicunque principio opus esset ad eum honorem obtinendum. Diversissimi sunt Plato, Aristoteles, Parmenides, Heraclitus, Zeno Eleaticus, Zeno Cittiensis, Spinoza, Kantius, Jacobius, ne plura etiam nomina conferam. Qui si omnes aliquid attulerunt ad philosophiam, minime necesse fuit ad unicam normam adstringi, verum in eo nobis est elaborandum, ut hanc varietatem et intelligamus et colligamus, suisque locis collecta distribuamus, distributa iungamus, iuncta ab erroribus interpositis purgemus, conservemus, atque cum experientia comparemus.

Quod si nullo modo iis est cedendum, qui omnia in philosophia uno nutu regenda putant, et regi posse confidunt: iam id quidem sponte elucescet, philosophiam ob scholarum diversitatem non esse contemnendam. Sunt enim diversa initia; iisque respondent diversae meditationum formae, quibus cum multum tribuendum, tum plus etiam ignoscendum, si qui a migrandis cuiusque meditationis iustis finibus sibi non satis caverunt. Propius tamen accedamus, ut in rem commodius inspiciamus. Quid sibi volunt illi philosophiae contemtores? In omni, inquiunt, sententiarum dissensione plus una vera esse non potest; sunt autem plurimae; itaque quamcunque sumas, ea falsa videatur necesse est. Praeclara sane conclusio, si modo hoc recte se habet, omnem systematum diversitatem esse dissensionem. Disputantium philosophorum culpa hoc potuisse accidere, ut audientes nihil audirent, nihil perciperent, nihil intelligerent, nisi dissensionem, non audeo negare: polemicis enim artificiis, polemica

virtute multi solent instar heroum Homericorum pugnare. Quocirca non admodum est mirum, si qui iudicant, tot tantisque bellis literariis nihil amplius subesse, nisi ipsam bellandi voluptatem, eaque aliquando satiata hoc quidem bellorum genus finitum iri, et firmam aeternamque pacem esse subsecuturam. Revera autem subest problematum philosophicorum multitudo et varietas: quorum aliud ab alio tractatum inducere solet in nimiam spem, hinc vel illinc aliquando totum philosophiae ambitum collustratum iri. Spem sequitur temeritas, temeritatem dissensio: dissensionibus autem veri aliquid subesse atque ansam dedisse semper existimandum est, donec probetur contrarium. Inde perspicitur, cautionem quandam necessariam esse adhibendam. Philosophorum dissentientium non una ratio aut altera est eligenda pro lubitu, sed spectandae sunt dissensionum origines, ut veritates ibi latentes eruantur. Atque cum systemata nectantur alia ex aliis: primitivis multo plus operae debemus navare, quam secundariis; ideoque etiam respiciendum est potissimum ad quatuor illa vel quinque saecula philosophiae florentis, ne sequiorum temporum erroribus nimis obrutam adipiscamur veritatem.

Etsi autem omnia, quae dixi, mihi concedantur, tamen meis ipsius verbis ita irretitus videbor, ut vix pateat, quo confugere possim. Non omnem systematum diversitatem esse dissensionem, sed ipsi potius veritati inesse quandam varietatem, unde varia, eademque vera potuerint oriri philosophandi initia: id qui libenter concedant vix defuturos puto. At dissensio tamen, quomodocunque orta, signum est erroris. Id quidem ipse non possum quin concedam. Sequitur, ut, quatenus ab aliis dissentiam, in errore videar versari. Quod si ita est, monendi sunt omnes, qui me volent audire, ut potius initia spectent, unde proficiscar, quam conclusiones, si forte quasi ad metas propositas orationem direxero. Initiis enim veritatem subesse putandum est; conclusionibus autem si qui fidem adhibere volent, sua meditatione utantur necesse est, nam ipsos oportet erroris periculum praestare. Hac conditione, auditores amplissimi, honoratissimi! philosophiae docendae munus et officium suscipio; ut, si quid vobis pro-

bavero, eius defendendi curam impositam vobis ipsis existimetis. Atque profecto, si veris argumentis usus fuero, iisdem recte intellectis Vos etiam sententias a me acceptas poteritis tueri. Sententias autem sine argumentis, argumenta sine principiis nec vos decet accipere, et a me accipi nolim: itaque si quando sententias videritis tamquam metas proponi, non philosophandi, sed orationis hoc est artificium, idque non probandi sed clarius loquendi causa adhibetur.

Verumtamen, ne officii mei partem aliquam videar in alios devolvere, praesertim in eos, qui tali oneri sustinendo minus pares soleant esse: paullo uberius hic locus est explicandus; quod ut fiat, bifariam procedat oratio necesse est; nam initiorum tractandorum alia ratio est, ac conclusionum argumentis inter se aptis et nexis efficiendarum.

Ut itaque primum dicam de initiis, quae principia vocari solent: maxima cura opus est, ne quid in principiis exponendis vel omittatur vel negligatur; deinde, ne quid ultra terminos iustos producatur; cuius rei illustrandae causa pauca adiiciam. Logicae principia non sunt negligenda, verum praecepta eius semper sunt servanda: attamen cavendum, ne vel Kantiano more honestatem omnem quaeramus in forma voluntatis generali et singularium officiorum subordinatione logica, vel antiquiorum metaphysicorum errore paene ridiculo de rerum natura decernamus syllogismis freti, antequam primarum notionum difficultates insitas iisque adhibendas correctiones rite perspexerimus. Quod honestum, id solum bonum, atque virtutem unicam esse, recte dici potest: verum ipsius honesti vis ut recte intelligatur, plures eius fontes, unde oriatur, sunt agnoscendi, et omnes enumerandi; omnes, inquam, fontes nullo neglecto aperiendi, ut aequitas distinguatur a iure, ut benivolentia iuxta fortitudinem suum obtineat locum, ut Platonica illa δικαιοσύνη omnes ideas practicas complectatur quidem, neque tamen luminibus earum propriis officiat, easque in umbram, ne dicam in carcerem, conjiciat. Ad rerum naturam, experientiae quasi digito indice monstratam, nec tamen penitus reclusam, aliquanto melius cognoscendam summo iure adhibentur metaphysicae disquisitiones: at summo in errore versantur, qui metaphysices initia, ab

ipsa experientia profecta, aliunde petunt: datis enim principiis neglectis, nullo in loco certo consistere possunt, sed arreptis opinionum commentis in mari vasto iactantur, donec fluctibus abripiantur et oblivioni tradantur. Dedit autem experientia non unicum tantum metaphysicae principium, sed dedit plura. Habemus enim et externam experientiam, et internam: itaque iubemur et hanc et illam consulere, neque fas est, idealistarum more, e conscientia nostri mundum et historiam a priori, ut aiunt, construere, neque cultro anatomico ad conscientiae sedem ita penetrari potest, ut internam eius naturam sol radiis suis illuminet oculisque explorandam proponat. Qui autem iustos cuiuscunque disciplinae terminos observare nesciunt, qui logicam ethicae, ethicam metaphysicae miscendam, atque harum disciplinarum initia diversissima in unum qualecunque principium confundenda putant, ii per me licet misceant etiam mathematicam illis disciplinis: quam si nossent, adhiberent fortasse, sed non miscerent. Aliud enim est adhibere suo loco, aliud, temere miscere. Equidem semper sollicitus fui, ne miscerem distinguenda; ne turbarem rerum diversarum ordinem atque dispositionem; itaque meo iure, ni fallor, postulavi, ut aequabilis omnibus philosophiae initiis adhiberetur attentio, quam attentionis aequabilitatem si obtinuissem, iamdudum ardor polemicus deferbuisset, atque de ipsis forsitan philosophorum dissensionibus non multum superesset dicendum. Initiis enim recte positis, distributis, separatis, tractatis, argumentorum quoque deducendorum series longe facilius explicantur, atque permulta, quae videbantur humani ingenii modum excedere, sua quasi sponte redeunt in nostram ditionem, et usitatis meditandi artificiis se explorari patiuntur.

Pergamus nunc ad illam erroris suspicionem latentis in conclusionibus, argumentorum ope deductis ex initiis quamvis recte cognitis et expositis: quam suspicionem multo magis seriam habendam et tractandam putarem, si ab iis potissimum moveretur, qui ipsi in argumentis nectendis et concludendis admodum essent exercitati. At qualem audivimus orationem! Confugiendum esse ad intuitivam quandam philosophandi rationem, quoniam argumentis nulla sit fides habenda!

Itaque gratulemur beatis illis, quibus contigit intueri, quod argumentis frustra tentatum remanserat incertum: dummodo intellectuales, quae vocantur, intuitiones salvae sint atque intactae, nec obnoxiae tot dubitationum generibus, quot scimus communem sensuum cognitionem labefactasse. Manifesto autem intellectuales, si quae essent, intuitiones, in eadem crimina incurrerent, quibus omnis arguitur experientia; quocirca ad ignavam rationem, inscientia tanquam vallo se munientem, simpliciter sunt ablegandae.

Rem ipsam considerantes, fateamur necesse est, omni argumentandi generi sollicitudinis aliquid, ne fallamur, adhaerescere; idque tanto magis, quanto plus novitatis habent conclusiones argumentis prognatae; quantoque longior fuit series meditationum interpositarum. Movetur enim procedente attentione animus in cogitando: relinquuntur et evanescunt ea, quae missa facimus, cum progrediamur et annitamur a cognitis ad occultiora: post exoritur cura, ne quid commutatum atque confusum, ne quid imprudenter vel omissum vel admissum sit, quod melius animadversum cogitationes nostras in aliam partem ducturum fuisset. Abundamus etiam exemplis, quibus augeatur ea cura: videmus enim excellentes viros, summo ingenio, summa doctrina et exercitatione, in locis lubricis quasi subita caligine circumfusa lapsos, ut iter optime inceptum continuare non possent. Neque tamen omnino desunt remedia huius curae, et quidem eiusmodi remedia, quae ea ipsa philosophorum dissensione sint colligenda. Nimirum error saepe magister est veritatis; antecedentium periculis et damnis cognoscuntur loca periculosa; atque haud raro inter Scyllam et Charybdin reperitur via media, quam nunc quidem et monstrare et observare licet, modo adsit rerum praeteritarum notitia, meditandi usus satis frequens, acumen sine arrogantia, fortitudo sine temeritate. Itaque si quid novi vel nobis in mentem venit, vel ab aliis inventum nuntiatur, novitatis laude seposita id potissimum agamus, ut novitatis pericula minuamus; quod fieri solet comparatione instituta cum superiorum doctrinis, earumque vitiis iam satis cognitis, reprehensis, emendatis: sic etiam peccata recens commissa facilius detegentur. Cum autem superiorum dis-

sensiones non erroris tantum indicio, sed veritatis etiam esse perspexerimus: inde aliud quoque commodum augurari licet; si quidem vera philosophandi initia sub dissensionum velamentis latentia satis cognita habeamus. Sunt enim, ut iam dixi, plura initia vera: unde facile colligitur, plures etiam a pluribus initiis argumentorum series exstituras esse: quae sunt quasi totidem viae per campum philosophiae in omnes partes ita porrectae, ut saepe alteri occurrat altera, sive, ut argumenta argumentis aliunde petitis comprobentur atque confirmentur: quod in mathematicorum calculis fere semper et usu venire, et optimum contra errores forte commissos praesidium solet praebere. Quamdiu autem argumenta argumentis contrariis videntur pugnare: tamdiu quaerendum est, utrum argumentorum sit pugna, an vero hominum suis praeiudicatis opinionibus faventium: deinde, utrum revera de eadem re sit controversia, an vero distinguendo et suum cuique tribuendo dirimi possint lites atque componi: denique in rebus, quae vel fiunt, vel effici possunt, recte iudicandis maxima vis est experientiae, quam semper ante oculos habeamus necesse est; ipsa enim est, quam et cogitando assequi, et in agendo recte tractare conamur.

Notissima sunt, quae protuli: itaque remediis contra argumentorum errores iam inventis atque paratis, quid est, cur philosophorum dissensiones ne nunc quidem finem habeant? Quibus finitis maximam fore philosophiae auctoritatem quis dubitet? Num fortasse prorsus immemores hodierni philosophi sunt veteris proverbii: concordia parvae res crescunt? an potius quod facile fuit dictu, id difficile est factu? Certe ita res se habet: inprimisque id ipsum, cuius mentionem modo inieci, experientiam cogitando assequi, difficillimum est: quod ut paucis illustrem, commode rem sic puto considerari posse. Quotidiana experientia nullam solet admirationem excitare: sin praeter consuetudinem aliquid vel acciderit vel a physicis inventum exhibetur, tum demum omnes mirantur: experti enim eiusmodi aliquid sibi videntur, quod sit contra experientiam, (scilicet contra eam, quam adhuc usque habuerant, atque familiarem sibi reddiderant, experientiam;) itaque mirantur, experientiam ipsam sibi non consentire. Accuratius

tamen in communem atque quotidianam experientiam inspicientem fugere non potest, permulta illi inesse magis etiam admiranda, quam si quid novi nunc primum insolita specie sensus perculerit. Quamobrem multo saepius, ac sentiunt homines, mirandum est, experientiam sibi non constare. Neque tamen hoc ita accipi potest ac debet, quasi ipsa rerum natura, quae maxime est constans, a sese descivisset suasque regulas violasset. Itaque magnum interest discrimen inter experientiam hominum et naturam rerum; vitiumque latet in notionibus, quas experientia duce formavimus; iis enim ipsis utentes experientiam cogitando non assequimur, siquidem in contrarias partes distracta cogitatio nihil certi est adepta, quod sibi proprium habeat atque firmiter amplectatur. Nimirum natura non tales nos genuit, quasi intima viscera inspicienda nobis esset praebitura: concessit experientiam; negavit cognitionem adeo liquidam, ut statim in sensus incurreret neque ullam desideraret correctionem. Sed ad experientiam in veram cognitionem evehendam magna vis est in physicorum artificiis et instrumentis, maior etiam vis in mathematicorum figuris et formulis: plurimum tamen laboris relinquitur philosophiae, cui incumbit primarum notionum corrigendarum officium: his enim notionibus nondum correctis nec uti nec carere possumus in experientia cogitatione persequenda. Sed iam vereor, ne omnino absona videar protulisse: haec enim ipsa sunt, quae permulti sibi persuaderi nullo modo patiuntur. Quocirca testes adhibebo satis locupletes: ipsas illas, de quibus iamdudum locutus sum, philosophorum dissensiones gravissimas, diuturnas, minime commodas nec iucundas, nullis precibus, nullis admonitionibus exstinguendas: quibus si experientia sola posset mederi, nostris certe temporibus physicorum experimentis et historicorum narrationibus satis medicinae haberemus comparatum et coacervatum. Immo vero ab experientia quotidie aucta quotidie novi prodeunt stimuli ad excitandas dissensiones. Quodsi hoc esset malum sine medicina, dolendum esset potius quam contemnendum: mihi vero ne dolendum quidem videtur, sed observandum, atque in humanae naturae phaenomena valde memorabilia referendum. Explicationem huius phaenomeni

petendam esse a psychologia, medicinam vero mali parari in metaphysica, iam uberius ostenderem, nisi loci et temporis rationibus obtemperarem.

Paucis adhuc considerandum est, quales se gesserint philosophi, cum dissensione velut onere omnibus simul imposito premerentur. Neque tamen multa dicturus sum de iis, qui molestiae communis impatientes ad vim quandam literariam, ad arma polemica confugiendum putarunt, atque omnes aliter sentientes pro inimicis et hostibus habitos magno impetu adorti, triumphos ante victoriam egerunt. De quibus quid ipse iudicem, parvi est momenti: quale autem iudicium latura sit historia, id quidem non obscurum videtur: non enim de bellorum, sed de artium historia hic loquor, quae conservare ingeniose inventa, verborum altercationes vel silentio praeterire, vel si quid gravius inde secutum sit, tristi nota insignire solet. Mihi potius spectandi sunt duumviri illi celeberrimi, quorum alter academiam Regiomontanam, alter hanc Georgiam Augustam suo nomine et ingenio illustravit. Uterque sic se gessit, ut libere diceret, quod sentiret; hominum opiniones et gratiam non aucuparetur; ad magnos contentiones non descenderet; artificiosa oratione parum uteretur; publica laude non anxie quaesita ad summam aetatem usque frueretur. Kantius cum philosophiam viribus fractam invenisset et quasi accepisset, tanto eam splendore circumdedit, ut omnes artes novo lumine resplenderent, multique in eam exspectationem inducerentur, mox finem adfore omnium inter philosophos dissensionum. Quam exspectationem nimiam esse sensit Schulzius: itaque obstitit iis, qui minus considerate omnia ad Kantianam formam et normam exigere conabantur, dum ipsa Kantianae doctrinae forma adhuc in dubio erat, emendandique causa variis modis tentabatur. Obstitit, inquam, Schulzius auctoritati Kantii; contradixit facundiae Reinholdianae; repugnavit audaciae Fichtianae et Schellingianae; sustinuit varios mobilium opinionum impetus; suoque loco per longam annorum seriem ita se tenuit, ut nunquam adversariis victoriae de se reportatae gloriam concederet. Habemus hic philosophorum talem dissensionem, qualis est et laudanda et optanda: nulla enim alia ratione caveri potest, ne systemata magna

quidem ex parte praeclara, neque tamen omnino perfecta errorum progeniem cito crescentem spargant atque divulgent. Mea quidem sententia, si plures fuissent Schulzii similes, Kantiana ratio non tam turbidos motus excitasset; minorem scribendi et disputandi ambitionem aluisset; a paucioribus fuisset maiori assiduitate et acumine examinata; quantum discesserit ab officiis critices, non tamdiu latuisset; quid valeat contra Spinozismum, omnium oculis patefactum esset: hinc philosophia nostris temporis longe aliam haberet historiam, multoque melius iam nunc esset constituta. Hodie quidem nihil magis venit in consuetudinem, quam laudatores temporis acti irridendos iis se praebere, qui semper novas res moliuntur: quod tamen, ni fallor, plerumque indicat, negligentiam peperisse arrogantiam, eiusque rei in philosophicis etiam exempla mihi videor deprehendisse, quae nunc non libet proferre. Hoc dico, Kantii philosophiam vel non minori vel maiori etiam hodie in honore futuram fuisse, si inde ab initio diligentius, severius, saepius a viris gravibus et sagacibus, qualis Schulzius fuit, lustrata, expensa, excussa, perpurgata esset, atque ad verum pretium reducta. Est enim ita comparata, ut omni falsa laude abiecta tamen summa adhuc maneat in dignitate. Kantianum ipse me professus sum, atque etiam nunc profiteor: quod quo minus pronuntiarem, impedimento mihi non fuit vetus illa psychologia, animum quasi lacerans, animique facultatum bella gesta narrans: cui fabulae quamquam totum systema Kantianum superstructum videtur, ab intimo tamen ipsius Kantii consilio aliena est iudicanda: quae enim ille contra antiquiorum scholarum cosmologiam et theologiam habebat dicenda, ea non hausta erant, nec hauriri poterant ex falsae psychologiae fontibus; verumtamen nota lectoribus psychologia utebatur Kantius, ut doceret, quae vellet, atque ut intelligeretur a sui temporis hominibus, quibuscum certe de mathematica psychologia, etiamsi Kantius hunc locum tetigisset, non erat loquendum. Itaque vehementer ab aliis Kantianis dissentiens, quibus illa fabula totius philosophiae arx et praesidium videri solet, multo minus dissentio ab ipso Kantio: dissensionem tamen velare vel infitiari nolo, quia illud ipsum *dissentire* mihi non

adeo vituperandum videtur, ut ab eo tanquam a macula mihi sit cavendum. Ridiculi sunt, qui in dissentiendo laudem quaerunt, quasi indignum esset philosopho, aliena vestigia sequi. Sed aperte dicendum est, si post meditationes ad maturitatem perductas aliquem in errore deprehendisse nobis videmur: idque dici potest sine verborum pugna, et salva philosophiae auctoritate: quam ubi deminutam videmus, partium studium ultra simplicis dissensionis fines iam processit. Kantio plus tribuendum iudico, quam unicuique recentiorum: quem autem psychologiae usum introduxit, condonandum potius quam concedendum arbitror: et multo etiam magis illam metaphysicam morum, reprehenderem, in qua totam ethicam positam esse voluit, nisi haec esset verborum potius, quam rerum controversia. Animadvertendum est certe, verbis male positis haud raro hominum opiniones aeque fere turbari, ac rebus male cogitatis: itaque diserte pronuntiandum mihi videtur, metaphysicam spectare naturam, sed ad philosophiae practicae principia nullo modo pertinere. Ius igitur metaphysicum nullum est: ius civitatum metaphysice paratum idem valet ac lignum ferreum: si autem timor etiam huius monstri quosdam invasit, eos velim sedulo metaphysicae operam dare, ut vel cognoscant, quam aliena sit a iure constituendo moribusque regendis metaphysica, vel saltem Kantium internoscere discant a Spinozistica ratione: haec enim non verbis tantummodo male utitur, sed revera atque prorsus aperte id egit, ut vim rerum naturalem cum iure confunderet, eundemque virium et iurium esse ambitum doceret. Nihil tale Kantius! accurate practicam a theoretica ratione distinguens, adeoque practicae rationi primas vindicans partes. En magni momenti exemplum, philosophorum dissensiones interdum plus timoris movere verbis male intellectis, quam rei melius perspectae consentaneum est.

Videtis, auditores venerandi, excellentissimi, quam longe abfuerim a philosophia commendanda laudibusque cumulanda. Maluissem profecto, si tanta orationis gravitate pollerem, philosophiae cum ceteris artibus omnibus familiaritatem laudare, eamque maxime necessariam: demta enim hac familiaritate, ipsarum etiam artium inter sese vinculum nisi omnino

tollitur, remittitur tamen atque discingitur: tum dilabuntur artes, omnisque doctrina splendoris plus quam luminis spargit, hominumque admirationem potius movet, quam fructus iis praebet, nisi forte ad minutas utilitates descendant viri docti, unde nihil generosum, nihil sublime prodire potest. Maluissem, inquam, philosophiae vim ad ingenia excolenda, corroboranda, monenda, ad curas vulgares superandas affectusque coercendos, ad colligendam et perspiciendam rerum varietatem, ad ipsum summum numen ea qua par est, verecundia agnoscendum, debita diligentia et facundia exponere. Quod cum nimis arduum, his praesertim temporibus, mihi videretur, satis habui de philosophorum dissensionibus ita dicere, ut eas vel excusarem hominum usque ad nostram aetatem vere philosophantium paucitate, vel explicarem initiorum multitudine et veritatum occultarum varietate, vel leniendas ostenderem principiis rite dispositis argumentisque apte connexis, vel saltem non condemnandas demonstrarem propter humanae experientiae conditionem, vel accommodandas et ordinandas ad clarissimorum virorum exempla indicarem. Breviter multis de rebus erat dicendum: severioris disciplinae formas hoc quidem loco et tempore a me exspectari non putavi: si quaedam vobis minus probavero, vestro iudicio meum anteponere nolui. Exemplis usus sum mihi proximis: Kantium et Schulzium honoris causa nominavi: quos officii laudisque viam mihi praeivisse omni, quae ipsorum memoriae debetur, observantia libenter confiteor.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Werner.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herbart, Johann Friedrich,

J. F. Herbart's kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse

Bd.: 2

Leipzig (1842)

Ph.u. 246 d-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10046029-2